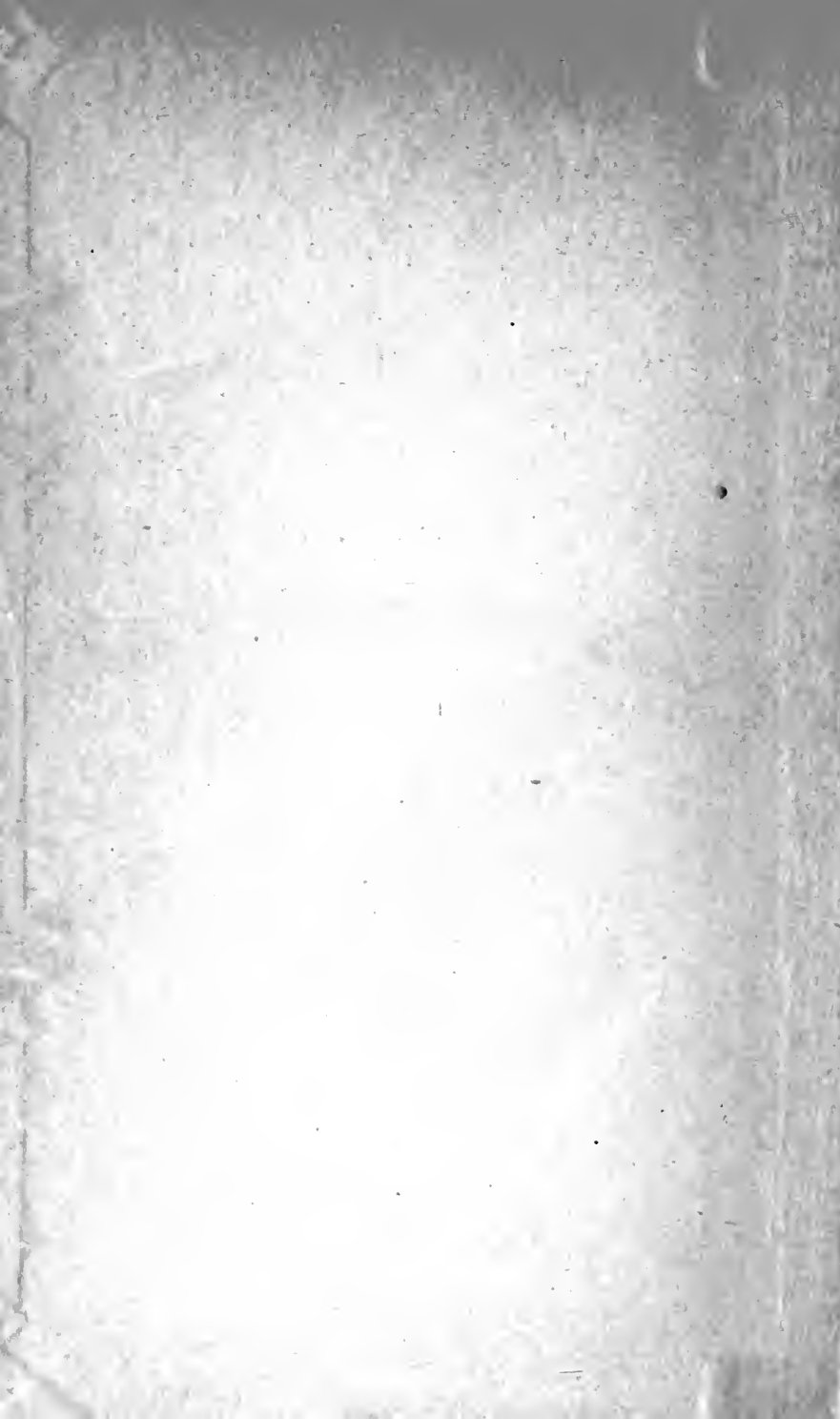
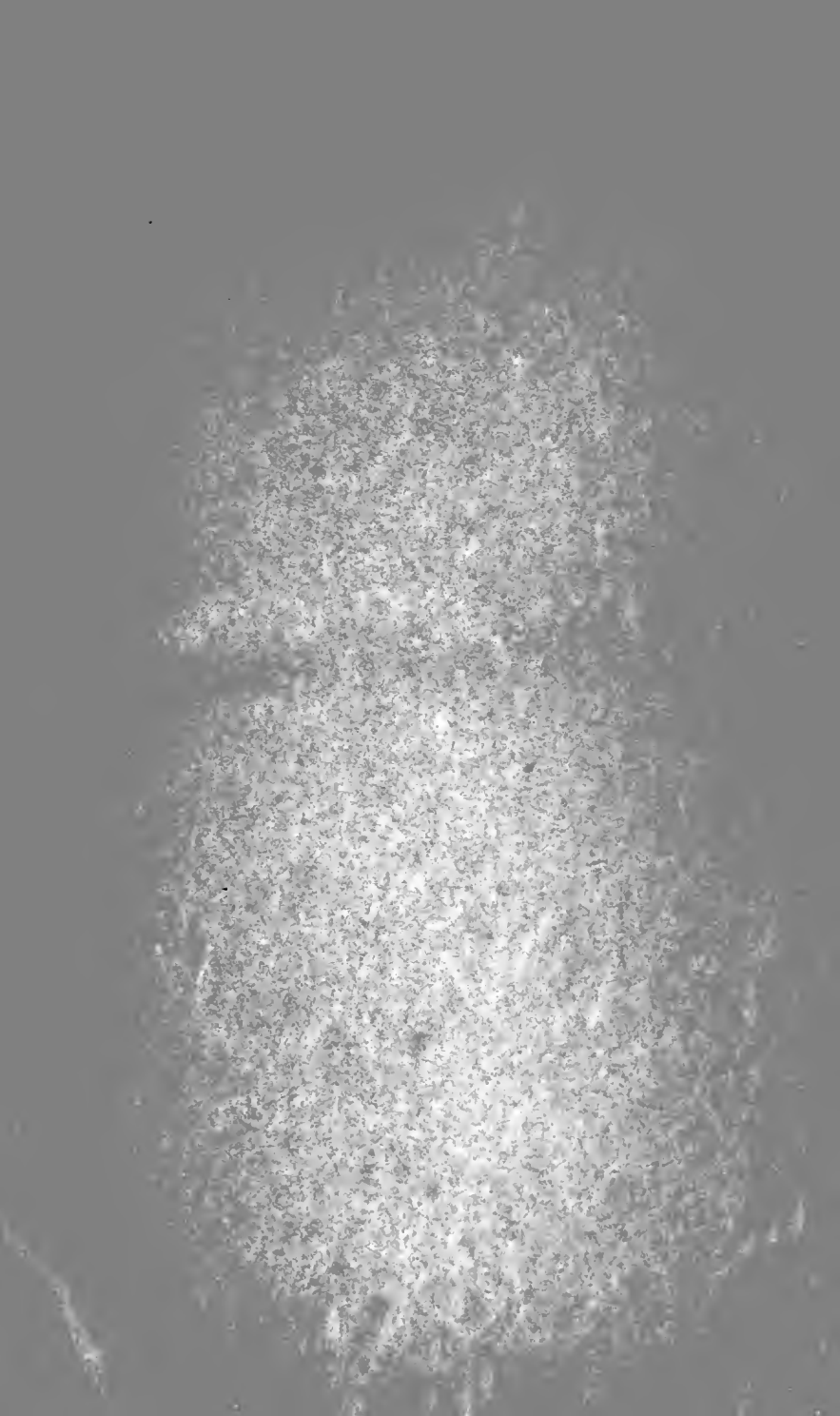




3 1761 07469418 3







Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

Bibliothek
der
Volkswirtschaftslehre
und
Gesellschaftswissenschaft.

Begründet von F. Stöpel.

Fortgeführt

von

Robert Prager.

III.



BERLIN
VERLAG VON R. L. PRAGER
1905.

Koppel

Adam Smith

Untersuchung

über

das Wesen und die Ursachen

des

Volkswohlstandes.

Aus dem Englischen übertragen

von

F. Stöpel.

Zweite Auflage durchgesehen und verbessert

von

Robert Prager.

Erster Band. \triangle 2. B.



BERLIN

VERLAG VON R. L. PRAGER

1905.



HP

151

151

151

673268

26. 2. 57

Adam Smith, geb. am 5. Juni 1723 zu Kirkaldy in Schottland, gest. zu Edinburg im Jahre 1790, kam vierzehnjährig auf die Universität Glasgow, drei Jahre später nach Oxford. Seine Mutter — der Vater war schon vor der Geburt Adams gestorben — hatte ihn zum Geistlichen bestimmt, doch beschäftigte er sich bereits auf der Universität mit ganz anderen als theologischen Studien und kehrte nach siebenjährigem Aufenthalt in Oxford 1747 nach Schottland zurück, um lediglich den Wissenschaften zu leben. 1748 wandte er sich nach Edinburg und hielt dort einige Jahre hindurch Vorlesungen über Rhetorik und schöne Wissenschaften. Hier wurde er mit Hume, dessen philosophische und ökonomische Werke großen Einfluß auf ihn übten, persönlich bekannt. 1751 wurde er Professor der Logik, 1752 Professor der Moralphilosophie in Glasgow. 1759 erschien seine „Theorie der sittlichen Empfindungen“, worin er nachzuweisen sucht, daß alle Moral ihre Grundlage in der Sympathie habe. Einige Jahre später legte er seine Professur nieder, um den jungen Herzog von Buccleugh auf Reisen zu begleiten (1764—66). Nach längerem Aufenthalt im südlichen Frankreich verweilte er mit seinem Zögling von Weihnachten 1765 bis zum Oktober 1766 in Paris, wo er mit Turgot, Quesnay, Necker und anderen ausgezeichneten Männern bekannt wurde. Nach der Rückkehr in sein Vaterland ging Smith wieder nach Kirkaldy, wo er die nächsten zehn Jahre lediglich mit Ausarbeitung seines epochemachenden Werkes über den Volkswohlstand beschäftigt war. Dieses Werk erschien im Jahre 1776. Einige Jahre darauf erhielt er auf Verwendung des Herzogs von Buccleugh die Stellung eines Zollkommissärs für Schottland, und lebte als solcher in Edinburg, ohne für die Wissenschaft noch Erhebliches zu leisten. Einige kleinere Abhandlungen wurden nach seinem Tode veröffentlicht; den größten Teil seiner Handschriften aber verbrannte Smith einige Tage vor seinem Tode selbst. — Die erste

Ausgabe des „Volkswohlstandes“ wurde Ende des Jahres 1775 und anfangs des folgenden Jahres gedruckt. So oft daher vom „gegenwärtigen“ Zustande der Dinge die Rede ist, hat man diese oder eine etwas frühere Zeit darunter zu verstehen. In der dritten Ausgabe sind verschiedene Zusätze gemacht, namentlich zu dem Kapitel über Rückzölle und Ausfuhrprämien; ferner ist ein neues Kapitel „über das Merkantilsystem“ und zum Kapitel „über die Staatsausgaben“ ein neuer Abschnitt hinzugekommen. So oft in diesen Zusätzen von dem „gegenwärtigen“ Zustande der Dinge gesprochen wird, ist das Jahr 1783 und der Anfang des Jahres 1784 darunter zu verstehen.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Einleitung und Plan des Werks	1
Erstes Buch.	
Von den Ursachen der Zunahme in der Ertragskraft der Arbeit und von den Regeln, nach welchen ihr Ertrag sich naturgemäß unter die verschiedenen Volksklassen verteilt.	
Erstes Kapitel.	
Teilung der Arbeit	6
Zweites Kapitel.	
Über den Trieb, der die Teilung der Arbeit veranlaßt . . .	18
Drittes Kapitel.	
Die Teilung der Arbeit hat ihre Schranken an der Ausdehnung des Marktes	24
Viertes Kapitel.	
Vom Ursprung und Gebrauch des Geldes	31
Fünftes Kapitel.	
Vom wahren und nominellen Preise der Waren oder von ihrem Preise in Arbeit und ihrem Preise in Geld . . .	41
Sechstes Kapitel.	
Die Bestandteile des Warenpreises	65
Siebentes Kapitel.	
Der natürliche Preis und der Marktpreis der Waren . . .	76
Achtes Kapitel.	
Der Arbeitslohn	89
Neuntes Kapitel.	
Der Kapitalgewinn	122
Zehntes Kapitel.	
Lohn und Gewinn in den verschiedenen Verwendungen der Arbeit und des Kapitals	137
Erste Abteilung.	
Verschiedenheiten, die aus der Natur der Verwendungen selbst entspringen	138

	Seite
Zweite Abteilung.	
Ungleichheiten, welche durch die europäische Wirtschaftspolitik veranlaßt sind	165
Elftes Kapitel.	
Die Grundrente	201
Erste Abteilung.	
Bodenerzeugnisse, die immer eine Rente abwerfen . . .	204
Zweite Abteilung.	
Bodenerzeugnisse, die zuweilen Rente geben, zuweilen nicht	225
Dritte Abteilung.	
Die Veränderungen in dem Verhältnis zwischen dem Werte derjenigen Art von Produkten, welche immer eine Rente bringen, und dem Werte derer, die zuweilen eine Rente gewähren und zuweilen keine	245
Abschweifung über die Schwankungen des Silberwertes während der letzten vier Jahrhunderte.	
Erste Periode	247
Zweite Periode	266
Dritte Periode	268
Veränderungen in dem Wertverhältnis zwischen Gold und Silber	291
Gründe für die Vermutung, daß der Wert des Silbers noch immer sinkt	298
Verschiedene Wirkungen des Fortschritts der Kultur auf drei verschiedene Arten von Rohprodukten	299
Erste Art	300
Zweite Art	302
Dritte Art	316
Ergebnis der Abschweifung über die Wertveränderungen des Silbers	328
Wirkungen der Kulturfortschritte auf den Sachpreis der Industrieerzeugnisse	336
Schluß des Kapitels	342
Die Weizenpreise in England nach Fleetwood	347

Untersuchung
über
das Wesen und die Ursachen
des
Volkswohlstandes.

Einleitung und Plan des Werkes.

Die jährliche Arbeit eines jeden Volkes ist der Fonds, welcher es ursprünglich mit allen Bedürfnissen und Annehmlichkeiten des Lebens versorgt, die es jährlich verbraucht, und die immer entweder in dem unmittelbaren Erzeugnis dieser Arbeit oder in demjenigen bestehen, was für dieses Erzeugnis von anderen Völkern gekauft wird.

Je nachdem daher dieses Erzeugnis, oder das, was mit ihm gekauft wird, in einem größeren oder kleineren Verhältnis zu der Zahl derjenigen steht, welche es verbrauchen wollen, wird auch das Volk mit allen Bedürfnissen und Annehmlichkeiten besser oder schlechter versorgt sein.

Dieses Verhältnis muß aber bei jedem Volke durch zwei verschiedene Umstände bestimmt werden; erstens durch die Geschicklichkeit, Fertigkeit und Einsicht, mit der seine Arbeit im Allgemeinen verrichtet wird; und zweitens durch das Verhältnis zwischen der Anzahl derer, die einer nützlichen Arbeit obliegen und derer, die dies nicht tun. Wie auch immer der Boden, das Klima oder der Gebietsumfang eines bestimmten Volkes beschaffen sein mag, der Überfluß oder die Unzulänglichkeit seines jährlichen Vorrats muß in dieser bestimmten Lage von jenen beiden Umständen abhängen.

Der Überfluß oder die Unzulänglichkeit dieses Vorrats scheint übrigens mehr von dem ersten Umstände abzuhängen, als von dem zweiten. Unter den wilden Fischer- und Jägervölkern ist jedes arbeitsfähige Individuum mehr oder weniger mit nützlicher Arbeit beschäftigt und sucht nach Kräften die Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens für sich selbst oder für solche Glieder seiner Familie oder seines Stammes herbeizuschaffen, die zu alt, zu jung oder zu schwach sind, um auf die Jagd und den Fischfang auszugehen. Solche Völkerschaften sind jedoch so jämmerlich arm, daß sie aus bloßem Mangel häufig gezwungen sind oder sich wenigstens für gezwungen halten, ihre Kinder, ihre Alten und die mit langwierigen Krankheiten Behafteten entweder umzubringen oder auszusetzen und dem Hungertode oder den wilden Tieren preiszugeben. Unter gesitteten und blühenden Völkern hingegen ist, obwohl oft eine große Menge Menschen gar nicht arbeiten und viele von ihnen das Produkt von zehn, ja hundert Mal mehr Arbeit verbrauchen, als der größere Teil der Arbeitenden, dennoch das Produkt der gesamten Arbeit der Gesellschaft so groß, daß Alle oft reichlich versorgt sind und ein Arbeiter, selbst der niedrig-

sten und ärmsten Klasse, wenn er mäßig und fleißig ist, sich eines größeren Anteils an den Bedürfnissen und den Annehmlichkeiten des Lebens erfreuen kann, als ein Wilder sich je zu verschaffen imstande wäre.

Die Ursache dieser Zunahme in den produktiven Kräften der Arbeit und die Ordnung, nach welcher ihr Erzeugnis sich naturgemäß unter die verschiedenen Stände und Klassen der Gesellschaft verteilt, macht den Gegenstand des ersten Buches dieser Untersuchung aus.

Welches auch der wirkliche Zustand der Geschicklichkeit, Fertigkeit und Einsicht ist, womit die Arbeit in einem Volke verrichtet wird, der Überfluß oder die Unzulänglichkeit seines jährlichen Vorrats muß während der Dauer dieses Zustandes von dem Verhältnisse abhängen, in welchem die Zahl derer, die das Jahr hindurch mit nützlicher Arbeit beschäftigt sind, zur Zahl derjenigen steht, welche es nicht sind. Die Zahl der nützlichen und produktiven Arbeiter steht, wie sich später zeigen wird, überall im Verhältnis zu der Menge des Kapitalvorrats, welcher dazu verwendet wird, sie zu beschäftigen, und zu der besondern Art, in welcher es dazu verwendet wird. Das zweite Buch handelt daher von der Natur des Kapitals, von der Art, wie es sich allmählich anhäuft, und von den verschiedenen Mengen der Arbeit, welche es je nach der verschiedenen Weise seiner Anwendung in Bewegung setzt.

Völker, die es in der Geschicklichkeit, Fertigkeit und Einsicht bei Verrichtung der Arbeit ziemlich weit gebracht haben, folgten sehr verschiedenen Plänen in ihrer allgemeinen Leitung oder Richtung; und diese Pläne sind nicht alle der Größe des Arbeitserzeugnisses gleich günstig gewesen. Die Politik mancher Völker begünstigte vorzüglich den Ackerbau, die anderer den städtischen Gewerbleiß. Kaum irgend ein Volk hat jede Art des Gewerbleißes gleich und unparteiisch

behandelt. Seit dem Untergang des römischen Reiches ist die Politik in Europa den Künsten, den Gewerben und dem Handel — der Industrie der Städte — günstiger gewesen, als der Agrikultur — der Industrie des platten Landes. Die Umstände, welche diese Politik eingeführt und befestigt zu haben scheinen, sind im dritten Buche auseinander gesetzt.

Obgleich diese verschiedenen Pläne vielleicht zuerst durch die privaten Interessen und Vorurteile einzelner Stände, ohne Rücksicht und Voraussicht der Folgen, welche sie für die allgemeine Wohlfahrt der Gesellschaft haben mußten, zur Geltung kamen, so haben sie doch zu sehr verschiedenen Theorien der politischen Ökonomie, von denen die einen die Wichtigkeit der städtischen, die anderen die der ländlichen-Industrie preisen, Veranlassung gegeben. Diese Theorien haben nicht bloß auf die Meinungen der Gelehrten, sondern auch auf die Maßregeln der Fürsten und Staaten einen beträchtlichen Einfluß geübt. Ich habe mich im vierten Buche bemüht, diese verschiedenen Theorien und die hauptsächlichsten Wirkungen, die sie in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Nationen geäußert haben, so vollständig und klar, als ich es vermag, auseinanderzusetzen.

Zu erörtern, worin das Einkommen der großen Masse des Volkes, oder jene Fonds bestanden, welche zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern ihnen den jährlichen Bedarf lieferten, ist der Gegenstand der vier ersten Bücher. Das fünfte und letzte Buch handelt von dem Einkommen des Souveräns oder des Gemeinwesens. In diesem Buche habe ich mich bemüht, zu zeigen, erstens, welches die notwendigen Ausgaben des Souveräns oder Gemeinwesens sind; welche dieser Ausgaben durch allgemeine Beisteuern der ganzen Gesellschaft bestritten, und welche nur von einem einzelnen Teile oder von einigen ihrer Glieder getragen

werden sollten; zweitens, nach welchen verschiedenen Methoden die ganze Gesellschaft zur Bestreitung der ihr obliegenden Ausgaben herangezogen werden kann, und welche hauptsächlichlichen Vorteile und Nachteile jede dieser Methoden hat; drittens endlich, welche Gründe und Ursachen fast alle neueren Regierungen veranlaßt haben, einen Teil dieses Einkommens zu verpfänden oder Schulden zu kontrahieren, und welche Wirkung diese Schulden auf den wahren Wohlstand: den jährlichen Ertrag des Bodens und der Arbeit der Gesellschaft, gehabt haben.

Erstes Buch.

Von den Ursachen der Zunahme in der Ertragskraft der Arbeit und von den Regeln, nach welchen ihr Ertrag sich naturgemäss unter die verschiedenen Volksklassen verteilt.

Erstes Kapitel.

Teilung der Arbeit.

Die größte Zunahme in der Ertragskraft der Arbeit und der größere Teil der Geschicklichkeit, Fertigkeit und Einsicht, womit sie irgendwo geleitet oder verrichtet wird, scheint aus den Wirkungen der Arbeitsteilung hervorgegangen zu sein.

Die Wirkungen der Arbeitsteilung in der allgemeinen Tätigkeit der Gesellschaft werden leichter zu verstehen sein, wenn man beachtet, in welcher Weise sie in einigen besonderen Gewerben wirkt. Man nimmt gewöhnlich an, daß sie in gewissen sehr unbedeutenden Gewerben am weitesten getrieben sei; und vielleicht wird sie in diesen wirklich weiter getrieben, als in anderen von größerem Belang; aber in den unbedeutenderen Gewerben, welche die wenig umfangreichen Bedürfnisse einer nur geringen Menschenzahl zu versorgen haben, muß die Zahl der Arbeiter notwendig gering sein; und die in den verschiedenen Zweigen der Arbeit Beschäftigten können oft in derselben Werkstatt bei-

sammen sein und sämtlich von einem Beobachter mit einem Blick übersehen werden. In den großen Fabriken dagegen, welche die wichtigsten Bedürfnisse des ganzen Volks zu beschaffen haben, beschäftigt jeder einzelne Arbeitszweig eine so große Zahl von Arbeitern, daß es unmöglich ist, sie alle in derselben Werkstatt zu versammeln. Man sieht da selten zu gleicher Zeit mehr als diejenigen, welche in einem einzelnen Zweige tätig sind. Obgleich daher in solchen Fabriken die Arbeit in der Tat in viel mehr Abteilungen zerfallen kann, als in Gewerben geringfügigerer Art, so ist die Teilung doch nicht entfernt so augenfällig und deshalb auch weit weniger beobachtet worden.

Nehmen wir also ein Beispiel von einem sehr unbedeutenden Betriebe, der jedoch sehr oft wegen der darin herrschenden Teilung der Arbeit angeführt worden, nämlich von dem Geschäfte des Nadlers, so könnte ein für dieses Geschäft, aus dem die Teilung der Arbeit ein eigenes Gewerbe gemacht hat, nicht angelernter Arbeiter, der mit dem Gebrauch der dazu verwendeten Maschinen, zu deren Erfindung wahrscheinlich erst die Teilung der Arbeit Veranlassung gegeben hat, nicht vertraut wäre, vielleicht mit dem äußersten Fleiße täglich kaum eine, gewiß aber keine zwanzig Nadeln machen. In der Art aber, wie dies Geschäft jetzt betrieben wird, ist nicht allein die ganze Verrichtung ein eigenes Gewerbe, sondern es ist noch in eine Anzahl von Zweigen eingeteilt, von denen die meisten ebenfalls eigene Gewerbe sind. Ein Mann zieht den Draht, ein Anderer streckt ihn, ein Dritter schneidet ihn in Stücke, ein Vierter spitzt ihn zu, ein Fünfter schleift ihn am oberen Ende, wo der Kopf angesetzt wird; die Verfertigung des Kopfes erfordert zwei oder drei verschiedene Verrichtungen; sein Ansetzen ist ein eigenes Geschäft, die Nadeln weiß zu glühen ein anderes; sogar

das Einstecken der Nadeln in Papier bildet eine Arbeit für sich. Und so ist das wichtige Gewerbe, Stecknadeln zu machen, in ungefähr achtzehn verschiedene Tätigkeiten geteilt, die in manchen Fabriken alle von verschiedenen Händen verrichtet werden, während in andern manchmal derselbe Mann zwei oder drei verrichtet. Ich habe eine kleine Fabrik dieser Art gesehen, in der nur zehn Menschen beschäftigt waren und manche daher zwei oder drei verschiedene Verrichtungen zu erfüllen hatten. Obgleich nun diese Leute sehr arm und darum nur notdürftig mit den erforderlichen Maschinen versehen waren, so konnten sie doch, wenn sie tüchtig arbeiteten, zusammen etwa zwölf Pfund Stecknadeln täglich liefern. Ein Pfund enthält über viertausend Nadeln von mittlerer Größe. Jene zehn Personen konnten mithin zusammen täglich über acht und vierzig Tausend Nadeln machen. Jeder Einzelne kann daher, da er den zehnten Teil von acht und vierzig Tausend Nadeln machte, als Verfertiger von vier Tausend acht Hundert Nadeln an einem Tage angesehen werden. Hätten sie jedoch alle einzeln und unabhängig von einander gearbeitet und wäre keiner für sein besonderes Geschäft angelernt worden, so hätte gewiß keiner zwanzig, vielleicht nicht Eine Nadel täglich machen können, d. h. nicht den zweihundertvierzigsten, vielleicht nicht den viertausend achthundertsten Teil von dem, was sie jetzt infolge einer geeigneten Teilung und Verbindung ihrer verschiedenen Verrichtungen zu leisten imstande sind.

In jeder andern Kunst und jedem andern Gewerbe sind die Wirkungen der Arbeitsteilung ähnliche, wie in diesem sehr unbedeutenden Geschäft; obgleich in vielen von ihnen die Arbeit weder in so viele Unterabteilungen zerlegt, noch auf eine so große Einfachheit in der Verrichtung zurückgeführt werden kann, so ver-

anlaßt doch die Arbeitsteilung in jedem Gewerbe eine dem Maße ihrer Durchführbarkeit entsprechende Steigerung der Ertragskraft der Arbeit. Die Trennung der verschiedenen Gewerbe und Beschäftigungen scheint infolge dieses Vorteils Platz gegriffen zu haben. Auch geht diese Trennung gewöhnlich in denjenigen Ländern am weitesten, welche sich der höchsten Entwicklung der Industrie und Kultur erfreuen; was in einem rohen Gesellschaftszustande das Werk eines einzigen Menschen ist, pflegt in einem vorgeschrittenen dasjenige Mehrerer zu sein. In jeder vorgeschrittenen Gesellschaft ist der Landmann gewöhnlich nichts als Landmann, der Handwerker nichts als Handwerker. Auch die Arbeit, die zur Herstellung irgend eines vollständigen Fabrikats nötig ist, wird fast immer unter eine Menge von Händen verteilt. Wie viele verschiedene Gewerbe sind in jedem Zweige der Leinen- und Wollen-Manufaktur beschäftigt, von den Flachs- und Wollzüchtern bis zu den Bleichern und Mangern der Leinwand oder zu den Färbern und Appreteuren des Tuches! Die Natur der Landwirtschaft läßt nicht so viele Unterabteilungen der Arbeit noch eine so vollständige Trennung eines Geschäftes vom andern zu, als die Gewerbe. Es ist unmöglich, das Geschäft des Viehzüchters von dem des Kornbauers so gänzlich zu trennen, wie das Gewerbe des Zimmermanns von dem des Schmiedes gewöhnlich getrennt ist. Der Spinner ist fast immer eine vom Weber verschiedene Person; aber der Pflüger, der Egger, der Sämann und der Schnitter sind oft ein und dieselbe. Da die Anlässe zu diesen verschiedenen Arten der Arbeit mit den verschiedenen Jahreszeiten wiederkehren, so ist es unmöglich, daß ein Mann fortwährend mit einer von ihnen beschäftigt sein kann. Diese Unmöglichkeit einer so gänzlichen Trennung aller in der Landwirtschaft vorkommenden Arbeitszweige ist vielleicht der Grund,

warum die Steigerung der Ertragskräfte der Arbeit in dieser Kunst nicht immer mit ihrer Steigerung in den Gewerben gleichen Schritt hält. Die reichsten Nationen übertreffen allerdings gewöhnlich alle ihre Nachbarn sowohl in der Landwirtschaft wie in den Gewerben; allein sie sind in der Regel mehr durch ihre Überlegenheit in den letzteren, als in der ersteren ausgezeichnet. Ihre Ländereien sind im allgemeinen besser kultiviert und bringen, da mehr Arbeit und Kosten darauf verwendet sind, im Verhältniß zur Ausdehnung und natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens mehr hervor. Aber diese Überlegenheit der Produktion ist selten größer als der verhältnismäßige Mehraufwand an Arbeit und Kosten. In der Landwirtschaft ist die Arbeit des reichen Landes nicht immer viel produktiver, als die des armen, oder wenigstens ist sie niemals in dem Grade produktiver, als dies gewöhnlich bei den Gewerben der Fall ist. Das Getreide des reichen Landes wird daher bei derselben Güte nicht immer wohlfeiler zu Markte kommen als das des armen. Das Getreide Polens ist bei derselben Güte ebenso wohlfeil, als dasjenige Frankreichs, trotz des höheren Reichtums und der höheren Kultur letzteren Landes. Das Getreide Frankreichs ist in den Kornprovinzen ebenso gut und hat in den meisten Jahren beinahe denselben Preis, wie das Getreide Englands, obgleich Frankreich an Reichtum und Kultur vielleicht gegen England zurücksteht. Dennoch ist das englische Getreideland besser kultiviert, als dasjenige Frankreichs, und das französische soll viel besser kultiviert sein, als dasjenige Polens. Obgleich aber das arme Land, trotz des niederen Standes seiner Kultur, mit dem reichen bis auf einen gewissen Grad in der Wohlfeilheit und Güte seines Getreides zu wetteifern vermag, so kann es doch in seinen Gewerben auf keine solche Konkurrenz Anspruch machen, wenig-

stens dann nicht, wenn diese Gewerbe dem Boden, dem Klima und der Lage des reichen Landes angemessen sind. Die französischen Seidenwaren sind besser als die englischen, weil die Seidenmanufaktur, wenigstens unter den jetzigen hohen Zöllen auf die Einfuhr der Rohseide, für das englische Klima nicht so gut paßt als für das französische. Aber die englischen Kurz- und groben Wollenwaren sind ohne allen Vergleich besser als die französischen, und überdies bei gleicher Güte viel wohlfeiler. In Polen soll es kaum irgend welche Gewerbe geben, ausgenommen wenige gröbere Hausindustrien, ohne die wohl kein Land bestehen kann.

Diese große Zunahme in der Produktionsmenge, welche in Folge der Arbeitsteilung die nämliche Anzahl von Leuten zu erzielen vermag, ist drei verschiedenen Umständen zu danken: erstens der gesteigerten Geschicklichkeit jedes einzelnen Arbeiters, zweitens der Ersparnis an Zeit, welche gewöhnlich bei dem Übergange von einer Arbeit zur andern verloren geht, und endlich der Erfindung zahlreicher Maschinen, welche die Arbeit erleichtern und abkürzen und einen Mann in Stand setzen, die Arbeit Vieler zu verrichten.

Erstens vergrößert die gesteigerte Geschicklichkeit des Arbeiters notwendig die Menge dessen, was er hervorbringen kann; und die Arbeitsteilung, indem sie Jedermanns Geschäft auf eine einfache Verrichtung einschränkt und diese Verrichtung zur alleinigen Beschäftigung seines Lebens macht, steigert notwendig die Geschicklichkeit des Arbeiters in hohem Maße. Ein gewöhnlicher Schmied, der, wenn er auch den Hammer zu führen gewohnt ist, doch niemals Nägel zu machen pflegte, wird, wenn er es in einem besonderen Falle versuchen muß, sicherlich kaum im Stande sein, über zwei- oder dreihundert Nägel des Tags zu verfertigen, und auch diese werden schlecht genug sein. Ein Schmied, der zwar Nägel zu machen pflegte, aber die Anfertigung

von Nägeln nicht als alleiniges oder hauptsächliches Geschäft betrieb, kann bei äußerstem Fleiße selten mehr als achthundert bis tausend Nägel in einem Tage machen. Dagegen habe ich Burschen unter zwanzig Jahren gesehen, die nie etwas anderes getan hatten, als Nägel zu machen, und die, wenn sie sich anstrebten, je über zweitausend dreihundert Nägel an einem Tage machen konnten. Das Verfertigen eines Nagels ist jedoch keinesweges eine der einfachsten Verrichtungen. Ein und derselbe Mensch bläst die Bälge, schürt das Feuer oder legt gelegentlich Feuerung zu, glüht das Eisen und schmiedet jeden Teil des Nagels: beim Schmieden des Kopfes ist er sogar genötigt, die Werkzeuge zu wechseln. Die verschiedenen Operationen, in welche die Verfertigung einer Stecknadel oder eines Metallknopfes zerfällt, sind sämtlich viel einfacher, und die Fertigkeit desjenigen, der sein ganzes Leben kein anderes Geschäft als dieses getrieben hat, ist gewöhnlich weit größer. Die Geschwindigkeit, mit welcher einige Tätigkeiten dieser Gewerbe verrichtet werden, übertrifft Alles, was derjenige, der es nie gesehen hat, der menschlichen Hand zugetraut haben würde.

Zweitens ist der Vorteil, welcher durch Ersparung der im Übergange von einer Arbeit zur andern gewöhnlich verlorenen Zeit gewonnen wird, bei weitem größer, als wir es uns auf den ersten Blick denken mögen. Es ist unmöglich, sehr schnell von einer Art Arbeit zur andern überzugehen, wenn sie an einer andern Stelle und mit ganz andern Werkzeugen ausgeführt wird. Ein Weber auf dem Lande, der ein kleines Gut bewirtschaftet, muß ein gut Teil Zeit damit verlieren, daß er von seinem Webstuhl aufs Feld und vom Felde zum Webstuhl geht. Wenn die beiden Geschäfte in derselben Werkstätte betrieben werden könnten, wäre der Zeitverlust ohne Zweifel weit geringer; doch ist er auch in diesem Falle sehr beträchtlich. In der Regel schlendert

man ein wenig, wenn man seine Hand von einer Art der Beschäftigung auf eine andere wendet. Wenn man zuerst an die neue Arbeit geht, ist man selten recht rührig und herzlich: der Geist ist, wie man zu sagen pflegt, noch nicht bei der Sache, und eine Zeit lang trödelt man mehr, als daß man die Zeit zu Rate hält. Die Gewohnheit des Schlenderns und des gleichgiltigen, lässigen Arbeitens, welche natürlicher oder vielmehr notwendiger Weise jeder Dorfhandwerker annimmt, der seine Verrichtungen und Werkzeuge alle halben Stunden wechseln und jeden Tag seines Lebens seine Hände auf zwanzigerlei Art brauchen muß, macht ihn fast immer träge und lässig und jedes angestregten Fleißes selbst in den dringendsten Fällen unfähig. Daher muß, abgesehen von seiner mangelhaften Fertigkeit, schon dieser Grund allein das Arbeitsquantum, das er herzustellen vermag, stets bedeutend reduzieren.

Drittens und letztens muß Jeder sehen, wie sehr die Arbeit durch Anwendung geeigneter Maschinen erleichtert und abgekürzt wird. Es ist unnötig, ein Beispiel anzuführen. Ich will daher nur bemerken, daß die Erfindung aller jener Maschinen, durch welche die Arbeit so sehr erleichtert und abgekürzt wird, ursprünglich, wie es scheint, der Teilung der Arbeit zu verdanken ist. Man entdeckt leichtere und bequemere Methoden zur Erreichung eines Zweckes viel eher, wenn die ganze Aufmerksamkeit auf diesen einzigen Gegenstand gerichtet ist, als wenn sie auf eine große Mannigfaltigkeit von Dingen zerstreut wird. In Folge der Arbeitsteilung aber wird Jedermanns ganze Aufmerksamkeit natürlicherweise auf einen sehr einfachen Gegenstand gerichtet. Es ist daher selbstverständlich zu erwarten, daß Einer oder der Andere unter denen, welche je in einem besonderen Arbeitszweige beschäftigt sind, bald leichtere und bequemere Methoden, ihre

besondere Arbeit zu verrichten, wenn anders ihre Natur eine solche Vervollkommnung zuläßt, ausfindig machen werden. Ein großer Teil der in solchen Fabriken, in denen die Arbeit am meisten geteilt ist, im Gebrauch befindlichen Maschinen waren ursprünglich Erfindungen gemeiner Arbeitsleute, die, bei irgend einer sehr einfachen Tätigkeit beschäftigt, natürlich ihre Gedanken darauf richteten, leichtere und bequemere Methoden der Herstellung zu ersinnen. Wer solche Fabriken viel zu besuchen pflegte, dem müssen oft sehr hübsche Maschinen gezeigt worden sein, die von Arbeitern erfunden waren, um ihren besonderen Teil der Arbeit zu erleichtern und zu beschleunigen. Bei den ersten Dampfmaschinen war ein Knabe fortwährend damit beschäftigt, die Kommunikation zwischen dem Kessel und Zylinder wechselsweise zu öffnen und zu schließen, je nachdem der Kolben hinauf- oder hinunterging. Einer dieser Knaben, der gern mit seinen Kameraden spielte, bemerkte, daß, wenn man den Griff des diese Kommunikation öffnenden Ventils durch eine Schnur mit einem anderen Teil der Maschine verbände, das Ventil sich ohne sein Zutun öffnen und schließen und ihm Freiheit lassen würde, sich mit seinen Spielkameraden zu unterhalten. Eine der größten Vervollkommnungen, die an dieser Maschine seit ihrer Erfindung gemacht wurden, war auf diese Weise die Entdeckung eines Knaben, der sich die Arbeit ersparen wollte.

Doch sind keineswegs alle Vervollkommnungen im Maschinenwesen Erfindungen derjenigen gewesen, welche sich mit den Maschinen zu beschäftigen hatten. Viele Fortschritte sind durch das Genie der Mechaniker gemacht worden, als der Maschinenbau ein eigenes Gewerbe wurde; und manche durch das Genie der sogenannten Denker oder Männer der Spekulation, deren

Geschäft es ist, nicht Etwas zu machen, sondern Alles zu beobachten, und die deswegen oft imstande sind, die Kräfte der entferntesten und unähnlichsten Dinge mit einander zu kombinieren. Mit dem Fortschritt der Gesellschaft wird das Denken oder Spekulieren so gut wie jede andere Beschäftigung, das hauptsächliche oder einzige Geschäft und Beruf einer besonderen Klasse von Bürgern, und zerfällt, wie jede andere Beschäftigung, in eine große Anzahl verschiedener Zweige, deren jeder für eine besondere Gruppe oder Klasse von Denkern zum Beruf wird; und diese Arbeitsteilung steigert im Denkgeschäft so gut, wie in jedem anderen Berufe, die Fertigkeit und erspart Zeit. Jeder Einzelne wird dadurch in seinem besonderen Arbeitszweige erfahrener, es wird im Ganzen mehr ausgerichtet und die Menge des Wissens ansehnlich vermehrt.

Die große durch die Arbeitsteilung herbeigeführte Vervielfältigung der Produkte aller verschiedenen Künste ist es, die in einer wohlregierten Gesellschaft jene allgemeine Wohlhabenheit hervorbringt, die sich bis auf die untersten Stände des Volkes erstreckt. Jeder Arbeiter hat eine große Menge seiner Arbeitsprodukte, außer denen, die er selbst braucht, zur Verfügung; und da jeder andere Arbeiter sich genau in derselben Lage befindet, so ist er imstande, einen großen Teil seiner eigenen Waren gegen eine große Menge, oder, was auf dasselbe hinauskommt, für den Preis einer großen Menge der ihrigen auszutauschen. Er versorgt sie reichlich mit dem, was sie brauchen, und sie versehen ihn ebenso vollkommen mit dem, dessen er bedarf, und ein allgemeiner Überfluß verbreitet sich durch alle verschiedenen Stände der Gesellschaft.

Man betrachte die Habseligkeiten des gemeinsten Handwerkers oder Tagelöhners in einem zivilisierten und blühenden Lande, und man wird gewahr werden, daß die Zahl der Menschen, von deren Fleiß ein Teil,

wiewohl nur ein kleiner Teil, dazu gebraucht wurde, ihm diese Sachen zu verschaffen, alle Berechnung übersteigt. Der wollene Rock z. B., der den Tagelöhner bekleidet, ist, so grob und gemein er auch aussehen mag, doch das Produkt der vereinigten Arbeit einer großen Menge von Arbeitern. Der Schäfer, der Wollsortierer, der Wollkämmer oder Krempler, der Färber, der Schrobber, der Spinner, der Weber, der Walker, der Appreteur samt vielen anderen, sie Alle müssen ihre verschiedenen Künste vereinigen, um auch nur dieses grobe Produkt herzustellen. Wie viele Kaufleute und Fuhrleute mußten außerdem mit dem Transport der Materialien von den einen Arbeitern zu den andern, die oft in einem sehr entfernten Teile des Landes wohnen, beschäftigt sein! Wie viel Handel und Schifffahrt, insbesondere wie viele Schiffbauer, Seeleute, Segelmacher, Seiler mußten tätig gewesen sein, um die vom Färber gebrauchten Drogen, die oft von den entlegensten Enden der Welt kommen, herbeizuschaffen! Welch' eine Mannigfaltigkeit der Arbeit ist ferner nötig, um die Werkzeuge des geringsten unter diesen Arbeitern hervorzubringen! Um nichts zu sagen von so komplizierten Maschinen, wie ein Schiff, eine Walkmühle oder selbst ein Webstuhl ist, erwäge man nur, Welch' mannigfaltige Arbeit erforderlich ist, um jene sehr einfache Maschine herzustellen: die Scheere, mit welcher der Schäfer die Wolle scheert. Der Bergmann, der Erbauer des Hochofens, der Holzfäller, der Brenner der im Schmelzofen verwendeten Holzkohlen, der Ziegelstreicher, der Maurer, der Ofenheizer, der Mühlenbauer, der Hammerschmied, der Schmied müssen sämtlich ihre verschiedenen Künste zu ihrer Hervorbringung vereinigen. Wollten wir auf dieselbe Weise alle verschiedenen Teile seiner Kleidung und seines Hausrats untersuchen, das grobe Leinenhemde, das er auf dem Leibe trägt, die Schuhe, die seine Füße bedecken, das

Bett, auf dem er liegt, und alle die verschiedenen Teile, aus denen es besteht, den Küchenherd, auf dem er seine Speisen zubereitet, die dazu gebrauchten Kohlen, die aus den Schachten gegraben und ihm vielleicht durch eine weite See- und Landreise zugeführt worden sind, alle anderen Gerätschaften seiner Küche, alles Tischgeschirr, die Messer und Gabeln, die irdenen oder zinnernen Teller, auf denen er seine Gerichte aufträgt und schneidet, die verschiedenen Hände, welche mit Bereitung seines Brots und Biers beschäftigt sind, die Glasfenster, welche Wärme und Licht hereinlassen und Wind und Regen abhalten, samt aller der Kenntnis und Kunst, welche diese schöne und glückliche Erfindung vorbereiten mußten: eine Erfindung, ohne welche diese nördlichen Teile der Erde kaum eine recht behagliche Wohnung hätten erhalten können; samt den Werkzeugen all' der vielen mit der Hervorbringung so verschiedener Bedarfsgegenstände beschäftigten Arbeiter — wenn wir, sage ich, alle diese Dinge prüfen, und erwägen, welche Mannigfaltigkeit der Arbeit auf jedes von ihnen verwendet worden ist, so werden wir einsehen, daß ohne den Beistand und die Mitwirkung vieler Tausende nicht der allergeringste Einwohner eines zivilisierten Landes auch nur in der, wie wir sie uns fälschlich vorstellen, leichten und einfachen Art, in der er gewöhnlich ausgestattet ist, versorgt werden könnte. Verglichen freilich mit dem ausschweifenderen Luxus der Großen muß seine Ausstattung ohne Zweifel außerordentlich einfach und gering erscheinen; und dennoch ist es vielleicht wahr, daß der Komfort eines europäischen Fürsten nicht immer den eines fleißigen und mäßigen Bauern in dem Grade übertrifft, wie der Komfort des letzteren denjenigen manches afrikanischen Königs, des absoluten Herrn über Leben und Freiheit von zehntausend nackten Wilden.

Zweites Kapitel.

Über den Trieb, der die Teilung der Arbeit veranlaßt.

Diese Teilung der Arbeit, aus der so viele Vorteile gezogen werden, ist ursprünglich nicht das Werk menschlicher Weisheit, welche die allgemeine Wohlfahrt, zu der es führt, vorhergesehen und bezweckt hätte. Sie ist die notwendige, obwohl sehr langsame und allmähliche Folge eines gewissen Hanges der menschlichen Natur, der keinen so ausgebreiteten Nutzen erstrebt: des Hanges zu tauschen, sich gegenseitig auszuhelfen und ein Ding gegen ein anderes zu verhandeln.

Ob dieser Hang einer jener ursprünglichen Triebe in der menschlichen Natur ist, von denen sich weiter keine Rechenschaft geben läßt, oder ob er, was wahrscheinlicher ist, die notwendige Folge des Vernunft- und Sprachvermögens ist, das zu untersuchen gehört nicht hierher. Er ist allen Menschen gemeinsam und bei keiner anderen Gattung von Tieren zu finden, die weder diesen noch irgend eine andere Art von Verträgen zu kennen scheinen. Zwei Windhunde, die den nämlichen Hasen hetzen, erwecken zuweilen den Anschein, als handelten sie in einer Art von Einverständnis. Jeder treibt ihn seinem Gefährten zu, oder sucht ihn abzufangen, wenn sein Gefährte ihn ihm zutreibt. Dies ist jedoch nicht die Folge eines Vertrages, sondern

der zufälligen Konkurrenz ihrer zu gleicher Zeit auf dasselbe Ziel gerichteten Leidenschaften. Niemand hat je einen Hund mit einem andern einen gütlichen und überlegten Tausch eines Knochens gegen einen andern machen sehen. Niemand hat je ein Tier durch seine Geberden und Naturlaute einem anderen andeuten sehen: „dies ist mein, dies dein; ich bin willens, dies für jenes zu geben.“ Wenn ein Tier entweder von einem Menschen oder einem anderen Tiere Etwas erlangen will, so hat es keine anderen Mittel der Überredung, als die Gunst derer zu gewinnen, deren Dienst es begehrt. Ein Junges liebkost seine Alte, und ein Hund sucht durch tausend Bewegungen die Aufmerksamkeit seines bei Tische sitzenden Herrn zu erregen, wenn er von ihm etwas zu fressen haben will. Der Mensch bedient sich bisweilen derselben Künste seinen Mitmenschen gegenüber, und wenn er kein anderes Mittel hat, sie seinen Wünschen geneigt zu machen, so sucht er durch jede mögliche knechtische und schweifwedelnde Aufmerksamkeit ihre Willfährigkeit zu gewinnen. Er hat jedoch keine Zeit, dies bei jeder Gelegenheit zu tun. In einer zivilisierten Gesellschaft bedarf er allezeit der Mitwirkung und des Beistandes vieler Menschen, während sein ganzes Leben kaum hinreicht, die Freundschaft einiger weniger Personen zu gewinnen. In fast allen anderen Tiergattungen ist jedes einzelne Tier, wenn es zur Reife gelangt ist, ganz unabhängig und bedarf in seinem Naturzustande keines anderen lebenden Wesens Beistand. Der Mensch braucht die Hilfe seiner Mitmenschen fast immer, und würde diese vergeblich von ihrem Wohlwollen allein erwarten. Er wird viel leichter Erfolg haben, wenn er ihre Eigenliebe zu seinen Gunsten interessieren und ihnen zeigen kann, daß es ihr eigener Vorteil ist, für ihn zu tun, was er von ihnen fordert. Wer einem

Anderen einen Handel irgend einer Art anträgt, verfährt auf diese Weise. Gieb mir dies, was ich brauche, und Du sollst das haben, was Du brauchst — ist der Sinn jedes solchen Anerbietens; und auf diese Weise erhalten wir von einander den bei Weitem größten Teil der guten Dienste, deren wir benötigt sind. Nicht von dem Wohlwollen des Fleischers, Brauers oder Bäckers erwarten wir unsere Mahlzeit, sondern von ihrer Bedachtnahme auf ihr eigenes Interesse. Wir wenden uns nicht an ihre Humanität, sondern an ihre Eigenliebe, und sprechen ihnen nie von unseren Bedürfnissen, sondern stets von ihren Vorteilen. Nur ein Bettler will lieber ganz vom Wohlwollen seiner Mitbürger abhängen. Und selbst ein Bettler hängt nicht völlig davon ab. Die Mildtätigkeit gutherziger Leute verschafft ihm allerdings den ganzen Fonds seiner Unterhaltungsmittel. Aber obgleich diese Triebfeder ihn schließlich mit allen seinen Lebensbedürfnissen versorgt, versieht sie ihn doch nicht und kann sie ihn nicht so damit versehen, wie es sein Bedürfnis erheischt. Der größere Teil seines gelegentlichen Bedarfs wird ebenso wie der anderer Leute beschafft, durch Übereinkommen, Tausch und Kauf. Mit dem Gelde, was ihm der Eine giebt, kauft er Nahrung. Die alten Kleider, die ihm ein Anderer schenkt, vertauscht er gegen andere alte Kleider, die ihm besser passen, oder gegen Wohnung, Lebensmittel oder Geld, mit dem er je nach Bedarf ebensowohl Lebensmittel, wie neue Kleider oder Wohnung kaufen kann.

Wie wir durch Übereinkommen, Tausch und Kauf von einander den größten Teil der gegenseitigen guten Dienste, deren wir bedürfen, gewinnen, so giebt dieselbe Neigung zum Tauschen ursprünglich Veranlassung zur Teilung der Arbeit. In einem Jäger- oder Hirtenstamm macht z. B. irgend Einer Bogen und Pfeile

schneller und geschickter als ein Anderer. Er vertauscht sie oft gegen zahmes Vieh oder Wildpret mit seinen Gefährten und findet schließlich, daß er auf diese Weise mehr Vieh und Wildpret gewinnen kann, als wenn er selbst auf die Jagd ginge. Aus Rücksicht auf sein eigenes Interesse macht er daher das Verfertigen von Bogen und Pfeilen zu seinem Hauptgeschäft, und wird eine Art Waffenschmied. Ein anderer zeichnet sich im Bau und in der Bedachung ihrer kleinen Hütten oder transportablen Häuser aus. Er pflegt auf diese Weise seinen Nachbarn nützlich zu sein, die ihn dafür ebenso mit Vieh und Wildpret belohnen, bis er es zuletzt in seinem Interesse findet, sich gänzlich dieser Beschäftigung zu widmen und eine Art Zimmermann zu werden. Auf dieselbe Art wird ein Dritter ein Schmied oder Kupferschmied, ein vierter ein Gerber oder Zubereiter von Häuten oder Fellen, dem Hauptteil der Bekleidung wilder Völker. Und so spornt die Gewißheit, allen Überschuß seiner Arbeit, der über seinen eigenen Verbrauch hinausgeht, für solche Erzeugnisse Anderer, wie er sie gerade braucht, austauschen zu können, einen Jeden an, sich einer bestimmten Beschäftigung zu widmen und das Talent oder Genie, das er für diesen bestimmten Erwerbszweig besitzt, auszubilden und zur Vollkommenheit zu bringen.

Die Verschiedenheit der natürlichen Talente bei den verschiedenen Menschen ist in Wahrheit viel geringer, als wir glauben, und der sehr verschiedene Geist, welcher, wenn er zur Reife gelangt ist, Leute von verschiedenem Beruf zu unterscheiden scheint, ist in vielen Fällen nicht sowohl der Grund als die Folge der Arbeitsteilung. Die Verschiedenheit zwischen den unähnlichen Charakteren, wie z. B. zwischen einem Philosophen und einem gemeinen Lastträger, scheint

nicht sowohl ihrem Wesen, als der Gewöhnung und Erziehung zu entspringen. Als sie auf die Welt kamen, und in den ersten sechs bis acht Jahren ihres Daseins waren sie einander vielleicht sehr ähnlich, und weder ihre Eltern noch ihre Gespielen konnten eine merkliche Verschiedenheit gewahr werden. Etwa in diesem Alter oder bald darauf wurden sie zu sehr verschiedenen Beschäftigungen angehalten. Dann wird die Verschiedenheit ihrer Talente bemerkt und erweitert sich nach und nach, bis zuletzt die Eitelkeit des Philosophen kaum noch irgend eine Ähnlichkeit anzuerkennen bereit ist. Aber ohne den Hang zum Tausch und Handel würde sich Jedermann die Notwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens selber haben verschaffen müssen. Alle hätten dieselben Obliegenheiten zu erfüllen und dasselbe zu tun gehabt, und es hätte keine solche Verschiedenheit der Beschäftigung eintreten können, wie sie allein eine irgend bedeutende Verschiedenheit der Talente herbeiführen konnte.

Wie nun dieser Hang jene unter den Menschen verschiedenen Berufs so merkliche Verschiedenheit der Talente bildet, so ist es derselbe Hang, der jene Verschiedenheit nutzbringend macht. Viele Tierarten, die anerkannter Weise zu derselben Gattung gehören, haben von Natur weit verschiedenere Anlagen, als sie vor der Gewöhnung und Erziehung unter den Menschen platzzugreifen scheinen. Von Natur ist ein Philosoph an Anlagen und Neigungen nicht halb so sehr von einem Lastträger verschieden, als ein Bullenbeisser von einem Windhund, oder ein Windhund von einem Jagdhund, oder dieser von einem Schäferhunde. Gleichwohl sind diese verschiedenen Tierarten, obschon alle derselben Gattung angehören, einander kaum irgend wie nützlich. Die Stärke des Bullenbeissers wird nicht im Geringsten durch die Schnelligkeit des Windhundes

oder die Spürkraft des Jagdhundes oder die Gelehrigkeit des Schäferhundes unterstützt. Da diese Tiere derjenigen Fähigkeiten oder Triebe ermangeln, die zum Tausch und zu gegenseitiger Aushilfe erforderlich sind, können die Erzeugnisse jener verschiedenen Anlagen und Talente nicht zu einem Gesamtvorrat vereinigt werden und tragen nicht das Geringste zur besseren Versorgung und zum höheren Komfort der Gattung bei. Jedes Tier ist gezwungen, sich absondert und unabhängig seinen Unterhalt zu verschaffen und sich selbst zu verteidigen, und hat keinerlei Vorteil von den mannigfaltigen Talenten, mit denen die Natur seine Genossen ausgestattet hat. Unter den Menschen sind im Gegenteil die unähnlichsten Anlagen einander von Nutzen, indem die verschiedenen Erzeugnisse ihrer bezüglichen Talente durch den allgemeinen Hang zum Tausch und zu gegenseitiger Aushilfe in einen Gesamtvorrat vereinigt werden, woraus Jedermann den Teil des Erzeugnisses der Talente anderer Menschen kaufen kann, dessen er bedarf.

Drittes Kapitel.

Die Teilung der Arbeit hat ihre Schranken an der Ausdehnung des Marktes.

Wie die Möglichkeit des Tauschens Anlaß zur Teilung der Arbeit gibt, so muß das Maß dieser Teilung stets durch das Maß jener Möglichkeit, oder mit andern Worten, durch die Ausdehnung des Marktes begrenzt sein. Wenn der Markt sehr klein ist, kann Niemand sich ermutigt finden, sich gänzlich einer Beschäftigung zu widmen, weil es an der Möglichkeit fehlt, den ganzen Überschuß des Erzeugnisses seiner Arbeit, der über seinen eigenen Verbrauch hinausgeht, für solche Teile der Erzeugnisse Anderer, die er gerade braucht, auszutauschen.

Es gibt einige Gewerbszweige, selbst der niedrigsten Art, die nirgendwo anders, als in einer großen Stadt getrieben werden können. Ein Lastträger z. B. kann an keinem anderen Orte Beschäftigung und Unterhalt finden. Ein Dorf ist viel zu eng für ihn; selbst ein gewöhnlicher Marktflecken ist kaum groß genug, ihm fortwährend Beschäftigung zu geben. In den einzeln stehenden Häusern und sehr kleinen Dörfern, die in einem so öden Lande, wie die schottischen Hochlande es sind, zerstreut liegen, muß ein Jeder Bauer, Fleischer, Bäcker und Brauer für seine eigene Familie sein. In solchen Gegenden kann man kaum erwarten,

auch nur einen Schmied, Zimmermann oder Maurer in weniger als einem Umkreise von zwanzig Meilen zu finden. Die zerstreuten Familien, die acht oder zehu Meilen von dem nächsten Handwerker entfernt leben, müssen sehr viele kleine Sachen, welche sie in volkreicheren Gegenden von solchen Handwerkern machen lassen würden, selbst zu verfertigen lernen. Dorfhandwerker sind fast überall gezwungen, sich mit all' den verschiedenen Gewerbszweigen zu befassen, die einander durch die Verwendung gleichen Materials verwandt sind. Ein Dorfschmied gibt sich mit jeder Art Holzarbeit ab, ein Dorfschmied mit jeder Art Eisenarbeit. Der erstere ist nicht bloß Zimmermann, sondern Schreiner, Kunsttischler und sogar Bildschnitzer, sowie Rad-, Pflug- und Stellmacher. Die Beschäftigungen des Schmieds sind noch mannigfacher. In den entlegenen inneren Teilen der schottischen Hochlande kann unmöglich selbst ein Gewerbe wie das des Nagelschmieds bestehen. Ein solcher Handwerker würde, nach dem Satze von Tausend Nägeln des Tages und bei dreihundert Arbeitstagen im Jahr, jährlich dreihunderttausend Nägel machen; allein an einem solchen Orte würde er jährlich kaum tausend, d. h. die Arbeit eines einzigen Tages, absetzen können.

Da durch den Wassertransport für jede Art Industrie ein ausgedehnterer Markt eröffnet wird, als ihn der Landtransport allein gewähren kann, so sind es die Meeresküste und die Ufer schiffbarer Flüsse, wo der Gewerbefleiß jeder Art sich abzuteilen und zu vervollkommen anfängt, und diese Vervollkommnung dehnt sich oft erst lange Zeit nachher auf die inneren Teile des Landes aus. Ein Frachtwagen, der von zwei Menschen begleitet und mit acht Pferden bespannt ist, fährt in etwa sechs Wochen mit Waren im Gewicht von ungefähr vier Tonnen zwischen London und Edin-

burg hin und zurück. In etwa derselben Zeit führt ein Schiff, das mit sechs oder acht Menschen bemannt ist, und zwischen den Häfen von London und Leith segelt, oft Waren von zweihundert Tonnen an Gewicht hin und her. Sechs oder acht Mann können demnach mittelst Wassertransports in derselben Zeit dieselbe Menge Waren zwischen London und Edinburg hin- und herfahren, wie fünfzig von hundert Menschen begleitete und von vierhundert Pferden gezogene Frachtwagen. Auf zweihundert Tonnen Waren, die mit der wohlfeilsten Landfracht von London nach Edinburg gebracht werden, muß also der dreiwöchentliche Unterhalt von hundert Menschen und sowohl der Unterhalt, wie, was dem Unterhalt ziemlich gleichkommt, die Abnutzung von vierhundert Pferden und fünfzig Frachtwagen gerechnet werden; während bei derselben Warenmasse, wenn sie zu Wasser transportiert wird, nur der Unterhalt von sechs oder acht Menschen und die Abnutzung eines Schiffes von zweihundert Tonnen Gehalt, samt dem Werte des größeren Risikos oder des Unterschieds zwischen der Land- und Wasserversicherung gerechnet zu werden braucht. Gäbe es also keine andere Verbindung zwischen beiden Plätzen, als die durch Landtransport, so wären sie, da nur solche Waren von dem einen Ort zum andern gebracht werden könnten, deren Preis im Verhältnis zu ihrem Gewichte sehr hoch wäre, nur einen kleinen Teil des Verkehrs zu unterhalten imstande, der jetzt zwischen ihnen stattfindet, und mithin der beiderseitigen Industrie nur einen kleinen Teil der Aufmunterung zu teil werden zu lassen, die sie jetzt einander gewähren. Zwischen den entfernten Teilen der Welt könnte nur wenig oder gar kein Verkehr stattfinden. Welche Waren vermöchten die Kosten des Landtransports zwischen London und Kalkutta zu ertragen? Oder, wenn

einige so wertvoll wären, daß sie diese Kosten zu ertragen vermöchten, mit welcher Sicherheit könnten sie durch die Gebiete so vieler barbarischer Völkerschaften gebracht werden? Jetzt hingegen treiben diese beiden Städte einen sehr bedeutenden Handel mit einander und spornen, indem sie einander einen Markt bieten, die beiderseitige Industrie erheblich an.

Bei diesem großen Vorteil des Wassertransports ist es natürlich, daß die ersten Fortschritte der Kunst und Industrie da gemacht wurden, wo diese günstige Gelegenheit die ganze Welt zu einem Markte für die Produkte jeglicher Art Arbeit eröffnet, und daß sie sich immer erst viel später auf die inneren Teile des Landes ausdehnen. Die inneren Teile des Landes können lange Zeit hindurch keinen anderen Markt für den größten Teil ihrer Waren haben, als die Landschaft, die sie umgiebt und die sie von der Seeküste und den großen schiffbaren Flüssen trennt. Die Ausdehnung ihres Marktes hängt daher lange Zeit von dem Reichtum und der Bevölkerungsdichtigkeit jener Landschaft ab, und ihr Fortschritt muß folglich hinter dem dieser Landschaft einherhinken. In unseren nordamerikanischen Kolonien sind die Pflanzungen beständig der Seeküste oder den Ufern der schiffbaren Flüsse gefolgt und haben sich kaum irgendwo beträchtlich von beiden entfernt.

Die Völker, welche nach den glaubwürdigsten Geschichtsschreibern am frühesten zivilisiert gewesen zu sein scheinen, waren diejenigen, die rund um die Küste des mittelländischen Meeres wohnten. Da dieses Meer, die bei Weitem größte bekannte Bucht der Welt, keine Ebbe und Flut und mithin keine anderen Wellen hat, als die der Wind verursacht, so war es durch die Glätte seiner Oberfläche nicht minder wie durch die Menge seiner Inseln und die Nähe seiner Ufer der

Schiffahrt in ihrer Kindheit außerordentlich günstig, als noch die Menschen, unbekannt mit dem Kompaß, sich fürchteten, die Küste aus dem Gesicht zu verlieren, und wegen der Unvollkommenheit der Schiffbaukunst nicht wagten, sich den stürmischen Wogen des Ozeans zu überlassen. Über die Säulen des Herkules, d. h. durch die Meerenge von Gibraltar hinauszusegeln, wurde in der alten Welt lange als eine äußerst wunderbare und gefährliche Unternehmung der Schiffahrt betrachtet. Selbst die Phönizier und Karthager, die geschicktesten Seefahrer und Schiffbauer jener alten Zeiten, versuchten es erst spät und waren lange die einzigen Völker, die es wagten.

Unter allen Ländern an der Küste des mittelländischen Meeres scheint Ägypten das erste gewesen zu sein, in welchem sowohl der Ackerbau wie die Gewerbe gepflegt und zu einer hohen Stufe entwickelt wurden. Oberägypten erstreckt sich nirgends über einige Meilen vom Nil, und in Unterägypten teilt sich dieser große Strom in viele Kanäle, welche durch einige künstliche Nachhülfe eine Wasserverbindung nicht nur zwischen allen großen Städten, sondern auch zwischen allen ansehnlichen Dörfern und sogar bis zu vielen Landgütern geführt zu haben scheinen, etwa in derselben Art, wie heute der Rhein und die Maas in Holland. Der Umfang und die Leichtigkeit dieser Binnenschiffahrt war wahrscheinlich eine der Hauptursachen der frühen Kultur Ägyptens.

Ebenso scheinen in den Provinzen Bengalens in Ostindien und in einigen östlichen Provinzen Chinas die Fortschritte des Ackerbaus und der Gewerbe von sehr hohem Alter zu sein, obwohl dies Alter durch keine verlässlichen Geschichtsnachrichten, die es für diesen Teil der Welt nicht gibt, verbürgt ist. In Bengalen bilden der Ganges und einige andere große

Ströme eine bedeutende Menge schiffbarer Kanäle, ganz so wie der Nil in Ägypten. In den östlichen Provinzen Chinas bilden gleichfalls einige große Flüsse durch ihre verschiedenen Arme eine Menge von Kanälen und gestatten durch Verbindung untereinander eine noch viel ausgedehntere Binnenschifffahrt als der Nil oder Ganges oder vielleicht beide zusammen. Es ist merkwürdig, daß weder die alten Ägypter, noch die Inder, noch die Chinesen den auswärtigen Handel ermunterten, sondern sämtlich ihren großen Reichtum aus dieser Binnenschifffahrt gezogen zu haben scheinen.

Alle inneren Teile Afrikas und jener ganze Teil Asiens, der weit nördlich vom schwarzen und kaspischen Meere liegt, das alte Scythien, die moderne Tartarei, und Sibirien scheinen, so lange die Welt steht, in demselben barbarischen und unzivilisierten Zustande gewesen zu sein, in welchem wir sie noch heute finden. Das Meer der Tartarei ist das Eismeer, das keine Schifffahrt zuläßt, und obgleich einige der größten Ströme der Welt durch dies Land fließen, so sind sie doch zu weit von einander entfernt, um Handel und Verkehr durch den größeren Teil von ihm herbeizuführen. In Afrika gibt es keine so großen Buchten, wie das baltische und adriatische Meer in Europa, das mittelländische und schwarze Meer in Europa und Asien, und den arabischen und persischen, indischen, bengalischen und siamesischen Meerbusen in Asien, um den Seehandel nach den inneren Teilen jenes großen Kontinents zu führen und die großen Flüsse Afrikas sind zu weit von einander entfernt, um zu einer bedeutenderen Binnenschifffahrt Gelegenheit zu bieten. Überdies kann der Verkehr eines Volks auf einem Flusse, der sich nicht in eine große Menge von Armen oder Kanälen teilt, und der, ehe er das Meer erreicht, in ein anderes Gebiet fließt, niemals sehr bedeutend sein,

weil die Völker, die jenes andere Gebiet besitzen, es stets in ihrer Macht haben, den Verkehr zwischen dem Oberlande und dem Meere zu hemmen. Die Donauschiffahrt ist für Baiern, Österreich und Ungarn von sehr geringem Nutzen, im Vergleich zu demjenigen, den sie haben könnte, wenn einer dieser Staaten den ganzen Lauf des Flusses bis zu seiner Mündung in das schwarze Meer beherrschte.

Viertes Kapitel.

Vom Ursprung und Gebrauch des Geldes.

Wenn die Teilung der Arbeit einmal durchweg eingeführt ist, so ist es nur ein sehr kleiner Teil der Bedürfnisse eines Menschen, der durch das Erzeugnis seiner eigenen Arbeit beschafft werden kann. Ihren bei weitem größten Teil verschafft er sich durch Austausch jenes Überschusses seines eignen Arbeitsertrags, der über seinen Verbrauch hinausgeht, gegen solche Erzeugnisse von anderer Leute Arbeit, die er gerade braucht. Jedermann lebt so durch Tausch, oder wird gewissermaßen ein Kaufmann, und die Gesellschaft selbst wächst zu einer eigentlichen Handelsgesellschaft heran.

Als jedoch die Teilung der Arbeit zuerst Platz griff, muß die Möglichkeit zu tauschen häufig sehr ins Stocken geraten und gehemmt worden sein. Nehmen wir an, der Eine habe mehr von einer Ware, als er selbst braucht, während ein Anderer weniger hat. Der Erstere würde mithin froh sein, wenn er einen Teil dieses Überflusses loswerden, der Letztere, wenn er ihn kaufen könnte. Wenn aber dieser Letztere Nichts hat, was der Erstere bedarf, so kann zwischen ihnen kein Tausch zustandekommen. Der Fleischer hat mehr Fleisch in seinem Laden, als er selbst verzehren kann, und der Brauer und Bäcker würden jeder gern einen Teil davon kaufen. Allein sie haben Nichts zum

Tausch zu bieten, als die verschiedenen Erzeugnisse ihrer bezüglichen Gewerbe, und der Fleischer ist schon mit allem Brot und Bier, das er augenblicklich braucht, versehen. In diesem Falle läßt sich kein Tausch zwischen ihnen machen. Er kann nicht ihr Kaufmann, noch sie seine Kunden sein, und alle drei leisten so einander weniger Dienste. Um den Übelstand einer solchen Lage zu vermeiden, muß jeder vorsichtige Mann zu allen Zeiten der Gesellschaft nach der ersten Einführung der Arbeitsteilung natürlich bemüht gewesen sein, seine Einrichtungen so zu treffen, daß er außer den besonderen Erzeugnissen seines eigenen Fleißes jederzeit noch eine gewisse Menge von einer oder der anderen Ware in Bereitschaft hatte, von der er voraussetzen konnte, daß wahrscheinlich wenige Leute sie in Tausch gegen das Erzeugnis ihres Fleißes zurückweisen würden.

Zu diesem Zwecke sind im Laufe der Zeit wahrscheinlich viele Waren ausgedacht und verwendet worden. In den rohen Zeitaltern der Gesellschaft soll Vieh das gewöhnliche Werkzeug des Handels gewesen sein, und obwohl es ein sehr unbequemes sein mußte, so finden wir doch in alten Zeiten häufig Dinge nach der Zahl des Viehs geschätzt, welches dagegen in Tausch gegeben wurde. Die Rüstung des Diomedes, sagt Homer, kostet nur neun Ochsen, die des Glaukus aber hundert. Salz soll das gewöhnliche Handels- und Tauschmittel in Abyssinien sein; eine Art Muscheln in einigen Küstenstrichen Indiens; Stockfisch in Neufundland; Tabak in Virginien; Zucker in einigen unserer westindischen Kolonien; Häute oder zugerichtetes Leder in anderen Ländern; und noch heutigen Tages gibt es ein Dorf in Schottland, wo es, wie man sagt, nichts Ungewöhnliches ist, daß ein Arbeiter statt des Geldes Nägel in den Bäckerladen oder ins Bierhaus bringt.

In allen Ländern jedoch scheinen die Menschen zuletzt durch unwiderstehliche Gründe bestimmt worden zu sein, den Metallen zu diesem Zwecke vor allen andern Waren den Vorzug zu geben. Metalle lassen sich nicht allein mit so wenig Verlust, wie nur irgend eine andere Ware, aufbewahren, da kaum irgend etwas Anderes weniger als sie dem Verderben ausgesetzt ist, sondern sie können auch ohne Verlust in irgend eine Anzahl Teile zerlegt werden, da diese Teile durch Schmelzung sich leicht wieder vereinigen lassen: eine Eigenschaft, welche keine andere gleich dauerhafte Ware besitzt, und die mehr als irgend etwas Anderes sie zum Verkehrs- und Umlaufmittel geeignet macht. Wer z. B. Salz kaufen wollte, und nur Vieh dagegen zu geben hatte, war gezwungen, Salz zum Werte eines ganzen Ochsen oder eines ganzen Schafes auf einmal zu kaufen. Selten konnte er weniger kaufen, weil dasjenige, was er dafür zu geben hatte, kaum je ohne Verlust geteilt werden konnte; und wenn er Lust hatte, mehr zu kaufen, so mußte er aus denselben Gründen das Doppelte oder Dreifache kaufen, d. h. für den Wert von zwei oder drei Ochsen, von zwei oder drei Schafen. Hatte er hingegen statt der Schafe oder Ochsen Metalle in Tausch zu geben, so konnte er leicht die Menge des Metalls nach der genauen Menge der Ware, die er augenblicklich brauchte, abmessen.

Verschiedene Metalle sind von den einzelnen Nationen zu diesem Zwecke angewandt worden. Eisen war das gewöhnliche Verkehrsmittel unter den alten Spartanern; Kupfer unter den alten Römern; und Gold und Silber unter allen reichen und handeltreibenden Nationen.

Diese Metalle scheinen ursprünglich in rohen Barren ohne Gepräge oder Ausmünzung zu jenen Zwecken

benutzt worden zu sein. So berichtet Plinius*) auf das Zeugnis des Timäus, eines alten Geschichtsschreibers, daß die Römer bis auf die Zeit des Servius Tullius kein gemünztes Geld hatten, und ungestempelte Kupferbarren beim Einkauf ihrer Bedürfnisse gebrauchten. Diese rohen Barren versahen also damals den Dienst des Geldes.

Der Gebrauch der Metalle in diesem rohen Zustande war mit zwei sehr großen Übelständen verbunden: erstens mit der Umständlichkeit des Wägens und zweitens mit der des Probierens. Bei den edlen Metallen, wo ein geringer Unterschied in der Menge einen großen Unterschied im Werte ausmacht, erfordert schon das Geschäft des Wägens, wenn es mit der gehörigen Genauigkeit ausgeführt werden soll, wenigstens sehr genaue Gewichte und Wagen. Namentlich das Wägen des Goldes ist eine Handhabung von einiger Feinheit. Bei den gröberen Metallen, wo ein kleiner Irrtum von wenig Belang ist, wäre allerdings weniger Genauigkeit erforderlich. Man würde es jedoch außerordentlich beschwerlich finden, wenn ein armer Mann, so oft er für einen Dreier kaufen oder verkaufen will, den Dreier zu wiegen genötigt wäre. Die Tätigkeit des Probierens ist noch schwieriger und langweiliger, und wenn nicht ein Teil des Metalls mit geeigneten Auflösungsmitteln im Schmelztiigel ordentlich geschmolzen wird, äußerst unsicher bezüglich des Schlusses, der daraus zu ziehen ist. Gleichwohl mußten vor der Einführung des gemünzten Geldes die Leute stets den größten Betrügereien und Täuschungen ausgesetzt sein, wenn sie diese langweilige und schwierige Arbeit nicht vornahmen, und konnten, statt eines Pfundes reinen Silbers oder reinen Kupfers, für ihre Waren leicht eine gefälschte Zusammensetzung aus den größten und wohlfeilsten Rohstoffen erhalten, die jedoch in ihrem äußeren Ansehen jenen Metallen ähnlich er-

*) Plinius, Hist. Nat., lib. 33, cap. 3.

schien. Um solchen Mißbräuchen zuvorzukommen, die Tausche zu erleichtern, und dadurch alle Arten der Industrie und des Handels zu ermutigen, sah man sich in allen Ländern, die beträchtliche Fortschritte in der Kultur gemacht hatten, genötigt, gewisse Mengen solcher Metalle, die daselbst gewöhnlich als Tauschmittel benutzt wurden, von Staatswegen mit einem Stempel zu versehen. Dies ist der Ursprung des gemünzten Geldes und jener öffentlichen Anstalten, die Münzen heißen; Einrichtungen genau von derselben Art, wie die der Schau- und Stempelmeister für die Wollen- und Leinewaren. Sie haben alle die gleiche Bestimmung, durch einen öffentlichen Stempel die Menge und gleichförmige Güte dieser verschiedenen Waren, wenn sie zu Markt gebracht werden, zu verbürgen.

Die ersten öffentlichen Stempel dieser Art, die auf die umlaufenden Metalle gedrückt wurden, scheinen in vielen Fällen bestimmt gewesen zu sein, das zu verbürgen, was zu verbürgen sowohl am schwierigsten, wie am wichtigsten ist, nämlich die Güte und Feinheit des Metalls, und scheinen der Sterling-Marke ähnlich gewesen zu sein, die man jetzt auf Silbergeschirr und Silberbarren prägt, oder der spanischen Marke, die zuweilen auf Goldstangen gesetzt wird und, da sie nur auf einer Seite des Stückes steht und nicht die ganze Oberfläche bedeckt, zwar die Feinheit, aber nicht das Gewicht des Metalles verbürgt. Abraham wiegt dem Ephron die vierhundert Seckel Silber zu, welche er ihm für das Feld von Machpelah zu zahlen versprochen hatte. Sie sollen die Kourantmünzen des Kaufmanns gewesen sein, und dennoch wurden sie zugewogen, nicht gezählt, gerade wie es mit den Goldstangen und Silberbarren noch heute geschieht. Die Einkünfte der alten sächsischen Könige Englands sollen nicht in Geld sondern in natura, d. h. in Lebensmitteln und Vorräten

aller Art gezahlt worden sein. Wilhelm der Eroberer führte die Sitte ein, sie in Geld zu entrichten. Dieses Geld wurde jedoch lange Zeit bei der Schatzkammer nach dem Gewichte und nicht nach der Stückzahl in Empfang genommen.

Die Unbequemlichkeit und Schwierigkeit, jene Metalle mit Genauigkeit zu wägen, veranlaßte die Einführung von Münzen, deren Stempel beide Seiten des Stückes und zuweilen auch die Ränder gänzlich bedeckte, und als genügende Sicherheit nicht nur für die Feinheit, sondern auch für das Gewicht des Metalls angesehen wurde. Solche Münzen wurden daher wie noch heute, ohne daß man sich die Mühe des Wägens machte, nach der Stückzahl angenommen.

Die Namen dieser Münzen scheinen ursprünglich das Gewicht oder die in ihnen enthaltene Metallmenge ausgedrückt zu haben. Zur Zeit des Servius Tullius, der zuerst in Rom Geld münzen ließ, enthielt das römische As oder Pondo ein römisches Pfund guten Kupfers. Es war nach der Art des Troyes-Pfundes in zwölf Unzen geteilt, von denen jede eine wirkliche Unze guten Kupfers enthielt. Das englische Pfund Sterling enthielt zur Zeit Eduards I. nach Tower-Gewicht ein Pfund Silber von einem bekannten Feinheitsgrade. Das Tower-Pfund scheint etwas mehr, als das römische Pfund gewesen zu sein, und etwas weniger als das Troyes-Pfund. Dieses letztere wurde erst im achtzehnten Regierungsjahre Heinrichs VIII. in der englischen Münze eingeführt. Das französische Pfund (livre) enthielt zur Zeit Karls des Großen nach Troyes-Gewicht ein Pfund Silber von bekanntem Feinheitsgrade. Die Messe von Troyes in der Champagne wurde zu jener Zeit von allen europäischen Völkern besucht, und die Gewichte und Maße eines so berühmten Marktes waren allgemein bekannt und geschätzt. Das schottische Geld-

pfund enthielt von Alexander dem Ersten an bis auf Robert Bruce ein Pfund Silber von demselben Schrot und Korn, wie das englische Pfund Sterling. Die englischen, französischen und schottischen Pence enthielten gleichfalls ursprünglich alle ein wirkliches Pennygewicht Silber, den zwanzigsten Teil einer Unze und den zweihundertundvierzigsten Teil eines Pfundes. Auch der Schilling scheint ursprünglich die Bezeichnung für ein Gewicht gewesen zu sein. „Wenn der Weizen zwölf Schilling das Quarter kostet“, sagt ein altes Statut Heinrichs III., „dann soll ein Farthing-Brod elf Schilling und vier Pence wiegen.“ Doch scheint das Verhältnis zwischen dem Schilling und Penny einerseits oder dem Pfund andererseits nicht so beständig und gleichförmig gewesen zu sein, als das zwischen dem Penny und dem Pfund. Während der Zeit des ersten französischen Königsgeschlechtes scheint der französische Sou oder Schilling bald fünf, bald zwölf, bald zwanzig, bald vierzig Pence enthalten zu haben. Unter den alten Sachsen scheint der Schilling zu einer gewissen Zeit nur fünf Pence enthalten zu haben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er bei ihnen eben so veränderlich war, als bei ihren Nachbarn, den alten Franken. Seit der Zeit Karls des Großen unter den Franken, und Wilhelms des Eroberers unter den Engländern scheint das Verhältnis zwischen Pfund, Schilling und Penny stets dasselbe gewesen zu sein, wie noch heute, obgleich ihr Wert sehr verschieden war. Denn in allen Ländern der Welt haben, glaube ich, der Geiz und die Ungerechtigkeit der Fürsten und Staaten, das Vertrauen ihrer Untertanen mißbrauchend, nach und nach den wirklichen Metallgehalt, der ursprünglich in ihren Münzen vorhanden war, verringert. Das römische As wurde in der letzten Zeit der Republik auf den vierundzwanzigsten Teil seines ursprünglichen Wertes verringert, so

daß es statt eines Pfundes nur eine halbe Unze wog. Das englische Pfund und der Penny enthalten gegenwärtig etwa nur ein Drittel, das schottische Pfund und der Penny etwa ein Sechsendreißigstel, und das französische Pfund und der Penny etwa ein Sechsendsechzigstel ihres ursprünglichen Wertes. Mittelst solcher Maßnahmen waren die Fürsten und Staaten, die sich ihrer bedienten, instande, dem Scheine nach ihre Schulden zu bezahlen, und ihre Verpflichtungen mit einer geringeren Masse Silber, als sonst nötig gewesen wäre, zu erfüllen. Allerdings nur dem Scheine nach; denn die Gläubiger waren in Wirklichkeit um einen Teil dessen, was ihnen zukam, betrogen. Allen anderen Schuldnern im Staate wurde dasselbe Privileg zu Teil, und sie konnten, was sie in alter Münze geborgt hatten, mit derselben nominellen Summe der neuen und verschlechterten Münze bezahlen. Solche Maßregeln erwiesen sich daher stets günstig für den Schuldner und verderblich für den Gläubiger, und brachten zuweilen eine größere und allgemeinere Umwälzung im Vermögen der Privatpersonen hervor, als es durch die größte öffentliche Kalamität hätte geschehen können.

Auf diese Weise ist das Geld bei allen zivilisierten Völkern das allgemeine Handelsinstrument geworden, durch dessen Vermittelung Waren aller Art gekauft und verkauft, oder gegen einander ausgetauscht werden.

Welche Regeln die Menschen beim Tausch der Waren gegen Geld oder gegen einander der Natur der Sache entsprechend beobachten, will ich nun untersuchen. Diese Regeln bestimmen das, was man den relativen oder Tauschwert der Waren nennen kann.

Das Wort Wert hat, was zu beachten ist, zwei verschiedene Bedeutungen, und drückt bald die Brauchbarkeit einer Sache, bald die durch den Besitz dieser Sache gegebene Möglichkeit aus, andere Güter dafür

zu kaufen. Das eine kann Gebrauchswert, das andere Tauschwert genannt werden. Die Dinge, die den größten Gebrauchswert haben, haben oft wenig oder gar keinen Tauschwert, und umgekehrt haben solche, die den größten Tauschwert haben, oft wenig oder gar keinen Gebrauchswert. Nichts ist nützlicher als Wasser, aber man kann selten etwas dafür kaufen, selten etwas dafür in Tausch erhalten. Dagegen hat ein Diamant kaum irgend einen Gebrauchswert, aber man kann oft eine große Menge anderer Güter dafür im Tausch erhalten.

Um die Grundsätze zu erforschen, welche den Tauschwert der Ware regeln, werde ich zu zeigen suchen,

Erstens: Welches der wahre Maßstab dieses Tauschwertes ist, oder worin der wahre Preis aller Waren besteht;

Zweitens: Aus welchen verschiedenen Bestandteilen dieser wahre Preis zusammengesetzt oder gebildet ist;

Und endlich: Welche verschiedenen Umstände einige oder alle diese verschiedenen Bestandteile des Preises bald über, bald unter ihren natürlichen oder gewöhnlichen Satz treiben, oder welche Ursachen den Marktpreis, d. h. den wirklichen Preis der Waren hindern, genau mit dem, was man ihren natürlichen Preis nennen kann, zusammen zu fallen.

Ich werde mich bemühen, diese drei Gegenstände so vollständig und deutlich, als ich es vermag, in den drei folgenden Kapiteln auseinanderzusetzen, für welche ich mir die Geduld und Aufmerksamkeit des Lesers auf Angelegentlichste erbitten muß: seine Geduld, um ein Detail zu prüfen, welches ihm vielleicht an vielen Stellen ohne Not weitschweifig zu sein scheint, und seine Aufmerksamkeit, um dasjenige zu fassen, was vielleicht nach der vollständigsten Auseinandersetzung, die ich zu geben instande bin, doch immer noch ziem-

lich dunkel scheinen mag. Ich will stets lieber Gefahr laufen, weitschweifig zu sein, wenn ich nur sicher bin, klar zu bleiben, und, nachdem ich mir alle mögliche Mühe gegeben habe, klar zu sein, kann es noch immer scheinen, als ob über einen Gegenstand, der seiner Natur nach höchst abstrakt ist, einige Dunkelheit zurückgeblieben ist.

Fünftes Kapitel.

Vom wahren und nominellen Preise der Waren, oder von ihrem Preise in Arbeit und ihrem Preise in Geld.

Jeder Mensch ist reich oder arm in dem Grade, wie er imstande ist, sich die Bedürfnisse, Annehmlichkeiten und Vergnügungen des menschlichen Lebens zu beschaffen. Nachdem aber einmal die Teilung der Arbeit überall Eingang gefunden hat, kann eines Menschen eigne Arbeit ihn nur mit einem sehr kleinen Teil dieser Dinge versorgen. Den bei Weitem größeren Teil von ihnen muß er von der Arbeit Anderer erwarten, und er muß reich oder arm sein, je nach der Menge von Arbeit, über die er verfügen oder die er kaufen kann. Der Wert einer Ware ist demnach für den, der sie besitzt und der sie nicht selbst zu gebrauchen oder zu verbrauchen, sondern gegen andere Waren umzutauschen gedenkt, gleich der Menge Arbeit, welche zu kaufen oder über welche zu verfügen sie ihm gestattet. Die Arbeit ist also der wahre Maßstab des Tauschwertes aller Waren.

Der wahre Preis jedes Dinges, der Preis, den jedes Ding den Mann, der es sich verschaffen will, wirklich kostet, ist die Mühe und Beschwerde, die er hat anwenden müssen, um es sich zu verschaffen. Was jedes Ding dem Manne, der es sich verschafft hat und darüber verfügen oder es gegen etwas Anderes ver-

tauschen will, wirklich wert ist, das ist die Mühe und Beschwerde, welche er sich dadurch ersparen und auf andere Leute abwälzen kann. Was mit Geld oder Waren erkauft ist, wird ebenso wie das, was wir durch die Beschwerde des eignen Körpers erwerben, mit Arbeit erkauft. Jenes Geld oder jene Güter ersparen uns in der Tat diese Beschwerde. Sie enthalten den Wert einer gewissen Menge Arbeit, welche wir gegen Etwas vertauschen, wovon wir zur Zeit glauben, daß es den Wert einer gleichen Menge enthalte. Die Arbeit war der erste Preis, das ursprüngliche Kaufgeld, welches für alle Dinge gezahlt wurde. Nicht mit Gold oder Silber, sondern mit Arbeit wurden alle Güter der Welt ursprünglich gekauft; und ihr Wert für die, welche sie besitzen und gegen neue Erzeugnisse vertauschen wollen, ist genau der Arbeitsmenge gleich, welche zu kaufen oder über welche zu verfügen sie dadurch instand gesetzt sind.

Reichtum, sagt Hobbes, ist Macht. Wer jedoch ein großes Vermögen erwirbt oder ererbt, erwirbt oder ererbt damit nicht notwendig politische Macht, sei es im Zivil- oder Kriegsdienst. Sein Vermögen wird ihm vielleicht die Mittel bieten, beide zu erwerben, aber der bloße Besitz dieses Vermögens verschafft ihm nicht notwendig die eine oder die andere. Die Macht, die jener Besitz ihm unmittelbar und direkt verschafft, ist die Macht zu kaufen, d. h. eine gewisse Herrschaft über alle Arbeit oder alle Arbeitserzeugnisse, die sich auf dem Markte befinden. Sein Vermögen ist größer oder geringer genau im Verhältnis zum Umfange dieser Macht, oder zur Menge der Arbeit oder, was dasselbe ist, der Arbeitserzeugnisse Anderer, welche zu kaufen oder über welche zu verfügen er dadurch instand gesetzt ist. Der Tauschwert eines jeden Dinges muß stets

dem Umfange dieser Macht, die es seinem Besitzer verschafft, vollkommen gleich sein.

Obwohl aber die Arbeit der wahre Maßstab des Tauschwertes aller Waren ist, so ist sie doch nicht der Maßstab, nach welchem ihr Wert gewöhnlich geschätzt wird. Es ist oft schwer, das Verhältnis zwischen zwei verschiedenen Arbeitsmengen genau zu bestimmen. Die Zeit, die auf zwei verschiedene Arten von Arbeit verwendet ist, wird allein dies Verhältnis nicht immer entscheiden. Die verschiedenen Grade von erduldeter Mühsal und von aufgewendetem Geist müssen ebenfalls in Rechnung gebracht werden. Es kann in der schweren Anstrengung einer Stunde mehr Arbeit stecken, als in zwei Stunden leichter Beschäftigung, und in der einstündigen Ausübung eines Geschäfts, dessen Erlernung zehn Jahre Arbeit kostete, mehr als in dem Fleiß eines ganzen Monats bei einer gewöhnlichen und alltäglichen Beschäftigung. Allein es ist nicht leicht, einen genauen Maßstab für die Mühsal wie für die Geisteskraft zu finden. Allerdings wird beim wechselseitigen Austausch der Erzeugnisse verschiedener Arbeitsgebiete auf beides einige Rücksicht genommen. Indessen wird das nicht nach einem genauen Maßstabe, sondern nach dem Dingen und Feilschen des Marktes ausgeglichen, jener rohen Ausgleichung gemäß, welche zwar nicht exakt ist, aber für die Geschäfte des gemeinen Lebens ausreicht.

Überdies werden alle Waren häufiger gegen einander, als gegen Arbeit vertauscht und damit verglichen. Es ist daher naturgemäßer, ihren Tauschwert nach der Menge einer anderen Ware zu schätzen, als nach der der Arbeit, die sie kaufen kann. Auch verstehen die meisten Leute besser, was mit der Menge einer bestimmten Ware, als was mit einer Menge Arbeit gemeint ist. Jenes ist ein einfacher handgreiflicher Gegenstand, dieses ein abstrakter Begriff, der sich

zwar hinreichend deutlich machen läßt, aber doch nicht Allen so natürlich und geläufig ist.

Wenn aber der Tauschhandel aufhört, und das Geld zum gewöhnlichen Verkehrsinstrument geworden ist, dann werden alle Waren häufiger gegen Geld, als gegen andere Waren vertauscht. Der Fleischer bringt selten sein Rind- oder Hammelfleisch zum Bäcker oder zum Brauer, um es gegen Brot oder Bier zu vertauschen, sondern er bringt es auf den Markt, wo er es gegen Geld verhandelt; und später vertauscht er dies Geld gegen Brot und Bier. Die Menge des Geldes, welches er dafür einnimmt, bestimmt auch die Menge des Brotes und Bieres, die er nachher kaufen kann. Es ist ihm daher natürlicher und geläufiger, ihren Wert nach der Menge des Geldes, der Ware, für welche er sie unmittelbar vertauscht, als nach der des Brotes und Bieres — Waren, gegen welche er sie nur durch Vermittelung einer anderen Ware vertauschen kann — zu schätzen und zu sagen, sein Fleisch sei das Pfund drei oder vier Pence wert, als es sei drei oder vier Pfund Brot, oder drei oder vier Quart Dünnbier wert. Daher kommt es, daß der Tauschwert aller Waren häufiger nach der Menge des Geldes, als nach der Menge der Arbeit oder einer andern Ware, die dafür eingetauscht werden kann, geschätzt wird.

Übrigens schwanken Gold und Silber, wie jede andere Ware, im Wert und sind bald wohlfeiler und bald teurer, bald leichter und bald schwerer zu kaufen. Die Menge Arbeit, die für eine bestimmte Menge Gold oder Silber zu kaufen ist oder zu Gebote steht, oder die Menge anderer Güter, welche dafür eingetauscht werden kann, hängt stets von der Ergiebigkeit oder Armut der Bergwerke ab, die man zur Zeit gerade kennt. Die Entdeckung der reichen Minen Amerikas setzte im sechzehnten Jahrhundert den Wert von Gold

und Silbers in Europa ungefähr auf den dritten Teil seines früheren herab. Da es weniger Arbeit kostete, jene Metalle aus den Minen auf den Markt zu bringen, so konnten sie auch, als sie auf den Markt kamen, weniger Arbeit kaufen oder über weniger verfügen; und diese Umwälzung in ihrem Werte, obwohl vielleicht die größte, ist doch keineswegs die einzige, von der die Geschichte berichtet. Wie aber ein Maßstab der Menge, welcher selbst stets veränderlich ist, wie z. B. der natürliche Fuß, die Armlänge oder die Handvoll, niemals einen genauen Maßstab für die Menge anderer Dinge abgeben kann, so kann auch eine Ware, die in ihrem eigenen Werte fortwährend veränderlich ist, niemals ein genauer Maßstab des Wertes anderer Waren sein. Gleiche Mengen Arbeit sind, wie man zu sagen berechtigt ist, zu allen Zeiten und an allen Orten für den Arbeiter von gleichem Werte. Bei einem durchschnittlichen Stande seiner Gesundheit, Kraft und Stimmung, bei dem gewöhnlichen Grade seiner Geschicklichkeit und Fertigkeit muß er stets denselben Teil seiner Muße, seiner Freiheit und seines Glückes dafür einsetzen. Der Preis, den er zahlt, bleibt immer der nämliche, wie groß auch die Menge der Güter sei, welche er als Ersatz dafür erhält. Allerdings kann seine Arbeit bald eine größere, bald eine geringere Menge von Waren kaufen; aber es ist ihr Wert, der schwankt, nicht der der Arbeit, die sie kauft. Immer und überall ist dasjenige teuer, was schwer zu beschaffen ist, oder dessen Erwerbung viel Arbeit kostet, und dasjenige wohlfeil, was leicht oder mit sehr wenig Arbeit zu haben ist. Einzig und allein nur die Arbeit, die in ihrem Werte niemals schwankt, ist mithin der letzte und wahre Preismaßstab, nach welchem der Wert aller Waren immer und überall geschätzt und verglichen werden kann. Sie ist ihr wahrer Preis; Geld nur ihr nomineller.

Obwohl aber gleiche Mengen Arbeit für den Arbeiter immer gleichen Wert haben, so scheinen sie doch für den, der den Arbeiter beschäftigt, bald mehr, bald weniger wert zu sein. Er erkauft sie bald mit einer größeren, bald mit einer kleineren Menge von Gütern, und ihm scheint der Preis der Arbeit ebenso wie der aller andern Dinge zu schwanken. In dem einen Falle erscheint sie ihm teuer, in dem anderen wohlfeil. In Wahrheit jedoch sind es die Güter, die in dem einen Falle wohlfeil, und im andern teuer sind.

In diesem volkstümlichen Sinne kann man daher sagen, die Arbeit habe gleich den Waren einen wirklichen und einen nominellen Preis. Ihr wirklicher, kann man sagen, besteht in der Menge von Bedürfnissen und Annehmlichkeiten des Lebens, welche dafür gegeben wird; ihr nomineller Preis in der Menge Geld. Der Arbeiter ist reich oder arm, gut oder schlecht belohnt, je nach dem wirklichen, nicht dem nominellen Preise seiner Arbeit.

Die Unterscheidung zwischen dem wirklichen oder Sachpreise und dem nominellen Preise der Waren und der Arbeit ist nicht etwa nur eine Sache der bloßen Theorie, sondern kann bisweilen in der Praxis von großem Nutzen sein. Der gleiche Sachpreis hat immer den gleichen Wert; der nominelle Preis dagegen ist wegen der Schwankungen im Werte des Goldes und Silbers zuweilen von sehr verschiedenem Werte. Wenn daher ein Landgut unter dem Vorbehalt einer immerwährenden Rente verkauft wird, und die Rente stets denselben Wert haben soll, so ist es für die Familie, zu deren Gunsten dies ausgemacht wird, von Wichtigkeit, daß sie nicht in einer bestimmten Summe Geldes bestehe. In diesem Falle würde ihr Wert Schwankungen doppelter Art ausgesetzt sein; erstens der, welche aus den verschiedenen Mengen Goldes und Silbers, die zu verschiedenen Zeiten in Münzen von

demselben Nennwert enthalten sind, entspringt, und zweitens der, welche durch den verschiedenen Wert gleicher Mengen Goldes und Silbers zu verschiedenen Zeiten veranlaßt wird.

Fürsten und Republiken haben es oft für einen zeitweiligen Vorteil gehalten, die in ihren Münzen enthaltene Menge reinen Metalls zu vermindern; aber selten fanden sie es vorteilhaft, sie zu vermehren. Demgemäß hat, glaube ich, die Menge des in den Münzen aller Nationen enthaltenen Metalls sich fast beständig vermindert und kaum jemals zugenommen. Solche Veränderungen haben daher fast überall den Erfolg, den Wert einer Geldrente zu verringern.

Die Entdeckung der amerikanischen Mineralschätze verminderte den Wert des Goldes und Silbers in Europa. Diese Verringerung geht, wie man gewöhnlich, obgleich nach meinem Dafürhalten ohne sichern Beweis annimmt, noch immer stufenweise fort und wird wahrscheinlich noch lange Zeit fort dauern. Ist diese Annahme richtig, so werden solche Veränderungen den Wert einer Geldrente eher vermindern, als vermehren, selbst wenn ihre Zahlung nicht in einer bestimmten Summe einer so oder so benannten Münzsorte (z. B. in so und so viel Pfund Sterling), sondern in so und so viel Pfund reinen Silbers oder Silbers von einem gewissen Feingehalt ausbedungen wäre.

Die in Getreide ausbedungenen Renten haben ihren Wert weit besser bewahrt, als die in Geld ausbedungenen, selbst wenn der Nennwert der Münze keine Änderung erlitten hatte. Durch eine Parlamentsakte aus dem achtzehnten Regierungsjahre Elisabeths wurde verordnet, daß der dritte Teil des Pachtzinses aller Universitätsgüter in Getreide ausbedungen werden solle, das entweder in natura oder nach dem Marktpreise zu entrichten sei. Das Geld, welches aus dieser Getreiderente einkommt, beträgt, obgleich ursprünglich nur ein

Drittel des Ganzen, nach Dr. Blackstone gegenwärtig in der Regel beinahe das Doppelte der andern zwei Drittel. Die alten Geldrenten der Universitäten müssen hiernach beinahe auf den vierten Teil ihres früheren Wertes gesunken sein oder sie sind kaum mehr wert, als den vierten Teil des Getreides, welches sie früher wert waren. Dennoch hat seit der Regierung Philipps und Marias der Nennwert der englischen Münze wenig oder keine Änderung erfahren, und dieselbe Zahl Pfunde, Schillinge und Pence hat immer fast dieselbe Menge reinen Silbers enthalten. Jene Entwertung der Geldrenten der Universitäten ist daher ausschließlich durch die Entwertung des Silbers entstanden.

Wenn zur Entwertung des Silbers noch eine Verminderung seiner in den Münzen von gleicher Benennung enthaltenen Menge hinzutritt, so ist der Verlust oft noch größer. In Schottland, wo der Nennwert der Münze viel größere Veränderungen erlitten hat, als jemals in England, und in Frankreich, wo er noch größere erlitt, als jemals in Schottland, sind manche alte Renten, die ursprünglich einen ansehnlichen Wert hatten, auf diese Weise beinahe auf Nichts herabgesunken.

Gleiche Mengen Arbeit werden in entfernten Epochen mit annähernd gleichen Mengen Getreides, der Hauptnahrung der Arbeiter, weit weniger aber mit gleichen Mengen Goldes und Silbers, oder vielleicht auch aller anderen Waren erkaufte. Gleiche Mengen Getreide werden also in verschiedenen Zeiten denselben Sachwert haben, oder den Besitzer befähigen, annähernd dieselbe Menge Arbeit anderer Leute damit zu erkaufen oder über sie zu verfügen. Sie werden dies, sage ich eher tun, als gleiche Mengen fast aller anderen Waren; denn genau tun es selbst die gleichen Getreidemengen nicht. Die Unterhaltsmittel des Arbeiters oder der wirkliche Preis der Arbeit ist, wie ich später

zeigen werde, unter verschiedenen Umständen sehr verschieden: reichlicher bemessen in einer zur Wohlhabenheit fortschreitenden, als in einer stillstehenden Gesellschaft, und reichlicher in einer stillstehenden, als in einer rückwärtsgehenden. Alle andern Waren jedoch werden zu einer gewissen Zeit eine größere oder kleinere Menge Arbeit erkaufen, je nach der Menge von Lebensmitteln, welche sie zu dieser Zeit kaufen können. Eine in Getreide ausbedungene Rente ist daher nur den Veränderungen in der Arbeitsmenge unterworfen, die eine bestimmte Getreidemenge kaufen kann. Eine in irgend einer andern Ware ausbedungene Rente ist dagegen nicht nur den Veränderungen der mit einer gewissen Getreidemenge erkaufbaren Arbeitsmenge, sondern auch den Veränderungen der mit einer bestimmten Menge jener Ware erkaufbaren Menge Getreide ausgesetzt.

Man muß indeß beachten, daß der Wert einer Getreiderente sich zwar von Jahrhundert zu Jahrhundert viel weniger verändert, als der einer Geldrente, dafür aber von Jahr zu Jahr desto mehr schwankt. Der Geldpreis der Arbeit schwankt nicht, wie ich später zu zeigen suchen werde, von Jahr zu Jahr mit dem Geldpreise des Getreides, sondern scheint sich überall nicht dem zeitweiligen oder gelegentlichen, sondern dem Durchschnitts- oder gewöhnlichen Preise dieses Lebensbedürfnisses anzupassen. Der Durchschnitts- oder gewöhnliche Preis des Getreides wird wiederum, wie ich gleichfalls später zeigen werde, durch den Wert des Silbers, durch die Ergiebigkeit oder Unergiebigkeit der den Markt mit diesem Metall versehenen Bergwerke oder durch die Arbeitsmenge, die aufgewendet und folglich des Getreides, das verzehrt werden muß, um eine bestimmte Menge Silbers aus den Bergwerken auf den Markt zu bringen, be-

stimmt. Der Wert des Silbers aber ändert sich zwar zuweilen beträchtlich von Jahrhundert zu Jahrhundert, doch selten bedeutend von Jahr zu Jahr; sondern er bleibt oft ein halbes oder ein ganzes Jahrhundert hindurch derselbe oder nahezu derselbe. Mithin kann auch der gewöhnliche oder durchschnittliche Geldpreis des Getreides während einer solchen Periode derselbe oder nahezu derselbe bleiben, und mit ihm auch der Geldpreis der Arbeit, vorausgesetzt natürlich, daß die Gesellschaft auch in anderer Beziehung in derselben oder nahezu derselben Lage verharret. Mittlerweile kann der zeitweilige und gelegentliche Preis des Getreides oft in dem einen Jahre doppelt so hoch sein als im vorhergehenden, und z. B. der Quarter zwischen fünfundzwanzig und fünfzig Schilling schwanken. Wenn aber das Getreide auf letzterem Preise steht, so wird nicht nur der nominelle, sondern auch der Sachwert einer Getreiderente gegen die vorhergehende der doppelte sein oder man wird dafür die doppelte Menge Arbeit oder die doppelte Menge der meisten anderen Waren zur Verfügung haben, da der Geldpreis der Arbeit und mit ihm der der meisten anderen Dinge während all dieser Schwankungen unverändert bleibt.

Es leuchtet also ein, daß die Arbeit sowohl das einzige allgemeine, als das einzige genaue Maß des Wertes oder der einzige Maßstab ist, nach welchem die Werte der verschiedenen Waren immer und überall verglichen werden können. Es ist einzuräumen, daß wir den wirklichen Wert verschiedener Waren nicht von Jahrhundert zu Jahrhundert nach den Mengen Silber, die dafür gegeben werden müssen, auch nicht von Jahr zu Jahr nach den Getreidemengen schätzen können. Aber nach den Arbeitsmengen kann man ihn mit der größten Genauigkeit sowohl von Jahrhundert zu Jahrhundert, als von Jahr zu Jahr schätzen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert ist Getreide ein besserer

Maßstab als Silber, weil von Jahrhundert zu Jahrhundert für gleiche Getreidemengen viel eher die nämliche Arbeitsmenge zu haben sein wird, als für gleiche Mengen Silber. Umgekehrt ist das Silber ein besserer Maßstab von Jahr zu Jahr, als das Getreide, weil für gleiche Mengen Silber viel eher die nämliche Menge Arbeit zur Verfügung stehen wird.

Obschon es aber bei Feststellung immerwährender Renten oder selbst bei Abschließung sehr langer Pachtverträge von Nutzen sein kann, zwischen dem wahren und dem nominellen Preis zu unterscheiden, so hat es doch keinen Nutzen beim Kauf und Verkauf, den gewöhnlicheren und häufigeren Geschäften des menschlichen Lebens.

Zu derselben Zeit und an demselben Orte stehen der wirkliche und der nominelle Preis aller Waren in genauem Verhältnis zu einander. Je mehr oder weniger Geld man für eine Ware z. B. auf dem Londoner Markte erhält, desto mehr oder weniger Arbeit wird man zu dieser Zeit und an diesem Orte dafür kaufen und erhalten können. Zu derselben Zeit und an demselben Ort ist daher Geld der genaue Maßstab des wirklichen Tauscherts aller Waren. Doch ist dies eben nur zu derselben Zeit und an demselben Ort der Fall.

Obgleich an entfernten Plätzen kein geregeltes Verhältnis zwischen dem wirklichen und dem Geldpreise der Waren besteht, so hat doch der Kaufmann, der Güter von einem Ort zum andern bringt, Nichts als ihren Geldpreis oder den Unterschied zwischen der Menge Silber, für die er sie kauft, und der, für die er sie wahrscheinlich verkaufen wird, zu beachten. Für eine halbe Unze Silber mag zu Canton in China mehr Arbeit und mehr an Lebens- und Genußmitteln zu haben sein, als für eine Unze in London. Eine Ware, die in Canton für eine halbe Unze Silber verkauft wird, kann

mithin an diesem Ort in Wirklichkeit teurer und für ihren Besitzer von größerer Bedeutung sein, als es eine Ware, die in London für eine Unze verkauft wird, für ihren Besitzer in London ist. Wenn jedoch ein Londoner Kaufmann zu Canton für eine halbe Unze Silber eine Ware kaufen kann, die er hernach in London für eine Unze zu verkaufen imstande ist, so gewinnt er hundert Prozent bei dem Handel, gerade so viel, als wenn eine Unze Silber in London ganz denselben Wert hätte, als in Canton. Es kommt für ihn nicht in Betracht, daß er für eine halbe Unze Silber in Canton mehr Arbeit und eine größere Menge Lebens- und Genußmittel zur Verfügung haben würde, als für eine Unze in London. Eine Unze verschafft ihm auch in London doppelt so viel, als was ihm eine halbe Unze daselbst verschaffen könnte, und das ist es gerade, was er wünscht.

Da es also der nominelle oder Geldpreis ist, der schließlich über die Vorsichtigkeit und Unvorsichtigkeit aller Käufe und Verkäufe entscheidet, und deshalb fast alle Geschäfte des täglichen Lebens, in denen es auf den Preis ankommt, regelt, so ist es kein Wunder, daß man auf ihn so viel mehr als auf den wirklichen Preis geachtet hat.

In einem Werke jedoch, wie das gegenwärtige, kann es zuweilen nützlich sein, die wirklichen Werte einer Ware zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten, oder die verschiedenen Grade der Macht über die Arbeit Anderer, die sie in verschiedenen Fällen ihren Besitzern verliehen haben kann, zu vergleichen. Wir müssen in diesem Falle nicht sowohl die verschiedenen Mengen Silber, für die die Ware gewöhnlich verkauft wurde, als die verschiedenen Mengen Arbeit, die für jene verschiedenen Mengen Silber zu kaufen waren, vergleichen. Allein die üblichen Preise der Arbeit in entlegenen Zeiten und Orten sind kaum

jemals mit einiger Genauigkeit zu ermitteln. Die Getreidepreise sind, obwohl auch sie nur an wenigen Orten regelmäßig aufgezeichnet wurden, im Allgemeinen bekannt, und von Geschichtsschreibern und anderen Schriftstellern öfters erwähnt worden. Daher müssen wir uns im Allgemeinen an ihnen genügen lassen; nicht weil sie zu dem üblichen Preise der Arbeit immer genau in demselben Verhältnis ständen, sondern weil sie sich gewöhnlich diesem Verhältnis am meisten nähern. Ich werde künftig Gelegenheit haben, einige Vergleiche dieser Art zu machen.

Bei zunehmender Betriebsamkeit fanden es die handeltreibenden Nationen zweckmäßig, verschiedene Metalle zu Geld auszuprägen; Gold für größere Zahlungen, Silber für Käufe von mäßigem Werte, und Kupfer oder ein anderes unedles Metall für Käufe von noch geringerem Belang. Doch betrachteten sie stets eines dieser Metalle vorzugsweise als Maßstab des Wertes, und dieser Vorzug scheint im Allgemeinen demjenigen Metall gegeben worden zu sein, welches sie gerade zuerst als Tauschwerkzeug gebraucht hatten. Nachdem sie einmal angefangen hatten, es als ihren Maßstab zu benutzen (was sie tun mußten, so lange sie noch kein anderes Geld hatten), blieben sie gewöhnlich dabei, auch wenn die Nötigung nicht mehr die gleiche war.

Die Römer sollen bis zum fünften Jahre vor dem ersten punischen Kriege*), wo sie zuerst Silber ausmünzten, nur Kupfergeld gehabt haben. Daher scheint Kupfer auch stets der Wertmaßstab in dieser Republik geblieben zu sein. In Rom scheinen alle Rechnungen und der Wert aller Grundstücke entweder nach Assen oder Sestertien aufgestellt worden zu sein. As war immer der Name einer Kupfermünze. Das Wort Sester-

*) Plinius lib. XXXIII, c. 3.

tius bedeutet zwei und einen halben As. Obgleich also der Sestertius ursprünglich eine Silbermünze war, so wurde sein Wert doch in Kupfer angegeben. Von einem, der viel Geld schuldig war, sagte man in Rom, er habe viel von anderer Leute Kupfer.

Die nordischen Völker, welche sich auf den Ruinen des römischen Reiches festsetzten, scheinen gleich im Anfang ihrer Niederlassungen Silbergeld gehabt und noch lange Zeit danach weder Gold- noch Kupfermünzen gekannt zu haben. In England gab es zur Zeit der Sachsen Silbermünzen, Gold aber wurde bis zur Zeit Eduards III. nur wenig, und Kupfer bis auf Jakob I. von Großbritannien gar nicht gemünzt. Deshalb wurden in England, und aus dem gleichen Grunde wohl unter allen andern neueren Völkern Europas, alle Rechnungen und der Wert aller Waren und Grundstücke allgemein in Silber berechnet; und wenn wir die Summe eines Vermögens angeben wollen, so sprechen wir selten von der Anzahl Guineen, sondern gewöhnlich von der Zahl Pfunde Sterling, auf die wir es schätzen.

Ursprünglich war, glaube ich, in allen Ländern nur die Münze aus demjenigen Metall, welches vorzugsweise als Wertmaßstab oder Wertmesser betrachtet wurde, gesetzliches Zahlungsmittel. In England sah man das Gold noch lange, nachdem es schon zu Geld gemünzt wurde, nicht als gesetzliches Zahlungsmittel an. Das Wertverhältnis zwischen dem Gold- und Silbergeld war nicht durch Gesetz oder Verordnung festgestellt, sondern seine Bestimmung war dem Markte überlassen. Wenn ein Schuldner Zahlung in Gold anbot, so konnte der Gläubiger eine solche Zahlung entweder ganz zurückweisen, oder sie nach einer mit dem Schuldner zu vereinbarenden Schätzung des Goldes annehmen. Kupfer ist gegenwärtig nur für die Verwechslung kleiner Silbermünzen gesetzliches Zahlungsmittel. In diesem Stadium

war die Unterscheidung zwischen dem Währungsmetall und demjenigen, das dies nicht war, etwas mehr als eine bloß nominelle Unterscheidung.

Im Verlauf der Zeit, und als die Leute mit dem Gebrauch der verschiedenen gemünzten Metalle allmählich vertrauter wurden und sich folglich an das Verhältnis zwischen ihren bezüglichen Werten besser gewöhnten, fand man es in den meisten Ländern, wie ich glaube, zweckmäßig, dies Verhältnis festzustellen, und durch Gesetz zu bestimmen, daß z. B. eine Guinee von dem und dem Schrot und Korn einundzwanzig Schilling gelten oder ein gesetzliches Zahlungsmittel für eine Schuld von diesem Betrage sein solle. In diesem Stadium und während der Dauer eines derartig geregelten Verhältnisses wird die Unterscheidung zwischen dem Währungsmetall und demjenigen, das dies nicht ist, wenig mehr als eine nominelle.

Infolge einer Veränderung dieses geregelten Verhältnisses wird jedoch diese Unterscheidung wieder etwas mehr, als eine bloß nominelle, oder scheint es wenigstens zu werden. Wenn z. B. der geregelte Wert einer Guinee entweder auf zwanzig Schilling vermindert oder auf zweiundzwanzig erhöht würde, so könnte, da alle Rechnungen in Silbergeld geführt und fast alle Schuldverschreibungen in diesem ausgedrückt sind, der größte Teil der Zahlungen zwar in beiden Fällen mit derselben Summe Silbergeldes, wie früher, geleistet werden, würde aber in Goldmünze eine sehr abweichende Summe erfordern: eine größere in dem einen, eine kleinere in dem anderen Falle. Das Silber würde in seinem Werte unveränderlicher erscheinen, als das Gold; es würde scheinen, daß das Silber den Wert des Goldes, nicht aber das Gold den des Silbers messe. Der Wert des Goldes würde von der Menge Silbers, gegen die es untauschbar wäre, abhängig scheinen, und der Wert

des Silbers würde von der Menge Gold, die dafür zu haben wäre, unabhängig scheinen. Dieser Unterschied hätte jedoch seinen Grund lediglich in der Gewohnheit, die Rechnungen lieber in Silber als in Gold zu führen und den Betrag aller großen und kleinen Summen in Silbergeld auszudrücken. Eine von Herrn Drummonds Noten über fünfundzwanzig oder fünfzig Guineen würde nach einer solchen Veränderung immer noch, wie früher, mit fünfundzwanzig oder fünfzig Guineen zu bezahlen sein. Sie wäre nach einer solchen Veränderung mit der nämlichen Menge Gold zu bezahlen, wie früher, aber mit sehr verschiedenen Mengen Silbers. Hat man eine solche Note zu zahlen, so würde das Gold in seinem Werte unveränderlicher zu sein scheinen, als das Silber. Gold würde den Wert des Silbers, nicht aber Silber den des Goldes zu messen scheinen. Wenn die Gewohnheit, Rechnungen und Zahlungsverprechen, so wie andere Schuldverschreibungen, in dieser Weise auszustellen, einmal allgemein werden sollte, so würde das Gold, und nicht das Silber als das Metall betrachtet werden, das vorzugsweise der Wertmaßstab oder Wertmesser wäre.

In Wirklichkeit regelt während der Dauer eines zwischen den bezüglichen Werten der verschiedenen Münzmetalle festgesetzten Verhältnisses der Wert des kostbarsten Metalls den Wert des gesamten Geldes. Zwölf Kupferpence enthalten ein halbes Pfund (Sollgewicht) Kupfer nicht von der besten Qualität, welches, bevor es gemünzt ist, kaum sieben Pence an Silber wert ist. Da aber gesetzlich zwölf solche Pence einen Schilling gelten, so werden sie auf dem Markte als einen Schilling wert betrachtet und kann man zu jeder Zeit einen Schilling dafür erhalten. Vor der letzten Umprägung der britischen Goldmünzen war das Gold, wenigstens so viel davon in London und seiner Um-

gehend im Umlauf war, im Allgemeinen weit weniger als das meiste Silber, unter sein gesetzliches Gewicht gesunken. Dennoch wurden einundzwanzig abgenutzte und verwischte Schillinge als gleichwertig mit einer Guinee betrachtet, welche allerdings vielleicht auch abgenutzt und verwischt war, aber doch selten in solchem Grade. Die neueren Regelungen haben die Goldmünze ihrem Normalgewicht vielleicht so nahe gebracht, als dies überhaupt mit dem Kurantgeld eines Landes möglich ist, und die Verordnung, kein Gold bei den Staatskassen anders als nach dem Gewicht anzunehmen, wird dieses wahrscheinlich so lange vollwichtig erhalten, als jene Verordnung aufrecht erhalten bleibt. Die Silbermünze ist noch immer in demselben abgenutzten und verschlechterten Zustande, wie vor der Umprägung der Goldmünze. Auf dem Markt jedoch werden einundzwanzig Schillinge dieser verschlechterten Silbermünze noch immer als dem Wert einer Guinee von dieser ausgezeichneten Goldmünze entsprechend betrachtet.

Die Umprägung der Goldmünze hat offenbar den Wert der Silbermünze, die dagegen umgewechselt werden kann, gesteigert.

In der englischen Münze wird ein Pfund Gold zu vierundvierzig einer halben Guinee ausgemünzt, was, die Guinee zu einundzwanzig Schilling gerechnet, sechsundvierzig Pfund Sterling, vierzehn Schilling und sechs Pence ausmacht. Die Unze gemünzten Goldes ist mithin £ 3 17 sh. 10½ d. in Silber wert. In England wird kein Aufschlag oder Schlagschatz für das Prägen gezahlt, und wer ein Pfund oder eine Unze vollwichtiges Goldbullion zur Münze bringt, bekommt ein Pfund oder eine Unze in gemünztem Golde ohne allen Abzug zurück. Drei Pfund, siebzehn Schilling und zehn und ein halber Penny die Unze, nennt man daher in England den Münzpreis des Goldes oder die Menge

gemünzten Goldes, die die Münze für vollwichtiges Goldbullion zurückgibt.

Vor der Umprägung der Goldmünze war der Marktpreis der Unze vollwichtigen Goldbullions viele Jahre hindurch über £ 3. 18 sh., manchmal £ 3. 19 sh. und sehr oft £ 4; diese Summe wahrscheinlich in der abgenutzten und verschlehterten Goldmünze, die selten mehr als eine Unze vollwichtigen Goldes enthielt. Seit der Umprägung der Goldmünze übersteigt der Marktpreis der Unze vollwichtigen Barrengoldes selten £ 3. 17 sh. 7 d. Vor der Umprägung stand der Marktpreis stets mehr oder weniger über dem Münzpreise; nach ihr hingegen beständig darunter. Doch ist dieser Marktpreis derselbe, gleichviel ob er in Gold- oder Silbermünze gezahlt wird. Die letzte Umprägung hat mithin nicht nur den Wert der Goldmünze, sondern gleicherweise den der Silbermünze im Verhältnis zum Goldbullion und wahrscheinlich auch im Verhältnis zu allen andern Waren erhöht, obgleich wegen des Einflusses, den so manche andere Umstände auf den Preis der meisten andern Waren haben, die Erhöhung des Wertes sowohl der Gold- wie der Silbermünzen, im Vergleich mit dem Warenpreise, nicht so deutlich und fühlbar sein kann.

In der englischen Münze wird ein Pfund vollwichtigen Barrensilbers zu zweiundsechzig Schilling ausgemünzt, die ebenfalls ein richtiges Pfund vollwichtigen Silbers enthalten. Fünf Schilling und zwei Pence die Unze, heißt daher in England der Münzpreis des Silbers oder die Menge Silbermünze, die die Münze für vollwichtiges Barrensilber gibt. Vor der Umprägung der Goldmünze war der Marktpreis des vollwichtigen Barrensilbers nach Umständen fünf Schilling und vier Pence, fünf Schilling und fünf Pence, fünf Schilling und sechs Pence, fünf Schilling und sieben Pence, und sehr oft fünf Schilling und acht Pence die Unze.

Doch scheint fünf Schilling und sieben Pence der gewöhnlichste Preis gewesen zu sein. Seit der Umprägung der Goldmünze ist der Marktpreis des vollwichtigen Barrensilbers gelegentlich auf fünf Schilling und drei Pence, fünf Schilling und vier Pence, und fünf Schilling und fünf Pence die Unze gefallen, welchen letzten Preis es kaum je überstiegen hat. Obgleich der Marktpreis des Barrensilbers seit der Umprägung der Goldmünze beträchtlich gefallen ist, so ist er doch nicht so tief gefallen wie der Münzpreis.

Wie in dem Verhältnisse zwischen den verschiedenen Metallen der englischen Münzen das Kupfer weit über seinen wirklichen Wert angesetzt ist, so das Silber etwas unter ihm. Auf dem europäischen Markte, in den französischen und holländischen Münzen gilt eine Unze feinen Goldes etwa vierzehn Unzen feinen Silbers. Nach englischem Münzfuß gilt sie etwa fünfzehn Unzen, d. h. mehr Silber als sie nach der allgemeinen Schätzung Europas wert ist. So wenig aber der Preis des rohen Kupfers in England durch den hohen Preis des Kupfers in den englischen Münzen gestiegen ist, so wenig ist der Preis des Barrensilbers durch den niedrigen Satz des Silbers in den englischen Münzen gefallen. Barrensilber steht noch in seinem richtigen Verhältnis zum Golde, aus demselben Grunde, aus dem rohes Kupfer noch in seinem richtigen Verhältnis zum Silber steht.

Nach der Umprägung der Silbermünze unter der Regierung Wilhelms III. blieb der Preis des Barrensilbers noch immer etwas über dem Münzpreise. Locke schrieb diesen hohen Preis dem Umstande zu, daß es wohl gestattet war, Barrensilber, aber nicht Silbermünze auszuführen. Jene Ausfuhrerlaubnis, sagt er, mache die Nachfrage nach Barrensilber größer als die nach Silbermünze. Allein die Zahl derer, die zum

täglichen Gebrauch beim Kaufen und Verkaufen im Lande Silbermünze nötig haben, ist sicherlich weit größer, als die Zahl derer, welche zur Ausfuhr oder zu irgend einem anderen Zweck Barrensilber brauchen. Es ist gegenwärtig auch gestattet Goldbarren — und verboten, Goldmünzen auszuführen; und dennoch ist der Preis der Goldbarren unter den Münzpreis gefallen. Aber damals wurde ganz so wie jetzt, in den englischen Münzen das Silber im Verhältnis zum Golde zu niedrig ausgebracht, und die Goldmünze, von der man zu jener Zeit auch nicht glaubte, daß sie einer Umprägung bedürfe, regelte ebenso wie jetzt, den wahren Wert aller Münzen. Da die Umprägung der Silbermünze den Preis des Barrensilbers damals nicht auf den Münzpreis herabsetzte, so ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß eine ähnliche Umprägung dies jetzt bewirken würde.

Wäre die Silbermünze ihrem Normalgewicht so nahe gebracht, wie das Gold, so würde man nach dem jetzigen Verhältnis für eine Guinee wahrscheinlich mehr Silber in Münze erhalten, als in Barren. Enthielte das Silbergeld sein volles gesetzliches Gewicht, so würde es vorteilhaft sein, es einzuschmelzen, um es erst in Barren für Goldmünze zu verkaufen, und diese Goldmünze dann wieder gegen Silbergeld unzuwechseln, um dies gleichfalls einzuschmelzen. Eine Änderung im gegenwärtigen Verhältnis scheint das einzige Mittel zu sein, diesem Übelstande zu steuern.

Der Übelstand wäre vielleicht geringer, wenn das Silber in den Münzen um eben so viel über seinem richtigen Verhältnis zum Golde ausgebracht würde, als jetzt unter ihm, vorausgesetzt, es werde zu gleicher Zeit verordnet, daß Silber nicht für mehr als eine Guinee gesetzliches Zahlungsmittel sein solle, gerade so, wie Kupfer nicht für mehr als einen Schilling gesetzliches Zahlungsmittel ist. In diesem Falle könnte kein Gläu-

biger durch die hohe Wertung des Silbers in den Münzen beeinträchtigt werden, so wenig jetzt ein Gläubiger durch die hohe Wertung des Kupfers verkürzt wird. Nur die Bankiers würden unter dieser Anordnung leiden. Wenn ein Andrang zu ihren Zahlstellen entsteht, so suchen sie zuweilen dadurch Zeit zu gewinnen, daß sie in Sixpence-Stücken zahlen; durch jene Anordnung aber würde ihnen dies schimpfliche Mittel, einer unmittelbaren Zahlung auszuweichen, abgeschnitten sein. Sie würden sich deshalb gezwungen sehen, stets eine größere Summe baren Geldes in ihren Kassen liegen zu haben, als gegenwärtig und wenn dies auch ohne Zweifel eine große Unbequemlichkeit für sie sein könnte, so wäre es doch gleichzeitig für ihre Gläubiger eine große Sicherheit.

Drei Pfund, siebzehn Schilling und zehn und ein halber Penny (der Münzpreis des Goldes) enthalten selbst in unserer dermaligen ausgezeichneten Goldmünze gewiß nicht mehr als eine Unze vollwichtigen Goldes, und sollten also, wie man denken könnte, auch nicht mehr in vollwichtigen Barren zu kaufen vermögen. Allein gemünztes Gold ist bequemer als Gold in Stangen, und obwohl in England das Prägen kostenfrei geschieht, so kann doch das in Stangen zur Münze gebrachte Gold dem Eigentümer selten früher, als nach Verlauf einiger Wochen, gemünzt zurückgegeben werden. In dem jetzigen Geschäftsdrange der Münze könnte es erst nach Verlauf mehrerer Monate zurückgegeben werden. Dieser Verzug kommt einer kleinen Abgabe gleich und macht gemünztes Gold etwas wertvoller, als eine gleiche Menge Stangengold. Wenn in den englischen Münzen das Silber nach seinem richtigen Verhältnis zum Golde ausgebracht würde, so würde der Preis des Barrensilbers wahrscheinlich schon ohne alle Umprägung der Silbermünzen unter den Münzpreis herabsinken, da sogar der Wert der jetzigen abgenutzten und verwischten Silber-

münzen sich nach dem Werte der vortrefflichen Goldmünzen richtet, für die es ungetauscht werden kann.

Ein kleiner Schlagschatz oder Aufschlag sowohl auf die Gold- wie auf die Silbermünzen würde wahrscheinlich die höhere Geltung dieser Metalle im gemünzten, als im ungeprägten Zustande noch steigern. Das Prägen würde in diesem Falle den Wert des gemünzten Metalls um diese kleine Gebühr erhöhen, aus demselben Grunde, aus dem die Façon den Wert eines Tafelgeschirrs um den Preis der Façon erhöht. Die höhere Geltung der Münzen als der Barren würde dem Einschmelzen der Münze vorbeugen und von ihrer Ausfuhr abhalten. Wenn irgend ein öffentliches Bedürfnis es nötig machen sollte, die Münzen auszuführen, so würde der größte Teil von ihnen bald von selbst wieder zurückkehren. Im Auslande könnte sie nur nach ihrem Barrengewicht verkauft werden; im Lande dagegen gilt sie mehr als dies Gewicht, und es wäre daher vorteilhaft, sie wieder nach Hause zu bringen. In Frankreich wird ein Schlagschatz von etwa acht Procent vom Prägen erhoben, und die französische Münze soll, wenn sie ausgeführt war, von selbst ins Land zurückkehren.

Die gelegentlichen Schwankungen im Marktpreise der Gold- und Silberbarren entstehen aus denselben Ursachen wie die gleichen Schwankungen im Preise aller andern Waren. Das häufige Verlorengelien dieser Metalle bei Unfällen zur See und zu Lande, ihr fortwährender Abgang durch Vergolden und Plattieren, in Borten und Stickerien, durch Abnutzung des Geldes und Geschirrs erfordert in allen Ländern, die keine eigenen Minen besitzen, zum Ersatz dieses Verlustes und Abganges eine beständige Einfuhr. Die Importeure werden, wie alle anderen Kaufleute, ihre gelegentlichen Einfuhren wahrscheinlich der mutmaßlichen Nachfrage anzupassen suchen. Doch tun sie darin trotz all

ihrer Aufmerksamkeit manchmal zu viel und manchmal zu wenig. Wenn sie mehr Barren einführen, als begehrt werden, so verkaufen sie bisweilen, um nur nicht die Gefahr und Mühe der Wiederausfuhr zu haben, einen Teil von ihnen etwas unter dem gewöhnlichen oder Durchschnittspreise. Haben sie dagegen weniger eingeführt, als gebraucht wird, so nehmen sie etwas mehr als diesen Preis. Hält aber unter all diesen zufälligen Schwankungen der Marktpreis der Gold- oder Silberbarren mehrere Jahre hindurch stetig und ununterbrochen sich entweder über oder unter dem Münzpreise, so können wir sicher sein, daß diese feste Beständigkeit des höheren oder niedrigeren Preises durch Etwas in dem Zustande der Münze bewirkt sei, was dermalen einer bestimmten Münzmenge entweder mehr oder weniger Wert gibt, als der genauen Menge Metall, die sie enthalten sollte. Die Beständigkeit und Stetigkeit der Wirkung setzt eine gleiche Beständigkeit und Stetigkeit in der Ursache voraus.

Das Geld eines Landes ist zu bestimmter Zeit und an bestimmten Orte ein mehr oder weniger genauer Wertmesser, je nachdem die umlaufenden Münzen mehr oder weniger vollwichtig sind, oder mehr oder weniger genau die Quantität reinen Goldes oder Silbers enthalten, die sie enthalten sollen. Enthielten z. B. in England vierundvierzig und eine halbe Guinee genau ein Pfund vollwichtigen Goldes, oder elf Unzen feines Gold und eine Unze Zusatz, so würde die englische Goldmünze ein so genauer Maßstab für den jeweiligen Wert der Waren sein, als die Natur der Dinge dies überhaupt zuläßt. Wenn aber vierundvierzig und eine halbe Guinee infolge der Abnutzung im Allgemeinen weniger als ein Pfund vollwichtiges Gold enthalten, wobei jedoch die Verminderung in einigen Stücken größer ist, als in anderen, so unterliegt der Wertmesser

demselben Lose der Unzuverlässigkeit, dem alle anderen Gewichte und Maße gewöhnlich ausgesetzt sind. Da diese selten genau mit ihrem Original übereinstimmen, so bestimmt der Kaufmann nicht nach dem, was diese Gewichte und Maße sein sollten, sondern nach dem, was sie nach seiner Erfahrung im Durchschnitt wirklich sind, so gut er kann, den Preis seiner Waren. Auf dieselbe Weise wird infolge einer gleichen Verwirrung in der Münze der Preis der Güter nicht nach der Menge reinen Goldes oder Silbers bestimmt, welche das Geld enthalten sollte, sondern nach der, die es erfahrungsmäßig im Durchschnitt wirklich enthält.

Unter dem Geldpreise der Güter verstehe ich, was zu beachten ist, stets die Menge reinen Goldes oder Silbers, für welche sie verkauft werden, ohne alle Rücksicht auf die Benennung der Münze. Sechs Schillinge und acht Pence zur Zeit Eduards I. sehe ich z. B. als gleichwertig mit einem Pfund Sterling in unserer Zeit an, weil sie, soweit wir darüber urteilen können, dieselbe Menge reinen Silbers enthielten.

Sechstes Kapitel.

Die Bestandteile des Warenpreises.

In dem ersten rohen Zustande der Gesellschaft, der der Kapitalanhäufung und Landaneignung vorhergeht, scheint das Verhältnis zwischen den Arbeitsmengen, die zur Erlangung der verschiedenen Gegenstände notwendig sind, der einzige Umstand zu sein, der einen Maßstab für den Tausch des einen gegen den anderen bilden kann. Wenn es z. B. unter einem Jägervolke in der Regel zweimal so viel Arbeit kostet, einen Biber zu erlegen, als ein Reh, so müßte naturgemäß ein Biber zwei Rehe wert sein. Es ist begreiflich, daß das, was gewöhnlich das Produkt zweier Tage oder zweier Stunden Arbeit ist, doppelt so viel wert sein muß, als das, was das Produkt von einer eintägigen oder einstündigen Arbeit zu sein pflegt.

Ist die eine Art der Arbeit anstrengender, als die andere, so wird natürlich eine Vergütung für die größere Mühe zugestanden werden, und das Produkt einer einstündigen schwereren Arbeit kann oft dem Produkt einer zweistündigen leichteren Arbeit im Tausch gleich gelten.

Oder wenn die eine Art Arbeit einen ungewöhnlichen Grad von Geschicklichkeit und Talent erfordert, so wird die Achtung, die man für solche Talente hat, ihrem Produkte einen höheren Wert geben, als den, der nur der aufgewendeten Zeit gebührt. Solche Talente

können selten ohne langjährige Übung erworben werden, und der höhere Wert ihres Produkts kann oft Nichts weiter sein, als ein billiger Ersatz für die Zeit und Arbeit, welche ihrer Erwerbung gewidmet wurden. In dem vorgerückten Stande der Gesellschaft werden derartige Zugeständnisse für größere Mühe und Geschicklichkeit gewöhnlich im Arbeitslohn gemacht; und etwas Ähnliches muß wahrscheinlich auch im ersten rohen Gesellschaftszustande platzgegriffen haben.

In diesem Stadium der Dinge gehört das ganze Arbeitsprodukt dem Arbeiter; und die zur Beschaffung oder Hervorbringung einer Ware gewöhnlich aufgewendete Arbeitsmenge ist der einzige Umstand, nach dem sich diejenige Arbeitsmenge richtet, für die man jene Ware gewöhnlich kaufen oder eintauschen muß.

Sobald sich in den Händen einiger Personen Kapital gesammelt hat, wird bald einer oder der andere unter ihnen sein Kapital dazu verwenden, fleißige Leute zu beschäftigen und mit Rohstoffen und Lebensmitteln zu versorgen, um seinerseits aus dem Verkauf ihres Arbeitserzeugnisses, oder aus dem, was das Material durch ihre Arbeit an Wert gewinnt, Vorteil zu ziehen. Bei dem Austausch der fertigen Waren gegen Geld, Arbeit oder andere Güter muß über die Kosten des Rohstoffs und der Arbeit noch Etwas für den Gewinn des Unternehmers herauskommen, der sein Kapital dabei aufs Spiel gesetzt hat. Der Wert, den die Arbeiter den Rohstoffen hinzufügen, löst sich daher in diesem Falle in zwei Teile auf, von denen der eine ihren Lohn, der andere den Gewinn des Arbeitgebers auf das ganze für Materialien und Lohn vorgeschossene Kapital bezahlt. Letzterer würde kein Interesse haben, Arbeiter zu beschäftigen, wenn er nicht aus dem Verkaufe ihrer Arbeit etwas mehr, als den Ersatz seines Kapitals zu ziehen hoffte, und er würde kein

Interesse haben, lieber ein großes als ein kleines Kapital anzulegen, wenn sein Gewinn sich nicht nach dem Umfange seines Kapitals richtete.

Man könnte glauben, der Kapitalgewinn sei nur ein anderer Name für den Lohn einer besonderen Art Arbeit, derjenigen nämlich, die in der Aufsicht und Leitung besteht. Der Kapitalgewinn ist jedoch etwas ganz anderes, wird durch ganz andere Prinzipien bestimmt und steht zu der Menge, der Beschwerlichkeit und dem Talenterforderniß jener vorausgesetzten Arbeit der Aufsicht und Leitung in keinem Verhältniß. Er richtet sich lediglich nach dem Wert des aufgewendeten Kapitals, und ist je nach dem Umfange dieses Kapitals größer oder geringer. Nehmen wir z. B. an, daß an einem Orte, wo der gewöhnliche Jahresgewinn gewerblicher Anlagen zehn Prozent beträgt, zwei Fabriken sich befinden, in deren jeder zwanzig Arbeiter zu einem Lohn von je fünfzehn Pfund jährlich beschäftigt sind, die also im Ganzen je dreihundert Pfund Arbeitslohn zahlen. Nehmen wir ferner an, daß die groben Materialien, welche jährlich in der einen verarbeitet werden, nur siebenhundert Pfund kosten, während die feineren in der andern siebentausend kosten. Das in der einen jährlich aufgewendete Kapital wird in diesem Falle nur tausend Pfund betragen, wogegen das der andern siebentausend dreihundert Pfund beträgt. Nach dem Satze von zehn Prozent wird mithin der Unternehmer der einen nur auf einen jährlichen Gewinn von etwa hundert Pfund rechnen, während der Unternehmer der anderen auf etwa siebenhundert und dreißig Pfund rechnen wird. Obgleich aber ihr Gewinn so verschieden ist, kann doch ihre Arbeit der Aufsicht und Leitung ganz oder nahezu dieselbe sein. In manchen großen Fabriken wird fast die ganze Arbeit dieser Art einem Geschäftsführer übertragen. Sein Lohn drückt den Wert dieser Arbeit der

Aufsicht und Leitung richtig aus. Obwohl bei Festsetzung seines Lohns gewöhnlich nicht nur auf seine Arbeit und Geschicklichkeit, sondern auch auf das in ihn gesetzte Vertrauen Rücksicht genommen wird, so steht dieser Lohn doch niemals in einem geregelten Verhältnis zu dem Kapital, dessen Verwaltung er beaufsichtigt: und obwohl der Eigentümer dieses Kapitals fast aller Arbeit enthoben ist, rechnet er doch darauf, daß sein Gewinn zu seinem Kapital in einem geregelten Verhältnis stehe. Mithin bildet im Preise der Waren der Kapitalgewinn einen vom Arbeitslohn durchaus verschiedenen und nach ganz anderen Grundsätzen geregelten Bestandteil.

Unter diesen Umständen gehört nicht immer das ganze Produkt der Arbeit dem Arbeiter. Er muß es in den meisten Fällen mit dem Kapitalisten, welcher ihm Beschäftigung giebt, teilen. Auch ist die zur Erwerbung oder Hervorbringung einer Ware gewöhnlich erforderliche Arbeitsmenge nicht mehr das Einzige, wonach sich die Menge, für welche man jene gewöhnlich kaufen oder eintauschen muß, richtet. Vielmehr muß offenbar eine weitere Menge als Gewinn für das den Lohn und die gelieferten Rohstoffe vorstreckende Kapital hinzukommen.

Sobald aller Grund und Boden eines Landes Privateigentum geworden ist, möchten auch die Grundbesitzer, gleich allen anderen Menschen, da ernten, wo sie nicht gesät haben, und verlangen sogar für die freiwilligen Erzeugnisse des Bodens eine Rente. Das Holz des Waldes, das Gras der Wiese und alle von selbst wachsenden Früchte der Erde, die, so lange der Boden Gemeingut war, den Arbeiter nur die Mühe des Sammelns kosteten, werden nun auch für ihn mit einem Zuschlagspreise belegt. Er muß nun für die Erlaubnis, sie zu sammeln, bezahlen, und an den Grund-

besitzer einen Teil dessen abgeben, was seine Arbeit einsammelt oder hervorbringt. Dieser Teil, oder (was auf dasselbe hinauskommt) der Preis dieses Teiles bildet die Grundrente, und macht in dem Preise der meisten Waren einen dritten Bestandteil aus.

Der wirkliche Wert aller Bestandteile des Preises wird, wie zu beachten ist, nach der Arbeitsmenge gemessen, die für einen jeden von ihnen zu haben ist. Die Arbeit mißt den Wert nicht nur desjenigen Teiles des Preises, der sich in Arbeit auflöst, sondern auch dessen, der sich in Rente, und dessen, der sich in Gewinn auflöst.

In jeder Gesellschaft löst sich am Ende der Preis aller Waren in den einen oder andern, oder in alle dieser drei Teile auf; und in jeder zivilisierten Gesellschaft treten alle drei mehr oder weniger als Bestandteile in den Preis der bei Weitem meisten Waren ein.

Im Getreidepreis z. B. zahlt der eine Teil die Rente des Grundbesitzers, der andere den Arbeitslohn oder Unterhalt der zur Getreideerzeugung verwendeten Arbeiter und Arbeitstiere, und der dritte zahlt den Gewinn des Pächters. Diese drei Teile scheinen entweder sogleich oder zuletzt den ganzen Getreidepreis auszumachen. Man könnte vielleicht meinen, es sei ein vierter Teil nötig, um das Kapital des Pächters wieder zu ersetzen, oder den Abgang an Zugvieh und Wirtschaftsgerät auszugleichen. Allein man muß bedenken, daß der Preis jedes Wirtschaftsstückes, wie etwa eines Arbeitspferdes, selbst aus den nämlichen drei Teilen besteht: der Rente von dem Lande, auf dem es großgezogen wird, der Arbeit es zu warten und aufzuziehen, und dem Gewinn des Pächters, der sowohl die Rente jenes Landes wie den Arbeitslohn vorschießt. Obschon daher im Getreidepreis sowohl der Preis wie der Unterhalt des Pferdes bezahlt werden

kann, so löst sich doch der ganze Preis entweder sofort oder zuletzt in die nämlichen drei Teile der Rente, der Arbeit und des Gewinnes auf.

Im Preise des Mehls muß man zum Getreidepreise den Gewinn des Müllers und den Arbeitslohn seiner Leute hinzurechnen; im Preise des Brotes den Gewinn des Bäckers und den Lohn seiner Leute; und im Preise beider die Arbeit, das Getreide von dem Pächter zum Müller, und von diesem zum Bäcker zu schaffen, so wie den Gewinn derer, die den Lohn für diese Arbeit vorschießen.

Der Flachspreis löst sich in die nämlichen drei Teile, wie der Getreidepreis, auf. Im Preise der Leinwand muß man noch den Arbeitslohn des Zurichters, Spinners, Webers, Bleichers u. s. w. samt den Gewinnen ihrer bezüglichen Arbeitgeber hinzurechnen.

Je mehr ein Stoff veredelt wird, desto größer wird der Teil des Preises, der sich in Arbeitslohn und Gewinn auflöst, im Verhältnis zu dem anderen Teil, der sich in Rente auflöst. Mit jedem neuen Arbeitsprozeß wächst nicht nur die Zahl der Gewinne, sondern jeder folgende Gewinn ist auch größer, als der vorhergehende, weil das Kapital, woraus er fließt, stets größer sein muß. So muß z. B. das Kapital, welches die Weber beschäftigt, größer sein, als dasjenige, das die Spinner beschäftigt, weil es nicht nur das letztere samt seinen Gewinnen wieder erstattet, sondern außerdem auch den Arbeitslohn der Weber bezahlt; und der Gewinn muß stets dem Kapital entsprechen.

Auch in den zivilisiertesten Gesellschaften gibt es jedoch einige Waren, deren Preis sich nur in zwei Teile, nämlich in den Arbeitslohn und Kapitalgewinn, auflöst, und eine noch kleinere Anzahl von Waren, deren Preis nur im Arbeitslohn besteht. Im Preise der Seefische z. B. deckt ein Teil die Arbeit der

Fischer, und der andere den Gewinn des in der Fischerei angelegten Kapitals. Die Rente macht sehr selten einen Teil von ihm aus, obwohl es zuweilen vorkommt, wie ich später zeigen werde. Anders verhält es sich, wenigstens im größten Teile von Europa, mit der Flußfischerei. Für den Lachsfang wird eine Rente bezahlt, und die Rente, obwohl man sie nicht gut Grundrente nennen kann, macht eben so wie Arbeitslohn und Gewinn einen Teil des Lachspreises aus. In einigen Teilen Schottlands machen einige arme Leute ein Gewerbe daraus, längs der Meeresküste jene bunten Steinchen zu sammeln, welche unter dem Namen der schottischen Kiesel allgemein bekannt sind. Der Preis, welcher ihnen vom Steinschneider dafür bezahlt wird, ist lediglich der Lohn für ihre Arbeit; weder Rente noch Gewinn machen einen Teil von ihm aus.

Der Gesamtpreis jeder Ware muß sich jedoch schließlich in den einen oder andern, oder in alle drei dieser Teile auflösen, da jeder Teil davon, der nach Bezahlung der Grundrente und des Preises der gesamten auf Erzeugung, Verarbeitung und Markttransport verwendeten Arbeit übrig bleibt, notwendig der Gewinn irgend Jemandes sein muß.

Wie der Preis oder Tauschwert jeder Ware, für sich genommen, sich in den einen oder andern, oder in alle drei jener Bestandteile auflöst, so muß der Gesamtpreis aller Waren, die das ganze Jahreserzeugnis der Arbeit eines Landes bilden, sich gleichfalls in jene drei Teile auflösen, und sich unter die Bewohner des Landes als Arbeitslohn, Kapitalgewinn oder Grundrente verteilen. Die Gesamtheit dessen, was jährlich durch die Arbeit einer Gesellschaft gesammelt oder hervorgebracht wird, oder (was auf dasselbe hinauskommt)

der Gesamtpreis dieses Ganzen wird auf diese Art ursprünglich unter die verschiedenen Gesellschaftsglieder verteilt. Arbeitslohn, Gewinn und Rente sind die drei ursprünglichen Quellen alles Einkommens wie aller Tauschwerte. Jedes andere Einkommen fließt zuletzt aus einer oder der anderen dieser Quellen.

Wer sein Einkommen aus einem ihm als Eigentum zugehörigen Fonds bezieht, muß es entweder von seiner Arbeit, seinem Kapital, oder seinem Grund und Boden beziehen. Das aus Arbeit gezogene Einkommen wird Lohn genannt. Das aus der Verwaltung oder Beschäftigung von Kapital gezogene Einkommen heißt Gewinn. Dasjenige Einkommen aus Kapital aber, welches Jemand bezieht, der das Kapital nicht selbst verwendet, sondern einem Anderen leiht, heißt Zins. Zins ist die Vergütung, die der Borger dem Darleiher für den Gewinn zahlt, den er durch den Gebrauch des Geldes machen kann. Ein Teil dieses Gewinnes kommt natürlich dem Borgenden zu, der die Gefahr und die Geschäftslast übernimmt; ein Teil aber dem Darleiher, der jenem die Gelegenheit gibt, den Gewinn zu machen. Der Geldzins ist immer ein abgeleitetes Einkommen, das, wenn es nicht aus dem durch die Geldbenutzung erzielten Gewinn gezahlt wird, aus irgend einer andern Einkommensquelle gezahlt werden muß, wenn anders der Borger nicht ein Verschwender ist, der eine zweite Schuld macht, um die Zinsen der ersten zu bezahlen. Das Einkommen, welches lediglich aus Grund und Boden gezogen wird, heißt Rente, und gehört dem Grundbesitzer. Das Einkommen des Pächters ist teilweise aus seiner Arbeit, teilweise aus seinem Kapital entnommen. Für ihn ist der Boden nur das Mittel, das ihn instand setzt, den Lohn dieser Arbeit zu ernten und Gewinn aus diesem Kapital zu

ziehen. Alle Steuern und alle auf diese gegründeten Einkünfte, alle Besoldungen, Ruhegehälter und Jahrgelder jeder Art entstammen schließlich einer oder der anderen jener drei ursprünglichen Einkommensquellen und werden unmittelbar oder mittelbar vom Arbeitslohn, vom Kapitalgewinn oder von der Grundrente gezahlt.

Wenn diese drei Arten des Einkommens verschiedenen Personen gehören, so lassen sie sich leicht unterscheiden; gehören sie aber einer einzigen, so werden sie, wenigstens im Sprachgebrauch, zuweilen mit einander zusammengeworfen.

Ein Mann, der einen Teil seines Gutes selbst bewirtschaftet, muß, nach Bezahlung der Wirtschaftskosten, sowohl die Rente des Gutsbesitzers, als den Gewinn des Pächters erhalten. Allein er pflegt seinen ganzen Ertrag Gewinn zu nennen, und wirft so, wenigstens im gewöhnlichen Sprachgebrauch, die Rente mit dem Gewinn zusammen. Die meisten unserer nordamerikanischen und westindischen Pflanzer sind in dieser Lage. Sie bewirtschaften meistens ihre Güter selbst, und man hört daher selten etwas von der Rente einer Pflanzung, wohl aber häufig von dem Gewinn aus ihr.

Gewöhnliche Pächter haben selten einen Aufseher zur Leitung der Wirtschaftsarbeiten. Auch arbeiten sie in der Regel vieles selbst, wie pflügen, eggen u.s.w. Was daher nach Zahlung der Rente von der Ernte übrig bleibt, muß ihnen nicht nur ihr auf den Anbau verwendetes Kapital samt den üblichen Zinsen wiedererstaten, sondern auch den Lohn bezahlen, welcher ihnen, ebenso als Arbeitern, wie als Aufsehern zukommt. Indessen heißt Alles, was nach Zahlung der Rente und Erstattung des Kapitals übrig bleibt, Gewinn. Offenbar aber bildet der Lohn einen Teil davon. Wenn

der Pächter diesen Lohn spart, muß er ihn notwendig gewinnen. Folglich wird in diesem Falle der Arbeitslohn mit dem Gewinn zusammengeworfen.

Ein unabhängiger Gewerbetreibender, der Kapital genug besitzt, um Rohstoffe zu kaufen und sich so lange zu unterhalten, bis er seine Arbeit zu Markte bringen kann, muß sowohl den Lohn eines Gesellen, der unter einem Meister arbeitet, wie den vom Meister durch den Verkauf der Arbeit des Gesellen zu erzielenden Gewinn ausschlagen. Dennoch wird sein ganzer Erwerb gewöhnlich Gewinn genannt, und der Lohn ist auch in diesem Falle mit dem Gewinn zusammengeworfen.

Ein Gärtner, der seinen Garten mit eigener Hand bestellt, vereinigt in seiner Person den dreifachen Charakter eines Grundbesitzers, Pächters und Arbeiters. Daher müßte ihm sein Produkt die Rente des ersten, den Gewinn des zweiten und den Lohn des dritten eintragen. Indessen wird das Ganze gewöhnlich als sein Arbeiterwerb angesehen. Sowohl Rente als Gewinn sind in diesem Falle mit dem Lohn zusammengeworfen.

Da es in einem zivilisierten Lande nur wenige Waren gibt, deren Tauschwert allein der Arbeit entstammt, da Rente und Gewinn zum Tauschwert der allermeisten Waren reichlich beitragen, so wird das jährliche Erzeugnis der Arbeit des Landes stets hinreichen, eine viel größere Menge Arbeit zu bezahlen, als zur Erzeugung und Zubereitung jenes Produkts sowie zu seinem Transport auf den Markt aufgewendet wurde. Wenn die Gesellschaft jährlich die ganze Arbeit, die sie zu kaufen imstande ist, verwendete, so würde ebensowohl die Arbeitsmenge mit jedem Jahre mächtig wachsen, wie das Erzeugnis jedes folgenden Jahres von weit größerem Werte sein, als das des

vorhergehenden. Aber es gibt kein Land, in dem das ganze Jahresprodukt zum Unterhalt der Gewerbtätigen verwendet wird. Überall verzehren die Müssigen einen großen Teil von ihm; und je nach den verschiedenen Verhältnissen, in denen es jährlich unter diese beiden Volksklassen verteilt wird, muß sein gewöhnlicher oder durchschnittlicher Wert entweder zu- oder abnehmen, oder von Jahr zu Jahr gleich bleiben.

Siebentes Kapitel.

Der natürliche Preis und der Marktpreis der Waren.

In jeder Gesellschaft oder Gegend giebt es einen gewöhnlichen oder Durchschnittssatz sowohl des Arbeitslohns wie des Gewinns in allen verschiedenen Verwendungen der Arbeit und des Kapitals. Dieser Satz wird, wie ich später zeigen will, auf natürliche Weise teils durch die allgemeine Lage der Gesellschaft, ihren Reichtum oder ihre Armut, ihr Fortschreiten, Stehenbleiben oder Zurückgehen, und teils durch die besondere Natur jedes Geschäfts bestimmt.

Ebenso giebt es in jeder Gesellschaft oder Gegend einen gewöhnlichen oder Durchschnittssatz der Rente, welcher gleichfalls, wie ich später zeigen werde, teils durch die allgemeine Lage der Gesellschaft oder Gegend, in der der Boden gelegen ist, und teils durch die natürliche oder durch Kultur hervorgebrachte Fruchtbarkeit des Bodens bestimmt wird.

Diese gewöhnlichen oder Durchschnittssätze kann man die natürlichen Sätze des Arbeitslohns, des Gewinns und der Rente nennen zu der Zeit und an dem Orte, wo sie herrschen.

Wenn der Preis einer Ware weder höher noch niedriger ist, als er sein muß, um die Grundrente, den Lohn der Arbeit und den Gewinn des Kapitals, die auf

Erzeugung und Zubereitung sowie auf den Markttransport der Ware verwendet wurden, nach ihrem natürlichen Satze zu bezahlen, so wird die Ware für den Preis verkauft, den man ihren natürlichen nennen kann.

Die Ware wird dann genau für das verkauft, was sie wert ist, oder was sie den, der sie zu Markte bringt, wirklich kostet; denn obgleich im gewöhnlichen Sprachgebrauch der sogenannte Einkaufspreis einer Ware nicht den Gewinn des Wiederverkäufers mit einschließt, so ist doch dieser, wenn er sie zu einem Preise verkauft, der ihm nicht den in seiner Gegend gewöhnlichen Gewinnsatz gewährt, offenbar bei dem Handel im Verlust, da er durch eine andere Verwendung seines Kapitals diesen Gewinn hätte ziehen können. Überdies ist sein Gewinn sein Einkommen, die eigentliche Quelle seines Unterhalts. Während er die Waren zubereitet und zu Markte bringt, streckt er seinen Arbeitern ihren Lohn oder Unterhalt vor, und ebenso legt er für sich selbst den Unterhalt aus, der sich gewöhnlich nach dem Gewinn richtet, den er vernünftiger Weise vom Verkaufe seiner Waren erwarten kann. Wenn sie ihm nun also diesen Gewinn nicht einbringen, so erstatten sie ihm nicht, was sie ihn im eigentlichen Sinne wirklich gekostet haben.

Obgleich nun der Preis, der ihm diesen Gewinn läßt, nicht immer der niedrigste ist, zu dem ein Kaufmann zuweilen seine Waren verkaufen kann, so ist er doch der niedrigste, zu dem er sie wahrscheinlich lange Zeit hindurch verkaufen kann; wenigstens da, wo vollkommene Freiheit herrscht, oder wo er sein Geschäft, so oft es ihm beliebt, wechseln kann.

Der wirkliche Preis, zu welchem eine Ware gewöhnlich verkauft wird, heißt ihr Marktpreis. Er kann über dem natürlichen Preise, oder unter ihm stehen, oder ihm völlig gleich sein.

Der Marktpreis einer jeden Ware wird durch das Verhältnis zwischen der Menge, welche wirklich zu Markte gebracht wird, und der Nachfrage derer bestimmt, die den natürlichen Preis der Ware, d. h. den ganzen Wert der Rente, der Arbeit und des Gewinnes, die bis zu ihrer Feilbietung erforderlich waren, zu zahlen gewillt sind. Solche Leute kann man die wirksamen Nachfrager und ihre Nachfrage die wirksame Nachfrage nennen, insofern sie hinreichend sein kann, um zu bewirken, daß eben die Ware zu Markte kommt. Sie ist zu unterscheiden von der Nachfrage an sich. Auch von einem ganz armen Manne läßt sich in gewissem Sinne sagen, er habe ein Verlangen nach Kutsche und Pferden; er möchte sie gern haben; aber sein Verlangen ist keine wirkliche Nachfrage, da ihr Gegenstand niemals zu Markte gebracht werden kann, um es zu befriedigen.

Wenn die Menge einer Ware, die zu Markte kommt, hinter der wirksamen Nachfrage zurückbleibt, so können Alle die, die den ganzen Wert der Rente, der Löhne und Gewinne, der bis zur Feilbietung ausgelegt werden mußte, zu bezahlen gewillt sind, nicht mit der Menge versorgt werden, deren sie bedürfen. Um sie nicht gänzlich zu entbehren, werden einige unter ihnen bereit sein, mehr zu geben. Sogleich beginnt ein Wettbewerb unter ihnen, und der Marktpreis wird mehr oder weniger über den natürlichen Preis steigen, je nach dem Grade des Bedürfnisses, oder je nachdem die Wohlhabenheit und der begehrliche Luxus der Konkurrenten die Hitze des Wettbewerbs mehr oder weniger entflammt. Unter Konkurrenten von gleicher Wohlhabenheit und gleichem Luxusbedarf wird dasselbe Verlangen gewöhnlich einen mehr oder weniger eifrigen Wettbewerb hervorrufen, je nachdem die Erwerbung der Ware für sie eine größere oder

geringere Wichtigkeit hat. Hieraus erklärt sich der übermäßige Preis der Lebensmittel während einer Belagerung oder bei einer Hungersnot.

Wenn die feilgebotene Menge die wirksame Nachfrage übersteigt, so kann nicht Alles an die verkauft werden, welche den ganzen Wert der Rente, des Lohnes und des Gewinnes, der bis zur Feilbietung ausgelegt werden mußte, zu bezahlen gewillt sind. Ein Teil der Ware muß an solche abgelassen werden, welche weniger zahlen wollen, und der niedrige Preis, den sie dafür geben, muß den Preis des Ganzen ermässigen. Der Marktpreis wird mehr oder weniger unter den natürlichen Preis sinken, je nachdem der Umfang des Überflusses die Konkurrenz der Verkäufer mehr oder weniger steigert oder je nachdem es für sie mehr oder minder wichtig ist, die Ware auf der Stelle loszuwerden. Der gleiche Überschuß in der Zufuhr leicht verderbender Waren (wie z. B. Orangen) wird eine viel größere Konkurrenz veranlassen, als derjenige dauerhafter Waren (wie z. B. alten Eisens).

Wenn die feilgebotene Menge gerade hinreicht, um die wirksame Nachfrage zu befriedigen, und nicht mehr, so wird der Marktpreis natürlich entweder genau oder doch annähernd dem natürlichen Preise gleichkommen. Die ganze vorhandene Menge kann zu diesem Preise abgesetzt werden, aber auch nicht zu einem höheren. Der Wettbewerb der Verkäufer zwingt sie alle, diesen Preis anzunehmen, zwingt sie aber nicht, auf einen geringeren einzugehen.

Die Menge jeder zu Markt gebrachten Ware richtet sich naturgemäß nach der wirksamen Nachfrage. Im Interesse aller derer, welche ihren Grund und Boden, ihre Arbeit oder ihr Kapital anwenden, um eine Ware auf den Markt zu bringen, liegt es, daß die Menge niemals die wirksame Nachfrage übersteigt;

und im Interesse aller andern Leute liegt es, daß sie niemals hinter dieser Nachfrage zurückbleibt.

Wenn sie irgend einmal die wirksame Nachfrage übersteigt, so müssen gewisse Bestandteile ihres Preises unter ihrem natürlichen Satze bezahlt werden. Betrifft dies die Rente, so wird das Interesse der Grundbesitzer diese sogleich veranlassen, einen Teil ihres Bodens anders zu verwenden; betrifft es den Arbeitslohn oder den Gewinn, so wird das Interesse der Arbeiter in dem einen und das ihrer Arbeitgeber im andern Falle sie bewegen, einen Teil ihrer Arbeit oder ihres Kapitals dieser Verwendungsart zu entziehen. Dann wird die feilgebotene Menge bald nur noch hinreichend sein, um die wirksame Nachfrage zu befriedigen. Alle Teile des Warenpreises werden auf ihren natürlichen Satz, und der ganze Preis auf den natürlichen Preis der Ware steigen.

Wenn dagegen die feilgebotene Menge irgend einmal hinter der wirksamen Nachfrage zurückbleibt, so müssen einige Bestandteile ihres Preises über ihren natürlichen Satz steigen. Betrifft dies die Rente, so wird das Interesse aller übrigen Grundbesitzer sie naturgemäß bestimmen, mehr Land auf die Erzeugung dieser Ware zu verwenden; betrifft es den Arbeitslohn oder den Gewinn, so wird das Interesse aller übrigen Arbeiter und Geschäftsleute sie veranlassen, mehr Arbeit und Kapital auf die Herstellung der Ware und auf ihren Transport nach dem Markte zu verwenden. Dann wird die herbeigeschaffte Menge bald hinreichend sein, die wirksame Nachfrage zu befriedigen. Alle Teile ihres Preises werden bald auf ihren natürlichen Satz, und der ganze Preis auf den natürlichen Preis der Ware sinken.

Der natürliche Preis ist daher, so zu sagen, der Zentralpreis, gegen den die Preise aller Waren beständig

gravitieren. Mancherlei Zufälle können sie zuweilen ein gut Teil über ihm erhalten, und sie zuweilen sogar etwas unter ihn herabdrücken. Welche Hindernisse sie aber auch abhalten mögen, sich in diesem Mittelpunkte der Ruhe und Beständigkeit festzusetzen, so streben sie doch beständig ihm zu.

Die ganze Menge der jährlich darauf verwendeten Bemühungen, eine Ware auf den Markt zu bringen, richtet sich auf diese Weise naturgemäß nach der wirksamen Nachfrage. Der Gewerbefleiß strebt naturgemäß immer genau die Menge herbeizuschaffen, die die wirksame Nachfrage zu befriedigen, aber nur eben zu befriedigen, hinreicht.

In manchen Gewerben bringt jedoch die gleiche Menge Arbeit in verschiedenen Jahren sehr verschiedene Warenmengen hervor, während sie in anderen stets die gleiche oder beinahe die gleiche Menge hervorbringt. Die gleiche Zahl landwirtschaftlicher Arbeiter wird in verschiedenen Jahren sehr verschiedene Mengen Getreide, Wein, Öl, Hopfen u. s. w. hervorbringen, die gleiche Zahl Spinner und Weber hingegen jedes Jahr die nämliche oder beinahe die nämliche Menge Leinen- und Wollenstoffe. Bei der einen Art Gewerbe kann nur die durchschnittliche Erzeugung sich der wirksamen Nachfrage einigermaßen anpassen, und da ihre wirkliche Erzeugung oft viel größer, oft viel geringer ist, als die durchschnittliche, so wird entweder die Menge der zu Markt gebrachten Waren die wirksame Nachfrage um ein gut Teil übersteigen, oder in andern Fällen erheblich hinter ihr zurückbleiben. Sollte daher auch jene Nachfrage immer die nämliche bleiben, so wird dennoch ihr Marktpreis großen Schwankungen unterworfen sein, und bald erheblich unter ihren natürlichen Preis fallen, bald erheblich über ihn steigen. Bei der andern Art Gewerbe kann die Erzeugung, da

das Produkt gleicher Arbeitsmengen immer das nämliche oder beinahe das nämliche ist, der wirksamen Nachfrage genauer angepaßt werden. So lange daher diese Nachfrage die gleiche bleibt, wird auch wahrscheinlich der Marktpreis der Waren sich gleich bleiben, und entweder völlig oder nahezu der gleiche sein, wie der natürliche Preis. Daß der Preis der Leinen- und Wollenzeuge weder so häufigen noch so großen Veränderungen unterworfen ist, wie der Getreidepreis, bestätigt die tägliche Erfahrung. Der Preis der einen Art Waren ändert sich nur mit den Veränderungen in der Nachfrage, der der andern Art schwankt nicht allein mit den Veränderungen in der Nachfrage, sondern auch mit den weit größeren und häufigeren Veränderungen in der Menge dessen, was zur Befriedigung der Nachfrage auf den Markt gebracht wird.

Die gelegentlichen und zeitweiligen Schwankungen im Marktpreise einer Ware fallen hauptsächlich auf diejenigen Teile ihres Preises, die sich in Arbeitslohn und Gewinn auflösen. Der in die Rente sich auflösende Teil wird weniger davon betroffen. Eine in Geld festgesetzte Rente wird davon weder in ihrem Satz, noch in ihrem Werte auch nur im Mindesten berührt. Eine Rente, welche in einem bestimmten Teile oder einer bestimmten Menge des Rohprodukts besteht, wird durch alle gelegentlichen und zeitweiligen Schwankungen im Marktpreise dieses Rohproduktes ohne Zweifel in ihrem jährlichen Werte, selten aber in ihrem jährlichen Satze berührt. Bei Festsetzung der Pachtbedingungen bemühen sich der Grundbesitzer und Pächter nach bestem Ermessen diesen Satz nicht nach dem zeitweiligen und gelegentlichen, sondern nach dem durchschnittlichen und gewöhnlichen Preise des Erzeugnisses festzusetzen.

Solche Schwankungen treffen den Wert wie den Satz sowohl des Arbeitslohns als auch des Gewinns, je

nachdem der Markt gerade mit Waren oder mit Arbeit, mit geleisteter oder noch zu leistender Arbeit überführt, oder unzulänglich versorgt ist. Eine allgemeine Landes- trauer treibt den Preis schwarzer Zeuge, mit denen der Markt bei solchen Gelegenheiten niemals zureichend versorgt ist, in die Höhe, und steigert die Gewinne der Kaufleute, die eine beträchtliche Menge davon besitzen. Sie hat aber keinen Einfluß auf den Arbeitslohn der Weber. Der Markt leidet Mangel an Waren, nicht an Arbeit: an schon geleisteter, nicht an erst zu leistender Arbeit. Sie steigert dagegen den Arbeitslohn der Schneidergesellen. Hier ist der Markt mit Arbeit unzulänglich versorgt, und es ist eine wirksame Nachfrage nach mehr Arbeit, nach erst noch zu leistender Arbeit vorhanden. Den Preis farbiger Seiden- und Wollenzeuge erniedrigt die Trauer und schmälert hierdurch die Gewinne der Kaufleute, die davon eine ansehnliche Menge vorrätig haben. Gleicherweise erniedrigt sie auch die Löhne der Arbeiter, die mit Anfertigung solcher Waren, für die auf sechs, vielleicht auf zwölf Monate alle Nachfrage aufhört, beschäftigt sind. Hier ist der Markt ebenso mit Waren wie mit Arbeit überführt.

Ogleich aber der Marktpreis jeder Ware auf diese Art beständig gegen den natürlichen Preis gravitiert, so können doch bald besondere Umstände, bald natürliche Ursachen, bald polizeiliche Anordnungen den Marktpreis vieler Waren lange Zeit hindurch erheblich über dem natürlichen Preise erhalten.

Wenn durch ein Anwachsen der wirksamen Nachfrage der Marktpreis einer Ware beträchtlich über den natürlichen Preis steigt, so sind die, welche ihre Kapitalien in dem bezüglichen Geschäft angelegt haben, gewöhnlich bemüht, diese Veränderung zu verheimlichen. Würde sie allgemein bekannt, so würde ihr großer Nutzen so viele neue Mitwerber reizen, ihre Kapitalien

in gleicher Weise anzulegen, daß die wirksame Nachfrage vollkommen befriedigt und der Marktpreis bald auf den natürlichen Preis, ja vielleicht eine Zeit lang selbst unter ihn zurückgeführt werden würde. Wenn der Markt weit von dem Wohnorte derer, die ihn versorgen, entfernt ist, so können sie manchmal das Geheimnis Jahre lang bewahren, und so lange Zeit ihre außerordentlichen Gewinne ohne alle neue Mitwerber genießen. Allein selten können solche Geheimnisse lange bewahrt werden, und der außergewöhnliche Gewinn kann nicht viel länger dauern, als das Geheimnis bewahrt wird.

Fabrikgeheimnisse lassen sich länger bewahren als Handelsgeheimnisse. Ein Färber, der ein Verfahren entdeckt hat, eine gewisse Farbe mit halb so teuren Materialien als den gewöhnlich gebrauchten herzustellen, kann bei gehöriger Vorsicht den Vorteil seiner Entdeckung sein ganzes Leben lang genießen, ja ihn als ein Vermächtnis seinen Nachkommen hinterlassen. Seine außergewöhnlichen Gewinne entspringen aus dem hohen Preise, der für seine geheim betriebene Arbeit gezahlt wird. Sie bestehen eigentlich ganz in dem hohen Lohn dieser Arbeit. Da sie sich jedoch auf jeden Teil seines Kapitals wiederholen, und da ihr Gesamtbetrag sonach in einem regelrechten Verhältnis dazu steht, so werden sie in der Regel als außergewöhnlicher Kapitalgewinn betrachtet.

Solche Erhöhungen des Marktpreises sind offenbar Wirkungen besonderer Umstände, deren Einfluß jedoch bisweilen viele Jahre dauern kann.

Manche Naturprodukte erfordern eine so eigentümliche Beschaffenheit des Bodens und der Lage, daß aller Grund und Boden in einem großen Lande, der zu ihrer Hervorbringung geeignet ist, nicht hinreicht, um die wirksame Nachfrage zu befriedigen. Daher kann die ganze zu Markt gebrachte Menge an Käufer ab-

gesetzt werden, die mehr zu geben geneigt sind, als zur Bezahlung der Rente des Landes, auf dem sie gezogen sind, sowie des Arbeitslohns und des Kapitalgewinns ihren natürlichen Sätzen entsprechend hinreichend wäre. Solche Waren können ganze Jahrhunderte hindurch zu diesem hohen Preise verkauft werden, und der Teil davon, welcher sich in die Grundrente auflöst, ist in diesem Falle der Teil, welcher im Allgemeinen über seinen natürlichen Satz bezahlt wird. Die Rente des Bodens, der so seltene und geschätzte Produkte hervorbringt, wie z. B. die Rente einiger französischer Weinberge von besonders glücklicher Bodenbeschaffenheit und Lage, steht zu der Rente anderen gleich fruchtbaren und gut angebauten Bodens der Umgegend in keinem geregelten Verhältnis. Dagegen übersteigen die Löhne der Arbeit und die Gewinne des Kapitals, die auf die Erzeugung und Herbeischaffung verwendet wurden, selten das natürliche Verhältnis zum Lohn und Gewinn der anderen Aufwendungen von Arbeit und Kapital in ihrer Umgegend.

Solche Erhöhungen des Marktpreises sind offenbar Wirkungen natürlicher Ursachen, welche es verhindern können, daß der wirksamen Nachfrage stets völlig genügt werde, und welche deshalb auch dauernd fortwirken können.

Ein einem Einzelnen, oder einer Handelsgesellschaft verliehenes Monopol hat die nämliche Wirkung, wie ein Handels- oder Fabrikgeheimnis. Indem die Monopolisten den Markt nie vollständig versorgen und die wirksame Nachfrage nie völlig befriedigen, verkaufen sie ihre Waren weit über dem natürlichen Preise, und steigern ihre Vorteile, ob sie nun in Arbeitslohn oder Gewinn bestehen, weit über ihren natürlichen Satz.

Der Monopolpreis ist jederzeit der höchste, der zu erreichen ist. Der natürliche Preis, oder der Preis des freien Wettbewerbs hingegen ist der niedrigste, der sich

zwar nicht jedesmal, aber doch im Durchschnitt einer längeren Zeit erzielen läßt. Der erstere ist jedesmal der höchste, der von den Käufern erpreßt werden kann, oder den sie mutmaßlich bewilligen werden; der andere ist der niedrigste, mit dem die Verkäufer im Allgemeinen auskommen können, ohne ihr Geschäft einstellen zu müssen.

Die ausschließlichen Privilegien von Korporationen, die Bestimmungen über das Lehrverhältnis und alle die Gesetze, welche in gewissen Gewerben den Wettbewerb auf eine geringere Anzahl Mitwerber beschränken, als sonst auftreten würden, haben, wenn auch in minderm Grade, die nämliche Neigung. Sie sind eine Art ausgedehnter Monopole und können oft Menschenalter hindurch in ganzen Klassen von Gewerben den Marktpreis einer Ware über dem natürlichen Preise erhalten, und sowohl den Arbeitslohn als den Kapitalgewinn etwas über ihren natürlichen Satz steigern.

Solche Erhöhungen des Marktpreises können so lange dauern, als die Verwaltungsmaßregeln, durch die sie veranlaßt werden, aufrecht erhalten bleiben.

Der Marktpreis einer Ware kann sich zwar lange über dem natürlichen Preise halten, aber selten lange unter ihm stehen. Welcher Teil auch unter dem natürlichen Satze bezahlt würde, die dabei interessierten Personen würden doch immer den Verlust sogleich fühlen, und so viel Land, Arbeit oder Kapital aus dem Betriebe zurückziehen, daß die zu Markt gebrachte Ware bald nur noch hinreichen würde, die wirksame Nachfrage zu befriedigen. Mithin würde ihr Marktpreis bald auf den natürlichen Preis steigen. Wenigstens träte dieser Fall da ein, wo vollkommene Freiheit herrscht.

Dieselben Bestimmungen über das Lehrungsverhältnis und die anderen Zunftgesetze, welche den Arbeiter, so lange ein Gewerbszweig blüht, instand setzen, seinen

Arbeitslohn weit über den natürlichen Satz zu steigern, nötigen ihn übrigens zuweilen auch, wenn das Gewerbe in Verfall gerät, den Lohn weit unter jenen Satz fallen zu lassen. Wie sie im ersteren Falle viele Leute von seinem Gewerbe ausschließen, so schließen sie im letzteren ihn von vielen anderen Gewerben aus. Doch ist die Wirkung solcher Verordnungen nicht entfernt so andauernd auf die Herabsetzung als auf die Steigerung des Arbeitslohns über seinen natürlichen Satz. In der ersteren Richtung kann ihr Einfluß Jahrhunderte dauern, in der anderen aber nicht länger, als das Leben der Arbeiter währt, welche zu dem Geschäfte in der Zeit seiner Blüte erzogen wurden. Sind sie gestorben, so wird sich die Zahl derer, die später für dies Gewerbe erzogen werden, naturgemäß nach der wirksamen Nachfrage richten. Die Verwaltung müßte so tyrannisch sein, wie in Hindostan oder im alten Ägypten, wo Jedermann durch religiöse Vorschriften gezwungen war, das Geschäft seines Vaters zu betreiben und wo es für den schrecklichsten Frevel galt, es mit einem andern zu vertauschen, wenn sie in einem Gewerbe mehrere Generationen hindurch den Arbeitslohn oder den Kapitalgewinn unter ihrem natürlichen Satze sollte erhalten können.

Dies ist Alles, was ich vorläufig über die gelegentlichen oder dauernden Abweichungen des Marktpreises der Waren vom natürlichen Preise bemerken zu müssen glaubte.

Der natürliche Preis selbst schwankt mit dem natürlichen Satze jedes seiner Bestandteile, des Arbeitslohnes, des Gewinnes und der Rente; und in jeder Gesellschaft schwankt dieser Satz je nach ihrer Lage, ihrem Reichtum oder ihrer Armut, ihrem Fortschritt, Stillstande oder Rückgange. Die Ursachen dieser verschiedenen Schwankungen werde ich so vollständig und deutlich, als ich es vermag, in den vier folgenden Kapiteln behandeln.

Erstens werde ich auseinanderzusetzen suchen, welche Umstände naturgemäß den Satz des Arbeitslohns bestimmen, und in welcher Art diese Umstände durch den Reichtum oder die Armut, durch das Fortschreiten, den Stillstand oder den Rückgang der Gesellschaft berührt werden.

Zweitens werde ich mich zu zeigen bemühen, welche Umstände naturgemäß den Satz des Kapitalgewinnes bestimmen, und in welcher Art auch diese Umstände durch die gleichen Veränderungen im Zustande der Gesellschaft berührt werden.

Obgleich der Geldlohn und Geldgewinn in den verschiedenen Verwendungen von Arbeit und Kapital sehr verschieden sind, so scheint doch gewöhnlich sowohl zwischen den Löhnen in allen verschiedenen Verwendungen von Arbeit, wie zwischen den Gewinnen in allen verschiedenen Verwendungen von Kapital ein gewisses Verhältnis stattzufinden. Dies Verhältnis hängt, wie sich später zeigen wird, teils von der Natur der verschiedenen Anlagen, teils von den verschiedenen Gesetzen und der Politik der Gesellschaft ab, in der sie gemacht werden. Wenn dies Verhältnis aber auch in vieler Beziehung von den Gesetzen und der Politik abhängig ist, so scheint es doch wenig vom Reichtum oder der Armut jener Gesellschaft, von ihrem Fortschreiten, Stillstande oder Rückgange berührt zu werden, sondern in allen diesen Zuständen das nämliche oder beinahe das nämliche zu bleiben. Ich werde drittens alle die verschiedenen Umstände, die dies Verhältnis regeln, darzulegen suchen.

Viertens und letztens werde ich zu zeigen suchen, welche Umstände die Grundrente regeln und den Sachpreis aller der Stoffe, welche das Land erzeugt, erhöhen oder erniedrigen.

Achtes Kapitel.

Der Arbeitslohn.

Das Produkt der Arbeit bildet die natürliche Vergütung oder den Lohn der Arbeit.

In jenem ursprünglichen Zustande, der sowohl der Bodenaneignung wie der Kapitalienansammlung vorhergeht, gehört das ganze Arbeitsprodukt dem Arbeiter. Er hat weder mit einem Grundbesitzer, noch mit einem Meister zu teilen.

Hätte dieser Zustand fortgedauert, so würde der Lohn der Arbeit mit all den Steigerungen ihrer produktiven Kräfte, welche durch die Arbeitsteilung herbeigeführt werden, zugleich gewachsen sein. Alle Dinge würden nach und nach wohlfeiler geworden sein. Sie würden durch eine geringere Menge Arbeit hervorgebracht, und, da bei diesem Zustande die durch gleiche Arbeitsmengen hervorgebrachten Waren natürlich gegen einander ausgetauscht würden, auch mit dem Erzeugnis einer kleineren Arbeitsmenge gekauft worden sein.

Obschon aber in Wirklichkeit alle Dinge wohlfeiler geworden wären, so könnten doch dem Anscheine nach viele teurer als zuvor, oder gegen eine größere Menge anderer Waren vertauschbar geworden sein. Man nehme z. B. an, daß in den meisten Gewerben die Produktivkraft der Arbeit um das Zehnfache gewachsen wäre, oder daß eines Tages Arbeit zehnmal mehr als im Anfange

hervorbringen könnte, daß aber in einem einzelnen Gewerbe sich jene Produktivkraft nur verdoppelt hätte, oder eines Tages Arbeit nur zweimal so viel als früher hervorbringen könnte. Beim Tausch des Produkts eines Tagewerks in den meisten Gewerben gegen das Produkt eines Tagewerks in diesem einzelnen Gewerbe würde also das Zehnfache der ursprünglichen Arbeitsmenge in jenen, aber nur das Doppelte der ursprünglichen Menge in diesem kaufen können. Eine bestimmte Menge davon, z. B. ein Pfund, würde mithin fünfmal teurer als früher zu sein scheinen. In Wirklichkeit wäre sie zweimal so wohlfeil. Denn obwohl ihr Ankauf eine fünfmal so große Menge anderer Waren erheischt, erfordert doch ihre Hervorbringung oder ihr Kauf nur eine halb so große Menge Arbeit. Ihre Erwerbung wäre mithin doppelt so leicht als früher.

Allein dieser ursprüngliche Zustand, in welchem der Arbeiter das ganze Produkt seiner Arbeit genoß, konnte nicht länger dauern, als bis die Bodenaneignung und Kapitalienansammlung eingetreten waren. Er war daher auch längst zu Ende, ehe die bedeutendsten Steigerungen in den Produktivkräften der Arbeit eintraten, und es wäre nutzlos, weiter nachzuforschen, welchen Einfluß er auf die Vergütung oder den Lohn der Arbeit gehabt haben würde.

Sobald der Boden Privateigentum wird, fordert der Grundbesitzer einen Teil von fast allen Erzeugnissen, die der Arbeiter auf ihm hervorbringen oder sammeln kann. Seine Rente bildet den ersten Abzug von dem Erzeugnis der auf den Boden verwendeten Arbeit.

Es kommt selten vor, daß derjenige, der das Land bestellt, die Mittel hat, sich bis zur Zeit der Ernte zu erhalten. Sein Unterhalt wird ihm gewöhnlich aus dem Kapital eines Herrn, des Pächters, der ihn beschäftigt,

vorgeschossen, der kein Interesse haben würde, ihn zu beschäftigen, wenn er nicht von dem Erzeugnis seiner Arbeit einen Anteil erhielte, oder wenn sein Kapital ihm nicht mit Gewinn zurückerstattet würde. Dieser Gewinn bildet einen zweiten Abzug von dem Erzeugnis der auf den Boden verwendeten Arbeit.

Das Erzeugnis fast aller anderen Arbeit ist dem gleichen Gewinnabzuge unterworfen. In allen Handwerken und Fabriken bedarf der größere Teil der Arbeiter Jemandes, der ihnen das Arbeitsmaterial, ihren Lohn und ihren Unterhalt bis zur Vollendung ihrer Arbeit vorschießt. Er fordert von dem Erzeugnis ihrer Arbeit oder von dem Werte, den diese dem Material hinzufügt, einen Anteil, und in diesem Anteil besteht sein Gewinn.

Manchmal kommt es freilich vor, daß ein einzelner unabhängiger Arbeiter genügend Kapital besitzt, um selbst die Rohstoffe zu kaufen und sich bis zur Vollendung der Arbeit zu unterhalten. Dann ist er Meister und Arbeiter zugleich, und genießt das ganze Produkt seiner Arbeit, oder den ganzen Wert, welchen diese dem Rohstoffe hinzufügt. Dies umfaßt zweierlei gewöhnlich getrennt erscheinende, zwei verschiedenen Personen gehörende Einkommensarten, nämlich den Kapitalgewinn und den Arbeitslohn.

Indeß sind solche Fälle nicht sehr häufig, und in allen Teilen Europas dienen zwanzig Arbeiter unter einem Meister gegen einen, der unabhängig ist, und der Arbeitslohn wird überall als das verstanden, was er gewöhnlich ist, wenn der Arbeiter die eine und der Kapitalbesitzer, der ihn beschäftigt, eine andere Person ist.

Der gebräuchliche Arbeitslohn hängt überall von dem zwischen jenen beiden Parteien, deren Interessen keineswegs die nämlichen sind, gewöhnlich geschlossenen Verträge ab. Die Arbeiter wollen so viel als möglich er-

halten, die Meister so wenig als möglich geben. Die ersteren sind zu Koalitionen geneigt, um den Arbeitslohn hinaufzutreiben, die letzteren, um ihn herunterzudrücken.

Es ist indeß nicht schwer vorauszusehen, welche der beiden Parteien unter den gewöhnlichen Umständen in diesem Streite die Oberhand behalten, und die andere zur Einwilligung in ihre Bedingungen zwingen wird. Die Meister können sich, da ihre Zahl geringer ist, leichter verbinden; und überdies gestattet das Gesetz ihre Koalitionen oder verbietet sie wenigstens nicht, während es die der Arbeiter verbietet. Wir haben keine Parlamentsakten gegen Verabredungen zur Herabsetzung des Arbeitspreises, wohl aber viele gegen Verabredungen zu seiner Erhöhung. In allen solchen Streitigkeiten können die Herren es viel länger aushalten. Ein Gutsbesitzer, ein Pächter, ein Handwerksmeister oder ein Kaufmann können, wenn sie auch keinen einzigen Arbeiter beschäftigen, doch im Allgemeinen ein oder zwei Jahre von den Kapitalien leben, die sie bereits erworben haben. Viele Arbeiter dagegen können nicht eine Woche, nur wenige einen Monat, und kaum einer ein Jahr ohne Beschäftigung bestehen. Auf die Dauer freilich kann der Arbeiter dem Meister ebenso notwendig werden, wie der Meister ihm; aber die Notwendigkeit ist keine so unmittelbare.

Man hört, wird hierauf erwidert, von Koalitionen der Meister selten, häufig aber von solchen der Arbeiter. Wer sich aber darum einbildet, daß sich die Meister selten koalierten, kennt eben so wenig die Welt, wie diesen Gegenstand. Die Meister stehen stets und überall in einer Art stillschweigender, aber fortwährender und gleichförmiger Übereinkunft, den Arbeitslohn nicht über seinen dermaligen Satz steigen zu lassen. Diese Übereinkunft zu verletzen, ist überall sehr mißliebzig und gilt für einen Meister unter seinen Nachbarn

und Gewerbsgenossen als eine Art Schande. Man hört allerdings selten von dieser Übereinkunft, weil sie der gewöhnliche und, man darf sagen, natürliche Zustand der Dinge ist, von dem Niemand Etwas hört. Mitunter gehen die Meister auch besondere Verbindungen ein, um den Arbeitslohn sogar unter seinen Satz herunterzudrücken. Diese werden immer in äußerster Stille und ganz geheim betrieben, bis der Augenblick der Ausführung da ist, und wenn dann die Arbeiter, wie es zuweilen geschieht, ohne Widerstand nachgeben, so hören andere Leute nichts davon, so schmerzlich es jene auch empfinden. Oft jedoch stellt sich solchen Verbindungen eine abwehrende Verbindung der Arbeiter entgegen, die manchmal auch ohne eine solche Herausforderung sich zur Erhöhung des Preises ihrer Arbeit zusammen tun. Ihre gewöhnlichen Vorwände sind bald der hohe Preis der Lebensmittel, bald der große Gewinn, den die Meister aus ihrer Arbeit ziehen. Mögen diese Verbindungen aber angreifender oder verteidigender Natur sein, ruchbar werden sie immer. Um die Sache zu einer schnellen Entscheidung zu bringen, nehmen sie immer zu lautestem Geschrei ihre Zuflucht und zuweilen zu den schlimmsten Gewalttätigkeiten und Mißhandlungen. Sie sind verzweifelt und handeln mit der Torheit und Maßlosigkeit verwegener Menschen, die entweder verhungern oder ihre Meister durch Schrecken zu sofortiger Einwilligung in ihr Begehren bringen müssen. Die Meister ihrerseits erheben bei solchen Gelegenheiten nicht weniger Lärm, rufen unaufhörlich nach dem Beistande der Behörden und verlangen die strikte Ausführung der Gesetze, die mit so großer Härte gegen die Verbindungen der Dienstboten, Arbeiter und Gesellen gegeben sind. Demgemäß haben die Arbeiter sehr selten einen Nutzen von dem Ungestüm dieser lärmenden Verbindungen, die theils wegen des Einschreitens der Behörden, theils wegen der

überlegenen Beharrlichkeit der Meister, teils weil der größere Teil der Arbeiter gezwungen ist, sich um des täglichen Unterhalts willen zu unterwerfen, gewöhnlich mit nichts anderem, als der Bestrafung oder dem Untergange der Rädelsführer enden.

Wenn aber auch die Meister bei Streitigkeiten mit ihren Arbeitern gewöhnlich im Vorteil sind, so gibt es doch einen bestimmten Satz, unter den der gewöhnliche Lohn selbst der geringsten Art von Arbeit nicht auf längere Zeit herabgedrückt werden zu können scheint.

Ein Mensch muß stets von seiner Arbeit leben und sein Lohn muß wenigstens hinreichend sein, um ihm den Unterhalt zu verschaffen. In den meisten Fällen muß er sogar noch etwas höher sein; sonst wäre der Arbeiter nicht im Stande, eine Familie zu gründen, und das Geschlecht solcher Arbeiter würde mit der ersten Generation aussterben. Aus diesem Grunde nimmt Cantillon an, daß die geringste Art gewöhnlicher Arbeiter immer wenigstens den doppelten Unterhalt verdienen muß, damit durchschnittlich Jeder zwei Kinder ernähren kann, wobei die Arbeit der Frau wegen der notwendigen Pflege der Kinder nur als hinreichend angenommen wird, um sie selbst zu erhalten. Allein die Hälfte der Kinder stirbt, wie man berechnet hat, vor dem mannbaren Alter. Demgemäß müssen die ärmsten Arbeiter durchschnittlich wenigstens vier Kinder aufzuziehen suchen, wenn zwei davon Aussicht haben sollen, jenes Alter zu erleben. Der notwendige Unterhalt für vier Kinder wird aber ungefähr dem eines Mannes gleichgeschätzt. Die Arbeit eines kräftigen Sklaven ist, wie derselbe Schriftsteller hinzufügt, als doppelt soviel wert zu betrachten, wie sein Unterhalt, und diejenige des geringsten Arbeiters, meint er, könne doch nicht weniger wert sein, als die eines kräftigen Sklaven. So viel scheint allerdings gewiß zu sein, daß, um eine Familie zu ernähren, die Arbeit des Mannes und der Frau zusammen,

selbst in den untersten Klassen gewöhnlicher Arbeiter, etwas mehr einbringen muß, als gerade für ihren eigenen Unterhalt nötig ist; in welchem Verhältnis dies aber geschehen müsse, ob in dem oben erwähnten oder in einem anderen, das getraue ich mir nicht zu bestimmen.

Es gibt jedoch gewisse Umstände, die den Arbeitern zuweilen einen Vorteil gewähren und sie instand setzen, ihren Lohn weit über jenen Satz zu erhöhen, welcher offenbar der niedrigste ist, der sich mit der gewöhnlichsten Menschlichkeit verträgt.

Wenn in einem Lande die Nachfrage nach denen, die vom Lohn leben — Arbeiter, Gesellen, Dienstboten aller Art — andauernd wächst; wenn jedes Jahr für eine größere Anzahl von ihnen Beschäftigung liefert, als das vorhergehende: so haben die Arbeiter keinen Anlaß, sich zur Erhöhung des Lohnes zu verbinden. Der Mangel an Händen ruft einen Wettbewerb unter den Meistern hervor, die, um Arbeiter zu erhalten, einander überbieten und so freiwillig die natürliche Übereinkunft der Meister, den Lohn nicht zu steigern, durchbrechen.

Die Nachfrage nach Lohnarbeitern kann offenbar nur im Verhältnis zur Zunahme der Fonds wachsen, welche zur Lohnzahlung bestimmt sind. Diese Fonds sind von zweierlei Art; sie bestehen erstens aus dem Einkommen, welches die Kosten des notwendigen Unterhalts, und zweitens aus dem Kapital, welches die Auslagen für die Beschäftigung ihrer Meister übersteigt.

Wenn der Gutsbesitzer, Rentner oder Geldmann ein größeres Einkommen hat, als ihm zum Unterhalt seiner Familie hinreichend erscheint, so verwendet er den ganzen Überschuß oder einen Teil davon dazu, einen oder mehrere Dienstboten zu halten. Nimmt dieser Überschuß zu, so wird er natürlich die Zahl der Dienerschaft vermehren.

Wenn ein unabhängiger Handwerker, etwa ein Weber oder ein Schuhmacher, mehr Kapital erworben hat, als er zum Kauf der für seine eigene Arbeit erforderlichen Rohstoffe und zu seinem Unterhalte bis zum Verkauf der Arbeit braucht, so beschäftigt er natürlich mit dem Überschuß einen oder mehrere Gesellen, um aus ihrer Arbeit Gewinn zu ziehen. Nimmt dieser Überschuß zu, so wird er natürlich auch die Zahl seiner Gesellen vermehren.

Die Nachfrage nach Lohnarbeitern wächst also notwendig mit der Zunahme des Einkommens und Kapitals eines Landes; und kann unmöglich auch ohne diese wachsen. Die Zunahme des Einkommens und Kapitals ist die Zunahme des Nationalwohlstandes. Folglich wächst die Nachfrage nach Lohnarbeitern naturgemäß mit der Zunahme des Nationalwohlstandes und kann unmöglich ohne sie wachsen.

Nicht die dermalige Größe des Nationalwohlstandes, sondern seine beständige Zunahme bringt ein Steigen des Arbeitslohns hervor. Demnach steht der Arbeitslohn nicht in den reichsten Ländern am höchsten, sondern in den aufblühenden oder am schnellsten reich werdenden. England ist gegenwärtig sicher ein viel reicheres Land, als irgend ein Teil von Nordamerika. Der Arbeitslohn steht aber in Nordamerika weit höher, als in irgend einem Teile Englands. In der Provinz New-York verdienen gewöhnliche Arbeiter*) täglich drei Schilling sechs Pence Papier, d. h. zwei Schilling Sterl.; Schiffszimmerleute zehn Schilling sechs Pence Papier nebst einer Pinte Rum, die einen halben Schilling Sterl. wert ist, also im Ganzen sechs und einen halben Schilling Sterl.; andere Zimmerleute und Maurer acht Schilling Papier, d. h. vier und einen halben Schilling Sterl.;

*) Dies wurde im Jahre 1773 vor dem Beginn der letzten Unruhen geschrieben.

Schneidergesellen fünf Schilling Papier, d. h. etwa zwei Schilling zehn Pence Sterl. Diese Löhne sind insgesamt höher als die Londoner, und wie es heißt, steht der Arbeitslohn in den übrigen Kolonien ebenso hoch als in New-York. Der Preis der Nahrungsmittel ist in Nordamerika durchweg weit niedriger, als in England. Eine Teuerung hat man dort nie gekannt. In den schlechtesten Jahren hatten sie immer noch genug für sich, wenn auch zu wenig zur Ausfuhr. Wenn also der Geldpreis der Arbeit dort höher ist, als irgend wo im Mutterlande, so muß ihr Sachpreis, nämlich dasjenige, was dem Arbeiter dafür an Lebens- und Genußmitteln wirklich zu Gebote steht, noch weit höher sein.

Obgleich nun Nordamerika noch nicht so reich als England ist, so ist es doch viel mehr im Aufblühen begriffen und schreitet weit rascher zu weiterer Erwerbung von Reichtümern fort. Das entscheidendste Kennzeichen des Gedeihens eines Landes ist die Zunahme seiner Einwohnerzahl. In Großbritannien und den meisten übrigen Ländern Europas verdoppelt sich diese Zahl, wie man annimmt, erst in fünfhundert Jahren. In den britischen Kolonien Nordamerikas hat man gefunden, daß sie sich in zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren verdoppelt. Und gegenwärtig ist diese Zunahme nicht hauptsächlich der fortdauernden Einwanderung neuer Bewohner, sondern der großen Vermehrung der Rasse zuzuschreiben. Leute, die ein hohes Alter erreichen, sollen dort oft fünfzig bis hundert Menschen, ja manchmal noch mehr als Nachkommen um sich sehen. Die Arbeit wird dort so gut gelohnt, daß eine zahlreiche Familie, statt eine Last für die Eltern zu sein, vielmehr zu einer Quelle der Wohlhabenheit und des Gedeihens für sie wird. Man rechnet die Arbeit jedes Kindes, bevor es das elterliche Haus verläßt, auf hundert Pfund reinen Gewinn für die Eltern. Um eine junge Witwe mit vier oder fünf jungen

Kindern, die in den mittleren oder unteren Ständen der Bewohner Europas nur wenig Aussicht auf einen zweiten Mann haben würde, wird dort oft als um eine glückliche Partie gefreit. Der Wert der Kinder ist die bei Weitem größte aller Ermunterungen zur Heirat. Daher darf man sich auch nicht wundern, daß die Leute in Nordamerika gewöhnlich so jung heiraten. Dennoch wird dort trotz dieses durch solche frühzeitigen Heiraten bewirkten großen Zuwachses forwährend über Mangel an Händen geklagt. Die Nachfrage nach Arbeitern und die zu ihrem Unterhalt bestimmten Fonds nehmen, wie es scheint, noch schneller zu, als die Arbeiter, die Beschäftigung suchen.

Mag der Reichtum eines Landes noch so groß sein, so darf man doch, wenn er lange Zeit stillstehend geblieben ist, keinen sehr hohen Arbeitslohn zu finden erwarten. Die zur Lohnzahlung bestimmten Fonds, das Einkommen und das Kapital seiner Einwohner mag noch so bedeutend sein; aber, wenn sie mehrere Jahrhunderte gleich oder nahezu gleich geblieben sind, könnte die Zahl der jedes Jahr beschäftigten Arbeiter leicht zureichen oder selbst mehr als zureichen, um die Nachfrage des folgenden Jahres zu bestreiten. Da kann selten ein Mangel an Händen eintreten, noch werden die Meister gezwungen sein, einander zu überbieten, um Arbeiter zu erhalten. Im Gegenteil würden in diesem Falle natürlich viele Hände unbeschäftigt sein. Es würde ein beständiger Mangel an Beschäftigung statthaben und die Arbeiter würden gezwungen sein, sich diese einander streitig zu machen. Wenn in einem solchen Lande der Arbeitslohn auch einmal mehr als hinreichend war, um den Arbeiter zu unterhalten und ihn zu befähigen, seine Familie zu ernähren, so wird doch der Wettbewerb der Arbeiter und das Interesse der Meister ihn bald auf den niedrigsten Satz reduzieren, der mit der gewöhnlichsten Menschlichkeit sich vereinigen läßt. China ist lange

eines der reichsten, d. h. eines der fruchtbarsten, bestbebauten, gewerbefleißigsten und bevölkertsten Länder der Welt gewesen. Es scheint jedoch lange im Stillstande verharret zu sein. Marco Polo, der es vor mehr als fünfhundert Jahren besuchte, beschreibt seine Bodenkultur, seinen Gewerbefleiß und seinen Volksreichtum fast mit denselben Ausdrücken, mit denen es von heutigen Reisenden geschieht. Es hatte vielleicht sogar schon lange vor seiner Zeit jene Fülle des Reichtums erlangt, welche die Natur seiner Gesetze und Institutionen ihm zu erreichen gestattete. Die Berichte aller Reisenden stimmen, so unzuverlässig sie auch in mancher anderen Beziehung sind, in Betreff des niedrigen Arbeitslohnes und der Schwierigkeit, welche ein Arbeiter findet, eine Familie in China zu ernähren, völlig überein. Wenn er sich durch Ackern den ganzen Tag über so viel erwerben kann, um abends eine kleine Portion Reis zu kaufen, so ist er zufrieden. Die Lage der Handwerker ist wo möglich noch schlimmer. Statt, wie in Europa, ruhig in ihren Werkstätten die Bestellungen ihrer Kunden abzuwarten, ziehen sie mit ihren Werkzeugen unaufhörlich durch die Straßen, bieten ihre Dienste an und betteln so zu sagen um Beschäftigung. Die Armut der niederen Stände in China übertrifft bei Weitem die der bettelhaftesten Völker Europas. In der Umgegend von Kanton haben viele hundert, ja wie es allgemein heißt, viele tausend Familien keine Wohnung auf dem Lande, sondern leben beständig in kleinen Fischerkähnen auf den Flüssen und Kanälen. Der Unterhalt, den sie da finden, ist so kärglich, daß sie die ekelhaftesten Abfälle, welche von einem europäischen Schiffe über Bord geworfen werden, gierig auffischen. Jedes Aas, z. B. das eines verreckten Hundes oder einer Katze, wenn es auch halb faul und stinkend ist, ist ihnen so willkommen, wie den Leuten

in andern Länder die gesündeste Nahrung. Die Ehe wird in China nicht durch die Einträglichkeit der Kinder, sondern durch die Freiheit, sie umzubringen, befördert. In allen großen Städten werden nächtlich mehrere in den Straßen ausgesetzt oder gleich jungen Hunden ertränkt. Die Besorgung dieses schrecklichen Geschäftes soll sogar ein zugestandener Erwerbszweig sein, durch den Manche ihren Unterhalt verdienen.

Obgleich indeß China vielleicht stillsteht, so scheint es doch nicht rückwärts zu gehen. Seine Städte sind nirgends von ihren Einwohnern verlassen. Das einmal angebaute Land wird nirgends vernachlässigt. Daher muß immer noch die nämliche oder fast die nämliche jährliche Arbeit verrichtet werden, und die für ihren Unterhalt bestimmten Fonds müssen folglich noch nicht merkbar abgenommen haben. Die unterste Schicht der Arbeiter muß also ungeachtet ihrer kärglichen Existenz sich soweit forthelfen, um die Rasse fortzupflanzen und die gewöhnliche Volkszahl aufrecht zu halten.

Anders würde es in einem Lande stehen, wo die für den Unterhalt der Arbeit bestimmten Fonds eine merkliche Abnahme erlitten. Da würde die Nachfrage nach Dienern und Arbeitern in allen Arten der Beschäftigung mit jedem Jahre geringer werden. Viele, die in den höhern Klassen aufgezogen waren, würden in ihrem eigentlichen Gewerbe keine Beschäftigung mehr finden und sie gern in dem niedrigsten suchen. Da nun aber die niedrigste Klasse nicht nur mit ihren eigenen Arbeitern, sondern auch mit den aus allen anderen Klassen einströmenden überfüllt wäre, so würde die Konkurrenz um Arbeit in ihr so groß werden, daß der Arbeitslohn auf den elendesten und kärglichsten Unterhalt des Arbeiters herabgedrückt würde. Selbst unter diesen harten Bedingungen würden viele keine Beschäftigung finden können, sondern entweder verhungern müssen oder sich

genötigt sehen, durch Betteln oder durch Frevel der schlimmsten Art ihr Leben zu fristen. Mangel, Hunger und Sterblichkeit würde in dieser Klasse sofort um sich greifen und sich von da über alle höheren Klassen verbreiten, bis die Zahl der Einwohner so weit verringert wäre, um von dem Einkommen und Kapital, welches im Lande geblieben, und der Tyrannei oder dem Unglück, wodurch das Übrige zerstört wurde, entgangen ist, leicht erhalten werden könnte. Dies ist vielleicht so ziemlich der gegenwärtige Zustand Bengalens und einiger anderer Niederlassungen der Engländer in Ostindien. In einem fruchtbaren Lande, das zuvor sehr entvölkert gewesen war, wo mithin der Unterhalt nicht schwierig sein sollte, und wo dessenungeachtet in einem Jahre drei bis viermal hunderttausend Menschen Hungers sterben, befinden sich, wie wir mit Sicherheit annehmen können, die für den Unterhalt der arbeitenden Armen bestimmten Fonds sehr in Abnahme. Der Unterschied zwischen dem Geiste der britischen Staatsverfassung, welche Nordamerika schützt und regiert, und demjenigen der Handelsgesellschaft, die Ostindien unterdrückt und beherrscht, kann vielleicht durch Nichts besser ins Licht gestellt werden, als durch den verschiedenen Zustand dieser Länder.

Der reichliche Lohn der Arbeit ist demnach ebensowohl die notwendige Wirkung, wie das natürliche Merkmal wachsenden Nationalreichtums. Der kärgliche Unterhalt der arbeitenden Armen andererseits ist das natürliche Merkmal, daß die Dinge im Stillstand, und ihre Not, daß sie gewaltig im Rückschritt begriffen sind.

In Großbritannien scheint gegenwärtig der Arbeitslohn offenbar höher zu sein, als gerade nötig ist, um eine Familie zu erhalten. Um uns über diesen Punkt zu vergewissern, wird es nicht nötig sein, eine weitläufige und zweifelhafte Berechnung der niedrigsten

Summe, womit dies möglicher Weise geschehen kann, anzustellen. Es sind viele klare Merkmale dafür vorhanden, daß der Arbeitslohn in diesem Lande nirgends nach seinem niedrigsten Satze, der sich mit gewöhnlicher Menschlichkeit verträgt, geregelt wird.

Erstens besteht in fast allen Teilen Großbritanniens, selbst in den niedrigsten Arten der Arbeit, ein Unterschied zwischen dem Sommer- und Winterlohn. Im Sommer ist der Lohn immer am höchsten. Allein wegen der außerordentlichen Ausgabe für Brennmaterial ist der Unterhalt einer Familie im Winter am kostspieligsten. Da nun der Arbeitslohn am höchsten ist, wenn diese Ausgabe am niedrigsten, so scheint es klar, daß er sich nicht nach dem, was zu dieser Ausgabe erforderlich ist, sondern nach der Menge und dem mutmaßlichen Werte der Arbeit richtet. Ein Arbeiter sollte allerdings einen Teil seines Sommerlohnes sparen, um seine Winterausgaben damit zu bestreiten und man kann sagen, daß sein Lohn des ganzen Jahres nicht mehr als gerade hinlänglich sei, um seine Familie während des ganzen Jahres zu unterhalten. Ein Sklave hingegen oder ein in seinem Unterhalt von uns durchaus abhängiger Mensch würde nicht so behandelt werden. Seine täglichen Lebensmittel würden ihm nach seinem täglichen Bedarf zugemessen werden.

Zweitens schwankt in Großbritannien der Arbeitslohn nicht zugleich mit dem Preise der Nahrungsmittel. Dieser ändert sich überall von Jahr zu Jahr, oft von Monat zu Monat. An vielen Orten hingegen bleibt der Geldpreis der Arbeit bisweilen ein halbes Jahrhundert hindurch sich gleich. Wenn daher der arbeitende Arme an diesen Orten seine Familie in teuren Jahren ernähren kann, so muß er in Zeiten mäßiger Fülle bequem und in Zeiten außerordentlicher Wohlfeilheit reichlich zu leben haben. Der hohe Preis der Lebensmittel während

der letzten zehn Jahre war nur in wenigen Theilen des Königreichs von einer merklichen Steigerung des Geldpreises der Arbeit begleitet. In einigen Theilen war es allerdings der Fall, wahrscheinlich mehr in Folge der wachsenden Nachfrage nach Arbeit, als des teureren Preises der Lebensmittel.

Drittens wechselt der Preis der Lebensmittel mehr als der Arbeitslohn von Jahr zu Jahr und andererseits wechselt der Arbeitslohn mehr als der Preis der Lebensmittel von Ort zu Ort. Die Brot- und Fleischpreise sind im größten Theile des vereinigten Königreichs so ziemlich die nämlichen. Diese und die meisten anderen Dinge, welche im Kleinen verkauft werden (die Art wie der arbeitende Arme Alles kauft), sind gewöhnlich in großen Städten eben so wohlfeil oder noch wohlfeiler, als in abgelegenen Gegenden, aus Gründen, die ich später zu entwickeln Gelegenheit haben werde. Dagegen ist der Arbeitslohn in einer großen Stadt und ihrer Umgegend oft um ein Viertel oder ein Fünftel, zwanzig oder fünf und zwanzig Prozent höher, als wenige Meilen davon. Achtzehn Pence täglich kann als gewöhnlicher Preis der Arbeit in London und seiner Umgegend angesehen werden, wenige Meilen davon fällt er auf vierzehn und fünfzehn Pence. Zehn Pence kann als ihr Preis in Edinburg und Umgegend gerechnet werden. Wenige Meilen davon fällt er auf acht Pence, den gewöhnlichen Preis gemeiner Arbeit im größten Theile des schottischen Tieflands, wo er viel weniger wechselt, als in England. Solch ein Unterschied der Preise, der anscheinend nicht immer hinreicht, um einen Menschen aus einem Kirchspiel in das andere zu überführen, würde notwendig eine so starke Versendung der massigsten Waren nicht nur von einem Kirchspiel ins andere, sondern von einem Ende des Königreichs zum anderen, ja beinahe von einem Ende der Welt zum anderen bewirken, daß die Preise bald

ins Gleichgewicht kommen würden. Trotz allem, was von dem Leichtsinne und der Unbeständigkeit der menschlichen Natur gesagt worden ist, geht doch deutlich aus der Erfahrung hervor, daß keine Last so schwer von der Stelle zu bringen ist, als der Mensch. Wenn also der arbeitende Arme seine Familie in den Teilen des Königreichs, in denen der Arbeitspreis am niedrigsten steht, ernähren kann, so muß er da, wo er am höchsten ist, reichlich leben können.

Viertens entsprechen die Veränderungen im Preise der Arbeit nicht nur denen im Preise der Lebensmittel nicht, sei es im Ort oder in der Zeit, sondern sie sind oft durchaus entgegengesetzt.

Das Korn, die Nahrung des gemeinen Volkes, ist in Schottland teurer als in England, woher Schottland fast alle Jahre sehr bedeutende Zufuhren erhält. Aber englisches Korn muß in Schottland, wohin es gebracht wird, teurer bezahlt werden, als in England, woher es kommt; und im Verhältnis zu seiner Güte kann es in Schottland nicht teurer verkauft werden, als das schottische Korn, welches mit ihm auf demselben Markte in Wettbewerb tritt. Die Güte des Korns hängt besonders von der Mehlmenge ab, die es auf der Mühle liefert, und in dieser Beziehung ist englisches Korn dem schottischen so überlegen, daß es, obwohl anscheinend oder im Verhältnis seines Maßes oft teurer, doch in Wirklichkeit oder im Verhältnis zu seiner Beschaffenheit, ja sogar zu seinem Gewicht gewöhnlich wohlfeiler ist. Der Preis der Arbeit ist hingegen in England teurer als in Schottland. Wenn demnach der arbeitende Arme in dem einen Teile des vereinigten Königreichs seine Familie ernähren kann, so muß er in dem anderen reichlich leben. Allerdings macht für die gemeinen Leute in Schottland Hafermehl den größten und besten Teil ihrer Nahrung aus, die überhaupt weit schlechter ist, als die ihrer Nachbarn

gleichen Standes in England. Doch ist dieser Unterschied in der Art ihres Lebensunterhalts nicht die Ursache, sondern die Wirkung des Unterschiedes in ihren Löhnen, obwohl ich ihn, durch ein befremdliches Mißverständnis, oft als die Ursache habe angeben hören. Nicht deshalb, weil sich der eine eine Kutsche hält, während sein Nachbar zu Fuße geht, ist jener reich und dieser arm, sondern weil jener reich ist, darum hält er sich eine Kutsche, und weil der andere arm ist, darum geht er zu Fuße.

Im Laufe des vorigen Jahrhunderts war, ein Jahr ins andere gerechnet, das Korn in beiden Teilen des vereinigten Königreichs teurer, als in dem gegenwärtigen. Dies ist eine Tatsache, die sich vernünftiger Weise nicht bezweifeln läßt, und für die der Beweis hinsichtlich Schottlands wo möglich noch entscheidender ist, als hinsichtlich Englands. In Schottland wird er durch das Zeugnis der öffentlichen Fiars geführt, d. h. jährlicher Preislisten vereideter Sachverständiger über alle Getreidearten, welche auf die Märkte der verschiedenen schottischen Grafschaften kommen. Wenn solch ein direkter Beweis noch einer Ergänzung und Bestärkung bedürfte, so würde ich hinzufügen, daß jenes gleicherweise in Frankreich und wahrscheinlich auch in den meisten übrigen Teilen Europas der Fall gewesen ist. Bezüglich Frankreichs ist der klarste Nachweis vorhanden. So gewiß es aber ist, daß in beiden Teilen des vereinigten Königreichs das Getreide im letzten Jahrhundert etwas teurer war, als im gegenwärtigen, eben so gewiß ist es, daß die Arbeit viel wohlfeiler war. Wenn daher die arbeitenden Armen ihre Familien damals ernähren konnten, so muß es ihnen jetzt um so leichter werden. Im vorigen Jahrhundert betrug der übliche Tagelohn gemeiner Arbeit im größten Teile Schottlands sechs Pence im Sommer und fünf Pence im

Winter. Drei Schilling die Woche, also so ziemlich dasselbe, wird noch heute in einigen Teilen der Hochlande und auf den westlichen Inseln bezahlt. Im größten Teile des Tieflandes ist der üblichste Lohn für gemeine Arbeit acht Pence täglich; zehn Pence, bisweilen einen Schilling, beträgt er um Edinburg, in den an England grenzenden Grafschaften, wahrscheinlich wegen dieser Nachbarschaft, und an einigen wenigen Orten, wo sich jüngst eine beträchtliche Zunahme der Nachfrage nach Arbeit eingestellt hat, um Glasgow, Carron, Ayrshire u. s. w. In England begannen die Fortschritte im Landbau, in den Gewerben und im Handel viel früher, als in Schottland. Mit diesen Fortschritten mußte notwendig die Nachfrage nach Arbeit und folglich ihr Preis steigen. Daher war sowohl im vorigen wie im jetzigen Jahrhundert der Arbeitslohn in England höher, als in Schottland. Er ist seit jener Zeit noch beträchtlich gestiegen, obgleich wegen der größeren Schwankungen der Löhne je nach den verschiedenen Orten schwer zu bestimmen ist, wie sehr er stieg. Im Jahre 1614 war der Sold eines Fußsoldaten der nämliche, wie jetzt, nämlich acht Pence den Tag. Als er zuerst festgesetzt wurde, wurde er natürlich nach dem üblichen Lohn gemeiner Arbeiter bestimmt, d. h. desjenigen Standes, aus dem Fußsoldaten gewöhnlich genommen werden. Der Lord-Oberrichter Hales, der zur Zeit Karls II. schrieb, berechnet die notwendigen Ausgaben einer Arbeiterfamilie, die aus sechs Personen, dem Vater, der Mutter, zwei zu etwas Arbeit fähigen und zwei arbeitsunfähigen Kindern besteht, auf zehn Schilling die Woche oder sechsundzwanzig Pfund im Jahr. Wenn sie dies mit ihrer Arbeit nicht verdienen können, so müssen sie es nach seiner Meinung durch Betteln oder Stehlen aufbringen; und er scheint sehr sorgfältige Untersuchungen über diesen Gegenstand angestellt zu

haben*) Im Jahre 1688 berechnete Gregory King, dessen statistisches Geschick von Doktor Davenant so sehr gerühmt wird, das gewöhnliche Einkommen der Arbeiter und Lohndiener auf jährlich fünfzehn Pfund für eine Familie, deren Bestand er im Durchschnitt zu drei und einer halben Person annahm. Seine Berechnung ist, obwohl scheinbar von der des Richters Hales verschieden, im Grunde doch mit dieser ziemlich übereinstimmend. Beide nehmen die wöchentliche Ausgabe solcher Familien auf etwa zwanzig Pence für den Kopf an. Seit dieser Zeit sind sowohl die Einkünfte als die Ausgaben solcher Familien im größten Teile des Königreichs ansehnlich gewachsen; an dem einen Orte mehr, an einem anderen weniger, obgleich vielleicht nirgends so sehr, wie gewisse übertriebene Berechnungen des gegenwärtigen Arbeitslohns sie neuerdings dem Publikum darstellten. Der Preis der Arbeit kann, wie bemerkt werden muß, nirgends sehr genau festgestellt werden, da oft an demselben Orte und für dieselbe Sorte von Arbeit nicht bloß je nach der verschiedenen Geschicklichkeit der Arbeiter, sondern auch nach der Willigkeit oder Kargheit der Meister verschiedene Preise gezahlt werden. Wo der Arbeitslohn nicht gesetzlich geregelt ist, können wir nicht beanspruchen, etwas anderes festzustellen als, welches der üblichste ist, und die Erfahrung scheint zu beweisen, daß Gesetze ihn niemals angemessen regeln, so oft sie auch mit diesem Anspruch auftraten.

Die Sachvergütung der Arbeit, die wirkliche Menge von Lebens- und Genußmitteln, welche sie dem Arbeiter einbringt, nahm im Laufe des gegenwärtigen Jahrhundert vielleicht in noch größerem Maße zu, als

*) Man sehe sein *Scheme for the maintenance of the poor*, in *Burn's History of the Poor-laws*.

ihr Geldpreis. Nicht nur das Getreide ist etwas wohlfeiler geworden, sondern auch viele andere Dinge, welche den fleißigen Armen eine angenehme und gesunde Abwechslung in den Nahrungsmitteln darbieten, sind um ein gut Teil billiger geworden. Die Kartoffeln z. B. kosten jetzt im größten Teil des Königreichs nur halb soviel, als vor dreißig oder vierzig Jahren. Dasselbe läßt sich von den Rüben, dem Kohl, den Mohrrüben sagen, lauter Gewächse, die früher mit dem Spaten, jetzt aber gewöhnlich mittels des Pfluges bestellt werden. Auch alle Arten von Gartengewächsen sind wohlfeiler geworden. Die Äpfel und selbst die Zwiebeln kamen im vorigen Jahrhundert meist aus Flandern. Die großen Fortschritte in der Verfertigung der gröberen Leinen- und Wollenzeuge haben den Arbeitern billigere und bessere Kleidung und die Fortschritte in der Verfertigung der groben Metallwaren billigeres und besseres Handwerkzeug, sowie viele angenehme und bequeme Hausgeräte verschafft. Seife, Salz, Lichter, Leder und gegohrene Getränke sind allerdings, hauptsächlich durch die darauf gelegten Steuern, viel teurer geworden. Allein die Menge, die der arbeitende Arme von diesen Dingen notwendig braucht, ist so gering, daß die Erhöhung ihres Preises der Verminderung des Preises so vieler anderen Dinge nicht gleichkommt. Die gewöhnliche Klage, daß der Luxus sich selbst bis auf die untersten Volksklassen erstreckt und die arbeitenden Armen jetzt nicht mehr mit der Nahrung, Kleidung und Wohnung zufrieden sein wollen, an der sie sich früher haben genügen lassen, kann uns überzeugen, daß nicht nur der Geldpreis der Arbeit, sondern auch ihre Sachvergütung gestiegen ist.

Ist nun diese Verbesserung in den Umständen der niederen Volksklassen als ein Vorteil oder als ein Nachteil für die Gesellschaft anzusehen? Die Antwort

scheint auf den ersten Blick außerordentlich einfach. Dienstboten, Tagelöhner und Arbeiter verschiedener Art machen den bei Weitem größten Teil jeder großen politischen Gemeinschaft aus. Was immer aber die Umstände des größten Teils verbessert, kann niemals als ein Nachteil für das Ganze angesehen werden. Sicherlich kann keine Gesellschaft blühend und glücklich sein, deren meiste Glieder arm und elend sind. Überdies ist es nicht mehr als billig, daß die, die die gesamte Masse des Volkes mit Nahrung, Kleidung und Wohnung versorgen, einen solchen Anteil von dem Produkt ihrer eigenen Arbeit erhalten, um sich selbst erträglich nähren, kleiden und wohnen zu können.

Die Armut ermutigt zwar nicht zur Ehe, verhindert aber auch sie nicht immer. Sie scheint sogar der Kindererzeugung günstig zu sein. Eine halbverhungerte Bergschottin bringt oft mehr als zwanzig Kinder zur Welt, während eine wohlgenährte schöne Dame oft unfähig ist, ein einziges zu gebären und im Allgemeinen höchstens zwei oder drei Niederkunften abhält. Die unter vornehmen Frauen so häufige Unfruchtbarkeit ist unter den Frauen niederen Standes sehr selten. Während die Üppigkeit im schönen Geschlecht zwar vielleicht die Begierde nach Genuß entflammt, scheint sie stets die Zeugungskraft zu schwächen und oft ganz zu zerstören.

Allein die Armut ist, obwohl sie die Kindererzeugung nicht hemmt, höchst ungünstig für die Kindererziehung. Die zarte Pflanze ist hervorgebracht, muß aber in so kaltem Boden und so rauhem Klima bald welken und sterben. Es ist, wie man mir oft gesagt hat, in den schottischen Hochlanden nichts Ungewöhnliches, daß eine Mutter, die zwanzig Kinder geboren hat, nicht zwei am Leben behält. Einige sehr erfahrene Offiziere haben mich versichert, daß sie, weit entfernt, ihr Regiment damit rekrutieren zu können, niemals im-

stande waren, mit allen in ihm geborenen Soldatenkindern auch nur die Zahl der Trommler und Pfeifer voll zu machen. Dennoch sieht man selten irgend wo so viele hübsche Kinder, als um eine Kaserne herum; aber sehr wenige von ihnen erreichen, wie es scheint, das vierzehnte oder fünfzehnte Jahr. An einigen Orten stirbt die Hälfte der Kinder vor dem vierten Jahre, an vielen vor dem siebenten, und fast überall vor dem neunten oder zehnten. Aber diese große Sterblichkeit findet sich überall hauptsächlich unter den Kindern des niederen Volkes, das sie nicht mit der Sorgfalt warten kann, wie die besseren Stände. Obgleich ihre Ehen im Allgemeinen fruchtbarer sind, als die der vornehmen Leute, so gelangen doch weniger Kinder aus jenen zur Reife. In Findelhäusern und unter den auf Kosten der Gemeinde verpflegten Kindern ist die Sterblichkeit noch größer, als unter den Kindern der gewöhnlichen Leute.

Jede Tiergattung vermehrt sich naturgemäß im Verhältnis zu den Mitteln ihres Unterhalts, und keine Gattung kann sich jemals darüber hinaus vermehren. Aber in einer zivilisierten Gesellschaft kann der Mangel an Nahrungsmitteln nur unter den unteren Volksklassen einer weiteren Vermehrung der Menschen Schranken setzen; und er kann dies nur dadurch, daß er einen großen Teil der Kinder, die ihre fruchtbaren Ehen hervorbringen, vernichtet.

Die reichliche Belohnung der Arbeit, welche die niederen Volksklassen in Stand setzt, für ihre Kinder besser zu sorgen und also eine größere Anzahl von ihnen durchzubringen, bewirkt naturgemäß eine Erweiterung und Ausdehnung jener Schranken. Es verdient bemerkt zu werden, daß sie dies möglichst genau in dem Verhältnisse tut, welches die Nachfrage nach Arbeit erfordert. Wenn diese Nachfrage beständig wächst,

so muß die Belohnung der Arbeit notwendig zur Ehe und zur Vermehrung der Arbeiter derart ermuntern, um sie instand zu setzen, jene stets wachsende Nachfrage durch eine stets zunehmende Volkszahl zu befriedigen. Wäre der Lohn einmal geringer, als es zu diesem Zweck nötig ist, so würde der Mangel an Händen ihn bald in die Höhe treiben, und wäre er einmal größer, so würde die unmäßige Vermehrung der Hände ihn bald wieder auf seinen notwendigen Satz herunterbringen. Der Markt würde in dem einen Falle so schlecht mit Arbeit versorgt und in dem anderen so sehr damit überfüllt sein, daß ihr Preis bald auf den richtigen Satz zurückkäme, den die Verhältnisse der Gesellschaft erheischen. So regelt die Nachfrage nach Menschen, gleich der nach jeder anderen Ware, notwendig auch die Erzeugung der Menschen, beschleunigt sie, wenn sie zu langsam vor sich geht, und verzögert sie, wenn sie zu rasch fortschreitet. Es ist diese Nachfrage, die die Fortpflanzung in allen Ländern der Welt, in Nordamerika, in Europa und in China regelt und bestimmt, die sie zu einer reißend schnellen in dem ersten, zu einer langsamen und schrittweisen in dem zweiten, und zu einer völlig stillstehenden in dem letzten macht.

Die Abnutzung eines Sklaven, hat man gesagt, geht auf Kosten seines Herrn, die eines freien Dieners auf seine eigenen Kosten. Allein die Abnutzung des letzteren geht in Wahrheit ebenso auf Kosten seines Herrn, als die des ersteren. Der an Tagelöhner und Dienstboten aller Art bezahlte Lohn muß diese im Ganzen genommen instand setzen, das Geschlecht der Tagelöhner und Dienstboten in dem Maße fortzupflanzen, als es die wachsende, abnehmende oder sich gleichbleibende Nachfrage der Gesellschaft gerade verlangt. Wenn indeß auch die Abnutzung eines freien Dieners gleichfalls auf Kosten seines Herrn geschieht, so kostet sie

letzteren doch in der Regel weit weniger, als die eines Sklaven. Der zum Ersatz oder so zu sagen zur Wiederherstellung eines abgenutzten Sklaven bestimmte Fonds wird gewöhnlich von einem nachlässigen Herrn oder einem sorglosen Aufseher verwaltet. Der zu demselben Zwecke für einen freien Mann bestimmte Fonds wird von dem freien Manne selbst verwaltet. Die Unordnung, welche gewöhnlich im Haushalt des Reichen herrscht, macht sich naturgemäß in der Beaufsichtigung des Ersteren geltend: die strikte Mäßigkeit und aufmerksame Sparsamkeit des Armen herrscht eben so natürlich in der Beaufsichtigung des Letzteren. Unter so ungleicher Aufsicht muß derselbe Zweck sehr ungleiche Kosten verursachen. Und so lehrt, wie ich glaube, die Erfahrung aller Zeiten und Völker, daß die Arbeit freier Leute am Ende wohlfeiler ist, als die der Sklaven. Dies findet sich sogar in Boston, New-York und Philadelphia bestätigt, wo doch der Lohn gemeiner Arbeit sehr hoch ist.

Die reichliche Belohnung der Arbeit ist mithin ebensowohl die Wirkung des zunehmenden Reichtums wie die Ursache der zunehmenden Volksmenge. Darüber klagen heißt über die notwendige Wirkung und Ursache der größten öffentlichen Wohlfahrt jammern.

Es verdient vielleicht bemerkt zu werden, daß die Lage der arbeitenden Armen, der großen Masse des Volks, mehr in dem fortschreitenden Stadium, wo die Gesellschaft weiterem Erwerb zueilt, als in dem, wo sie eine Fülle des Reichtums bereits erworben hat, am glücklichsten und behaglichsten zu sein scheint. Sie ist hart in dem Stadium des Stillstands und elend in dem des Verfalls. Der Zustand des Fortschritts ist in der Tat für alle Gesellschaftsklassen ein Zustand des Frohsinns und der Kraft. Der Stillstand macht träge, der Verfall traurig.

Die reichliche Belohnung der Arbeit ermuntert eben-

sowohl den gemeinen Mann zur Fortpflanzung, wie sie ihn zum Fleiße anspornt. Der Arbeitslohn ist die Aufmunterung zum Fleiße, der, wie jede andre menschliche Eigenschaft, in dem Grade zunimmt, wie er Aufmunterung erfährt. Reichliche Nahrung stärkt die Körperkräfte des Arbeiters, und die wohltuende Hoffnung seine Lage zu verbessern, und seine Tage vielleicht in Ruhe und Fülle zu beschließen, feuert ihn an, seine Kräfte aufs Äusserste anzustrengen. Wo der Arbeitslohn hoch ist, finden wir demnach stets die Arbeiter tätiger, fleißiger und flinker, als da, wo er niedrig ist; in England z. B. mehr als in Schottland, in der Umgebung großer Städte mehr, als an entlegenen Orten des platten Landes. Freilich werden manche Arbeiter, wenn sie in vier Tagen soviel verdienen können, um eine Woche davon zu leben, in den übrigen drei Tagen müßig gehen; aber dies ist durchaus nicht bei der Mehrzahl der Fall. Im Gegenteil sind die Arbeiter, wenn sie reichlich nach dem Stück bezahlt werden, sehr geneigt, sich zu überarbeiten, und in wenigen Jahren ihre Gesundheit und Körperbeschaffenheit zu ruinieren. Ein Zimmermann in London und einigen anderen Orten bleibt, wie man annimmt, nicht über acht Jahre bei vollen Kräften. Ähnlich verhält es sich in vielen anderen Gewerben, in denen der Arbeiter nach dem Stück bezahlt wird, wie dies allgemein in den Fabriken der Fall ist und selbst bei den Feldarbeiten überall, wo der Lohn höher als gewöhnlich ist. Beinahe jede Klasse von Handwerkern ist einer eigentümlichen Krankheit ausgesetzt, die durch übermäßige Anstrengung bei der besonderen Art ihrer Arbeit veranlaßt wird. Ramazzini, ein ausgezeichnete italienischer Arzt, hat über solche Krankheiten ein besonderes Buch geschrieben. Wir rechnen unsre Soldaten nicht gerade zu den fleißigsten Leuten unter uns. Wenn aber Soldaten zu gewissen Arbeiten gebraucht und reich-

lich nach dem Stück bezahlt wurden, mußten ihre Offiziere mit dem Unternehmer das Abkommen treffen, daß ihnen nicht gestattet sein solle, bei dem Satze, nach welchem sie bezahlt wurden, mehr als eine gewisse Summe täglich zu verdienen. Ehe dies ausgemacht worden war, reizte sie oft ihr gegenseitiger Wetteifer und das Verlangen nach größerem Gewinn, sich zu überarbeiten und ihrer Gesundheit durch übermäßige Anstrengung zu schaden. Der übertriebene Fleiß während vier Tagen der Woche ist oft die wirkliche Ursache jenes Müsiggangs an den drei übrigen, über den so viele und so laute Klage geführt wird. Große Anstrengung des Geistes oder des Körpers, mehrere Tage hintereinander fortgesetzt, folgt bei den meisten Menschen naturgemäß ein starkes Verlangen nach Erholung, das, wenn es nicht mit Gewalt oder durch herbe Not bezwungen wird, fast unwiderstehlich ist. Es ist der Ruf der Natur, die eine gewisse Schonung fordert, zuweilen durch bloße Ruhe, zuweilen auch durch Zerstreung und Vergnügung. Wird ihm nicht nachgegeben, so sind die Folgen oft gefährlich und manchmal tödlich und fast immer so, daß sie früher oder später zu der dem Gewerbe eigentümlichen Krankheit führen. Wenn die Meister immer auf die Eingebungen der Vernunft und Menschlichkeit hörten, so würden sie oft Veranlassung haben, den Fleiß vieler ihrer Arbeiter eher zu mäßigen als anzufeuern. Es wird sich, wie ich glaube, bei jedem Gewerbe herausstellen, daß der Mann, der mit Maßen arbeitet, um auf die Dauer zur Arbeit tauglich zu sein, nicht nur seine Gesundheit am längsten erhält, sondern auch im Laufe eines Jahres die größte Menge Arbeit verrichtet.

Man hat behauptet, daß die Arbeiter in wohlfeilen Jahren träger, und in teuren arbeitsamer als gewöhnlich zu sein pflegen, und man schloß daraus, daß reich-

liche Nahrung ihren Fleiß erschlafe und kärgliche ihn ansporne. Daß eine etwas mehr als gewöhnliche Nahrungsfülle manche Arbeiter träge macht, läßt sich allerdings nicht leugnen; daß sie diese Wirkung aber bei der Mehrzahl haben sollte, oder daß die Leute im Allgemeinen besser arbeiten sollten, wenn sie schlecht, als wenn sie gut genährt werden; besser, wenn sie entmutigt, als wenn sie gut aufgelegt sind; besser, wenn sie oft krank, als wenn sie fast immer gesund sind: ist nicht sehr wahrscheinlich. Jahre der Teuerung sind, was zu beachten ist, unter den gewöhnlichen Leuten in der Regel Jahre der Krankheit und Sterblichkeit, wodurch sich das Produkt ihres Fleißes notwendig vermindern muß.

In Jahren der Fülle verlassen die Dienenden oft ihre Herren, und hoffen durch Fleiß ihren Unterhalt selbständig zu gewinnen. Aber dieselbe Wohlfeilheit der Lebensmittel spornt durch Vergrößerung des für den Unterhalt der Dienenden bestimmten Fonds auch die Herren, besonders die Pächter an, eine größere Arbeitermenge zu beschäftigen. Die Pächter erwarten in solchen Fällen von ihrem Getreide einen größeren Gewinn, wenn sie etwas mehr Dienstleute unterhalten, als wenn sie es zu einem niedrigen Preise auf dem Markte verkaufen. Die Nachfrage nach Dienstleuten wächst, während die Anzahl derer, die sich anbieten, abnimmt. Daher geht der Preis der Arbeit in wohlfeilen Jahren oft in die Höhe.

In Notjahren macht die Schwierigkeit und Unsicherheit des Unterhalts alle solche Leute begierig, in den Dienst zurückzukehren. Der hohe Preis der Lebensmittel aber, wodurch die für den Unterhalt der Dienenden bestimmten Fonds verringert werden, bewegt die Arbeitgeber eher, die Anzahl derer, die sie haben, zu vermindern, als zu vergrößern. Auch verzehren oft in

teuren Jahren arme unabhängige Handwerker das geringe Kapital, mit dem sie sich sonst ihr Arbeitsmaterial verschafften, und sehen sich gezwungen, Gesellen zu werden, um leben zu können. Dann verlangen mehr Leute Arbeit, als zu bekommen ist; und viele sind bereit, sie unter schlechteren Bedingungen, als gewöhnlich, anzunehmen, und so geht der Arbeitslohn der Knechte und Gesellen in teuren Jahren oft herunter.

Die Arbeitgeber aller Art machen deshalb oft in teuren Jahren an ihren Dienstleuten ein besseres Geschäft, als in wohlfeilen, und finden sie in den ersteren demütiger und abhängiger, als in den letzteren. Sie erklären also natürlicherweise die teuren Jahre als dem Gewerbleiß günstiger. Gutsbesitzer und Pächter, die beiden größten Klassen von Arbeitgebern, haben überdies noch einen andern Grund über teure Jahre froh zu sein. Die Renten des einen und die Gewinne des andern hängen gar sehr von dem Preise der Lebensmittel ab. Nichts kann jedoch alberner sein, als sich einzubilden, daß die Menschen im Allgemeinen weniger arbeiten sollten, wenn sie für sich arbeiten, als wenn sie für andere Leute arbeiten. Ein armer unabhängiger Handwerker wird gewöhnlich arbeitsamer sein, als selbst ein Geselle der nach dem Stück arbeitet. Der eine hat von dem Produkt seines Fleißes den vollen Genuß, der andere teilt ihn mit seinem Meister. Der eine ist in seiner abgesonderten, unabhängigen Stellung den Versuchungen schlechter Gesellschaft, die in großen Fabriken die Sitten des anderen so häufig verderben, weniger ausgesetzt. Die Überlegenheit unabhängiger Handwerker über die Arbeiter, welche monats- oder jahresweise gedungen werden, und deren Lohn und Unterhalt derselbe bleibt, ob sie viel oder wenig tun, ist wahrscheinlich noch weit größer. Wohlfeile Jahre erhöhen der Natur der Sache nach das Verhältnis unab-

hängiger Handwerker zu den Gesellen und Dienenden aller Art und teure Jahre erniedrigen es.

Ein französischer Schriftsteller von vielem Wissen und Scharfsinn, Messance, Steuereinnahmer in dem Bezirk von St. Etienne, sucht zu zeigen, daß die Armen in wohlfeilen Jahren mehr arbeiten, als in teuren, und vergleicht zu diesem Zwecke die Menge und den Wert der in diesen verschiedenen Fällen in drei Fabrikzweigen gefertigten Waren, nämlich in den Fabriken grober Wollenwaren zu Elbeuf, und in den Leinen- und Seidenfabriken, die sich über das ganze Gebiet von Rouen erstrecken. Aus seiner auf die amtlichen Berichte gestützten Rechnung ergibt sich, daß die Menge und der Wert der in allen drei Fabrikzweigen hergestellten Waren in wohlfeilen Jahren größer als in teuren, und daß sie in den wohlfeilsten stets am größten, in den teuersten am kleinsten war. Alle drei scheinen stillstehende, d. h. solche Industriezweige zu sein, die, wenn auch die Menge ihrer Erzeugnisse von einem Jahre zum anderen etwas schwanken mag, doch im Ganzen weder zurück noch vorwärts gehen.

Die Leinenindustrie in Schottland und diejenige grober Wollenzeuge im westlichen Bezirk von Yorkshire sind zunehmende Industrien, deren Produkt im Allgemeinen, wenn auch mit gewissen Schwankungen, an Menge und Wert zunimmt. Bei Prüfung der über ihre jährliche Produktion veröffentlichten Berichte habe ich jedoch nicht bemerken können, daß ihre Schwankungen mit der Teuerung oder Wohlfeilheit der Jahre in merkbarem Zusammenhang ständen. Im Jahre 1740, in dem großer Mangel herrschte, scheinen allerdings beide Industriezweige sehr gedrückt gewesen zu sein. Im Jahre 1756 aber, in dem ebenfalls großer Mangel herrschte, machte die schottische Industrie außergewöhnliche Fortschritte. Die Yorkshirer Industrie nahm

allerdings ab, und ihr Produkt stieg seit 1755 nicht mehr auf die Höhe dieses Jahres, bis 1766 die amerikanische Stempelakte abgeschafft wurde. In diesem und dem folgenden Jahre stieg ihr Produkt höher, als zuvor, und sie hat seitdem immer größere Fortschritte gemacht.

Die Produktion aller großen exportierenden Industriezweige muß notwendigerweise nicht sowohl von der Teuerung oder Wohlfeilheit der Jahre in den Ländern, wo sie betrieben werden, als von den Umständen abhängen, welche die Nachfrage in den Ländern bestimmen, in denen sie verbraucht werden; von Frieden oder Krieg, vom Gedeihen oder Verfall anderer rivalisierender Industrien, und von der guten oder üblen Laune ihrer Hauptkunden. Überdies kommt ein großer Teil der in wohlfeilen Jahren wahrscheinlich verrichteten außergewöhnlichen Arbeit niemals in die öffentlichen Industrieregister. Die männlichen Arbeiter, welche ihre Arbeitgeber verlassen, werden Arbeiter auf eigene Rechnung, und die Arbeiterinnen kehren zu ihren Eltern zurück, und spinnen gewöhnlich für ihren eigenen und ihrer Familien Kleidungsbedarf. Selbst die unabhängigen Handwerker arbeiten nicht immer für den öffentlichen Verkauf, sondern werden von ihren Nachbarn für deren Hausbedarf beschäftigt. Daher fehlt ihr Arbeitsprodukt häufig in jenen öffentlichen Registern, deren Ergebnisse zuweilen mit so vielem Stolz veröffentlicht werden, und nach denen unsere Kaufleute und Fabrikanten das Gedeihen oder den Verfall der größten Reiche anzukündigen oft vergeblich beanspruchen würden.

Oggleich die Veränderungen im Preise der Arbeit nicht immer mit denen im Preise der Lebensmittel übereinstimmen, ihnen vielmehr oft gerade entgegengesetzt sind, darf man darum doch nicht denken, daß der

Preis der Lebensmittel auf den der Arbeit keinen Einfluß habe. Der Geldpreis der Arbeit wird notwendig durch zweierlei Umstände bestimmt, durch die Nachfrage nach Arbeit, und durch den Preis der Lebens- und Genußmittel. Je nachdem die Nachfrage nach Arbeit zunimmt, sich gleichbleibt oder abnimmt; je nachdem sie also eine zunehmende, sich gleichbleibende oder abnehmende Volkszahl erfordert, bestimmt sie die Menge von Lebens- und Genußmitteln, die dem Arbeiter zugebilligt werden muß; und der Geldpreis der Arbeit wird durch die Summe bestimmt, die zum Ankauf dieser Menge notwendig ist. Wenn daher auch der Geldpreis der Arbeit zuweilen hoch ist, während der Preis der Nahrungsmittel niedrig steht, so würde er doch, wenn die Nachfrage dieselbe bliebe, noch höher sein, falls der Preis der Nahrungsmittel hoch stände.

Weil die Nachfrage nach Arbeit in Jahren plötzlicher und ungewöhnlicher Fülle zu-, in solchen plötzlichen und ungewöhnlichen Mangels dagegen abnimmt, steigt der Geldpreis der Arbeit in den einen und sinkt in den anderen.

In einem Jahre plötzlicher und ungewöhnlicher Fülle befinden sich in den Händen vieler Arbeitgeber hinreichende Fonds, um eine größere Anzahl fleißiger Leute zu unterhalten und zu beschäftigen, als im vorhergehenden Jahre beschäftigt worden sind; und diese ungewöhnliche Anzahl ist nicht immer gleich zu haben. Daher überbieten sich die Arbeitgeber, die Arbeiter brauchen, und infolgedessen steigt sowohl der Sach- wie der Geldpreis ihrer Arbeit.

Das Gegenteil davon tritt in einem Jahre plötzlichen und ungewöhnlichen Mangels ein. Die zur Beschäftigung von Arbeitern bestimmten Fonds sind geringer, als im vorhergehenden Jahre. Eine große Menge Leute werden beschäftigungslos, und diese bieten, um

Arbeit zu erhalten, einander herunter, wodurch bisweilen sowohl der Sach- wie der Geldpreis der Arbeit sich erniedrigt. Im Jahre 1740, wo ungewöhnlicher Mangel herrschte, waren Viele bereit, für die nackte Existenz zu arbeiten. In den darauf folgenden Jahren der Fülle war es schwerer, Arbeiter und Dienstboten zu bekommen.

Der Mangel in einem teuren Jahre wirkt durch Verminderung der Nachfrage nach Arbeit naturgemäß auf Erniedrigung ihres Preises, während der hohe Preis der Nahrungsmittel auf seine Erhöhung wirkt. Die Fülle eines wohlfeilen Jahres wirkt hingegen durch Vermehrung der Nachfrage auf Erhöhung des Arbeitspreises, während die Wohlfeilheit der Nahrungsmittel auf seine Ermäßigung wirkt. Bei den gewöhnlichen Schwankungen der Nahrungsmittelpreise scheinen diese beiden entgegengesetzten Ursachen einander die Wage zu halten, was wahrscheinlich teilweise der Grund ist, warum der Arbeitslohn überall so viel stetiger und dauernder ist, als der Preis der Nahrungsmittel.

Das Steigen des Arbeitslohnes erhöht notwendig den Preis vieler Waren, weil es den Teil des Preises erhöht, der sich in Lohn auflöst, und insofern bewirkt es eine Verminderung im Verbrauch dieser Waren daheim und im Auslande. Dieselbe Ursache jedoch, die den Arbeitslohn steigert, die Zunahme des Kapitals nämlich, bewirkt eine Zunahme der erzeugenden Kräfte der Arbeit und die Herstellung eines größeren Arbeitsproduktes durch eine geringere Arbeitermenge. Der Kapitalist, der eine große Anzahl Arbeiter beschäftigt, ist notwendig um seines eigenen Vorteils willen bemüht, die Beschäftigung so angemessen zu verteilen, daß die Arbeiter eine größtmögliche Menge Waren hervorzubringen vermögen. Aus demselben Grunde bemüht er sich, ihnen die besten Maschinen zu ver-

schaffen, die er oder sie kennen. Was aber unter den Arbeitern einer Werkstatt platzgreift, greift aus demselben Grunde auch unter denen einer großen Gesellschaft Platz. Je größer ihre Anzahl, desto mehr teilen sie sich naturgemäß in verschiedene Gattungen und Unterarten der Beschäftigung. Es sind mehr Köpfe beschäftigt, die geeignetsten Maschinen für jeden Produktionszweig zu erfinden, und desto mehr werden sie folglich erfinden. Es gibt mithin viele Waren, die infolge dieser Verbesserungen mit so viel weniger Arbeit, als früher, hervorgebracht werden, daß der erhöhte Preis der Arbeit durch die Verringerung der zu ihrer Herstellung nötigen Arbeit mehr als aufgewogen wird.

Neuntes Kapitel.

Der Kapitalgewinn.

Das Steigen und Fallen im Kapitalgewinn hängt von denselben Ursachen ab, wie das Steigen und Fallen im Arbeitslohn, nämlich von dem wachsenden oder abnehmenden Reichtum der Gesellschaft; aber diese Ursachen berühren den einen ganz anders, als den anderen.

Das Wachsen des Kapitals, das den Lohn erhöht, wirkt auf Verminderung des Gewinns. Wenn die Kapitalien vieler reicher Kaufleute demselben Geschäftszweige zugewendet werden, so wirkt ihre gegenseitige Konkurrenz natürlich auf Verringerung des Gewinns; und wenn in all den verschiedenen Geschäftszweigen, die in derselben Gesellschaft betrieben werden, eine gleiche Kapitalienvermehrung stattfindet, so muß die Konkurrenz dieselbe Wirkung in ihnen allen äußern.

Es ist, wie schon bemerkt worden, nicht leicht, den durchschnittlichen Arbeitslohn selbst eines bestimmten Orts und eines bestimmten Zeitpunktes festzustellen. Wir können auch in dieser Beschränkung selten etwas anderes feststellen, als den üblichsten Arbeitslohn. Aber in Bezug auf den Kapitalgewinn kann auch dies nur selten geschehen. Der Gewinn ist so schwankend, daß der Geschäftstreibende selbst nicht immer sagen kann, wie viel sein mittlerer Jahresgewinn beträgt. Dieser wird nicht nur durch jede Preisveränderung der Waren, mit denen er handelt, beeinflußt, sondern auch durch das

Glück oder Unglück seiner Mitbewerber und seiner Kunden, so wie durch tausend andere Zufälle, denen die Güter, ob sie nun zu Wasser oder zu Lande verschickt oder ob sie in einem Lagerhause aufbewahrt werden, unterworfen sind. Er schwankt daher nicht nur von Jahr zu Jahr, sondern von Tag zu Tag, und beinahe von Stunde zu Stunde. Den mittleren Gewinn aller verschiedenen Gewerbe eines großen Königreichs festzustellen, müßte noch viel schwieriger sein; und mit einiger Genauigkeit zu beurteilen, wie hoch er früher oder in längst verflossenen Zeiten gewesen ist, muß ganz unmöglich sein.

Wenn es aber auch unmöglich ist, mit einiger Genauigkeit anzugeben, wie viel der mittlere Kapitalgewinn heute beträgt oder früher betragen hat, so kann man sich doch einen gewissen Begriff davon machen nach dem Geldzins. Es kann als Grundsatz gelten, daß, wo mit der Nutzung von Geld ein großes Geschäft gemacht werden kann, gewöhnlich auch für seine Nutzung viel bezahlt wird; und daß, wo nur ein geringes Geschäft damit gemacht werden kann, in der Regel auch weniger dafür bezahlt wird. Je nachdem also der übliche Zinsfuß in einem Lande sich ändert, kann man auch mit Gewißheit annehmen, daß der gewöhnliche Kapitalgewinn sich mit ihm ändert; sinkt, wenn jener sinkt, und steigt, wenn jener steigt. Die Entwicklung des Zinsfußes kann uns mithin zu einem Schlusse auf die Entwicklung des Gewinnes leiten.

Durch die Akte aus dem 37. Jahre Heinrichs VIII. wurde aller Zins über zehn Prozent für ungesetzlich erklärt. Früher, scheint es, hatte man bisweilen mehr genommen. Unter der Regierung Eduards VI. verbot der religiöse Eifer allen Zins. Dieses Verbot soll jedoch, gleich allen anderen dieser Art, keinen Erfolg gehabt haben und hat wahrscheinlich eher das Übel des

Wuchers verschlimmert, als ihm gesteuert. Das Statut Heinrichs VIII. wurde durch das Statut aus dem 13. Jahre Elisabeths, Kapitel 8, erneuert, und zehn Prozent blieb der gesetzliche Zinsfuß bis ins 21. Jahr Jakobs I., wo er auf acht ermäßigt wurde. Bald nach der Restauration wurde er auf sechs Prozent und im 12. Jahre der Königin Anna auf fünf herabgesetzt. Alle diese Verordnungen scheinen den Zeitverhältnissen sehr angemessen gewesen zu sein. Sie scheinen lediglich dem Zinsfuße des Marktes, oder dem, zu welchem Leute mit gutem Kredit Geld zu borgen pflegten, gefolgt zu sein. Seit der Zeit der Königin Anna scheinen fünf vom Hundert eher über als unter dem marktgängigen Zinsfuße gewesen zu sein. Vor dem letzten Kriege machte die Regierung ein Anlehen zu drei Prozent, und Leute mit gutem Kredit borgten in der Hauptstadt und an vielen anderen Orten des Königreichs zu drei und ein halb, vier, und vier und ein halb Prozent.

Seit der Zeit Heinrichs VIII. hob sich der Reichtum und das Einkommen des Landes ohne Unterbrechung, und ihr Fortschritt scheint im weiteren Verlaufe eher beschleunigt, als aufgehalten worden zu sein. Sie haben, wie es scheint, nicht nur zugenommen, vielmehr ist diese Zunahme schneller und schneller erfolgt. Der Arbeitslohn war während dieser Periode stets im Steigen, und der Kapitalgewinn war in den meisten Zweigen des Handels und Gewerbes im Fallen.

Es erfordert in der Regel ein größeres Kapital, ein Geschäft in einer großen Stadt, als in einem Landstädtchen zu betreiben. Die in Geschäften aller Art angelegten großen Kapitalien und die Menge der reichen Wettbewerber verringerten in der Regel den Gewinnsatz in der großen Stadt mehr, als in der Landstadt. Der Arbeitslohn aber ist in einer großen Stadt gewöhnlich höher, als in einem Landstädtchen. In einer leb-

haften Stadt können diejenigen, die große Kapitalien anzulegen haben, oft nicht soviel Arbeiter erhalten, als sie brauchen, und überbieten einander, um so viele als möglich zu erhalten: hierdurch steigt der Arbeitslohn und der Kapitalgewinn sinkt. In den entlegenen Teilen des Landes fehlt es häufig an Kapital, alle Leute zu beschäftigen, und diese unterbieten einander, um Arbeit zu erhalten, wodurch der Arbeitslohn sinkt und der Kapitalgewinn steigt.

Ogleich in Schottland der gesetzliche Zinsfuß derselbe ist, wie in England, so ist doch der marktgängige etwas höher. Leute mit bestem Kredit erhalten dort selten Geld unter fünf Prozent. Selbst Privatbankiers in Edinburg geben auf ihre trockenen Wechsel, deren Zahlung im ganzen oder teilweise zu jeder beliebigen Zeit gefordert werden kann, vier Prozent. In London geben Privatbankiers keine Zinsen für das Geld, das bei ihnen niedergelegt wird. Es gibt nur wenige Gewerbe, die nicht in Schottland mit einem geringeren Kapital betrieben werden können, als in England. Deshalb muß dort der gewöhnliche Gewinnsatz etwas größer sein. Der Arbeitslohn ist, wie schon bemerkt, in Schottland niedriger, als in England. Auch ist das Land nicht nur viel ärmer, sondern der Fortschritt zu einem besseren Zustande — denn Fortschritte macht es offenbar — scheint auch weit langsamer und träger zu sein.

Der gesetzliche Zinsfuß in Frankreich ist im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts nicht immer nach dem marktgängigen geregelt worden*). Im Jahre 1720 wurde der Zins vom zwanzigsten auf den fünfzigsten Pfennig, oder von fünf auf zwei Prozent heruntersetzt. 1724 wurde er auf den dreißigsten Pfennig oder $3\frac{1}{3}\%$, 1725 wieder auf den zwanzigsten Pfennig oder 5%

*) Siehe Denisart, Article: Taux des Intérêts, tom. III, p. 18.

gesteigert. 1766 unter Laverdys Administration wurde er auf den fünfundzwanzigsten Pfennig oder 4% herabgesetzt. Der Abbé Terray erhöhte ihn nachher auf den alten Satz von fünf vom Hundert. Der beabsichtigte Zweck vieler dieser gewaltsamen Zinsherabsetzungen war der, den Weg zu einer Zinsverminderung der Staatsschulden zu bahnen, ein Zweck, der zuweilen auch erreicht worden ist. Frankreich ist jetzt vielleicht kein so reiches Land, als England, und obgleich der gesetzliche Zinsfuß dort oft niedriger war, als in England, so war der Marktsatz doch in der Regel höher; denn, wie in andern Ländern, hat man dort sichere und leichte Mittel, das Gesetz zu umgehen. Der Gewerbsgewinn ist, wie mir britische Kaufleute, die in beiden Ländern Geschäfte trieben, versicherten, in Frankreich höher, als in England, und hierin liegt ohne Zweifel der Grund, warum viele britische Untertanen es vorziehen, ihre Kapitalien in einem Lande anzulegen, wo der Handel verachtet wird, anstatt in einem Lande, wo er in hoher Achtung steht. Der Arbeitslohn ist in Frankreich niedriger als in England. Wenn man von Schottland nach England kommt, so deutet der Unterschied, den man zwischen der Kleidung und dem Aussehen der gewöhnlichen Leute in dem einen und in dem andern Lande bemerkt, hinlänglich auf die Ungleichheit ihrer Lage hin. Aber der Gegensatz ist noch größer, wenn man aus Frankreich zurückkehrt. Frankreich, obwohl ohne Zweifel ein reicheres Land als Schottland, scheint nicht so schnell vorwärts zu schreiten. Es ist eine verbreitete und sogar populäre Meinung im Lande, daß es rückwärts gehe; eine Meinung, die, wie ich glaube, selbst in Bezug auf Frankreich unbegründet ist, in Bezug auf Schottland aber unmöglich von Jemand gehegt werden kann, der dieses Land jetzt sieht, und es vor zwanzig oder dreißig Jahren gesehen hat.

Holland andererseits ist nach Verhältnis seiner Ge-

bietsausdehnung und Volkszahl ein reicheres Land als England. Die Regierung borgt dort zu zwei, und Privatleute mit gutem Kredit zu drei Prozent. Der Arbeitslohn soll in Holland höher als in England sein, und der Holländer handelt, wie bekannt, mit geringerem Gewinn, als irgend Jemand in Europa. Manche haben behauptet, daß Hollands Handel im Verfall sei, und von einigen Geschäftszweigen mag dies vielleicht richtig sein. Allein jene Symptome scheinen hinreichend dafür zu sprechen, daß der Verfall kein allgemeiner ist. Wenn der Gewinn sich verringert, so sind die Kaufleute sehr geneigt über Verfall der Geschäfte zu klagen, obwohl die Verminderung des Gewinns die natürliche Folge ihres Gedeihens, oder einer umfangreicheren Kapitalienverwendung in den Geschäften ist. Im letzten Kriege gewannen die Holländer den ganzen Speditionshandel Frankreichs, und sie haben noch jetzt einen großen Teil davon in Händen. Ihr großer Besitz in französischen und englischen Staatspapieren — von den letzteren haben sie etwa vierzig Millionen, wie es heißt — wobei ich jedoch eine starke Übertreibung vermute, die großen Summen, welche sie in Ländern, wo der Zinsfuß höher als in dem ihrigen steht, an Privatpersonen ausleihen, sind Umstände, welche ohne Zweifel Überfluß an Kapital beweisen, indem dieses größer geworden ist, als daß sie es mit erträglichem Gewinn in den Geschäften ihres eigenen Landes anlegen könnten; aber sie beweisen nicht, daß diese Geschäfte abgenommen haben. Wie das Kapital eines Privatmannes, das bei einem Geschäfte gewonnen worden ist, für das Geschäft zu groß werden und das Geschäft sich doch vergrößern kann, so auch das Kapital einer großen Nation.

In unseren nordamerikanischen und westindischen Kolonien ist nicht nur der Arbeitslohn, sondern auch der Geldzins, und folglich der Kapitalgewinn höher

als in England. Sowohl der gesetzliche, als der markt-gängige Zinsfuß schwankt in den verschiedenen Kolonien zwischen sechs und acht Prozent. Hoher Arbeitslohn und hoher Kapitalgewinn sind indessen vielleicht Dinge, die sich selten zusammenfinden, außer unter den ganz besonderen Umständen in neuen Kolonien. Eine neue Kolonie muß immer eine Zeit lang im Verhältnis zu ihrer Gebietsausdehnung kapitalärmer und im Verhältnis zum Umfang ihrer Kapitalien dünner bevölkert sein, als andere Länder. Man hat mehr Land, als Kapital vorhanden ist, es anzubauen. Was man hat, wird deshalb nur auf die Kultur des fruchtbarsten und günstigst gelegenen Landes, des Landes an der Seeküste und an den Ufern schiffbarer Flüsse, verwendet. Auch solches Land wird oft zu einem Preise verkauft, der selbst unter dem Werte seiner wildwachsenden Produkte steht. Das zum Kaufe und zur Verbesserung solchen Landes angewandte Kapital muß einen sehr reichen Gewinn abwerfen und dadurch ermöglichen, sehr hohe Zinsen zu zahlen. Seine rasche Anhäufung bei so gewinnreichen Anlagen macht es dem Pflanzler möglich, die Zahl der arbeitenden Hände rascher zu vermehren, als sie in einer neuen Niederlassung aufzutreiben sind. Deshalb werden die vorhandenen Arbeitskräfte sehr reichlich bezahlt. Wächst die Kolonie, so werden die Kapitalgewinne stufenweise geringer. Wenn die fruchtbarsten und bestgelegenen Ländereien alle in Besitz genommen sind, so läßt sich aus der Kultur der an Boden und Lage minder begünstigten nur ein geringerer Gewinn ziehen, und für das in ihnen angelegte Kapital kann nur geringerer Zins gezahlt werden. In den meisten unserer Kolonien ist deshalb der gesetzliche wie der markt-gängige Zinsfuß während des gegenwärtigen Jahrhunderts viel niedriger geworden. Je mehr der Reichtum, die Kultur und die Bevölkerung

zunahmen, desto mehr fiel der Zins. Der Arbeitslohn aber sinkt nicht mit dem Kapitalgewinn. Die Nachfrage nach Arbeit wächst mit der Vermehrung des Kapitals, welchen Gewinn dasselbe auch erzielen mag; und obgleich der letztere sinkt, kann das Kapital dennoch nicht nur ohne Unterbrechung, sondern sogar noch schneller zunehmen, als vorher. Es ist mit fleißigen Völkern, die in der Erwerbung von Reichtümern fortschreiten, wie mit fleißigen Einzelwesen; ein großes Kapital mit geringen Gewinnen wächst in der Regel schneller, als ein kleines Kapital mit großen Gewinnen. Geld, sagt das Sprichwort, macht Geld. Hat man erst Etwas gewonnen, so ist es oft leicht, mehr zu gewinnen. Die große Schwierigkeit besteht darin, Etwas zu gewinnen. Der Zusammenhang zwischen der Zunahme des Kapitals und der der Gewerbstätigkeit oder der Nachfrage nach nützlicher Arbeit ist zum Teil bereits erklärt worden, soll aber später bei der Besprechung der Kapitalanhäufung noch ausführlicher behandelt werden.

Die Erwerbung eines neuen Gebietes, oder das Aufkommen neuer Geschäftszweige kann zuweilen den Kapitalgewinn, und mit ihm den Geldzins selbst in einem Lande, welches im Erwerb von Reichtümern rasch fortschreitet, in die Höhe treiben. Da das Kapital des Landes dann für die hinzutretende Beschäftigung, die sich durch solchen Erwerb den verschiedensten Personen darbietet, nicht mehr hinreicht, so wird es nur in denjenigen Geschäftszweigen angelegt, die den größten Gewinn bringen. Ein Teil des Kapitals, das früher in anderen Gewerben angelegt war, wird diesen notwendig entzogen, um den neuen und gewinnreicheren zugewendet zu werden. In all jenen alten Gewerben wird mithin der Wettbewerb geringer und der Markt wird mit vielen Sorten von Gütern weniger vollständig versorgt. Ihr Preis steigt notwendig mehr

oder weniger, und liefert denen, die damit handeln, einen größeren Gewinn, so daß sie auch zu höheren Zinsen borgen können. Nach Beendigung des letzten Krieges borgten nicht nur Privatleute mit bestem Kredit, sondern auch einige der größten Handelsgesellschaften in London gewöhnlich zu fünf Prozent, während sie früher nicht mehr als vier oder vier und ein halb vom Hundert zu geben pflegten. Es erklärt sich dies hinlänglich aus dem durch unsere Erwerbungen in Nordamerika und Westindien entstandenen großen Zuwachs von Gebiet und Handel, ohne daß man eine Verringerung des Gesellschaftskapitals anzunehmen braucht. Ein so starker Zuwachs neuer Geschäfte, die mit dem alten Kapital betrieben wurden, mußte notwendig die in vielen Geschäftszweigen, in denen die Konkurrenz geringer und der Gewinn größer geworden war, angelegte Kapitalmenge vermindern. Ich werde später Gelegenheit haben, die Gründe anzugeben, die mich zu dem Glauben bestimmen, daß der Kapitalvorrat Großbritanniens sogar durch die enormen Ausgaben des letzten Krieges nicht verringert worden ist.

Wie jedoch die Verringerung des Kapitalvorrats der Gesellschaft, oder der zur Erhaltung der Gewerbtätigkeit bestimmten Fonds den Arbeitslohn ermäßigt, so steigert sie den Kapitalgewinn und dadurch den Geldzins. Infolge der Ermäßigung des Arbeitslohns können die Eigentümer der in der Gesellschaft verbliebenen Kapitalien ihre Waren mit geringeren Kosten als früher auf den Markt bringen, und da zugleich weniger Kapital auf die Versorgung des Marktes verwendet wird, als zuvor, so können sie sie teurer verkaufen. Ihre Waren kosten sie weniger, und sie erhalten mehr dafür. Da ihr Gewinn sich auf beiden Seiten vermehrt, kann er auch hohe Zinsen zahlen. Die in Bengalen und den übrigen britischen Niederlassungen

in Ostindien so schnell und leicht erworbenen großen Reichtümer können uns davon überzeugen, daß in diesen zu Grunde gerichteten Ländern der Arbeitslohn ebenso niedrig ist, wie der Kapitalgewinn hoch. Der Geldzins ist es verhältnismäßig ebenso. In Bengalen leihen die Pächter oft zu vierzig, fünfzig und sechzig Prozent Geld, und für die Rückzahlung wird die Ernte des nächsten Jahres verpfändet. Wie die Gewinne, die einen solchen Zins abwerfen können, fast die ganze Rente des Grundbesitzers aufzehren müssen, so muß auch ein so unmäßiger Wucher den größten Teil jener Gewinne verschlingen. Vor dem Untergange der römischen Republik scheint ein wucherischer Zins derselben Art in den Provinzen unter der verderblichen Verwaltung ihrer Prokonsuln etwas Gewöhnliches gewesen zu sein. Der tugendhafte Brutus verlieh, wie wir aus Ciceros Briefen erfahren, in Cypren Geld zu achtundvierzig Prozent.

In einem Lande, das den vollen Reichtum erworben hat, den es vermöge der Natur seines Bodens und Klimas und vermöge seiner Lage gegen andere Länder erwerben kann, das also nicht weiter fortschreitet, aber auch keine Rückschritte macht, würde wahrscheinlich sowohl der Arbeitslohn wie der Kapitalgewinn sehr niedrig sein. In einem, im Verhältnis zu seinem Gebiet und seinen Kapitalien sehr dicht bevölkerten Lande wird die Konkurrenz um Arbeit notwendiger Weise so groß sein, um den Arbeitslohn auf das Niveau zu drücken, wo er gerade noch hinreicht, die bisherige Anzahl von Arbeitern zu erhalten; und diese Anzahl kann, da das Land schon vollkommen bevölkert ist, sich nicht weiter vermehren. In einem, im Verhältnis zu all seinen Geschäften vollkommen mit Kapital versehenen Lande wird gerade so viel Kapital in jedem Gewerbszweige angelegt werden, als seine Natur und Ausdehnung zu-

läßt, und es wird der Wettbewerb so groß und folglich der Gewinn so niedrig wie möglich sein.

Doch ist vielleicht bis jetzt noch kein Land zu diesem Grade der Wohlhabenheit gelangt. China scheint lange auf ein und demselben Punkte stehen geblieben zu sein, und hatte wahrscheinlich schon längst das volle Maß des Reichtums erreicht, das sich mit der Natur seiner Gesetze und Einrichtungen verträgt. Allein dieses Maß dürfte weit geringer sein, als es die Natur seines Bodens, seines Klimas und seiner Lage unter anderen Gesetzen und Einrichtungen wohl zuließe. Wenn ein Land den auswärtigen Handel vernachlässigt oder verschmäht, und die Schiffe fremder Nationen nur in einen oder zwei seiner Häfen einlaufen läßt, so kann es nicht eben so viele Geschäfte machen, als es unter anderen Gesetzen und Einrichtungen machen könnte. In einem Lande ferner, in dem zwar die Reichen oder Eigentümer großer Kapitalien große Sicherheit genießen, die Armen aber oder die Eigentümer kleiner Kapitalien fast gar keine, vielmehr jederzeit unter Vorwänden der Rechtspflege den Plünderungen und Räubereien der niederen Mandarinen ausgesetzt sind, kann die in den verschiedenen Geschäftszweigen angelegte Kapitalmenge niemals so groß sein, als die Natur und Ausdehnung der Geschäfte es erlaubt. In jedem Geschäft muß die Unterdrückung des Armen das Monopol des Reichen begründen, der das ganze Geschäft an sich reißt und dadurch sehr große Gewinne machen kann. Zwölf Prozent soll demgemäß der übliche Geldzins in China sein, und der gewöhnliche Kapitalgewinn muß groß genug sein, um diesen hohen Zinsfuß möglich zu machen.

Ein Fehler im Gesetze kann bisweilen den Zinsfuß weit über das Maß erhöhen, das der Zustand des Landes, sein Reichtum oder seine Armut erfordert. Wenn das Gesetz die Erfüllung von Verträgen nicht erzwingt, so

setzt es alle Borger so ziemlich auf denselben Fuß mit Bankerottierern oder Leuten von zweifelhaftem Kredit in besser verwalteten Ländern. Die Ungewißheit, sein Geld wieder zu bekommen, veranlaßt den Darleiher, denselben Wucherzins zu fordern, der von Bankerottierern genommen zu werden pflegt. Unter den Barbaren, die die westlichen Provinzen des römischen Reichs überschwemmt, war die Erfüllung der Verträge lange Zeit hindurch der Ehrlichkeit der kontrahierenden Teile überlassen. Die Gerichte ihrer Könige mischten sich nur selten ein. Diesem Umstande mag wohl zum Teil der hohe Zinsfuß beizumessen sein, der in jenen alten Zeiten gewöhnlich war.

Verbietet das Gesetz den Zins völlig, so beseitigt es ihn damit nicht. Viele Menschen müssen borgen, und Niemand wird etwas verleihen, ohne eine Vergütung für die Nutzung seines Geldes, wie sie nicht nur dem Dienste, den es leisten kann, sondern auch der Schwierigkeit und Gefahr, welche die Gesetzesumgehung verursacht, entspricht. Den hohen Zinsfuß bei allen muhamedanischen Völkern schreibt Montesquieu nicht ihrer Armut, sondern teils jener Gefahr, und teils der Schwierigkeit zu, Geld wieder zu bekommen.

Der niedrigste übliche Gewinnsatz muß immer etwas größer sein, als zur Ausgleichung der zufälligen Verluste, denen jede Kapitalanlage ausgesetzt ist, erfordert wird. Nur dieser Überschuß ist reiner oder Nettogewinn. Was Bruttogewinn genannt wird, schließt oft nicht nur diesen Überschuß, sondern auch die zur Ausgleichung solcher außergewöhnlichen Verluste zurückgelegte Summe in sich ein. Der Zins, den der Borger zahlen kann, richtet sich nur nach dem reinen Gewinn.

Der niedrigste übliche Zinsfuß muß in gleicher Weise etwas höher sein, als zur Ausgleichung der zufälligen Verluste, denen das Darleihen selbst bei ge-

höriger Vorsicht ausgesetzt ist, erfordert wird. Wäre er nicht höher, so könnte nur Mildtätigkeit oder Freundschaft zum Darleihen bewegen.

In einem Lande, das sein volles Maß des Reichthums erworben hätte, und in dem in jedem Geschäftszweige die größte Kapitalmenge steckte, die darin angelegt werden könnte, würde sowohl der gewöhnliche Satz des reinen Gewinnes, als auch der marktgängige Zinsfuß, der von jenem Gewinn bestritten werden muß, so niedrig stehen, daß es nur den reichsten Leuten möglich wäre, von den Zinsen ihres Geldes zu leben. Wer nur ein kleines oder mittelmäßiges Vermögen besäße, sähe sich genötigt, die Beschäftigung seiner Kapitalien selbst zu übernehmen; fast Jeder müßte ein Geschäftsmann sein, oder irgend ein Gewerbe treiben. Holland scheint sich diesem Zustand zu nähern. Es ist dort gegen den guten Ton, nicht ein Geschäftsmann zu sein. Die Notwendigkeit macht es fast Jedem zur Gewohnheit, und die Gewohnheit bestimmt überall den guten Ton. Wie es lächerlich ist, sich nicht wie die anderen Leute zu kleiden, so ist es gewissermaßen lächerlich, nicht wie sie beschäftigt zu sein. Wie ein Mann, der ein bürgerliches Gewerbe treibt, in einem Lager oder einer Garnison eine schlechte Figur macht, und sogar Gefahr läuft, verlacht zu werden, so geschieht es einem Müßiggänger unter geschäftstätigen Leuten.

Der höchste übliche Gewinnsatz kann ein solcher sein, daß er in dem Preise der meisten Waren Alles verschlingt, was der Grundrente zufallen sollte, und nur soviel übrig läßt, als zur Bezahlung der Arbeit, durch welche die Waren hergerichtet und auf den Markt gebracht werden, erforderlich ist, und zwar zu so geringer Bezahlung, wie irgend möglich, nämlich wobei nur die nackte Existenz des Arbeiters bestritten wird. Der Arbeiter muß stets auf die eine oder andere Art so lange

ernährt werden, wie er bei der Arbeit ist; aber der Grundbesitzer braucht nicht immer seine Rente zu erhalten. Die Gewinne der Geschäfte, welche die Bediensteten der ostindischen Kompagnie in Bengalen treiben, dürften nicht weit von diesem Satze entfernt sein.

Das Verhältnis, in welchem der marktgängige Zinsfuß zu dem gewöhnlichen Satz des Reingewinns stehen muß, ändert sich notwendig je nach dem Steigen oder Fallen des Gewinns. Doppelte Zinsen werden von den Kaufleuten in Grossbritannien als ein guter, mässiger, billiger Gewinn angesehen, — Ausdrücke, mit denen man nur einen gewöhnlichen und üblichen Gewinn meint. In einem Lande, wo der gewöhnliche Satz des Reingewinns acht bis zehn Prozent beträgt, mag es billig sein, daß bei Geschäften, die mit erborgtem Gelde getrieben werden, die Hälfte des Reingewinns als Zins abgeht. Das Risiko der Kapitaleinlage trägt der Borger, der es dem Darleiher so zu sagen versichert; und vier oder fünf Prozent können in den meisten Geschäften ein hinlänglicher Gewinn für die Gefahr dieser Versicherung, sowie eine ausreichende Entschädigung für die Mühe der Beschäftigung des Kapitals sein. Indessen kann das Verhältnis zwischen den Zinsen und dem Reingewinn in Ländern, wo der gewöhnliche Gewinnsatz entweder viel niedriger oder viel höher ist, nicht das nämliche sein. Ist er viel niedriger, so kann für den Zins vielleicht nicht die Hälfte des Reingewinns bewilligt werden; ist er viel höher, so kann weit mehr gegeben werden.

In Ländern, die schnell zu Reichtum gelangen, kann der niedrige Gewinnsatz dem hohen Arbeitslohn in dem Preise vieler Waren das Gegengewicht halten, und diese Länder instand setzen, ebenso wohlfeil zu verkaufen, als ihre weniger aufblühenden Nachbarn, bei denen der Arbeitslohn niedriger ist.

In der That tragen hohe Gewinne viel mehr zur Erhöhung des Warenpreises bei, als hoher Arbeitslohn.

Wenn z. B. in der Leinenmanufaktur der Lohn der verschiedenen Arbeiter, der Flachszurichter, der Spinner, der Weber usw. um 2 Pence täglich erhöht wird, so braucht der Preis eines Stückes Leinwand nur so vielmal um zwei Pence erhöht zu werden, als die Zahl der damit beschäftigten Leute, multipliziert mit der Zahl der dabei zugebrachten Tage beträgt. Derjenige Teil des Warenpreises, welcher sich in Arbeitslohn auflöst, würde durch alle Stufen der Bearbeitung nur nach arithmetischem Verhältnis zu jener Lohnerhöhung steigen. Wenn dagegen die Gewinne aller Arbeitgeber um fünf Prozent steigen sollten, würde derjenige Teil des Warenpreises, der sich in Gewinn auflöst, durch alle Stufen der Bearbeitung im geometrischen Verhältnis zu jener Gewinnerhöhung steigen. Der Arbeitgeber der Flachszurichter würde beim Verkauf seines Flachses einen weiteren Gewinn von fünf Prozent auf den ganzen Wert des Materials und des den Arbeitern vorgeschossenen Lohns fordern. Der Arbeitgeber der Spinner würde sowohl auf den vorgeschossenen Preis des Flachses, wie auf den Lohn der Spinner weitere fünf Prozent, und der Arbeitgeber der Weber auf den vorgeschossenen Preis des Leinengarns und den Lohn der Weber ebenfalls fünf Prozent haben wollen. Das Steigen des Arbeitslohns wirkt auf die Erhöhung des Warenpreises ebenso, wie einfache Zinsen auf die Anhäufung einer Schuld; das Steigen des Gewinnes aber wirkt wie Zinseszins. Unsere Kaufleute und Fabrikherren klagen viel über die schlimmen Wirkungen der hohen Löhne auf die Erhöhung der Preise und die daraus folgende Verminderung des Absatzes im In- und Auslande. Sie sagen aber Nichts von den schlimmen Wirkungen hohen Kapitalgewinns. Von den verderblichen Folgen der Vorteile, die ihnen zufließen, schweigen sie und klagen nur über die, die anderen zufallen.

Zehntes Kapitel.

Lohn und Gewinn in den verschiedenen Verwendungen der Arbeit und des Kapitals.

Im Ganzen müssen die Vorteile oder Nachteile bei den verschiedenen Verwendungen der Arbeit und des Kapitals in der nämlichen Gegend entweder ganz gleich sein, oder doch beständig nach Ausgleichung streben. Wäre in der nämlichen Gegend irgend eine Verwendung offenbar mit mehr oder weniger Vorteil verknüpft, als die übrigen Verwendungen, so würden in dem einen Falle sich so viele Leute dazu drängen, und in dem andern so viele sie aufgeben, daß ihre Vorteile bald auf das Niveau der übrigen kämen. Dies würde wenigstens in einer Gesellschaft der Fall sein, wo man den Dingen ihren natürlichen Lauf ließe, wo vollkommene Freiheit waltete, und wo es Jedermann frei stände, sowohl seine Beschäftigung nach Belieben zu wählen, wie sie so oft zu wechseln, als es ihm gut dünkt. Jeden würde sein Interesse bestimmen, vorteilhafte Geschäfte zu suchen und unvorteilhafte zu meiden.

Geldlohn und Geldgewinn sind freilich in Europa überall je nach den verschiedenen Verwendungen von Arbeit und Kapital äußerst verschieden. Allein diese Verschiedenheit rührt teils von gewissen Umständen in den Verwendungen selbst her, die entweder wirklich oder wenigstens in der Einbildung der Einzelnen bei

den Einen den geringen Geldgewinn ersetzen, und bei den Anderen einen großen Geldgewinn aufwiegen; theils von der Politik Europas, die nirgends den Dingen vollständige Freiheit läßt.

Die gesonderte Betrachtung dieser Umstände und jener Politik scheidet dieses Kapitel in zwei Abteilungen.

Erste Abteilung.

Verschiedenheiten, die aus der Natur der Verwendungen selbst entspringen.

Die folgenden fünf Umstände sind es, soweit ich beobachten konnte, hauptsächlich, die einen geringen Geldgewinn in einigen Geschäften ersetzen, und einen großen in anderen aufwiegen: erstens die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit der Geschäfte selbst; zweitens die Leichtigkeit und Wohlfeilheit, oder die Schwierigkeit und Kostspieligkeit, sie zu erlernen; drittens die Beständigkeit oder Unbeständigkeit der Arbeit in ihnen; viertens das geringe oder große Vertrauen, welches man auf die Leute setzen muß, die das Geschäft ausüben, und fünftens die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines Erfolgs in ihnen.

Erstens, der Arbeitslohn schwankt, je nachdem das Geschäft leicht oder schwer, reinlich oder unreinlich, ehrenvoll oder verachtet ist. So verdient an den meisten Orten ein Schneidergeselle im ganzen Jahre weniger, als ein Webergeselle: weil seine Arbeit leichter ist. Ein Webergeselle verdient weniger, als ein Schmiedegeselle: weil seine Arbeit zwar nicht immer leichter, aber viel reinlicher ist. Ein Schmiedegeselle, obgleich ein gelernter Handwerker, verdient in zwölf Stunden kaum so viel, wie ein Bergmann, der nur ein Tagelöhner ist,

in acht: weil seine Arbeit nicht ganz so schmutzig und weniger gefährlich ist, auch bei Tageslicht und über der Erde verrichtet wird. Die Ehre macht bei allen ehrenvollen Gewerben ein gut Teil der Belohnung aus. Vom Gesichtspunkte des Geldgewinns werden sie, wie ich gleich zeigen werde, im Allgemeinen zu schlecht bezahlt. Die Anrühigkeit hat eine entgegengesetzte Wirkung. Das Gewerbe eines Fleischers hat etwas Rohes und Abstoßendes; aber es ist an den meisten Orten gewinnbringender, als die meisten anderen Geschäfte. Das abscheulichste von allen Geschäften, das des Scharfrichters, wird im Verhältnis zu der Arbeitsmenge, die es erfordert, besser bezahlt, als irgend ein anderes gewöhnliches Geschäft.

Jagd und Fischfang, die wichtigsten Beschäftigungen der Menschen im rohen Zustande der Gesellschaft, werden im zivilisierten Zustande ihre angenehmsten Vergnügungen, und sie treiben dann zum Zeitvertreib, was sie früher aus Not taten. Im gesitteten Zustande der Gesellschaft sind es deshalb nur Arme, die aus dem, was Anderen zum Zeitvertreib dient, ein Gewerbe machen. Die Fischer waren arm seit der Zeit Theokrits. *) Ein Wildschütz in Großbritannien ist stets ein ganz armer Mann. In allen Ländern, wo die Strenge der Gesetze keine Wildschützen duldet, befindet sich der berechnigte Jäger in keiner viel besseren Lage. Aus natürlicher Lust an diesen Beschäftigungen widmen sich ihnen mehr Menschen, als bequem davon leben können, und das Produkt ihrer Arbeit kommt im Verhältnis zu ihrer Menge immer zu wohlfeil zu Markte, um den Arbeitern mehr als das kärglichste Auskommen zu verschaffen.

Widerwärtigkeit und Anrühigkeit des Geschäfts berührt den Kapitalgewinn ebenso, wie den Arbeitslohn.

*) S. Idylle 21.

Der Inhaber einer Schenke oder Kneipe, der nie Herr in seinem eigenen Hause und der Brutalität jedes Trunkenbolds ausgesetzt ist, treibt weder ein sehr angenehmes, noch ein sehr geachtetes Geschäft. Aber es gibt kaum ein gewöhnliches Gewerbe, bei dem ein kleines Kapital so großen Gewinn abwirft.

Zweitens, der Arbeitslohn schwankt je nach der Leichtigkeit und Wohlfeilheit, oder der Schwierigkeit und Kostspieligkeit, das Geschäft zu erlernen.

Wenn eine kostspielige Maschine errichtet ist, wird die durch sie gelieferte ungemein umfangreiche Arbeit das für ihre Herstellung bis zu ihrer Abnutzung ausgelegte Kapital wenigstens mit den gewöhnlichen Gewinnen wieder ersetzen müssen. Ein Mensch, der mit viel Arbeit und Zeit zu einem der Geschäfte erzogen wurde, die ungewöhnliche Fertigkeit und Geschicklichkeit erfordern, kann mit einer solchen kostspieligen Maschine verglichen werden. Die erlernte Arbeit wird, wie zu erwarten ist, ihm über den üblichen Lohn für gemeine Arbeit alle Kosten seiner Erziehung wenigstens mit dem gewöhnlichen Gewinn eines gleich wertvollen Kapitals wieder ersetzen. Auch muß dies in Anbetracht der höchst ungewissen Dauer des menschlichen Lebens, wie der gewisseren Dauer einer Maschine, in angemessener Zeit geschehen.

Der Unterschied zwischen den Löhnen erlernter und gewöhnlicher Arbeit beruht auf diesem Grundsatz.

Die europäische Gewerbepolitik betrachtet die Arbeit aller Künstler, Handwerker und Fabrikarbeiter als gelernte Arbeit, und die der ländlichen Arbeiter als gemeine Arbeit. Hierbei scheint vorausgesetzt zu werden, daß die Arbeit der Ersteren eigener und feiner sei, als die der Letzteren. In manchen Fällen mag es so sein, in den meisten aber ist es, wie ich sogleich zeigen werde, ganz anders. Die europäischen Gesetze und Gewohn-

heiten legen daher, um Jemanden zur Ausübung der einen Art von Arbeit zu befähigen, ihm den Zwang einer Lehrzeit auf, obwohl nicht überall mit gleicher Strenge. Die andere Art Arbeit lassen sie für Jedermann frei und offen. Während der Dauer der Lehrzeit gehört die ganze Arbeit des Lehrlings dem Meister. Häufig muß er auch von seinen Eltern oder Verwandten beköstigt, und fast immer von ihnen gekleidet werden. Auch wird dem Meister gewöhnlich eine Geldsumme dafür bezahlt, daß er ihn sein Gewerbe lehrt. Wer kein Geld geben kann, gibt Zeit, d. h. er bindet sich auf mehr als die gewöhnliche Zahl von Jahren — ein Abkommen, das zwar wegen der gewöhnlichen Trägheit der Lehrlinge für den Meister nicht immer von Vorteil, für den Lehrling aber stets von Nachteil ist. In der ländlichen Arbeit erlernt dagegen der Arbeiter, während er mit den leichteren Teilen des Geschäfts zu tun hat, seine schwereren Teile und verdient auf allen Stufen seiner Beschäftigung durch eigene Arbeit seinen Unterhalt. Darum ist es auch billig, daß in Europa der Lohn der Künstler, Handwerker und Fabrikarbeiter etwas höher sei, als der der gemeinen Arbeiter. Er ist es auch in der Tat, und wegen ihres größeren Gewinnes sieht man die städtischen Arbeiter vielfach als eine höhere Volksklasse an. Doch ist der Vorrang gewöhnlich sehr gering; der tägliche oder wöchentliche Verdienst eines Gesellen in den gewöhnlichen Gewerbszweigen, wie z. B. in den Fabriken der groben Leinen- und Wollenzeuge, beträgt an den meisten Orten durchschnittlich wenig mehr, als der Tagelohn gemeiner Arbeiter. Freilich ist ihre Beschäftigung stetiger und gleichmäßiger, und die Summe ihres Verdienstes mag, das ganze Jahr zusammengenommen, etwas größer sein. Aber höher scheint sie sich offenbar nicht zu belaufen, als daß sie gerade die höheren Kosten der Ausbildung deckt.

In den freien Künsten und gelehrten Berufsarten ist die Erziehung noch langwieriger und kostspieliger. Die Belohnung der Maler und Bildhauer, der Juristen und Ärzte in Geld muß deshalb eine viel reichlichere sein, und ist es in der Tat.

Der Gewinn des Kapitals scheint durch die Leichtigkeit oder Schwierigkeit der Erlernung des Geschäfts, in das Kapital gesteckt wird, nur sehr wenig berührt zu werden. Die verschiedenen Arten, wie Kapital in großen Städten gewöhnlich angelegt wird, scheinen in der Tat fast gleich leicht oder gleich schwer zu erlernen. Der eine Zweig des auswärtigen oder inneren Handels kann nicht wohl ein verwickelteres Geschäft sein, als der andere.

Drittens, der Arbeitslohn in den verschiedenen Beschäftigungen schwankt je nach der Beständigkeit oder Unbeständigkeit der Beschäftigung.

Die Beschäftigung ist in einem Gewerbe viel beständiger, als in anderen. In den meisten Gewerben kann ein Geselle fast sicher sein, alle Tage des Jahres Beschäftigung zu finden, wenn er arbeitsfähig ist. Ein Maurer dagegen kann weder bei hartem Frost, noch bei schlechtem Wetter arbeiten, und seine Beschäftigung hängt zu allen andern Zeiten von den zufälligen Bestellungen seiner Kunden ab; er ist folglich oft der Gefahr ausgesetzt, ohne Arbeit zu sein. Sein Verdienst, so lange er beschäftigt ist, muß ihm daher nicht nur für die Zeit, in der er nichts zu tun hat, den Unterhalt verschaffen, sondern ihn auch einigermaßen für jene Augenblicke der Angst und des Kleinmuts schadlos halten, die der Gedanke an eine so prekäre Lage bisweilen in ihm erwecken muß. Während demgemäß der Gesamtverdienst der meisten industriellen Arbeiter auf den Tag berechnet nicht viel mehr als den Tagelohn gemeiner Arbeit

beträgt, ist der Lohn der Maurer gewöhnlich anderthalb oder noch einmal so hoch. Wo gemeine Arbeiter vier oder fünf Schilling die Woche verdienen, verdienen Maurer oft sieben bis acht; wo die ersteren sechs, da verdienen die letzteren oft neun bis zehn, und wo die ersteren neun bis zehn verdienen, wie in London, verdienen die letzteren in der Regel fünfzehn bis achtzehn. Dennoch scheint keine Art gelernter Arbeit leichter zu erlernen, als die der Maurer. In London sollen zuweilen die Sänftenträger während des Sommers als Maurer beschäftigt sein. Mithin ist der hohe Lohn dieser Arbeiter nicht sowohl eine Belohnung für ihre Geschicklichkeit, als eine Entschädigung für die Unbeständigkeit ihres Erwerbs.

Ein Zimmermann scheint noch eher ein eigneres und künstlicheres Gewerbe zu treiben, als ein Maurer. Dennoch ist sein Tagelohn an den meisten Orten etwas niedriger. Seine Beschäftigung hängt zwar auch stark von den zufälligen Bestellungen seiner Kunden ab, aber doch nicht so völlig, und ist der Gefahr nicht ausgesetzt, durch das Wetter unterbrochen zu werden.

Wenn Gewerbe, die in der Regel unausgesetzte Beschäftigung bieten, dies an bestimmten Orten nicht tun, so steigt der Lohn der Arbeiter immer ein gut Teil über ihr gewöhnliches Verhältnis zum Lohn gemeiner Arbeit. In London können fast alle Handwerksge-
 sellen gerade so wie Tagelöhner an anderen Orten, von ihren Meistern von Tag zu Tag oder von Woche zu Woche angenommen oder entlassen werden. Die niedrigste Klasse der Handwerker, die Schneidergesellen, verdienen demgemäß dort eine halbe Krone ($2\frac{1}{2}$ Schilling) täglich, während als Tagelohn für gemeine Arbeit nur achtzehn Pence gerechnet werden. In kleinen Städten und auf dem Lande kommt der Lohn der Schneidergesellen oft kaum dem für gemeine

Arbeit gleich; in London aber sind sie oft viele Wochen ohne Beschäftigung, besonders im Sommer.

Wenn zu der Unbeständigkeit der Beschäftigung noch die Schwierigkeit, Unannehmlichkeit und Unreinlichkeit der Arbeit kommt, so erhöht dies bisweilen den Lohn der gemeinsten Arbeit über den der geschicktesten Handwerker. Ein Bergmann, der im Gedinge arbeitet, soll in Newcastle gewöhnlich doppelt, und in manchen Teilen Schottlands dreimal so viel verdienen, als der Tagelohn für gemeine Arbeit beträgt. Sein hoher Lohn entspringt aus der Schwierigkeit, Unannehmlichkeit und Unreinlichkeit seiner Arbeit zugleich. Die Dauer seiner Beschäftigung hängt dagegen fast ganz von ihm selbst ab. Die Kohlenträger in London treiben ein Geschäft, das an Schwierigkeit, Schmutz und Unannehmlichkeit dem der Bergleute fast gleichkommt, und ihre Beschäftigung ist wegen der unvermeidlichen Unregelmäßigkeit im Anlangen der Kohlenschiffe meist sehr unbeständig. Wenn daher die Bergleute doppelt und dreimal so viel verdienen, als für gemeine Arbeit bezahlt wird, so dürfte es nicht unbillig erscheinen, daß Kohlenträger zu Zeiten vier bis fünfmal so viel verdienen. In der Untersuchung, welche man vor einigen Jahren über ihre Lage anstellte, ergab sich, daß sie nach dem Satze, nach welchem sie damals bezahlt wurden, sechs bis zehn Schilling des Tages verdienen konnten. Sechs Schilling sind etwa viermal soviel, wie der Lohn für gemeine Arbeit in London, und in jedem Geschäft kann der niedrigste gewöhnliche Verdienst stets als der der Mehrzahl angesehen werden. So übermäßig jener Verdienst auch erscheinen mag, so würde doch, wenn er mehr als hinreichend wäre, um alle die unangenehmen Umstände des Geschäfts auszugleichen, in einem Gewerbe, das kein ausschließliches Privilegium hat, bald ein so großer Zufluß von Mitbewerbern ein-

treten, daß der Verdienst bald auf einen niedrigeren Satz zurückschnellen würde.

Die Beständigkeit oder Unbeständigkeit der Beschäftigung kann auf den gewöhnlichen Kapitalgewinn in einem Geschäftszweige keinen Einfluß üben. Ob das Kapital beständig verwendet wird oder nicht, hängt nicht vom Geschäft, sondern vom Geschäftstreibenden ab.

Viertens, der Arbeitslohn schwankt je nach dem größeren oder geringeren Vertrauen, das in den Arbeiter gesetzt worden muß.

Der Lohn der Goldschmiede und Juweliere ist überall höher, als der vieler anderer Arbeiter, nicht allein von gleicher, sondern von weit höherer Begabung: nämlich wegen der kostbaren Materialien, die ihnen anvertraut werden.

Dem Arzte vertrauen wir unsere Gesundheit, dem Sachwalter und Advokaten unser Vermögen und mitunter unser Leben und unsern guten Ruf an. Ein solches Vertrauen könnte man nicht mit Sicherheit auf Leute setzen, die sich in einer sehr mittelmäßigen oder schlechten Lage befinden. Darum muß ihre Belohnung der Art sein, daß sie ihnen den gesellschaftlichen Rang verschafft, den ein so großes Vertrauen erfordert. Wird zu diesem Umstande noch die lange Zeit und die Kostspieligkeit ihrer Erziehung gerechnet, so muß dies notwendig den Preis ihrer Arbeit noch mehr erhöhen.

Legt Jemand nur sein eigenes Kapital in einem Geschäfte an, so kann von einem in ihn gesetzten Vertrauen keine Rede sein, und der Kredit, den er bei anderen Leuten findet, hängt nicht von der Natur seines Geschäfts, sondern von der Meinung ab, welche sie von seinem Glück, seiner Rechtschaffenheit und Klugheit hegen. Die verschiedenen Gewinnsätze in den verschiedenen Geschäftszweigen können also nicht aus

den verschiedenen Graden des Vertrauens entspringen, das man auf die Geschäftstreibenden setzt.

Fünftens, der Arbeitslohn in den mancherlei Beschäftigungen schwankt je nach der Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit des Erfolgs in ihnen.

Die Wahrscheinlichkeit, daß Jeder zu dem Geschäft, das er erlernt hat, sich auch befähigt zeigen werde, ist in den verschiedenen Erwerbszweigen sehr verschieden. Bei den meisten Handwerkern ist der Erfolg fast sicher; äußerst unsicher hingegen ist er in den freien Berufsarten. Gieb deinen Sohn zu einem Schuhmacher in die Lehre, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß er ein Paar Schuhe machen lernen wird; laß ihn aber die Rechte studieren, und es steht zwanzig gegen eins, ob er so weit kommen wird, von seinem Beruf leben zu können. In einer ganz ehrlichen Lotterie müßten die, welche die Treffer ziehen, den ganzen Verlust derer, auf die die Nieten fallen, gewinnen. In einer Berufsart, wo zwanzig ihr Ziel verfehlen, während nur Einer es erreicht, müßte dieser Eine alles gewinnen, was die verunglückten Zwanzig gewonnen haben sollten. Der Anwalt, der vielleicht erst im vierzigsten Jahre anfängt, aus seinem Beruf einigen Erwerb zu ziehen, würde die Vergütung nicht allein für seine eigene so langwierige und kostspielige Erziehung, sondern auch für die der zwanzig Andern erhalten müssen, die wahrscheinlich niemals durch ihren Beruf etwas erwerben werden. So übermäßig auch die Gebühren des Anwalts zuweilen erscheinen mögen, so erreicht ihre wirkliche Bezahlung doch niemals diese Höhe. Man berechne für einen bestimmten Ort, wie viel die Arbeiter in einem gewöhnlichen Geschäft, z. B. in dem Schuhmacher- oder Weberhandwerk jährlich ungefähr gewinnen, und wie viel sie jährlich ausgeben, so wird man finden, daß die erstere Summe gewöhnlich größer ist, als die letztere. Man mache aber die-

selbe Berechnung bei allen Anwälten und denen, die es werden wollen, und man wird finden, daß ihre jährlichen Gewinne zu ihren jährlichen Ausgaben in umgekehrtem Verhältniß stehen, auch wenn man die ersteren so hoch und die letzteren so niedrig als möglich anschlägt. Folglich ist die Lotterie der Juristerei sehr weit davon entfernt, eine ganz ehrliche Lotterie zu sein; und dieser wie viele andere freie und ehrenvolle Berufe werden vom Gesichtspunkte des Geldgewinns aus offenbar zu schlecht bezahlt.

Diese Berufsarten halten gleichwohl den übrigen die Wage, und die besten und strebsamsten Köpfe drängen sich trotz dieser entmutigenden Umstände mit Eifer zu ihnen. Zu ihrer Empfehlung dient zweierlei: erstens das Verlangen nach dem Ansehen, welches denen zu Theil wird, die es in ihrem Beruf zu etwas Hervorragendem bringen, und zweitens das natürliche Vertrauen, das Jeder mehr oder weniger auf seine Fähigkeiten und sein gutes Glück setzt.

In einem Berufe hervorzuragen, in welchem es nur Wenige zur Mittelmäßigkeit bringen, ist der entscheidendste Beweis von dem, was man Genie oder höhere Talente nennt. Die allgemeine Bewunderung, die so hervorragenden Fähigkeiten zu Theil wird, macht immer, je nach dem Grade des Ansehens, einen größeren oder kleineren Theil ihrer Belohnung aus. Einen erheblichen Theil der Belohnung bildet sie in dem Berufe eines Arztes; einen noch größeren vielleicht in dem eines Anwalts; beinahe die ganze Belohnung aber macht sie bei Dichtern und Philosophen aus.

Es gibt einige höchst angenehme und schöne Talente, die ihrem Besitzer eine gewisse Bewunderung eintragen, deren Ausübung für Geld aber, sei es mit Recht oder aus Vorurtheil, für eine Art von öffentlicher Selbstentwürdigung angesehen wird. Darum muß der

Geldlohn derjenigen, die von ihnen in dieser Weise Gebrauch machen, groß genug sein, um sie nicht bloß für die auf die Ausbildung ihrer Talente verwendete Zeit, Arbeit und Kosten, sondern auch für die Geringerschätzung, welche mit ihrer Verwertung als Unterhaltungsmittel verknüpft ist, schadlos zu halten. Die übermäßigen Gehalte der Schauspieler, Opersänger, Operntänzer u. s. w. beruhen auf diesen beiden Gründen: auf der Seltenheit und Schönheit ihrer Talente, und auf der Goringschätzung, mit der man ihre Verwertung betrachtet. Es scheint beim ersten Anblick abgeschmackt, daß wir ihre Personen verachten und ihre Talente doch mit der verschwenderischsten Freigebigkeit belohnen. Aber gerade, weil wir das Eine tun, müssen wir notwendig auch das Andere tun. Sollte sich einmal die öffentliche Meinung oder das Vorurteil über diese Erwerbsarten ändern, so würde sich ihre Geldbelohnung bald verringern. Es würden sich dann mehr Leute darauf legen, und der Wettbewerb würde den Preis der Arbeit schnell herunterdrücken. Denn wenn solche Talente auch durchaus nicht gewöhnlich sind, so sind sie doch keineswegs so selten, als man es denkt. Viele, die es verschmähen, davon Gebrauch zu machen, besitzen sie in großer Vollkommenheit, und viele Andere würden fähig sein, sie zu erwerben, wenn sich daraus mit Ehren etwas erzielen ließe.

Der übertriebene Begriff der meisten Menschen von ihren Fähigkeiten ist ein altes Übel, auf das von den Denkern und Sittenlehrern aller Zeiten hingewiesen wird. Ihre alberne Einbildung auf ihr gutes Glück hat man weniger beachtet, und doch ist diese wo möglich noch allgemeiner. Es gibt keinen Menschen, der, so lange er leidlich gesund und wohlauf ist, nicht seinen Teil davon hätte. Die Aussicht auf Gewinn wird von Jedermann mehr oder weniger überschätzt, die Chance

des Verlustes aber von den Meisten zu gering und kaum von irgend Jemandem, so lange er leidlich gesund und wohlgenut ist, nach ihrem wahren Wert angeschlagen.

Daß die Aussicht auf Gewinn überschätzt wird, kann man aus dem allgemeinen Erfolg der Lotterien ersehen. Eine vollkommen ehrliche Lotterie, wobei der ganze Gewinn dem ganzen Verlust gleichkommt, ist nie dagewesen und wird nie vorkommen, sonst hätte der Unternehmer keinen Vorteil davon. In den Staatslotterien sind die Lose tatsächlich den Preis nicht wert, den die Abnehmer dafür zahlen, und dennoch werden sie im Handel gewöhnlich noch mit einem Aufschlag von zwanzig, dreißig und mitunter vierzig Prozent verkauft. Die eitle Hoffnung, einen der großen Gewinne zu treffen, ist die alleinige Ursache dieser Nachfrage. Selbst die nüchternsten Leute sehen darin selten eine Torheit, eine kleine Summe für die Aussicht zu bezahlen, daß man zehn oder zwanzig tausend Pfund gewinnen kann, und doch weiß man, daß auch die kleine Summe vielleicht zwanzig bis dreißig Prozent mehr beträgt, als die Gewinnwahrscheinlichkeit wert ist. In einer Lotterie, in welcher kein Gewinn mehr als zwanzig Pfund betrüge, würde, auch wenn sie in anderer Hinsicht einer vollkommen ehrlichen weit näher käme, als die gewöhnlichen Staatslotterien, doch nicht eine gleiche Nachfrage nach Losen stattfinden. Um mehr Aussicht auf einen der großen Gewinne zu haben, kaufen Manche mehrere Lose und Andere kleine Anteile an vielen Losen. Und doch gibt es keinen gewisseren mathematischen Satz, als den, daß die Wahrscheinlichkeit zu verlieren, um so größer ist, auf je mehr Lose man setzt. Besetze alle Lose in der Lotterie, und du wirst gewiß verlieren; und je größer die Zahl deiner Lose ist, desto näher kommst du der Sicherheit des Verlustes.

Daß die Verlustwahrscheinlichkeit oft zu gering

und fast nie so hoch angeschlagen wird, als sie es verdient, ersieht man aus dem sehr mässigen Gewinne der Versicherer. Soll das Versichern gegen Feuers- oder Seegefahr überhaupt ein Geschäft sein, so muß die gewöhnliche Prämie hinreichen, die gewöhnlichen Verluste zu decken, die Kosten der Verwaltung zu tragen und einen solchen Gewinn zu liefern, wie ihn ein in jedem andern Geschäft angelegtes gleiches Kapital abwerfen müßte. Wer nicht mehr als dies bezahlt, bezahlt offenbar nur den wirklichen Wert der Gefahr, oder den niedrigsten Preis, zu welchem diese zu versichern er billiger Weise erwarten kann. Wenn nun aber auch Viele durch Versicherung einiges Geld gewonnen haben, so haben doch nur sehr Wenige ein großes Vermögen damit gemacht; und schon aus diesem Umstande ergibt sich klar genug, daß die gewöhnliche Bilanz von Gewinn und Verlust in diesem Geschäft nicht vorteilhafter ist, als in anderen gewöhnlichen Gewerben, durch die so viele Leute Vermögen erwerben. So mäßig auch die Versicherungsprämie gewöhnlich ist, so schätzen doch Viele die Gefahr zu gering, als daß sie Lust hätten, sie zu bezahlen. Im ganzen Königreich sind durchschnittlich unter zwanzig Häusern neunzehn, oder vielleicht unter hundert neunundneunzig gegen Feuersgefahr nicht versichert. Die Seegefahr ist für die meisten Leute beunruhigender, und das Verhältnis der versicherten zu den unversicherten Schiffen ist weit größer. Dennoch gehen zu allen Jahreszeiten und selbst in Kriegszeiten Viele ohne Versicherung in See. Mitunter geschieht dies vielleicht nicht aus Unvorsichtigkeit. Wenn eine große Gesellschaft oder auch ein reicher Kaufmann zwanzig oder dreißig Schiffe auf dem Meere hat, so versichert so zu sagen eines das andere. Die auf alle gesparte Prämie kann Verluste, wie sie im gewöhnlichen Laufe der Dinge wahrscheinlich eintreten, reichlich ausgleichen. Aber in den

meisten Fällen ist die Vernachlässigung der Versicherung der Schiffe, gleich der der Häuser, nicht der Effekt einer so feinen Berechnung, sondern lediglich gedankenlose oder vermessene Verachtung der Gefahr.

Die Verachtung der Gefahr und die vermessene Hoffnung auf Erfolg sind in keiner Periode des Lebens reger, als in dem Alter, in welchem junge Leute ihren Beruf wählen. Wie wenig dann die Furcht vor Mißgeschick imstande ist, der Hoffnung auf gutes Glück die Wage zu halten, zeigt sich noch klarer in der Bereitwilligkeit gewöhnlicher Leute, sich als Soldaten oder zum Seedienst einschreiben zu lassen, als in dem Eifer junger Leute besseren Standes, in die sogenannten freien Berufsarten einzutreten.

Was ein gemeiner Soldat verlieren kann, ist deutlich genug. Dennoch lassen sich junge Freiwillige, ohne der Gefahr zu achten, zu keiner Zeit so gern anwerben, als beim Beginn eines neuen Krieges; und obgleich sie kaum irgend welche Aussicht auf Beförderung haben, spiegeln sie sich in ihrer jugendlichen Phantasie doch tausend Gelegenheiten, Ehre und Auszeichnung zu gewinnen, vor, die niemals eintreffen. Diese romantischen Hoffnungen sind der ganze Preis, für den sie ihr Blut verkaufen. Ihr Sold ist geringer, als der Lohn gewöhnlicher Arbeiter, und im aktiven Dienst sind ihre Beschwerden weit größer.

Die Lotterie der Marine ist nicht ganz so unvoretheilhaft, als die des Landdienstes. Der Sohn eines geachteten Arbeiters oder Handwerkers geht oft mit väterlicher Einwilligung zur See; läßt er sich aber als Soldat anwerben, so geschieht es immer ohne sie. Auch andere Leute sehen einige Möglichkeit, im ersten Beruf Glück zu machen; im andern sieht Keiner, als allein der Betreffende, eine solche Chance. Der große Admiral ist weniger ein Gegenstand öffentlicher Bewunderung, als

der große General, und der glücklichste Erfolg im Seedienst verspricht ein weniger glänzendes Vermögen und Ansehen, als ein gleicher Erfolg auf dem Lande. Derselbe Unterschied zieht sich durch alle unteren Rangstufen beider Dienste. Nach den Ranglisten steht ein Kapitän in der Flotte einem Obersten in der Armee gleich; aber in der gemeinen Schätzung steht er ihm nicht gleich. Da die großen Gewinne in der Lotterie geringer sind, müssen die kleineren desto zahlreicher sein. Daher gewinnen auch gemeine Matrosen öfter einiges Vermögen und Beförderung, als gemeine Soldaten; und die Hoffnung auf diese Gewinne ist es, was dieses Gewerbe hauptsächlich empfiehlt. Obgleich die Geschicklichkeit und Fertigkeit der gemeinen Matrosen weit größer ist, als die fast jedes Handwerkers, und obgleich ihr ganzes Leben eine fortlaufende Reihe von Mühseligkeiten und Gefahren ist, erhalten sie doch, so lange sie gemeine Matrosen bleiben, für alle diese Geschicklichkeit und Fertigkeit, für alle diese Mühseligkeiten und Gefahren kaum eine andere Belohnung, als das Vergnügen, jene üben und diese überwinden zu können. Ihr Lohn ist nicht größer, als der gemeiner Arbeiter an dem Hafen, in dem der Lohn des Matrosen bedungen wird. Da sie beständig von Hafen zu Hafen gehen, so gleichen die monatlichen Löhne derer, welche aus allen Häfen Großbritanniens absegeln, einander viel mehr als der Lohn anderer Arbeiter an diesen verschiedenen Orten; und der Lohnsatz des Hafenplatzes, von und nach welchem die meisten segeln, d. h. des Hafens von London, bestimmt den Satz für alle übrigen. In London beträgt der Lohn der meisten Arbeiterklassen etwa das Doppelte des Lohns, den sie in Edinburgh erhalten. Aber die Matrosen, die aus dem Hafen von London segeln, verdienen selten über drei oder vier Schilling monatlich mehr, als die, welche aus dem Hafen von Leith abfahren, und oft ist der Unterschied

nicht einmal so groß. In Friedenszeiten und in der Handelsmarine schwankt der Londoner Preis zwischen einer Guinee und etwa siebenundzwanzig Schilling für den Kalendermonat. Ein gemeiner Arbeiter kann in London, nach dem Satze von neun oder zehn Schilling die Woche, zwischen vierzig und fünfundvierzig Schilling im Kalendermonat verdienen. Freilich erhält der Matrose außer seinem Lohn noch Kost; aber ihr Wert wird wohl nicht immer den Unterschied zwischen seiner Bezahlung und der gemeiner Arbeiter übersteigen, und wenn es mitunter der Fall, ist dieses Mehr doch für den Matrosen kein reiner Gewinn, weil er es nicht mit Weib und Kind teilen kann, die er daheim von seinem Lohne erhalten muß.

Die dem Abenteuererleben so eigenen Gefahren und Errettungen bei eines Haares Breite scheinen, anstatt die jungen Leute zu entmutigen, ihnen vielmehr oft ein Gewerbe reizvoll zu machen. Eine zärtliche Mutter aus den unteren Volksklassen fürchtet oft schon, ihren Sohn in einer Hafenstadt zur Schule zu schicken, aus Besorgnis, daß der Anblick der Schiffe und die Gespräche und Abenteuer der Matrosen ihn zum Seediens verlocken möchten. Die entfernte Aussicht auf Gefahren, aus denen wir durch Mut und Gewandtheit uns zu befreien hoffen können, ist uns nicht unangenehm, und steigert den Arbeitslohn in keinem Geschäfte. Anders verhält es sich mit Gefahren, gegen die Mut und Gewandtheit nichts nützen. In Gewerben, die als sehr ungesund bekannt sind, ist der Arbeitslohn immer ziemlich hoch. Ungesundheit ist eine Widerwärtigkeit, und ihr Einfluß auf den Arbeitslohn ist unter diese allgemeine Rubrik einzureihen.

Bei allen Kapitalanlagen schwankt der gewöhnliche Gewinnsatz mehr oder weniger, je nach der Gewißheit oder Ungewißheit des Wiedereingangs. Dieser ist im

Allgemeinen im inneren Handel weniger ungewiß als im auswärtigen, und in einigen Zweigen des auswärtigen weniger, als in anderen: so z. B. in dem Handel nach Nordamerika weniger, als in dem nach Jamaika. Der gewöhnliche Gewinnsatz steigt stets mehr oder weniger mit der Gefahr; doch scheint er nicht in genauem Verhältnis mit ihr oder so, daß er sie völlig ausgleicht, zu steigen. Bankerotte sind in den gefährlichsten Handelszweigen am häufigsten. Das gefährlichste aller Gewerbe, das eines Schmugglers, führt, obgleich es im Falle des Gelingens wahrscheinlich das gewinnreichste ist, ganz sicher zum Bankerott. Die vermessene Hoffnung auf Erfolg scheint hier ebenso zu wirken, wie in allen anderen Fällen, und in diese gefährlichen Gewerbe so viele Abenteurer zu verlocken, daß der Wettbewerb ihren Gewinn tiefer drückt, als zur Ausgleichung der Gefahr geschehen dürfte. Um sie vollständig auszugleichen, müßte der gewöhnliche Ertrag außer dem üblichen Kapitalgewinn nicht nur alle zufälligen Einbußen decken, sondern den Abenteurern auch eine Art Versicherungsprämie als Überschuß abwerfen. Wäre der gewöhnliche Ertrag für dies Alles zureichend, so würden Bankerotte in diesem Gewerbe nicht häufiger sein, als in anderen.

Von den fünf Umständen, welche den Arbeitslohn verschieden gestalten, berühren also nur zwei den Kapitalgewinn: nämlich die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit des Geschäfts und die Gefahr oder Sicherheit, welche mit ihm verbunden ist. Was die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit betrifft, so ist der Unterschied in dem bei Weitem größeren Teile der Kapitalanlagen gering oder fällt ganz fort, ist aber beträchtlich in den verschiedenen Arbeitszweigen; und wenn der übliche Kapitalgewinn auch mit der Gefahr steigt, so scheint er doch nicht immer genau im Ver-

hältnis zu ihr zu steigen. Aus allem diesem dürfte folgen, daß in ein und derselben Gesellschaft oder Gegend der Durchschnittssatz des Gewinnes in den verschiedenen Kapitalanlagen eher auf die gleiche Höhe kommen müßte, als der Geldlohn der verschiedenen Sorten von Arbeit. Und so ist es auch. Der Unterschied zwischen dem Verdienst eines gewöhnlichen Arbeiters und dem eines viel beschäftigten Anwalts oder Arztes ist offenbar weit größer, als die Differenz zwischen dem üblichen Kapitalgewinn in zwei verschiedenen Gewerbszweigen. Überdies ist der scheinbare Unterschied in dem Gewinn verschiedener Geschäfte gewöhnlich eine Täuschung, die daraus entspringt, daß man nicht immer das, was als Lohn betrachtet werden sollte, von dem unterscheidet, was als Gewinn zu betrachten ist.

Apothekergewinn ist zum Sprichwort geworden, um etwas besonders Übermässiges zu bezeichnen. Der scheinbar hohe Gewinn ist gleichwohl oft nur ein billiger Arbeitslohn. Die Geschicklichkeit eines Apothekers ist viel eigenerer und zarterer Natur als die eines Handwerkers, welcher es auch sei, und das Vertrauen, welches man auf ihn setzt, ist von weit größerer Wichtigkeit. Er ist der Arzt der Armen in allen Fällen, und der Reichen, wenn das Leiden oder die Gefahr nicht sehr groß ist. Darum muß sein Lohn dieser Geschicklichkeit und diesem Vertrauen angemessen sein, und er ergiebt sich gewöhnlich aus dem Preise, zu dem er seine Waren verkauft. Aber die sämtlichen Waren, die der beschäftigtste Apotheker in einer großen Stadt in einem Jahr verkauft, kosten ihn vielleicht nicht mehr als dreißig oder vierzig Pfund. Verkauft er sie nun auch mit drei- oder vierhundert oder tausend Prozent Gewinn, so mag das oft doch nicht mehr sein, als der billige Lohn für seine Arbeit, den er auf nichts anderes schlagen kann, als auf den Preis seiner Waren.

Der größere Teil des scheinbaren Gewinnes ist in der Tat Arbeitslohn, in der Maske eines Gewinns.

In einer unbedeutenden Hafenstadt kann ein kleiner Krämer vierzig oder fünfzig Prozent auf ein Kapital von einem einzigen Hundert Pfund gewinnen, während ein bedeutender Großhändler an demselben Platze auf ein Kapital von zehntausend Pfund kaum acht bis zehn Prozent macht. Das Geschäft des Krämers kann für die Bequemlichkeit der Einwohner nötig sein, und die Beschränktheit des Marktes eine größere Kapitalanlage in dem Geschäfte nicht zulassen. Allein der Mann muß nicht nur von seinem Handel leben, sondern auch den Fähigkeiten, die man bei ihm voraussetzt, angemessen leben. Abgesehen davon, daß er ein kleines Kapital nötig hat, muß er auch lesen, schreiben und rechnen können, und vielleicht fünfzig bis sechzig verschiedene Arten von Waren, ihre Preise, ihre Qualität und die Märkte, wo sie am wohlfeilsten zu haben sind, leidlich kennen. Kurz, er muß alle die Kenntnisse besitzen, die einem Großhändler nötig sind, und es hindert ihn nichts als der Mangel eines hinreichenden Kapitals, selbst ein Großhändler zu werden. Dreißig oder vierzig Pfund jährlich können nicht als eine zu große Belohnung für die Arbeit eines solchen Mannes betrachtet werden. Man ziehe dies von dem anscheinend großen Gewinn seines Kapitals ab, und es wird vielleicht kaum mehr übrig bleiben, als der übliche Kapitalgewinn. Auch in diesem Falle ist der größte Teil des scheinbaren Gewinnes wirklicher Arbeitslohn.

Der Unterschied zwischen dem scheinbaren Gewinn des Klein- und des Großhandels ist in der Hauptstadt weit geringer, als in kleinen Städten. Wo zehntausend Pfund im Kramhandel angelegt werden können, macht der Lohn für des Krämers Arbeit nur einen sehr geringen Zusatz zu dem wirklichen Gewinn eines so großen

Kapitals aus. Der scheinbare Gewinn des großen Kleinhändlers kommt daher hier dem Gewinn des Großhändlers weit näher. Aus diesem Grunde sind auch Waren, die im Einzelnen verkauft werden, in der Hauptstadt im Allgemeinen ebenso wohlfeil und oft noch wohlfeiler, als in kleinen Städten und Flecken. Materialwaren z. B. sind im Allgemeinen viel wohlfeiler; Brot und Fleisch oft ebenso wohlfeil. Es kostet nicht mehr, die Materialwaren in eine große Stadt, als in einen Marktflecken zu bringen, aber es kostet viel mehr, Korn und Vieh dahin zu bringen, da dies meistens aus einer viel größeren Entfernung herbeigeschafft werden muß. Da der Einkaufspreis der Materialwaren an beiden Orten derselbe ist, so sind sie da am wohlfeilsten, wo der geringste Gewinn darauf geschlagen wird. Der Einkaufspreis von Brot und Fleisch ist in der großen Stadt höher, als in dem Landorte, und obgleich der Gewinn geringer ist, so sind sie dort zwar nicht immer wohlfeiler, aber oft ebenso wohlfeil. Bei solchen Artikeln, wie Brot und Fleisch, erhöht derselbe Grund, der den scheinbaren Gewinn verringert, den Einkaufspreis. Der Umfang des Marktes verringert durch Gestattung größerer Kapitalanlagen den scheinbaren Gewinn; die Notwendigkeit jedoch, ihn aus größerer Entfernung zu versorgen, erhöht den Einkaufspreis. Diese Verringerung des einen und Erhöhung des andern scheint in den meisten Fällen einander ziemlich aufzuwiegen, und dies ist wahrscheinlich der Grund, warum die Brot- und Fleischpreise im größten Teile des Königreiches so ziemlich die nämlichen sind, obgleich die Korn- und Viehpreise in den verschiedenen Teilen des Landes gewöhnlich sehr verschieden sind.

Obgleich der Kapitalgewinn sowohl beim Groß- wie beim Kleinhandel in der Hauptstadt gewöhnlich geringer ist, als in kleinen Städten und Flecken, so wird doch

in der ersteren aus kleinen Anfängen oft ein großes Vermögen erworben, was in den letzteren fast nie der Fall ist. In kleinen Städten und Flecken kann wegen der Beschränktheit des Marktes der Handel nicht immer so ausgedehnt werden, wie das Kapital sich vergrößert. Daher kann an solchen Orten, selbst wenn der Gewinnsatz eines Einzelnen sehr hoch ist, doch die Summe des Gewinns und folglich auch des jährlich zurückgelegten Kapitals nie sehr groß sein. In großen Städten kann das Geschäft sich mit dem Kapital vergrößern, und der Kredit eines sparsamen und emporkommenden Mannes wächst noch schneller, als sein Kapital. Sein Geschäft dehnt sich nach Verhältnis beider aus, die Summe seines Gewinns richtet sich nach der Ausdehnung seines Geschäfts, und die Summe des jährlich zurückgelegten Kapitals nach dem Betrage seines Gewinns. Doch werden auch in großen Städten selten in einem regelmäßigen, altbegründeten und wohlbekanntem Geschäftszweige große Vermögen erworben, außer durch ein langes Leben voll Fleiß, Sparsamkeit und Rührigkeit. Schnell werden zuweilen an solchen Orten Reichtümer im sogenannten Spekulationshandel erworben. Der Spekulant betreibt keinen regelmässigen, altbegründeten oder wohlbekanntem Geschäftszweig. Er ist in dem einen Jahre Kornhändler, im anderen Weinhändler, und im folgenden Zucker-, Tabak- oder Teehändler. Er ergreift jedes Geschäft, wenn er erwartet, es werde ungewöhnlich gewinnreich sein, und er gibt es wieder auf, wenn er voraussieht, daß sein Gewinn wahrscheinlich auf das Niveau der anderen Geschäftszweige zurückgeht. Seine Gewinne und Verluste können daher in keinem regelmäßigen Verhältnis zu denen eines soliden und wohlbekanntem Geschäftszweiges stehen. Ein kühner Wagehals kann zuweilen durch zwei oder drei glückliche Spekulationen ein bedeutendes Vermögen erwerben.

ben; aber ebenso wahrscheinlich kann er durch zwei oder drei unglückliche es verlieren. Ein solches Geschäft kann nur in großen Städten getrieben werden. Nur an Orten des ausgedehntesten Verkehrs und der vielseitigsten Verbindungen sind die dazu erforderlichen Nachrichten einzuziehen.

Die fünf oben erwähnten Umstände verursachen zwar erhebliche Ungleichheiten im Arbeitslohn und Kapitalgewinn, aber keine in der Gesamtheit der wirklichen oder eingebildeten Vorteile und Nachteile der einen Kapitals- oder Arbeitsverwendung vor der andern. Jene Umstände sind der Art, daß sie in einigen für den kleinen Gewinn schadlos halten und in anderen einen großen aufwiegen.

Damit indeß diese Gleichheit in der Gesamtheit ihrer Vorteile und Nachteile platzgreifen könne, sind selbst da, wo die vollkommenste Freiheit herrscht, drei Dinge nötig. Erstens müssen die Gewerbe in der Umgebung wohlbekannt und altbegründet sein; zweitens müssen sie in ihrem gewöhnlichen oder so zu sagen natürlichen Zustande sein; und drittens müssen sie das einzige oder hauptsächlichste Geschäft derer sein, die sich damit befassen.

Erstens, diese Gleichheit kann nur in solchen Gewerben stattfinden, die in ihrer Umgebung wohlbekannt und seit langer Zeit begründet sind.

Unter sonst gleichen Umständen ist der Arbeitslohn in neuen Gewerben in der Regel höher, als in alten. Wenn ein Unternehmer einen neuen Fabrikzweig einzuführen sucht, muß er zuerst die nötigen Arbeiter durch einen höheren Lohn, als den, den sie in ihrem eigenen Gewerbe verdienen können, oder den sein neues Gewerbe eigentlich bieten kann, aus anderen Geschäften weglocken, und er muß eine geraume Zeit verstreichen lassen, ehe er es wagen darf, sie auf das gewöhnliche Maß herabzusetzen. Manu-

fakturen, für welche die Nachfrage durchaus von der Mode und Phantasie abhängt, wechseln beständig und dauern selten lange genug, um als altbegründete Manufakturen angesehen werden zu können. Solche hingegen, deren Nachfrage aus dem täglichen Gebrauch und Bedarf entspringt, sind der Veränderung weniger unterworfen, und dieselbe Form und dasselbe Fabrikat kann Jahrhunderte lang gesucht werden. Der Arbeitslohn in Manufakturen der ersteren Art ist daher wahrscheinlich höher, als in denen der letzteren Art. Birmingham hat besonders Manufakturen der ersteren, Sheffield der letzteren Art; und der Arbeitslohn an diesen beiden Orten soll jenem Unterschiede im Wesen ihrer Manufakturen angemessen sein.

Die Einführung einer neuen Manufaktur, eines neuen Handelszweiges oder einer neuen Landwirtschaftsmethode ist immer eine Spekulation, von der sich der Unternehmer außergewöhnliche Gewinne verspricht. Diese Gewinne sind zuweilen sehr groß; manchmal aber, vielleicht sogar am häufigsten, gerade das Gegenteil davon: aber im Allgemeinen stehen sie zu den Gewinnen anderer alten Geschäfte der Umgegend in keinem regelmäßigen Verhältnis. Gelingt das Unternehmen, so ist der Gewinn im Anfang gewöhnlich sehr hoch. Wird das Gewerbe oder die Praxis aber erst einmal überall eingeführt und wohlbekannt, so führt der Wettbewerb den Gewinn auf das Niveau der übrigen Gewerbe zurück.

Zweitens, jene Gleichheit in der Gesamtheit der Vorteile und Nachteile der verschiedenen Arbeits- und Kapitalanlagen kann nur in ihrem gewöhnlichen, oder so zu sagen natürlichen Zustande platzgreifen.

Die Nachfrage nach fast allen Arten von Arbeit ist einmal größer und ein andermal geringer, als gewöhnlich. In dem einen Falle steigen die Vorteile des Geschäftes über, in dem anderen fallen sie unter das

gewöhnliche Maß. Die Nachfrage nach ländlicher Arbeit ist zur Zeit des Mähens und der Ernte größer, als während des übrigen Jahres, und der Lohn steigt mit der Nachfrage. Im Kriege, wo vierzig oder fünfzig tausend Matrosen aus dem Kauffahrteidienst für den Dienst des Königs ausgehoben werden, steigt notwendig die Nachfrage nach Matrosen für die Handelsmarine mit ihrer Seltenheit, und ihr Lohn steigt in solchen Fällen gewöhnlich von einer Guinee und siebenundzwanzig Schilling monatlich bis zu vierzig Schilling und drei Pfund hinauf. In einem verfallenden Gewerbszweige dagegen begnügen sich viele Arbeiter lieber mit einem geringeren Lohn, als er sonst der Natur ihres Geschäfts angemessen wäre, als daß sie ihr altes Gewerbe aufgäben.

Der Kapitalgewinn schwankt mit dem Preise der Waren, in denen das Kapital angelegt ist. Steigt der Preis einer Ware über seinen gewöhnlichen oder Durchschnittssatz, so steigt auch der Gewinn wenigstens eines Theils vom Kapital, der im Markttransport Verwendung findet, über sein gehöriges Maß, und fällt der Preis, so sinkt auch der Gewinn darunter. Alle Waren sind Preisveränderungen ausgesetzt, aber die einen mehr, die anderen weniger. Bei allen Waren, welche durch menschlichen Fleiß hervorgebracht werden, wird die Menge des jährlich aufgewendeten Fleißes notwendig durch die jährliche Nachfrage bestimmt, und zwar so, daß das durchschnittliche Jahreserzeugnis dem durchschnittlichen Jahresverbrauch so nahe als möglich kommt. In einigen Gewerben wird, wie bereits bemerkt, mit der nämlichen Arbeitsmenge stets die nämliche oder doch beinahe die nämliche Warenmenge hervorgebracht. So wird in der Leinen- und Wollenmanufaktur eine gleiche Zahl von Händen jährlich so ziemlich die gleiche Menge Leinen- und Wollenzeuge herstellen. Die Veränderungen im Marktpreise solcher Waren können

daher nur aus einer zufälligen Veränderung in der Nachfrage entspringen. Eine Landestrauer steigert den Preis der schwarzen Zeuge. Aber wie die Nachfrage nach den meisten Sorten glatter Leinen- und Wollenzeuge sich ziemlich gleich bleibt, so auch ihr Preis. Doch gibt es andere Gewerbe, in denen die gleiche Arbeitsmenge nicht immer die gleiche Warenmenge herstellen wird. So wird dieselbe Arbeitsmenge in verschiedenen Jahren sehr verschiedene Mengen Korn, Wein, Hopfen, Zucker, Tabak u. dgl. hervorbringen. Der Preis solcher Waren ändert sich mithin nicht bloß nach den Schwankungen der Nachfrage, sondern auch nach den weit größeren und häufigeren Schwankungen der Menge und ist folglich äußerst veränderlich. Der Gewinn der Händler aber muß notwendig mit dem Preise der Waren schwanken. Die Tätigkeit des Spekulanten wendet sich hauptsächlich solchen Waren zu. Er sucht sie aufzukaufen, wenn er voraussieht, daß ihr Preis wahrscheinlich steigen wird, und zu verkaufen, wenn er zu fallen droht.

Drittens, diese Gleichheit in der Gesamtheit der Vorteile und Nachteile der verschiedenen Arbeits- und Kapitalanlagen kann nur in solchen Gewerben stattfinden, die das einzige oder doch hauptsächlichste Geschäft derer sind, welche sich damit befassen.

Wenn jemand seinen Unterhalt aus einem Geschäft zieht, das nicht seine volle Zeit in Anspruch nimmt, so ist er oft in Stunden der Muße bereit, in einem anderen für einen geringeren Lohn zu arbeiten, als es sonst die Natur des Geschäfts erlauben würde.

In vielen Teilen Schottlands kommen noch eine Art Leute vor, Cotters oder Cottagers (Häusler) genannt, die allerdings vor einigen Jahren noch häufiger waren, als jetzt. Sie sind eine Art außer dem Hause beschäftigter Dienstleute der Grundherren und Pächter.

Der übliche Lohn, den sie von ihren Herren empfangen, besteht in einem Hause, einem kleinen Gemüsegarten, Gras, um eine Kuh zu halten, und etwa einem oder zwei Morgen schlechten Ackerlandes. Hat der Herr ihre Arbeit nötig, so gibt er ihnen außerdem noch zwei Peck (etwas mehr als einen Scheffel) Hafermehl die Woche, im Werte von etwa sechzehn Pence. Während eines großen Theils des Jahres hat er wenig oder gar keine Arbeit für sie, und die Bestellung ihrer eigenen kleinen Besizung ist nicht hinreichend, ihre verfügbare Zeit auszufüllen. Als diese Häusler noch zahlreicher waren, als jetzt, sollen sie ihre erübrigte Zeit gern Jedem für einen geringen Entgelt hingegen und für weniger Lohn gedient haben, als andere Arbeiter. In alten Zeiten scheinen sie über ganz Europa verbreitet gewesen zu sein. In schlecht kultivierten und spärlich bewohnten Ländern konnten die meisten Gutsbesitzer und Pächter sich die ungewöhnliche Zahl Hände, welche der Landbau zu gewissen Zeiten erheischt, auf keine andere Weise verschaffen. Der Tag- oder Wochenlohn, den solche Arbeiter gelegentlich von ihren Herren erhielten, war offenbar nicht der ganze Preis ihrer Arbeit. Ihre kleine Stelle machte einen beträchtlichen Teil davon aus. Doch scheint dieser Tag- oder Wochenlohn von vielen Schriftstellern, welche die Preise der Arbeit und der Lebensmittel in alten Zeiten gesammelt und beide als wunderbar niedrig darzustellen beliebt haben, als der ganze Lohn angesehen worden zu sein.

Das Produkt solcher Arbeit kommt oft wohlfeiler zu Markt, als es sonst angemessen wäre. Strümpfe werden in vielen Theilen Schottlands weit billiger gestrickt, als sie anderwärts auf dem Stuhl gewirkt werden können. Sie sind die Arbeit von Dienstboten und Arbeitern, die ihren Hauptverdienst aus einer anderen Beschäftigung ziehen. Mehr als tausend Paar

Strümpfe werden jährlich von den Shetlandsinseln nach Leith gebracht, deren Preis fünf bis sieben Pence das Paar beträgt. In Learwick, der kleinen Hauptstadt der Shetlandsinseln, sind, wie man mir versichert, zehn Pence täglich der gewöhnliche Preis für gemeine Arbeit. Auf denselben Inseln strickt man wollene Strümpfe zum Werte von einer Guinee das Paar und darüber.

Das Spinnen des Leinengarns wird in Schottland fast ebenso wie das Stricken der Strümpfe von Dienstboten betrieben, die hauptsächlich zu anderen Zwecken gemietet werden. Wer mit dem einen oder anderen dieser Geschäfte seinen ganzen Lebensunterhalt gewinnen wollte, dürfte kaum das liebe Brot verdienen. In den meisten Teilen Schottlands ist die eine gute Spinnerin, die in der Woche zwanzig Pence verdienen kann.

In reichen Ländern ist der Markt in der Regel so ausgedehnt, daß jedes Gewerbe hinreichend ist, die Arbeit und das Kapital derer, welche sich ihm widmen, ganz in Anspruch zu nehmen. Beispiele davon, daß Leute von einem Geschäfte leben und daneben aus einem anderen einen kleinen Gewinn ziehen, kommen hauptsächlich in armen Ländern vor. Folgenden ganz ähnlichen Fall jedoch findet man in der Hauptstadt eines der reichsten Länder. Ich glaube, es gibt keine Stadt in Europa, in welcher der Hauszins teurer wäre als in London, und doch kenne ich keine Hauptstadt, in der ein möbliertes Zimmer so wohlfeil zu mieten ist. Ein Zimmer in London ist nicht nur viel wohlfeiler als in Paris, sondern auch viel wohlfeiler als in Edinburg, und zwar bei derselben Ausstattung, und befremdlicher Weise ist gerade die Höhe des Hauszinses der Grund jener Wohlfeilheit der möblierten Zimmer. Die Höhe des Hauszinses in London rührt nicht nur von den Ursachen her, die ihn in allen großen Hauptstädten teuer machen, — von der teuren Arbeit, den teuren Baumaterialien, die ge-

wöhnlich aus weiter Ferne herbeigebracht werden müssen, und vor Allem von der hohen Grundrente, da jeder Grundeigentümer als Monopolist verfährt, und oft für einen einzigen Morgen schlechten Bodens in der Stadt eine höhere Rente fordert, als man für hundert Morgen des besten Bodens auf dem Lande erhalten kann, — sondern sie entspringt zum Teil aus den besonderen Gebräuchen und Gewohnheiten der Bewohner, wonach jeder Hausvater ein ganzes Haus von oben bis unten mieten muß. Eine „Wohnung“ in England heißt so viel, wie Alles, was unter demselben Dache enthalten ist. In Frankreich, Schottland und vielen anderen Teilen Europas bedeutet es oft nicht mehr, als ein einzelnes Stockwerk. Ein Gewerbsmann in London ist genötigt, in dem Stadtteile, in dem seine Kunden wohnen, ein ganzes Haus zu mieten. Sein Laden ist zur ebenen Erde; er selbst aber schläft mit seiner Familie unter dem Dache, und sucht einen Teil seines Hauszinses dadurch zu bezahlen, daß er die beiden mittleren Stockwerke an Aftermieter abläßt. Den Unterhalt seiner Familie hofft er durch sein Gewerbe, nicht durch seine Mieter zu bestreiten, wohingegen Leute, welche in Paris und Edinburg Zimmer vermieten, gewöhnlich keine anderen Unterhaltsmittel haben, und der Preis der Zimmer nicht nur den Hauszins, sondern die ganzen Ausgaben der Familie bestreiten muß.

Zweite Abteilung.

Ungleichheiten, welche durch die europäische Wirtschaftspolitik veranlaßt sind.

Dies sind die in der Gesamtheit der Vorteile und Nachteile bei den verschiedenen Arbeits- und Kapitalanlagen vorkommenden Ungleichheiten, welche die Ab-

wesenheit eines der drei oben erwähnten Erfordernisse auch da veranlaßt, wo die vollkommenste Freiheit herrscht. Aber andere viel bedeutendere Ungleichheiten veranlaßt die europäische Wirtschaftspolitik dadurch, daß sie den Dingen nicht ihre volle Freiheit läßt.

Dies geschieht vornehmlich auf dreierlei Weise. Erstens dadurch, daß in gewissen Gewerben die Konkurrenz auf eine geringere Anzahl von Mitwerbern beschränkt wird, als sich sonst damit befassen würden; zweitens dadurch, daß in anderen die Mitwerber über das natürliche Maß vermehrt werden und drittens dadurch, daß die freie Bewegung von Arbeit und Kapital, sowohl von Gewerbe zu Gewerbe, als von Ort zu Ort gehemmt wird.

Erstens, die europäische Wirtschaftspolitik veranlaßt eine sehr bedeutende Ungleichheit in der Gesamtheit der Vorteile und Nachteile bei den verschiedenen Arbeits- und Kapitalanlagen dadurch, daß sie in gewissen Gewerben die Konkurrenz auf eine geringere Anzahl von Mitwerbern beschränkt, als sich sonst damit befassen würden.

Die ausschließlichen Zunftprivilegien sind das hauptsächlichste Mittel, dessen sie sich zu diesem Zwecke bedient.

Das ausschließliche Privilegium eines zünftigen Gewerbes schränkt notwendig in der Stadt, in der es betrieben wird, den Wettbewerb auf diejenigen ein, die zur Zunft gehören. Das notwendige Erfordernis zur Erlangung des Zunftrechts besteht gewöhnlich darin, daß man in der Stadt unter einem gehörig qualifizierten Meister gelernt hat. Die Zunftordnungen bestimmen öfters die Zahl der Lehrlinge, welche einem Meister zu halten gestattet ist, und fast immer die Zahl der Jahre, die ein Lehrling dienen muß. Die Absicht dieser beiden Bestimmungen geht dahin, die Konkur-

renz auf eine geringere Anzahl einzuschränken, als sich sonst auf das Geschäft einlassen würden. Die Beschränkung der Zahl der Lehrlinge beschränkt den Wettbewerb direkt; eine lange Lehrzeit tut es mehr indirekt, aber ebenso wirksam durch die vermehrten Kosten der Ausbildung.

In Sheffield kann zufolge eines Ortsstatuts der Zunft kein Messerschmidt zu gleicher Zeit mehr als einen Lehrling halten. In Norfolk und Norwich kann kein Webermeister, bei Strafe von fünf Pfund monatlich, mehr als zwei Lehrlinge haben. In ganz England und den englischen Kolonien darf ein Hutmacher nicht mehr als zwei Lehrlinge haben, bei Strafe von fünf Pfund monatlich, die halb dem Fiskus und halb dem Angeber zu fallen. Diese beiden Bestimmungen sind, obgleich sie durch ein allgemeines Staatsgesetz bestätigt sind, offenbar von demselben Zunftgeiste diktiert, der die Sheffielder Verordnung eingegeben hat. Kaum waren die Seidenwirker in London ein Jahr lang eine Zunft, als sie auch schon eine Verordnung erließen, die jedem Meister untersagte, mehr als zwei Lehrlinge zu gleicher Zeit zu haben. Es bedurfte einer eigenen Parlamentsakte, um dieses Ortsstatut umzustoßen.

In früherer Zeit scheinen sieben Jahre in ganz Europa der übliche Zeitraum gewesen zu sein, der für die Dauer der Lehrjahre in den meisten zünftigen Gewerben festgesetzt war. Alle diese Zünfte wurden früher Universitäten genannt, was in der Tat der eigentliche lateinische Name für jede Körperschaft ist. Die Universität der Schmiede, die Universität der Schneider u.s.w., sind Ausdrücke, denen man in den vergilbten Dokumenten alter Städte oft begegnet. Als jene besonderen Korporationen, die man noch jetzt Universitäten nennt, gegründet wurden, hat man augenscheinlich die Anzahl der Jahre, die man studieren mußte, um den Grad eines Magisters der freien Künste

zu erlangen, von den Feststellungen der Lehrzeit in den gewöhnlichen Gewerben, deren Vereinigungen viel älter waren, kopiert. Wie man sieben Jahre unter einem gehörig qualifizierten Meister gearbeitet haben mußte, wenn man in einem gewöhnlichen Gewerbe die Berechtigung, Meister zu werden und selber Lehrlinge zu halten erwerben wollte, so mußte man auch sieben Jahre unter einem gehörig qualifizierten Meister studiert haben, um das Recht zu erwerben, in den freien Künsten Magister, Lehrer oder Doktor (früherhin gleichbedeutende Wörter) zu werden, und Schüler oder Lehrlinge (ursprünglich ebenfalls gleichbedeutende Ausdrücke) zu haben, die unter dem Meister studierten.

Durch ein Statut aus dem fünften Jahre Elisabeths, gewöhnlich das Lehrzeitstatut genannt, wurde bestimmt, daß in Zukunft Niemand ein zu jener Zeit in England betriebenes Handwerk, Gewerbe oder Geschäft treiben sollte, wenn er nicht zuvor darin wenigstens sieben Lehrjahre bestanden hätte; und was früher bloßes Ortsstatut einzelner Zünfte gewesen war, wurde nun in England allgemeines Staatsgesetz für alle in Marktstädten betriebenen Geschäfte. Die Worte des Statuts lauten zwar ganz allgemein, und scheinen das ganze Königreich zu umfassen, doch ist seine Wirkung durch Auslegung auf die Marktstädte beschränkt worden, weil man dafür hielt, daß auf dem Lande dieselbe Person verschiedene Gewerbe müsse treiben können, auch ohne in jedem sieben Jahre gelernt zu haben, da Handwerker für den Bedarf der Einwohner nötig, und diese doch nicht immer zahlreich genug sind, um einen Mann, der nur sein Handwerk betreibt, zu ernähren.

Ferner ist durch eine strenge Auslegung der Worte die Wirkung dieses Statuts auf die Gewerbe beschränkt worden, welche in England vor dem fünften Regierungsjahre Elisabeths bestanden haben, und niemals auf solche

ausgedehnt worden, die seit jener Zeit erst eingeführt worden sind. Diese Beschränkung hat zu einigen Unterscheidungen Anlaß gegeben, die als Maßregeln der Wirtschaftspolitik betrachtet, so tönlich als möglich erscheinen. So ist z. B. entschieden worden, daß ein Wagner seine Wagenräder weder selbst machen, noch durch Gesellen machen lassen darf, sondern sie von einem Radmachermeister kaufen muß, weil letzteres Handwerk schon vor dem fünften Regierungsjahre Elisabeths existiert hat. Dagegen kann ein Radmacher, wenn er auch niemals bei einem Wagner in der Lehre gewesen ist, selbst Wagen machen oder von Gesellen machen lassen, weil das Gewerbe eines Wagners in dem Statut nicht inbegriffen ist, da es in England zur Zeit, als jenes erlassen worden ist, noch nicht bestanden hat. Viele Gewerbe zu Manchester, Birmingham und Wolverhampton sind dem Statut ebenfalls nicht unterworfen, weil sie vor dem fünften Regierungsjahre Elisabeths in England nicht betrieben worden sind.

In Frankreich ist die Dauer der Lehrjahre in verschiedenen Städten und Gewerben verschieden. In Paris sind bei vielen fünf Jahre der vorgeschriebene Zeitraum; ehe Jemand jedoch das Recht erhält, das Gewerbe als Meister zu treiben, muß er in vielen Gewerben noch fünf Jahre als Gehilfe gearbeitet haben. In dieser Zeit heißt er der Geselle seines Meisters, und die Zeit selbst heißt seine Gesellenschaft.

In Schottland gibt es kein allgemeines Gesetz, das die Dauer der Lehrjahre überhaupt bestimmte; die Zeit ist in den einzelnen Zünften verschieden. Wo sie lang ist, kann in der Regel ein Teil von ihr durch eine kleine Geldsumme abgelöst werden. Auch ist in den meisten Städten eine sehr mäßige Summe hinreichend, um die Zunftgerechtigkeit zu erkaufen. Die Weber von leinenen und hänfenen Zeugen — das Hauptgewerbe

des Landes — sowie alle die für sie beschäftigten Handwerker, wie die Verfertiger der Spinnräder, Haspeln usw., können ihr Gewerbe in jeder korporierten Stadt treiben, ohne etwas dafür zu zahlen. In allen korporierten Städten steht es Jedermann frei, an einem vom Gesetz bestimmten Wochentage Fleisch zu verkaufen. Drei Jahre sind in Schottland die gewöhnliche Zeit der Lehrjahre selbst in manchen recht schwierigen Gewerben; und im Allgemeinen kenne ich kein Land in Europa, in dem die Zunftgesetze so wenig drückend wären.

Wie das Eigentum, das Jeder an seiner Arbeit hat, die ursprüngliche Grundlage alles anderen Eigentums ist, so ist es auch die heiligste und unverletzlichste. Das Erbteil eines armen Mannes liegt in der Kraft und Geschicklichkeit seiner Hände: ihn zu hindern, diese Kraft und Geschicklichkeit so anzuwenden, wie er es passend findet, ohne dadurch seinen Nächsten zu schädigen, ist eine klare Verletzung dieses heiligsten Eigentums. Es ist ein offenbarer Eingriff in die rechtmäßige Freiheit sowohl des Arbeiters, wie derer, die ihn beschäftigen wollen. Wie es den Einen hindert, das zu arbeiten, wozu er sich am geschicktesten weiß, so hindert es die Anderen, Solche zu beschäftigen, die ihnen geeignet erscheinen. Das Urteil darüber, ob Jemand sich für die Arbeit eignet, kann sicherlich den Arbeitgebern überlassen werden, deren Interesse es so nahe angeht. Die erheuchelte Ängstlichkeit des Gesetzgebers, sie könnten einen ungeeigneten Menschen beschäftigen, ist offenbar ebenso ungehörig wie lästig.

Die Anordnung einer langen Lehrzeit kann keine Sicherheit gewähren, daß nicht oft mangelhafte Arbeit zum Verkauf komme. Wenn dies geschieht, so ist gewöhnlich Betrug und nicht Ungeschicklichkeit daran Schuld; gegen Betrug aber kann auch die längste Lehrzeit keinen Schutz bieten. Zur Abstellung dieses Miß-

brauchs sind ganz andere Vorkehrungen erforderlich. Die Marke auf Geschirr von Gold und Silber und die Stempel auf Leinen- und Wollenzeug geben dem Käufer eine weit größere Sicherheit, als irgend ein Lehrlingsstatut. Auf jene sieht er in der Regel, aber niemals hält er es der Mühe wert, zu untersuchen, ob der Arbeiter eine siebenjährige Lehrzeit bestanden habe.

Die Anordnung einer langen Lehrzeit hat nicht den Erfolg, die jungen Leute an Fleiß zu gewöhnen. Ein Geselle, der nach dem Stück arbeitet, wird wahrscheinlich fleißig sein, weil er von seinem Fleiße Vorteil hat; ein Lehrling wird voraussichtlich faul sein, und ist es fast immer, weil er kein unmittelbares Interesse hat fleißig zu sein. In den niedrigeren Geschäften besteht der Reiz der Arbeit durchaus nur in ihrem Lohn. Wer am frühesten in der Lage ist, die Früchte der Arbeit zu genießen, wird auch am schnellsten Geschmack daran finden und sich frühzeitig an Fleiß gewöhnen. Ein junger Mensch faßt natürlich eine Art Abneigung gegen die Arbeit, wenn er lange Zeit keinen Gewinn aus ihr zieht. Die Knaben, welche auf Kosten der öffentlichen Armenpflege in die Lehre gegeben werden, müssen in der Regel eine längere Reihe von Jahren, als sonst üblich, darin bleiben, und werden gewöhnlich Faullenzer und Taugenichtse.

Bei den Alten war das Lehrlingswesen ganz unbekannt. Dagegen machen die gegenseitigen Pflichten des Meisters und Lehrlings in jedem modernen Gesetzbuch einen starken Artikel aus. Das römische Recht schweigt darüber gänzlich, und ich kenne kein griechisches oder lateinisches Wort, und ich darf wohl behaupten, es gibt keines, welches den Begriff ausdrückt, den wir heute mit dem Worte Lehrling verbinden, nämlich einen Dienenden, der in einem bestimmten Gewerbe eine Reihe von Jahren hindurch zum Vorteil eines

Meisters zu arbeiten verpflichtet ist unter der Bedingung, daß der Meister ihn dies Gewerbe lehrt.

Eine lange Lehrzeit ist durchaus unnötig. Künste, die weit höher stehen, als gewöhnliche Handwerke, wie z. B. die Uhrmacherkunst, enthalten keine Geheimnisse, die einen langen Unterrichtskursus erforderten. Die erste Erfindung so schöner Maschinen, und auch die Erfindung einiger zu ihrer Verfertigung nötigen Werkzeuge mußte allerdings das Ergebnis eines tiefen Nachdenkens und langer Zeit sein, und kann mit Recht zu den glücklichsten Früchten des menschlichen Geistes gezählt werden. Aber nachdem sie einmal erfunden und vollkommen bekannt sind, kann es kaum den Unterricht einiger Wochen erfordern, einen jungen Menschen mit der Handhabung der Werkzeuge und dem Bau der Maschinen vertraut zu machen. Vielleicht reichen schon ein paar Tage dazu hin, und in den gewöhnlichen Handwerken ist dies sicher der Fall. Die Fertigkeit der Hand kann allerdings selbst in gewöhnlichen Handwerken nicht ohne viele Übung und Erfahrung erworben werden. Aber ein junger Mensch würde viel fleißiger und aufmerksamer sein, wenn er von Anfang an als Geselle arbeitete und nach Verhältnis seiner geringen Leistungen bezahlt würde, seinerseits aber die Rohstoffe bezahlte, die er etwa aus Ungeschicklichkeit und Unerfahrenheit zuweilen verdirbt. Seine Ausbildung würde auf diese Weise gewöhnlich erfolgreicher und stets weniger langwierig und kostspielig sein. Der Meister würde dabei allerdings verlieren. Er würde den Lohn des Lehrlings, den er jetzt spart, volle sieben Jahre hindurch verlieren. Am Ende wäre vielleicht auch der Lehrbursche selbst im Verluste: denn er würde in einem so leicht erlernten Gewerbe mehr Konkurrenten haben, und sein Lohn würde, sobald er ein ausgebildeter Handwerker geworden, viel geringer sein, als jetzt. Dieselbe

Zunahme des Wettbewerbs würde ebenso den Gewinn der Meister wie den Lohn der Arbeiter vermindern. Die Geschäfte, die Gewerbe, die Geheimnisse würden alle dabei verlieren. Aber das Publikum würde dabei gewinnen, da alle Handwerkserzeugnisse viel wohlfeiler zu Markte kämen.

Gerade um dieses Sinken des Preises und folgeweise des Lohnes und Gewinnes durch Hemmung der freien Konkurrenz, die zu einem solchen führen würde, zu verhindern, sind alle Zünfte und die meisten Zunftgesetze eingeführt worden. Zur Errichtung einer Zunft bedurfte es in früheren Zeiten an vielen Orten Europas keiner anderen Genehmigung, als der der korporierten Stadt, in welcher sie eingeführt wurde. In England war zwar auch ein Privilegium des Königs nötig; aber dieses Vorrecht der Krone scheint mehr den Zweck gehabt zu haben, Geld von dem Untertanen zu erpressen, als die allgemeine Freiheit gegen drückende Monopole zu schützen. Wenn dem Könige eine Geldsumme gezahlt wurde, scheint das Privilegium in der Regel gern bewilligt worden zu sein, und wenn eine Klasse von Gewerbsleuten es für angemessen hielt, ohne ein Privilegium als Zunft aufzutreten, so wurden solche unächte Gilden, wie man sie nannte, nicht immer ihrer Vorrechte beraubt, sondern nur genötigt, für die Erlaubnis, ihre usurpierten Rechte auszuüben, jährlich eine Geldsumme an den König zu entrichten. Die unmittelbare Aufsicht über alle Zünfte und über die Ortsstatuten, welche sie behufs ihrer Verwaltung zu erlassen für gut fanden, hatte die korporierte Stadt, in der sie sich befanden, zu führen; und die Disziplin, in der sie gehalten wurden, ging in der Regel nicht von der Regierung, sondern von der größeren Körperschaft aus, deren untergeordnete Teile oder Glieder sie waren.

Die Regierung der korporierten Städte war durch-

aus in den Händen der Geschäftsleute und Handwerker, und es lag offenbar im Interesse jeder Klasse, zu verhindern, daß der Markt, wie sie sich auszudrücken pflegten, mit den Produkten ihres besonderen Gewerbszweiges überführt wurde, was in Wirklichkeit nichts Anderes heißt, als daß er niemals vollständig versorgt wurde. Jede Klasse war beeifert, zu diesem Zweck geeignete Verordnungen zu erlassen, und war, was ihr erlaubt wurde, gern bereit, auch den andern Klassen zu gestatten. Durch solche Verordnungen wurde freilich jede Klasse gezwungen, die Waren, die sie brauchte, von einer andern Klasse in der Stadt etwas teurer zu kaufen, als es sonst nötig gewesen wäre. Zum Ersatz konnte sie aber auch die ihrigen um so viel teurer verkaufen, so daß es, wie man zu sagen pflegt, so lang wie breit war, und in dem Handel der verschiedenen Klassen innerhalb der Stadt keine durch jene Verordnungen Etwas verlor. Aus dem Verkehr mit dem Lande dagegen zogen sie großen Gewinn, und in diesem Verkehr besteht das ganze Geschäft, das jede Stadt aufrecht erhält und bereichert.

Jede Stadt bezieht ihren ganzen Unterhalt und alle Rohstoffe für ihren Gewerbleiß von dem Lande. Sie bezahlt dafür besonders auf zweierlei Art: erstens dadurch, daß sie einen Teil dieser Rohstoffe verarbeitet und nach dem Lande zurückschickt, in welchem Falle ihr Preis durch den Lohn der Arbeiter und den Gewinn ihrer Meister oder unmittelbaren Arbeitgeber vermehrt wird, und zweitens dadurch, daß sie einen Teil sowohl der rohen wie der verarbeiteten Produkte anderer Länder oder entfernter Gegenden desselben Landes in die Stadt einführt und wieder nach dem platten Lande ausführt, in welchem Falle gleichfalls der ursprüngliche Preis dieser Güter um den Lohn der Fuhrleute oder Schiffer, und um den Gewinn der Kaufleute, die letztere

beschäftigen, erhöht wird. In den Gewinnen aus dem ersteren dieser Handelszweige besteht der Vorteil, den die Stadt von ihren Gewerben hat, und in den Gewinnen aus dem letzteren besteht der Vorteil des in- und ausländischen Handels. Der Lohn der Arbeiter und der Gewinn der verschiedenen Arbeitgeber ist Alles, was in beiden Fällen gewonnen wird. Daher dienen alle Verordnungen, welche diesen Lohn und diesen Gewinn über ihren sonstigen Stand zu erhöhen bezwecken, nur dazu, daß die Stadt mit weniger Arbeit das Produkt einer größeren Arbeit des platten Landes kaufen kann. Sie geben den Geschäftsleuten und Handwerkern der Stadt ein Übergewicht über die Gutsbesitzer, Pächter und Arbeiter des platten Landes, und heben die natürliche Gleichheit auf, welche sonst in dem zwischen ihnen stattfindenden Verkehr Platz greifen würde. Das ganze Jahresprodukt der Arbeit der Gesellschaft verteilt sich jährlich unter diese beiden Klassen der Bevölkerung, und durch jene Verordnungen erhalten die Städter einen größeren und die Landbewohner einen kleineren Anteil, als er ihnen sonst zufallen würde.

Der Preis, den die Stadt für die Jahr für Jahr eingeführten Lebensmittel und Rohstoffe wirklich bezahlt, besteht in der Menge der Industrieerzeugnisse und anderen Waren, die jährlich von ihr ausgeführt wird. Je teurer die letzteren verkauft werden, desto wohlfeiler werden die ersteren gekauft, und der städtische Gewerbefleiß wird desto gewinnbringender, je weniger es der ländliche ist.

Daß der städtische Gewerbefleiß in ganz Europa einträglicher ist, als der ländliche, davon kann man sich, ohne auf sehr genaue Berechnungen einzugehen, leicht durch eine einfache, in die Augen fallende Beobachtung überzeugen. In jedem Lande Europas findet man wenigstens hundert Leute, die in Handel und Ge-

werbe, den eigentlich städtischen Beschäftigungen, klein angefangen haben und dabei reich geworden sind, gegen einen, der durch Landwirtschaft, d. h. Vermehrung der Rohprodukte durch Verbesserung und Kultur des Bodens dazu gelangte. Es muß also in dem einen Falle offenbar der Fleiß besser belohnt und der Arbeitslohn und Kapitalgewinn größer sein, als in dem anderen. Da aber Kapital und Arbeit naturgemäß die einträglichste Beschäftigung suchen, so ziehen sie sich so viel als möglich nach der Stadt, und verlassen das Land.

Die Städter können vermöge ihres nahen Zusammenwohnens sich leicht mit einander vereinbaren. Selbst die unbedeutendsten Gewerbe sind daher hier oder dort zu Zünften zusammengetreten, und wo sie keine Zunft bildeten, war doch der Zunftgeist, die Eifersucht gegen Fremde, die Abneigung, Lehrlinge anzunehmen, oder ihr Gewerbsgeheimnis mitzuteilen, im Allgemeinen unter ihnen stark, und lehrte sie oft, durch freiwillige Verbindungen und Übereinkünfte den freien Wettbewerb, den sie nicht durch Verordnungen verbieten konnten, zu hemmen. Gewerbe, die nur wenige Hände beschäftigen, treffen solche Verabredungen am leichtesten. Ein halbes Dutzend Wollkämmer reicht wohl hin, um tausend Spinnern und Webern das Material zu liefern. Wenn sie übereinkommen, keine Lehrlinge zu nehmen, so können sie nicht nur das ganze Geschäft an sich reißen, sondern auch die gesamte Manufaktur in eine Art von sklavischer Abhängigkeit bringen, und den Preis ihrer Arbeit weit höher treiben, als er ihrer Natur nach wäre.

Die Bewohner des platten Landes können in ihrer Zerstreung über verschiedene Orte nicht leicht derartige Vereinigungen zu Stande bringen. Sie haben nicht nur niemals eine Zunft gebildet, sondern der Zunftgeist ist auch niemals unter ihnen herrschend geworden. Nie hat man Lehrjahre zur Erlernung der Landwirtschaft, des

großen ländlichen Gewerbes, für nötig gehalten. Und doch gibt es nächst den schönen Künsten und freien Berufsarten vielleicht kein Gewerbe, das eine solche Mannigfaltigkeit von Kenntnissen und Erfahrungen voraussetzt. Die zahllosen Bücher, die darüber in allen Sprachen geschrieben worden sind, können uns den Beweis liefern, daß die Landwirtschaft unter den weisesten und unterrichtetsten Nationen niemals für eine ganz leicht zu begreifende Sache gehalten worden ist. Und in allen diesen Büchern würde man vergebens jene Kenntnis der mancherlei zusammengesetzten Handgriffe suchen, die jeder gewöhnliche Landmann zu besitzen pflegt, so affektiert hochmütig auch die verächtlichen Verfasser einiger dieser Bücher von ihnen sprechen. Dagegen gibt es kaum irgend ein gewöhnliches Handwerk, dessen Fertigkeiten sich nicht in einem Büchlein von wenigen Seiten so vollständig und deutlich darstellen ließen, als es durch Wort und Zeichnung überhaupt möglich ist. In der Geschichte der Gewerbe (*Histoire des Arts et Métiers*), welche jetzt von der französischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben wird, sind einige von ihnen auf diese Art beschrieben worden. Überdies erfordert die Leitung derjenigen Tätigkeiten, die sich nach jedem Wetterwechsel und anderen Zufällen richten müssen, viel mehr Urteil und Vorsichtigkeit, als bei immer ganz oder beinahe gleichbleibenden Handlungen erforderlich ist.

Aber nicht nur die Kunst des Landwirts: die allgemeine Leitung der landwirtschaftlichen Operationen, sondern auch viele untergeordnete Zweige der ländlichen Arbeit erfordern viel mehr Geschicklichkeit und Erfahrung, als die meisten Handwerke. Der Mann, der Messing und Eisen bearbeitet, arbeitet mit Werkzeugen und Rohstoffen, deren Beschaffenheit sich immer völlig oder beinahe gleichbleibt. Der Mann dagegen, der den Boden mit einem Gespann Pferden oder Ochsen pflügt,

arbeitet mit Werkzeugen, deren Gesundheit, Kraft und Temperament in verschiedenen Fällen sehr verschieden sind. Die Beschaffenheit der Stoffe, die er bearbeitet, ist eben so verschieden, wie es seine Werkzeuge sind, und beide müssen mit vielem Urtheil und großer Vorsicht behandelt werden. Der gewöhnliche Bauer, der in der Regel als ein Muster von Einfalt und Dummheit angesehen wird, ermangelt dieses Urtheils und dieser Vorsicht nur selten. Allerdings ist er weniger an geselligen Umgang gewöhnt, als der in der Stadt lebende Handwerker: seine Stimme und Sprache ist rauher und für den, der nicht daran gewöhnt ist, schwerer zu verstehen; aber sein Verstand, der sich täglich mit einer größeren Mannigfaltigkeit von Gegenständen beschäftigen muß, ist in der Regel dem der Anderen, deren ganze Aufmerksamkeit vom Morgen bis zum Abend an eine oder zwei höchst einfache Verrichtungen gefesselt ist, weit überlegen. Wie sehr in der That die niederen Volksklassen auf dem Lande denen in der Stadt überlegen sind, weiß Jeder, der durch Geschäfte oder Neugierde veranlaßt war, viel mit beiden zu verkehren. Darum sollen auch in China und Hindostan der Rang und die Löhne der Landleute höher sein, als die der meisten Handwerker. Verhinderten dies nicht die Zunftgesetze und der Zunftgeist, so wäre es wahrscheinlich aller Orten so.

Die Überlegenheit, welche der städtische Gewerbefleiß in ganz Europa über den ländlichen behauptet, hat freilich ihren Grund nicht ausschließlich in den Zünften und Zunftgesetzen; sie wird auch durch andere Maßregeln aufrecht erhalten. Die hohen Steuern auf fremde Industrieerzeugnisse und alle von auswärtigen Kaufleuten eingeführten Waren haben denselben Zweck. Die Zunftgesetze ermöglichen es den Städtern, ihre Preise zu erhöhen, ohne befürchten zu müssen, durch die freie Konkurrenz ihrer eignen

Landsleute bedrängt zu werden; jene andern Maßregeln sichern sie gleicher Weise gegen die Konkurrenz der Fremden. Diese doppelte Preiserhöhung muß am Ende von den Gutsbesitzern, Pächtern und Bauern bezahlt werden, die sich selten der Errichtung solcher Monopole widersetzt haben. Sie haben gewöhnlich weder Neigung noch Geschick, Vereinigungen zu bilden und lassen sich leicht durch das Geschrei und die Sophisterei der Kaufleute und Gewerbetreibenden überreden, daß das Privatinteresse eines Teils, und noch dazu eines untergeordneten Teils der Gesellschaft, das allgemeine Interesse des Ganzen sei.

In Großbritannien scheint die Überlegenheit des städtischen Gewerbefleißes über den ländlichen früher viel größer gewesen zu sein, als jetzt. Der Lohn der ländlichen Arbeit kommt jetzt dem der gewerblichen, und der Gewinn der auf den Landbau verwendeten Kapitalien dem in Gewerben angelegten näher, als es im vorigen Jahrhundert, oder im Anfang des gegenwärtigen der Fall gewesen sein soll. Dieser Umschwung kann als die notwendige, wenn auch sehr späte Folge des außerordentlichen Sporns angesehen werden, den man der städtischen Industrie zu Teil werden ließ. Das in den Städten aufgehäufte Kapital wird mit der Zeit so groß, daß es sich nicht länger mit dem alten Gewinn in den eigentlich städtischen Industriezweigen anlegen läßt. Der städtische Gewerbefleiß hat wie alles andere seine Grenzen, und das Anwachsen der Kapitalien steigert den Wettbewerb und ermäßigt dadurch notwendig den Gewinn. Das Sinken des Gewinnes in der Stadt treibt das Kapital aufs Land hinaus, wo es eine neue Nachfrage nach ländlicher Arbeit hervorruft und dadurch notwendig ihren Lohn erhöht. Dann verstreut es sich so zu sagen über das flache Land und wird durch seine Anlegung im Ackerbau dem Lande, auf dessen Kosten

es sich ursprünglich in der Stadt bedeutend angesammelt hatte, zum Teil wieder erstattet. Daß überall in Europa die größten Verbesserungen des Landes solchen Ergießungen des ursprünglich in den Städten aufgehäuften Kapitals beizumessen sind, werde ich später zeigen, und ich werde dann auch dartun, daß, obschon einige Länder auf diesem Wege einen hohen Grad von Reichtum erlangt haben, dieser Weg selbst doch notwendig langsam, ungewiß, unzähligen störenden und unterbrechenden Zufällen ausgesetzt und der natürlichen und vernünftigen Ordnung in jeder Beziehung entgegengesetzt ist. Die Interessen, Vorurteile, Gesetze und Gewohnheiten, die dazu Veranlassung geben, werde ich im dritten und vierten Buche dieser Untersuchung, so vollständig und klar ich es vermag, auseinandersetzen.

Leute desselben Gewerbes kommen, selbst auch nur zur Erholung und zum Vergnügen selten zusammen, ohne daß ihre Unterhaltung mit einer Verschwörung gegen das Publikum oder einem Plane zur Erhöhung der Preise endigt. Es ist allerdings nicht möglich, solchen Zusammenkünften durch ein Gesetz vorzubeugen, das ausführbar oder mit Freiheit und Gerechtigkeit verträglich wäre. Wenn aber das Gesetz Leute desselben Gewerbes nicht hindern kann, zuweilen zusammenzukommen, so sollte es wenigstens Nichts tun, diese Zusammenkünfte zu erleichtern, geschweige denn, sie zu fordern.

Eine Verordnung, welche alle Angehörigen desselben Gewerbes in einer Stadt verpflichtet, ihre Namen und Wohnungen in ein öffentliches Register eintragen zu lassen, erleichtert jene Zusammenkünfte. Sie bringt Individuen in Berührung mit einander, die ohne dies vielleicht niemals mit einander bekannt geworden wären, und gibt jedem die Richtung an, wo er seinesgleichen finden kann.

Eine Verordnung, die die Angehörigen eines Gewerbes ermächtigt, sich selbst Steuern aufzulegen, um für ihre Armen, Kranken, Witwen und Waisen zu sorgen, zeitigt ein gemeinsames Interesse an der Verwaltung und macht dadurch jene Zusammenkünfte erforderlich.

Eine Zunft aber macht sie nicht allein notwendig, sondern gibt auch den Beschlüssen der Mehrheit eine bindende Kraft für das Ganze. In einem freien Gewerbe kann eine wirksame Verbindung nur durch die einmütige Zustimmung aller einzelnen Gewerbetreibenden zustande kommen, und kann nicht länger dauern, als Alle eines Sinnes bleiben. Die Mehrheit einer Zunft aber kann Statuten mit Strafandrohungen begleiten, wodurch die Konkurrenz wirksamer und dauernder eingeschränkt wird, als durch irgend eine freiwillige Verbindung.

Das Vorgeben, daß Zünfte zur besseren Leitung des Gewerbes notwendig seien, entbehrt aller Begründung. Die wahre und wirksame Aufsicht, die über einen Arbeiter geführt wird, geht nicht von seiner Zunft, sondern von seinen Kunden aus. Die Furcht, seine Arbeit zu verlieren, hält ihn vom Betrüge ab, und zügelt seine Nachlässigkeit. Ein Zunftmonopol schwächt notwendig die Kraft dieser Aufsicht. Eine bestimmte Klasse von Arbeitern muß dann beschäftigt werden, mögen sie ihre Sache gut oder schlecht machen. Dies ist der Grund, warum in mancher großen korporierten Stadt selbst in den notwendigsten Gewerbszweigen keine erträglichen Arbeiter aufzutreiben sind. Will man eine Arbeit ordentlich ausgeführt sehen, so muß man sie in den Vorstädten machen lassen, wo die Arbeiter kein ausschliessliches Privilegium haben, sondern nur auf ihren Ruf angewiesen sind, und man muß sie dann, so gut es geht, in die Stadt einschmuggeln.

Auf diese Weise führt die europäische Wirtschaftspolitik durch die Einschränkung der Konkurrenz auf

eine geringere Zahl von Mitwerbern, als sich sonst einzustellen geneigt finden würde, zu einer sehr bedeutenden Ungleichheit in der Gesamtheit der Vorteile und Nachteile bei den verschiedenen Arbeits- und Kapitalsanlagen.

Zweitens, die europäische Wirtschaftspolitik bringt durch Steigerung der Konkurrenz in einigen Geschäften über ihr natürliches Maß, eine andere gerade entgegengesetzte Ungleichheit in der Gesamtheit der Vorteile und Nachteile bei den verschiedenen Arbeits- und Kapitalsanlagen hervor.

Man hat es für so wichtig gehalten, eine gehörige Zahl junger Leute für bestimmte Berufsarten auszubilden, daß bald die Behörden, bald der fromme Sinn mildtätiger Privatleute eine Menge von Stipendien, Kostgeldern, Stiftungen usw. zu diesem Zwecke gegründet hat, die viel mehr junge Leute zu diesen Berufsarten heranbilden, als sich sonst dazu drängen würden. In allen christlichen Ländern, glaube ich, wird die Ausbildung der meisten Geistlichen auf diese Weise bestritten. Nur sehr wenige werden ganz auf ihre eigenen Kosten gebildet. Letzteren verschafft daher ihre lange, mühselige und kostspielige Erziehung nicht immer eine angemessene Belohnung, da der geistliche Stand mit Leuten überfüllt ist, die, um nur eine Anstellung zu bekommen, gern ein viel geringeres Gehalt annehmen, als eine derartige Ausbildung sonst fordern könnte; und die Konkurrenz der Armen nimmt auf diese Weise den Reichen ihren Lohn weg. Es wäre ungehörig, einen Pfarrverweser oder Kaplan mit dem Gesellen in einem gemeinen Handwerk zu vergleichen. Ein wesentlicher Unterschied in der Bezahlung eines Pfarrverwesers oder Kaplans und dem Lohne eines Gesellen besteht jedoch nicht. Sie werden alle drei für ihre Arbeit nach Maßgabe des Vertrages bezahlt, den sie mit ihren Vorgesetzten gemacht haben. Bis nach der Mitte des vierzehnten Jahr-

hunderts waren in England fünf Mark, die ungefähr so viel Silber enthielten, als zehn Pfund unseres jetzigen Geldes, das übliche Gehalt eines Pfarrverwesers oder eines besoldeten Gemeindepfarrers, wie es in den Dekreten verschiedener Landeskonzilien festgesetzt ist. Zu dieser Zeit wurden fünf Pence, die so viel Silber enthielten, als unser jetziger Schilling, als Tagelohn eines Maurermeisters, und drei Pence, d. h. neun Pence unseres jetzigen Geldes, als der eines Maurergesellen erklärt*). Der Lohn dieser beiden Handwerker wird also, unter der Voraussetzung, daß Letztere den dritten Teil des Jahres keine Beschäftigung haben, einem Pfarrverwesergehalt vollständig gleich gekommen sein. Durch ein Statut aus dem zwölften Regierungsjahre der Königin Anna, Kapitel 12, wird verordnet: „daß da aus Mangel an genügenden Unterhalt und hinlänglicher Aufmunterung für die Pfarrverweser an manchen Orten die Pfarren nicht besetzt sind, der Bischof ermächtigt ist, durch ein mit seiner Unterschrift und seinem Siegel versehenes Dokument ein hinreichendes festes Gehalt anzuweisen, das nicht mehr als fünfzig und nicht weniger als zwanzig Pfund des Jahres betragen darf.“ Vierzig Pfund werden gegenwärtig für ein sehr gutes Pfarrverwesergehalt angesehen, und es gibt trotz jener Parlamentsakte noch manche Pfarrverweserstellen unter zwanzig Pfund Jahrgehalt. Schuhmachergesellen in London verdienen jährlich bis zu vierzig Pfund, und es wird sich schwerlich ein Handwerker irgend einer Art in dieser Hauptstadt finden, der nicht mehr als zwanzig verdiente. Die letztere Summe übersteigt in der Tat nicht den Verdienst gewöhnlicher Arbeiter in manchen Landgemeinden. So oft das Gesetz versucht, den Lohn der Arbeiter zu regeln, hat es ihn stets eher erniedrigt, als erhöht. Dagegen hat das Ge-

*) S. das Arbeitergesetz aus dem fünfundzwanzigsten Regierungsjahre Eduards III.

setz bei vielen Gelegenheiten das Gehalt der Pfarrverweser zu erhöhen und um der Würde der Kirche willen die Rektoren der Kirchspiele zu verpflichten gesucht, ihnen mehr als den elenden Unterhalt zu geben, den sie anzunehmen bereit waren. In beiden Fällen aber scheint das Gesetz gleich unwirksam geblieben zu sein, und hat nie weder das Gehalt der Pfarrverweser auf das beabsichtigte Maß zu erhöhen, noch den Lohn der Arbeiter so weit herunter zu drücken vermocht, weil es jene nicht hindern konnte, sich bei der Dürftigkeit ihrer Lage und der Menge ihrer Mitbewerber mit einem geringeren, als dem gesetzlichen Jahrgeloh zu begnügen, und weil es andererseits diese nicht hindern konnte, mehr als den gesetzlichen Lohn zu nehmen, da ihnen der Wettbewerb derer, die sich von ihrer Arbeit Gewinn versprochen, gern mehr bewilligte.

Die großen Pfründen und sonstigen geistlichen Ehrenstellen halten die Ehre der Kirche trotz der ärmlichen Umstände einiger ihrer niederen Glieder aufrecht. Auch bietet die dem Stande gezollte Achtung letzteren für die Ärmlichkeit ihrer Geldbelohnung einigen Ersatz. In England und in allen römisch-katholischen Ländern ist das Los der Kirche in der Tat weit günstiger, als es nötig wäre. Das Beispiel der schottischen, genfer und einiger anderen protestantischen Kirchen kann uns überzeugen, daß in einem geachteten Berufe, in welchem die Ausbildung so wohlfeil erworben wird, schon die Hoffnung auf weit geringere Pfründen dem geistlichen Stande eine hinlängliche Zahl von gelehrten, anständigen und achtbaren Leuten zuführen wird.

Wenn für Berufsarten, in denen es keine Pfründen gibt, z. B. die Jurisprudenz und Medizin, eine gleiche Zahl Leute auf öffentliche Kosten ausgebildet würde, so würde die Konkurrenz bald so groß werden, daß der Geldlohn sich bedeutend niedriger stellen müßte.

Es würde dann nicht der Mühe lohnen, seinen Sohn auf eigene Kosten zu einem solchen Stande erziehen zu lassen, der vielmehr gänzlich denen überlassen würde, die ihre Erziehung öffentlichen Stiftungen verdankten und wegen ihrer Menge und Dürftigkeit sich im Allgemeinen mit recht elendem Lohn begnügen müßten, zum Schaden der jetzt so achtbaren Stände des Rechtsgelehrten und Arztes.

Die wenig glückliche Klasse von Leuten, die man gewöhnlich Literaten nennt, befindet sich ziemlich genau in der Lage, in welcher Rechtsgelehrte und Ärzte sich wahrscheinlich unter der obigen Voraussetzung befinden würden. In allen europäischen Ländern sind die meisten von ihnen für den Kirchendienst erzogen worden, aber durch verschiedene Gründe verhindert, in den geistlichen Stand zu treten. Sie haben also ihre Bildung in der Regel auf öffentliche Kosten erhalten, und ihre Menge ist überall so groß, daß dadurch der Preis ihrer Arbeit auf eine höchst klägliche Belohnung zusammenschrumpfen pflegt.

Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst bestand die einzige Arbeit, durch die ein Literat mit seinem Talente etwas erwerben konnte, darin, daß er öffentlicher oder Privatlehrer wurde, d. h. anderen Leuten die wissenswerten und nützlichen Kenntnisse mittheilte, die er sich erworben hatte. Und dies ist sicherlich noch ein ehrenwerteres, nützlicheres und in der Regel auch einträglicheres Geschäft, als die Schriftstellerei für einen Buchhändler, wozu die Buchdruckerkunst Veranlassung gegeben hat. Es sind wenigstens eben so viel Zeit, Studium, Geist, Kenntnisse und Fleiß dazu erforderlich, ein ausgezeichneter Lehrer der Wissenschaften, als ein hervorragender Arzt oder Rechtsgelehrter zu werden. Doch steht der übliche Lohn eines tüchtigen Lehrers in keinem Verhältnis zu dem eines Rechtsgelehrten oder

Arztes, weil das Geschäft des einen mit dürftigen Leuten, die auf öffentliche Kosten ausgebildet wurden, überfüllt ist, während in die beiden anderen Geschäfte sich nur Wenige eindrängen, die nicht auf eigene Kosten studiert haben. So gering aber auch der übliche Lohn öffentlicher und Privatlehrer erscheint, so würde er doch ohne Zweifel noch geringer sein, wenn nicht die Konkurrenz der noch dürftigeren Gelehrten abginge, die fürs Brot schreiben. Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst scheinen Schüler und Bettler so ziemlich gleichbedeutende Ausdrücke gewesen zu sein. Die Rektoren der Universitäten stellten vor dieser Zeit ihren Studenten oft Erlaubnisscheine zum Betteln aus.

Im Altertum, wo keine Stiftungen der erwähnten Art dürftige Leute zu gelehrten Berufsarten ausbilden ließen, war anscheinend die Bezahlung tüchtiger Lehrer viel beträchtlicher. Isokrates wirft in seiner sogenannten Rede gegen die Sophisten den Lehrern seiner Zeit einen Widerspruch vor. „Sie machen, sagt er, ihren Schülern die glänzendsten Versprechungen und wollen sie lehren, weise, glücklich und gerecht zu sein, verlangen aber für einen so wichtigen Dienst nur einen lumpigen Lohn von vier oder fünf Minen. Wer Weisheit lehrt — fährt er fort — sollte doch selbst weise sein; wenn aber einer einen solchen Handel für solch einen Preis abschließt, so beweist er augenscheinlichste Torheit“. An dieser Stelle wird er gewiß den Lohn nicht größer gemacht haben, als er wirklich war. Vier Minen sind aber so viel, wie dreizehn Pfund, sechs Schilling und acht Pence; fünf Minen sind sechzehn Pfund, dreizehn Schilling und vier Pence. Es wurde also damals den hervorragendsten Lehrern in Athen eine Summe gezahlt, die wenig hinter dem größeren Betrage zurückgeblieben sein wird. Isokrates selbst verlangte zehn Minen, oder dreiunddreißig Pfund, sechs Schilling

und acht Pence von jedem seiner Schüler. Bei seinen Vorträgen in Athen soll er hundert Zuhörer gehabt haben. Ich verstehe dies von der Anzahl, denen er gleichzeitig Vorträge hielt, oder die, wie wir das nennen, einen Kursus bei ihm hörten, und diese Anzahl wird in einer so großen Stadt bei einem so berühmten Lehrer, der noch dazu eine Wissenschaft, die Rhetorik, vortrug, die damals eine Modewissenschaft war, durchaus nicht ungewöhnlich groß erscheinen. Er muß mithin in jedem Kursus tausend Minen oder £ 3333, 6 sh. 8 d. eingenommen haben. Auch von Plutarch wird an einer Stelle angegeben, daß tausend Minen sein Didaktron oder gewöhnliches Honorar gewesen sei. Viele andere berühmte Lehrer jener Zeit scheinen ein großes Vermögen erworben zu haben. Gorgias schenkte dem Tempel von Delphi seine eigene Statue aus gediegenem Golde. Wir brauchen allerdings nicht anzunehmen, daß sie lebensgroß gewesen sei. Der Fuß, auf dem er, sowie Hippias und Protagoras, zwei andere ausgezeichnete Lehrer jener Zeit, lebten, war nach Plato glänzend bis zur Prahlerei. Plato selbst soll großen Aufwand gemacht haben. Nachdem Aristoteles Erzieher des Alexander gewesen und sowohl von diesem, als von seinem Vater Philipp, wie alle Zeugnisse bekunden, aufs Glänzendste belohnt worden war, hielt er es doch noch der Mühe für wert, nach Athen zurückzukehren, um seine Vorträge wieder aufzunehmen. Lehrer der Wissenschaften waren zu jener Zeit anscheinend weniger häufig, als ein oder zwei Menschenalter später, wo der Wettbewerb wahrscheinlich sowohl den Preis ihrer Arbeit als auch die Bewunderung für ihre Person etwas ermäßigt hatte. Doch scheinen die hervorragendsten unter ihnen noch immer einen Grad von Achtung genossen zu haben, wie ihn heutigen Tages kein Mann gleichen Standes irgendwo erreicht. Die Athener betrauten den

Akademiker Karneades und den Stoiker Diogenes mit einer feierlichen Gesandtschaft nach Rom, und wenn ihre Stadt damals auch schon von ihrer früheren Größe herabgesunken war, so war sie doch immer noch eine unabhängige und ansehnliche Republik. Überdies war Karneades ein Babylonier von Geburt, und da niemals ein Volk eifersüchtiger als die Athener darüber wachte, keine Fremden zu öffentlichen Würden zuzulassen, so muß ihre Achtung für ihn sehr groß gewesen sein.

Im Ganzen ist übrigens dieser Umschwung für das Publikum vielleicht eher vorteilhaft als schädlich. Der Stand eines öffentlichen Lehrers ist dadurch etwas herabgesetzt worden; aber die Wohlfeilheit der gelehrten Erziehung ist sicherlich ein Vorteil, der diesen kleinen Übelstand weit überwiegt. Auch würde davon das Publikum noch viel größeren Gewinn haben, wenn die Einrichtungen der gelehrten Schulen und Universitäten vernünftiger wären, als sie es jetzt durchweg in Europa sind.

Drittens, die europäische Wirtschaftspolitik bringt durch Hemmung der freien Bewegung der Arbeit und des Kapitals sowohl von Geschäft zu Geschäft, als von Ort zu Ort, in manchen Fällen eine sehr schädliche Ungleichheit in der Gesamtheit der Vorteile und Nachteile ihrer Anlagen hervor.

Das Lehrlingsgesetz hemmt die freie Arbeitsbewegung von einem Geschäft zum anderen sogar an ein und demselben Orte. Die ausschließenden Zunftprivilegien hemmen sie von einem Orte zum anderen sogar in ein und demselben Geschäfte.

Es kommt häufig vor, daß, während den Arbeitern in dem einen Gewerbe hoher Lohn gegeben wird, sie in einem anderen mit der nackten Existenz vorlieb nehmen müssen. Das eine geduldet und hat einen steten Begehrt nach frischen Arbeitskräften; das andere hin-

gegen verfällt und der Überfluß an Arbeitskräften nimmt stets zu. Zwei solche Gewerbe können bald in einer und derselben Stadt, bald in einer und derselben Gegend sein, ohne daß sie im Stande wären, einander nur die geringste Hilfe zu leisten. In dem einen Falle, ist das Lehrlingsgesetz hinderlich und in dem anderen sowohl dieses als die ausschließende Zunft. Gleichwohl sind in vielen Gewerben die Operationen einander so ähnlich, daß die Arbeiter leicht aus dem einen in das andere übertreten könnten, wenn jene abgeschmackten Gesetze es nicht verhinderten. Das Weben glatter Leinenzeuge und glatter Seidenzeuge ist z. B. fast ganz dasselbe. Das Weben glatter Wollenwaren ist etwas Anderes, aber der Unterschied ist so unbedeutend, daß ein Seiden- oder Leinweber in wenigen Tagen ein ganz guter Tuchweber werden könnte. Geriete nun eines dieser drei Hauptgewerbe in Verfall, so könnten die Arbeiter leicht in einem der beiden anderen, deren Lage glücklicher ist, Zuflucht finden, und ihr Lohn würde weder in dem blühenden Gewerbe zu hoch, noch in dem verfallenden zu niedrig werden. Die Leinweberei steht zwar in England laut einem besonderen Statut Jedermann offen; da sie aber in den meisten Gegenden des Landes wenig betrieben wird, so kann sie den Arbeitern anderer verfallender Gewerbe keine allgemeine Zuflucht bieten, und diese haben überall, wo das Lehrlingsgesetz in Geltung ist, keine andere Wahl, als entweder dem Kirchspiel zur Last zu fallen, oder sich als Tagelöhner zu verdingen, wozu sie sich vermöge ihrer bisherigen Gewohnheiten weit weniger schicken, als zu irgend einem anderen Gewerbszweige, der mit dem ihrigen einige Ähnlichkeit hat. Darum ziehen sie es denn auch in der Regel vor, dem Kirchspiel zur Last zu fallen.

Alles, was die freie Bewegung der Arbeit von einem Geschäfte zum andern hemmt, hemmt auch die des Kapitals, da die Größe des Kapitals, das in einem Ge-

schäftszweige angelegt werden kann, sehr von der Menge der Arbeit abhängt, die in ihm aufgewendet wird. Doch legen Zunftgesetze dem freien Umlauf des Kapitals von einem Orte zum anderen weniger Hindernisse in den Weg, als der Arbeit. Für einen reichen Kaufmann ist es überall leichter, in einer korporierten Stadt ein Handelsprivilegium zu erlangen, als für einen armen Handwerker die Erlaubnis, in ihr arbeiten zu dürfen.

Die Hemmung, die Zunftgesetze der freien Bewegung der Arbeit auflegen, ist, glaube ich, allen Teilen Europas gemein; diejenige aber, welche durch die Armengesetze bewirkt wird, ist, so viel ich weiß, nur England eigentümlich. Sie besteht in der Schwierigkeit für einen armen Mann, sich in einem andern Kirchspiel als dem, zu welchem er gehört, niederlassen oder auch nur sein Geschäft treiben zu dürfen. Durch Zunftgesetze wird nur die freie Bewegung der Arbeit der Handwerker und industriellen Arbeiter gehemmt; die Erschwerung der Niederlassung aber hemmt auch die der gemeinen Arbeit. Es ist der Mühe wert, den Ursprung, Fortschritt und gegenwärtigen Zustand dieses Übels, vielleicht des größten der englischen Wirtschaftspolizei, kurz zu berichten.

Als durch die Aufhebung der Klüster die Armen der Unterstützung dieser frommen Häuser beraubt worden waren, wurde nach einigen anderen fruchtlosen Versuchen zu ihren Gunsten durch ein Gesetz aus dem 43. Jahre Elisabeths, Kapitel 2, verordnet, daß jedes Kirchspiel für seine Armen zu sorgen verpflichtet sein, und jährlich Armenaufseher bestellt werden sollten, die in Gemeinschaft mit den Kirchenvorstehern eine diesem Zwecke angemessene Summe durch eine Kirchspielsteuer zu erheben hätten.

Dieses Gesetz legte jedem Kirchspiel die unerläßliche Pflicht auf, für seine Armen zu sorgen. Es ent-

stand dadurch die wichtige Frage, wer denn als Armer eines Kirchspiels zu betrachten sei. Diese Frage wurde nach einigem Schwanken endlich durch Statut aus dem 13. und 14. Regierungsjahre Karls II. entschieden, in dem verordnet war, daß vierzig Tage eines ungestörten Aufenthalts Jedem die Ansässigkeit in einem Kirchspiel erwerben sollten; doch sollte innerhalb dieser Zeit zwei Friedensrichtern das Recht zustehen, auf Klage seitens der Kirchenvorsteher oder Armenaufseher, jeden neuen Einwohner in das Kirchspiel, in dem er zuletzt rechtmäßig ansässig gewesen, zu verweisen, wenn er nicht entweder eine Pachtung von zehn Pfund jährlicher Pacht übernehmen oder dem Kirchspiel eine ausreichende Bürgschaft stellen könne, daß er ihm nicht zur Last fallen werde.

Dieses Gesetz soll manche Betrügereien veranlaßt haben. Kirchspielbeamte bestachen mitunter ihre eigenen Armen, heimlich in ein anderes Kirchspiel auszuwandern, und hielten sie vierzig Tage lang daselbst verborgen, damit sie die Ansässigkeit gewönnen, um das Kirchspiel, dem sie eigentlich angehörten, von ihnen zu befreien. Darum verordnete ein Statut aus dem ersten Regierungsjahre Jakobs II., daß die vierzig Tage ungestörten Aufenthalts, die zur Erwerbung der Ansässigkeit erforderlich waren, erst von dem Augenblick an gerechnet werden sollten, an dem Jemand einem der Vorsteher oder Armenaufseher des Kirchspiels, in dem er künftig wohnen wollte, schriftlich seinen Wohnort und die Stärke seiner Familie angemeldet hätte.

Indeß waren die Kirchspielsbeamten gegen ihr eigenes Kirchspiel nicht immer ehrlicher, als sie es gegen fremde gewesen waren, und drückten hie und da bei solchen Einnistungen die Augen zu, indem sie zwar die Anmeldung in Empfang nahmen, aber nicht die erforderlichen Schritte taten. Da man annahm, daß jeder Einwohner eines Kirchspiels ein Interesse daran

haben müsse, der Belastung durch solche Eindringlinge so viel als möglich vorzubeugen, so wurde im dritten Regierungsjahre Wilhelms III. ferner verordnet, daß die vierzig Aufenthaltstage erst von dem Tage an gerechnet werden sollten, an dem die schriftliche Anmeldung Sonntags in der Kirche unmittelbar nach dem Gottesdienste öffentlich verlesen worden sei.

„Am Ende“, sagt Dr. Burn, „wurde diese Art der Ansässigkeit, die man erst durch einen vierzigtägigen Aufenthalt nach der öffentlichen Verlesung der schriftlichen Anmeldung erwerben konnte, nur sehr selten erlangt, und der Zweck dieser Anordnungen ist nicht sowohl der, Jemand die Ansässigkeit zu erleichtern, als vielmehr die Ansässigkeit von Leuten, die heimlich in das Kirchspiel kommen, zu hintertreiben; denn sich anmelden heißt nur, das Kirchspiel nötigen, sie wieder wegzuschaffen. Ist aber die Lage Jemandes der Art, daß es zweifelhaft bleibt, ob er wirklich zurückgeschickt werden dürfe oder nicht, so wird er durch seine Anmeldung das Kirchspiel nötigen, ihm entweder dadurch, daß es ihn vierzig Tage bleiben läßt, eine unbestrittene Ansässigkeit zu bewilligen, oder dadurch, daß es ihn wegschafft, die Sache vor den Richter zu bringen.“

Dieses Statut machte es also für einen armen Mann fast unmöglich, auf die frühere Weise durch vierzigtägigen Aufenthalt einen festen Wohnsitz zu gewinnen. Damit es aber nicht den Anschein habe, als sollten die gewöhnlichen Leute gänzlich von der Ansiedelung in einem anderen Kirchspiel ausgeschlossen werden, wurden vier andere Arten festgesetzt, wie ohne eine abgegebene oder öffentlich verlesene Anmeldung die Ansässigkeit gewonnen werden könne. Erstens konnte man sie erwerben, wenn man zu den Kirchspielsabgaben zugezogen wurde und sie bezahlte; zweitens, wenn man auf ein Jahr zu einem Kirchspielsamte gewählt wurde und es diese Zeit über versah; drittens, wenn man im

Kirchspiel seine Lehrzeit bestand; viertens endlich, wenn man dort auf ein Jahr in Dienst genommen wurde und ein ganzes Jahr lang in diesem Dienste verblieb.

Auf eine der beiden ersteren Arten ist indessen die Ansässigkeit nur durch einen öffentlichen Akt des ganzen Kirchspiels zu erlangen, das dabei wohl auf die Folgen Acht gibt, die daraus hervorgehen, wenn es einen neuen Ankömmling, der keine anderen Unterhaltsmittel als seine Arbeit hat, durch Zuziehung zu den Abgaben oder durch Wahl zu einem Amte bei sich aufnimmt.

Auf eine der beiden letzteren Arten kann hingegen kein Verheirateter Ansässigkeit erwerben. Ein Lehrling ist schwerlich jemals verheiratet, und es ist ausdrücklich bestimmt, daß kein verheirateter Dienstbote durch Anstellung auf ein Jahr Ansässigkeit erwerben solle. Die Hauptwirkung, welche die Einführung einer durch Dienst zu erlangenden Ansässigkeit gehabt hat, hat namentlich darin bestanden, daß die alte Gewohnheit, auf ein Jahr zu mieten, die früher in England so herkömmlich war, daß noch bis auf den heutigen Tag das Gesetz in jedem Falle, wo kein bestimmter Zeitraum ausgemacht worden, annimmt, daß der Dienstbote auf ein Jahr gemietet sei, größtenteils außer Übung gekommen ist. Die Arbeitgeber sind nicht immer willens, ihren Dienstboten durch Mieten auf ein Jahr die Ansässigkeit zu verschaffen, und die Dienstboten mögen sich nicht immer so vermieten, weil sie, da stets der letzte Wohnsitz die früheren aufhebt, die ursprüngliche Ansässigkeit in ihrer Heimat, wo ihre Eltern und Verwandten wohnen, dadurch einbüßen könnten.

Ein selbständiger Arbeiter, sei er Tagelöhner oder Handwerker, wird offenbar nicht leicht eine neue Ansässigkeit durch Lehr- oder Dienstjahre erwerben. Wendet sich eine solche Person mit ihrem Gewerbe in ein neues Kirchspiel, so setzt sie sich, wie gesund

und fleißig sie auch sein mag, der Gefahr aus, nach der Laune eines Kirchenvorstehers oder Armenaufsehers wieder entfernt zu werden, wenn sie nicht entweder für zehn Pfund im Jahre eine Pachtung übernimmt — was für jemanden, der nur von seiner Arbeit lebt, unmöglich ist — oder eine zwei Friedensrichtern genügend erscheinende Bürgschaft bietet, daß sie dem Kirchspiel nicht zur Last fallen werde. Welche Sicherheit sie fordern wollen, ist freilich ganz ihrem Gutdünken überlassen; aber sie können nicht wohl weniger als dreißig Pfund verlangen, da eine Verordnung vorhanden ist, nach der sogar der Kauf eines Freigutes von weniger als dreißig Pfund Wert kein Ansässigkeitsrecht geben soll, weil es nicht hinreichend sei, das Kirchspiel vor der Armenbelastung zu sichern. Diese Bürgschaft wird aber jemand, der von seiner Arbeit lebt, kaum je geben können, und doch wird oft noch eine viel größere gefordert.

Um jedoch einigermaßen die freie Bewegung der Arbeit, die durch jene verschiedenen Gesetze fast gänzlich aufgehoben war, wiederherzustellen, ist man auf die sogenannten Zertifikate verfallen. Im achten und neunten Regierungsjahre Wilhelms III. wurde festgesetzt, daß, wenn jemand aus dem Kirchspiel, in dem er zuletzt rechtmäßig ansässig war, ein von den Kirchenvorstehern und Armenaufsehern unterschriebenes und von zwei Friedensrichtern bestätigtes Zertifikat mitbringt, jedes andere Kirchspiel ihn aufzunehmen verbunden ist; daß er nicht schon darum, weil er wahrscheinlich später zur Last fallen würde, sondern nur, wenn er wirklich zur Last fällt, entfernt werden darf; und daß dann das Kirchspiel, welches das Zertifikat ausstellte, verpflichtet sein soll, die Kosten des Unterhalts und der Fortschaffung zu tragen. Um aber dem Kirchspiel, wohin ein mit einem Zertifikat ausgestatteter

Mann sich wendet, die ausreichendste Bürgschaft zu geben, wurde durch dasselbe Gesetz ferner verordnet, daß der Mann das Niederlassungsrecht nur dann erhalten solle, wenn er eine Pachtung für zehn Pfund jährlich übernehme, oder unentgeltlich ein Jahr lang ein Kirchspielamt verwalte. Er konnte mithin weder durch Anmeldung, noch durch Dienst, Lehrlingschaft oder Zahlung der Kirchspielabgaben dazu gelangen. Auch wurde im zwölften Regierungsjahre der Königin Anna (Stat. I. c. 18.) noch verordnet, daß weder die Dienstboten noch die Lehrlinge solcher auf Grund von Zertifikaten zugelassener Leute in dem Kirchspiel Ansässigkeit erwerben können.

Inwiefern diese Erfindung die freie Bewegung der Arbeit, die durch die früheren Statute fast gänzlich aufgehoben war, wiederhergestellt habe, ersieht man aus der folgenden sehr verständigen Bemerkung des Dr. Burn. „Offenbar“, sagt er, „liegen verschiedene gute Gründe vor, von Personen, die sich an einem Orte niederlassen wollen, Zertifikate zu verlangen, namentlich damit die Inhaber nicht durch Lehrlingschaft, Dienst, Anmeldung, oder Zahlung der Kirchspielsteuern ansässig werden; damit sie weder Lehrlinge, noch Dienstboten ansässig machen können, damit man ferner, sobald sie dem Kirchspiel zur Last fallen, genau weiß, wohin man sie zu bringen und an wen man sich wegen der Fortschaffungs- und Unterhaltskosten in dieser Zeit zu halten hat; und damit endlich, wenn sie krank werden, und nicht fortgeschafft werden können, das Kirchspiel, von dem das Zertifikat ausgestellt ist, den Unterhalt erstattet — was alles ohne ein Zertifikat nicht geschehen kann. Aber diese Gründe sind ebenso viele Gründe für die Kirchspiele, in gewöhnlichen Fällen keine Zertifikate auszustellen; denn es ist nur zu wahrscheinlich, daß sie ihre Inhaber zurückerhalten werden,

und dies noch dazu in einer schlechteren Lage“. Die Moral dieser Bemerkung scheint zu sein, daß das Kirchspiel, in dem ein Armer sich niederlassen will, stets Zertifikate fordert, daß aber von dem, welches er zu verlassen gedenkt, nur sehr selten solche bewilligt werden. „Es liegt hierin“, sagt derselbe einsichtsvolle Schriftsteller in seiner Geschichte der Armengesetze, „eine große Härte“, indem es in die Macht eines Kirchspielbeamten gestellt ist, einen Menschen gewissermaßen für sein ganzes Leben gefangen zu halten, mag es für ihn auch noch so nachteilig sein, an dem Orte bleiben zu müssen, an dem er das Unglück hatte, sogenannte Ansässigkeit zu erwerben, oder mag er sich die größten Vorteile von einem Aufenthalte am fremden Orte versprechen“.

Obgleich ein Zertifikat kein Zeugnis des guten Betragens enthält und nur bescheinigt, daß sein Inhaber dem oder dem Kirchspiel angehöre, so steht es doch ganz im Belieben der Kirchspielsbeamten, es zu verweigern oder zu gewähren. Es sind, erzählt Dr. Burn, einmal gerichtliche Schritte getan worden, um die Kirchenvorsteher und Armenaufseher zur Ausstellung eines Zertifikats zu nötigen, aber der Gerichtshof der King's Bench hat den Antrag verworfen.

Der sehr ungleiche Arbeitspreis, den wir häufig in England an gar nicht weit von einander liegenden Orten finden, hat seinen Grund wahrscheinlich in den Hindernissen, welche das Ansässigkeitsgesetz einem Armen, der ohne Zertifikat mit seinem Gewerbe von einem Kirchspiel in das andere wandern möchte, entgegenstellt. Ein einzelner, gesunder und fleißiger Mann wird zwar hie und da ohne ein Zertifikat geduldet; aber wenn ein Mann mit Weib und Kind es versuchen wollte, würde er sicher in den meisten Kirchspielen entfernt werden, und selbst der einzelne Mann würde, wenn er sich

später verheiratete, in der Regel ausgewiesen werden. Daher kann dem Mangel an Arbeitern in dem einen Kirchspiel nicht immer durch den Überfluß in einem anderen abgeholfen werden, wie das in Schottland und wohl in allen anderen Ländern, in denen die Ansässigkeit keine Schwierigkeiten bietet, so unablässig geschieht. Wenn auch in solchen Ländern zuweilen der Lohn in der Nähe einer großen Stadt, oder wo sonst eine außergewöhnliche Nachfrage nach Arbeit besteht, ein wenig steigt, und umgekehrt je nach der größeren Entfernung von solchen Plätzen sinkt, bis er wieder den gewöhnlichen Satz des Landes erreicht, so begegnet man doch niemals so plötzlichen, unerklärlichen Verschiedenheiten im Arbeitslohn benachbarter Orte, wie bisweilen in England, wo es oft für einen Armen schwieriger ist, die künstlichen Schranken eines Kirchspiels zu überschreiten, als einen Meeresarm oder hohen Gebirgsrücken, d. h. natürliche Grenzen, die in anderen Ländern zuweilen die Lohnsätze sehr deutlich von einander scheiden.

Einen Mann, der sich Nichts hat zu Schulden kommen lassen, aus dem Kirchspiel, in dem er wohnen will, zu entfernen, ist eine offenbare Verletzung natürlicher Freiheit und Gerechtigkeit. Dennoch hat das gemeine Volk Englands, das auf seine Freiheit so eifersüchtig ist, aber gleich dem gemeinen Volke der meisten anderen Länder nie recht weiß, worin sie besteht, diesen Druck, dem es hilflos erliegt, jetzt schon länger als ein Jahrhundert ruhig ertragen. Haben auch zuweilen denkende Männer das Ansässigkeitsgesetz als ein öffentliches Unglück beklagt, so hat es doch niemals einen so allgemeinen Schrei des Unwillens hervorgerufen, wie die generellen Verhaftsbefehle, die ohne Zweifel auch ein Mißbrauch sind, aber doch nicht leicht einen so allgemeinen Druck zur Folge hatten. Ich wage zu

behaupten, daß es in England kaum einen einzigen armen Mann von vierzig Jahren gibt, der nicht zu irgend einer Zeit seines Lebens durch dies unselige Anlässigkeitsgesetz sich grausam bedrückt gefühlt hätte.

Ich schließe dieses lange Kapitel mit der Bemerkung, daß es zwar vor alters üblich war, den Lohn festzusetzen und zwar anfänglich durch allgemeine für das ganze Königreich gültige Gesetze und später durch besondere Anordnungen der Friedensrichter in jeder Grafschaft, — daß diese beiden Gewohnheiten aber jetzt gänzlich abgekommen sind. „Nach der Erfahrung von mehr als vierhundert Jahren,“ sagt Dr. Burn, „scheint es endlich Zeit zu sein, alle Versuche, unter feste Regeln zu bringen, was seiner Natur nach jeder genauen Begrenzung unfähig scheint, aufzugeben; denn wenn alle Arbeiter in einem Gewerbe gleichen Lohn erhalten, hört der Wetteifer auf, und für Fleiß und Talent wäre kein Raum mehr.“

Dennoch wird zuweilen noch versucht, durch besondere Parlamentsakte den Lohn für bestimmte Gewerbe und Orte festzustellen. So verbietet eine Akte aus dem 8. Regierungsjahre Georgs III. unter schwerer Geldstrafe allen Schneidermeistern in London und fünf Meilen im Umkreise, mehr als zwei Schilling, sieben und einen halben Pence täglich an Arbeitslohn zu zahlen, es sei denn zur Zeit einer allgemeinen Landestrauer, — und eben so den Gesellen, mehr als diesen Lohn anzunehmen. So oft die Gesetzgebung sich dazu herbei läßt, die Unstimmigkeiten zwischen den Meistern und ihren Arbeitern auszugleichen, ist sie stets von den Meistern beraten. Wenn daher die Bestimmung zu Gunsten der Arbeiter ausfällt, so ist sie stets gerecht und billig; öfters aber, wenn sie zugunsten der Meister ausfällt, ist sie es nicht. So ist das Gesetz, welches in einigen Gewerben die Meister verpflichtet, ihre Ar-

beiter in Geld und nicht in Waren zu bezahlen, ganz gerecht und billig; denn es legt den Meistern keine wirkliche Last auf, sondern nötigt sie nur, den Geldwert zu bezahlen, den sie in Waren bezahlen zu wollen vorgaben, aber nicht immer wirklich bezahlten. Dieses Gesetz ist zugunsten der Arbeiter; dagegen die Akte aus dem achten Regierungsjahre Georgs III. zugunsten der Meister. Wenn die Meister sich zusammentun, um den Lohn ihrer Arbeiter herabzusetzen, so schließen sie gewöhnlich privatim einen Bund oder eine Übereinkunft, bei Strafe nicht mehr als einen bestimmten Lohn zu geben. Wollten die Arbeiter eine entgegengesetzte Übereinkunft derselben Art schließen, bei Strafe jenen Lohn nicht anzunehmen, so würde sie das Gesetz sehr streng bestrafen. Verführe es wirklich unparteiisch, so müßte es gegen die Meister ebenso handeln. Aber die Akte aus dem achten Regierungsjahre Georgs III. erteilt gerade der Regel, welche die Meister durch derartige Verbindungen zuweilen einzuführen suchen, gesetzliche Kraft. Die Klage der Arbeiter, daß dadurch der geschickteste und fleißigste Arbeiter mit dem mittelmäßigen auf eine gleiche Stufe gesetzt werde, scheint durchaus wohlbegründet.

In früheren Zeiten war es auch üblich, den Gewinn der Kaufleute und anderer Händler durch Festsetzung des Preises für Lebensmittel und andere Waren zu regeln. Die Brottaxe ist, so viel ich weiß, der letzte Rest dieses alten Brauchs. Wo es eine geschlossene Zunft gibt, da mag es gut sein, den Preis der ersten Lebensbedürfnisse festzusetzen; wo dies aber nicht der Fall ist, wird die Konkurrenz ihn weit besser regeln, als irgend eine Taxe. Die durch ein Gesetz aus dem 31. Regierungsjahre Georgs II. eingeführte Methode, eine Brottaxe festzusetzen, konnte in Schottland wegen eines Mangels im Gesetze nicht

zur Ausführung gebracht werden, insofern die Vollziehung auf dem Amte eines Marktschreibers ruhte, das in Schottland nicht vorhanden ist. Dieser Mangel wurde erst im dritten Regierungsjahre Georgs III. gehoben. Inzwischen stiftete der Mangel einer Taxe keinen merklichen Schaden, und ihre Einführung hat an den wenigen Orten, an denen sie bestand, keinen merklichen Vorteil gewährt. In den meisten schottischen Städten gibt es jedoch eine Bäckerzunft, die ausschließliche Berechtigungen in Anspruch nimmt, ohne daß diese jedoch strenge gewährt würden.

Das Verhältnis zwischen den verschiedenen Lohn- und Gewinnsätzen in den einzelnen Arbeits- und Kapitalanlagen erleidet, wie schon bemerkt wurde, durch den Reichtum oder die Armut, durch einen fortschreitenden, stillstehenden oder zurückgehenden Zustand der Gesellschaft keine großen Veränderungen. Obwohl solche Revolutionen in der öffentlichen Wohlfahrt den Lohn- und Gewinnsatz im Ganzen treffen, so müssen sie ihn am Ende doch in allen verschiedenen Anlagearten gleichmäßig treffen. Das Verhältnis zwischen ihnen muß daher das nämliche bleiben, und kann durch solche Umwälzungen wenigstens nicht für lange Zeit gestört werden.

Elftes Kapitel.

Die Grundrente.

Die Rente, als der für die Nutzung des Bodens gezahlte Preis betrachtet, ist naturgemäß der höchste, den der Pächter nach der jeweiligen Bodenbeschaffenheit zu zahlen vermag. Bei der Feststellung der Pachtbedingungen sucht der Grundherr dem Pächter keinen größeren Anteil am Ertrage zu lassen, als zur Erhaltung des Kapitals, von dem er die Aussaat bestreitet, die Arbeit bezahlt und das Vieh nebst anderem Wirtschaftsinventar kauft und unterhält, so wie zur Gewährung des gewöhnlichen Gewinnes landwirtschaftlicher Kapitalanlagen in der Gegend, ausreicht. Dies ist offenbar der kleinste Anteil, an dem sich der Pächter genügen lassen kann, wenn er nicht geradezu verlieren will; der Grundherr aber ist selten bereit, ihm mehr als diesen Anteil zu lassen. Was von dem Ertrage, oder mit andern Worten von dem Preise des Ertrags nach Abzug jenes Anteils übrig bleibt, sucht der Besitzer natürlich für sich als Grundrente zu reservieren — und dies ist offenbar das höchste, was der Pächter nach der jeweiligen Bodenbeschaffenheit zu zahlen vermag. Manchmal nimmt der Grundherr aus Freigebigkeit, öfters aus Unkenntnis etwas weniger; manchmal zahlt auch der Pächter, obgleich dieser Fall seltener ist, aus Unkenntnis etwas mehr, d. h. er begnügt sich mit einem

geringeren, als dem in der Gegend üblichen Gewinn landwirtschaftlichen Kapitals. Dieser Teil jedoch kann noch als die natürliche oder als die Grundrente angesehen werden, für welche Ländereien dieser Art gewöhnlich verpachtet werden.

Man könnte glauben, die Grundrente sei oft nichts weiter als ein billiger Gewinn oder Zins für das vom Grundherrn auf die Bodenverbesserung verausgabte Kapital. Das kann unter Umständen allerdings teilweise der Fall sein; aber eben auch nur teilweise. Der Grundeigentümer verlangt sogar für unangebautes Land eine Rente, und der vermeinte Zins oder Gewinn auf die Verbesserungskosten sind gewöhnlich nur ein Zusatz zur ursprünglichen Rente. Überdies werden die Verbesserungen nicht immer vom Kapital des Grundeigentümers, sondern manchmal von dem des Pächters gemacht. Kommt aber die Zeit, wo der Pachtvertrag erneuert werden soll, so fordert der Grundeigentümer gewöhnlich dieselbe Erhöhung der Rente, als wenn er die Verbesserungen aus eigenen Mitteln bewirkt hätte.

Zuweilen verlangt er eine Rente für Dinge, die der Verbesserung durch Menschenhand durchaus unfähig sind. Kelp ist eine Art Seegras, das verbrannt ein alkalisches Salz liefert, das zur Bereitung von Glas, Seife und zu anderen Zwecken dient. Es wächst an einigen Orten Großbritanniens, namentlich in Schottland, nur auf solchen Felsen, die innerhalb der Flutgrenze liegen und täglich zweimal vom Wasser bedeckt werden, so daß es unmöglich durch menschlichen Fleiß vermehrt werden kann. Dennoch wird ein Grundeigentümer, dessen Gut von einem Kelpufer eingeschlossen ist, eben so gut von diesem, wie von seinen Kornfeldern, eine Rente verlangen.

Das Meer in der Umgebung der Shetlandsinseln ist vorzugsweise reich an Fischen, die ein Hauptnahrungs-

mittel ihrer Bewohner ausmachen. Um aber von diesem Produkt des Wassers Nutzen zu ziehen, müssen sie ihre Wohnung am anstoßenden Lande haben. Die Rente des Grundeigentümers richtet sich hier nicht bloß danach, was der Pächter aus dem Lande ziehen kann, sondern danach, was ihm beide, Land und Wasser, einbringen. Sie wird zum Teil in Seefischen bezahlt, und es tritt hier einer von den sehr seltenen Fällen ein, in dem die Rente einen Teil des Preises dieser Ware ausmacht.

Die Grundrente ist daher, als der für die Benutzung des Bodens bezahlte Preis, natürlich ein Monopolpreis. Er richtet sich durchaus nicht nach dem, was der Grundeigentümer für die Verbesserung des Landes verausgabt hat, oder woran er sich genügen lassen könnte, sondern nach dem, was der Pächter zu geben imstande ist.

In der Regel können nur solche Bodenprodukte zu Markte gebracht werden, deren gewöhnlicher Preis hoch genug ist, um das darauf verwendete Kapital samt dem gewöhnlichen Kapitalgewinn wieder einzubringen. Beträgt der gewöhnliche Preis mehr, so wird der Überschuß natürlich auf die Grundrente fallen; beträgt er weniger, so kann die Ware zwar zu Markte gebracht werden, dem Grundeigentümer aber keine Rente abwerfen. Ob der Preis höher oder niedriger ist, hängt von der Nachfrage ab.

Es gibt gewisse Bodenprodukte, nach denen stets eine derartige Nachfrage sein muß, daß die Gewährung eines höheren Preises, als hinreichend ist, sie auf den Markt zu bringen, gesichert ist; und es gibt andere, bei denen es einmal der Fall ist, ein anderes Mal aber nicht. Die ersteren müssen dem Grundeigentümer immer eine Rente gewähren; die letzteren hingegen tun dies nach Umständen.

Die Rente tritt daher, wie zu beachten ist, auf eine andere Weise in die Zusammensetzung des Warenpreises

ein, als der Lohn und der Gewinn. Hoher oder niedriger Lohn und Gewinn sind die Ursachen eines hohen oder niedrigen Preises; hohe oder niedrige Rente ist seine Wirkung. Weil hoher oder niedriger Lohn und Gewinn gezahlt werden muß, damit eine bestimmte Ware zu Markte komme, ist ihr Preis hoch oder niedrig. Aber ob eine hohe, niedrige oder gar keine Rente gezahlt wird, hängt davon ab, ob der Preis der Ware hoch oder niedrig ist, d. h. ob er viel mehr oder etwas mehr oder gar nicht mehr beträgt, als zur Bezahlung des Lohns und Gewinns erforderlich ist.

Die gesonderte Betrachtung erstens derjenigen Teile des Bodenertrags, die stets eine Rente gewähren; zweitens derjenigen, die bald eine gewähren und bald nicht; und drittens der Schwankungen, welche in den verschiedenen Perioden der Kultur in dem relativen Werte dieser beiden Arten roher Produkte naturgemäß eintreten, ob man sie unter einander oder mit den Industrieerzeugnissen vergleicht, — läßt dieses Kapitel in drei Abteilungen zerfallen.

Erste Abteilung.

Bodenerzeugnisse, die immer eine Rente abwerfen.

Da die Menschen gleich allen anderen lebenden Wesen sich natürlich nach dem Maße der vorhandenen Unterhaltsmittel vermehren, so ist nach Nahrungsmitteln allezeit mehr oder weniger Nachfrage. Gegen Nahrungsmittel steht stets eine größere oder kleinere Menge Arbeit zu Gebote, und es finden sich immer Menschen, die etwas zu tun bereit sind, um sie zu erhalten. Die Menge Arbeit, welche gegen Nahrungsmittel gekauft werden kann, ist wegen der hohen Löhne, die zuweilen für Arbeit gezahlt werden, zwar

nicht immer nur genau so groß, als zum Unterhalt der Arbeiter erforderlich wäre, wenn die Nahrungsmittel aufs sparsamste zugemessen würden. Aber stets ist so viel Arbeit dafür zu haben, als die Nahrungsmittel je nach dem Satze unterhalten können, zu welchem diese Art von Arbeit in der Umgegend gewöhnlich unterhalten wird.

Der Boden bringt jedoch fast in jeder Lage mehr Nahrung hervor, als zum reichlichsten Unterhalt aller der Arbeiter, deren es bedarf, um sie auf den Markt zu bringen, erforderlich ist. Auch ist der Überschuß stets mehr als hinreichend, um das in die Arbeit gesteckte Kapital mit Zinsen wieder zu erstatten. Etwas bleibt mithin stets als Rente für den Grundeigentümer übrig.

Die ödesten Moore Norwegens und Schottlands bringen etwas Weide für das Vieh hervor, dessen Milch und Nachwuchs stets mehr als hinreichend ist, nicht nur die zur Wartung des Viehes erforderlichen Arbeiter zu ernähren, und dem Pächter oder Eigentümer der Herden den gewöhnlichen Kapitalgewinn zu verschaffen, sondern auch für den Grundherrn eine kleine Rente abzuwerfen. Diese Rente steigt mit der Güte des Weidelandes. Ein ebenso großes Stück Land ernährt zuweilen nicht allein eine größere Menge Vieh, sondern erfordert auch, da es auf kleinerem Raume beisammen ist, weniger Arbeit zu seiner Wartung und zur Einsammlung des Milchertrags. Der Grundeigentümer gewinnt doppelt: durch die Zunahme des Ertrags und durch die Verminderung der Arbeit, die aus ihm unterhalten wird.

Die Grundrente ist nicht nur je nach der Fruchtbarkeit, welcher Art die Produkte auch sein mögen, sondern auch bei gleicher Fruchtbarkeit, je nach der Lage verschieden. Land in der Nähe einer Stadt wirft eine größere Rente ab, als gleich fruchtbares Land in einer entlegenen Gegend. Kostet der Anbau des einen auch nicht mehr als der des anderen, so muß es doch

immer mehr Kosten verursachen, die Produkte eines entlegenen Grundstücks auf den Markt zu bringen. Da mithin eine größere Menge Arbeit davon bezahlt werden muß, so wird notwendig der Überschuß, aus dem der Gewinn des Pächters und die Rente des Grundeigentümers gezogen wird, geringer werden. Aber in entlegenen Gegenden ist, wie schon gezeigt wurde, der Gewinnsatz gewöhnlich höher als in der Nähe einer großen Stadt und es muß daher dem Grundeigentümer ein kleinerer Anteil an diesem verringerten Überschuß zufallen.

Gute Wege, Kanäle und schiffbare Flüsse ermäßigen die Frachtkosten und stellen dadurch die entlegenen Teile eines Landes mit der Umgegend einer Stadt ziemlich auf denselben Fuß. Sie sind deswegen der größte aller Fortschritte. Sie ermuntern den Anbau der entlegenen Gegenden eines Landes, die stets am umfangreichsten sind. Sie sind vorteilhaft für die Stadt, indem sie das Monopol des platten Landes der Umgegend aufheben; sie nützen aber auch dieser Umgegend selbst. Obwohl sie konkurrierende Waren auf ihren frühern Markt bringen, öffnen sie doch auch ihren Erzeugnissen manche neuen Märkte. Überdies ist das Monopol ein großer Feind guter Wirtschaft, die nur infolge jenes freien und allgemeinen Wettbewerbs, der jedermann um seiner eigenen Selbstverteidigung willen zwingt, sein Geschäft ordentlich zu treiben, sich allgemein verbreiten kann. Es ist kaum fünfzig Jahre her, daß einige Grafschaften in der Nähe von London bei dem Parlament gegen die Ausdehnung der Chausseen bis in die entfernteren Gegenden des Landes vorstellig wurden. Diese entlegeneren Gegenden, behaupteten sie, würden sich durch die Wohlfeilheit ihrer Arbeit instand gesetzt sehen, Heu und Getreide auf dem Londoner Markte

wohlfeiler als sie zu verkaufen, und dadurch ihre Renten vermindern und ihren Landbau zu Grunde richten. Ihre Renten sind jedoch seitdem gestiegen und ihr Bodenanbau hat sich verbessert.

Ein Getreidefeld von mässiger Fruchtbarkeit bringt viel mehr Nahrungsmittel für die Menschen hervor, als der beste Weideplatz von gleichem Umfang. Erfordert seine Bestellung auch weit mehr Arbeit, so ist doch der nach Abzug der Saat und des Unterhalts der Arbeiter übrig bleibende Ertrag gleichfalls weit größer. Wäre mithin ein Pfund Fleisch zu keiner Zeit mehr wert gewesen, als ein Pfund Brot, so würde jener größere Überschuß auch immer von größerem Werte sein, und sowohl den Gewinn des Pächters wie die Rente des Grundherrn erhöhen. Und so scheint es wirklich in den rohen Anfängen der Bodenkultur allgemein der Fall gewesen zu sein.

Aber der relative Wert dieser verschiedenen Nahrungsmittel, des Brotes und des Fleisches, ist in den verschiedenen Zeiten der Landwirtschaft sehr ungleich. In ihren rohen Anfängen werden die nicht urbar gemachten Wildnisse, die zu dieser Zeit den bei weitem größten Teil des Landes einnehmen, samt und sonders dem Vieh überlassen. Es gibt dann mehr Fleisch, als Brot, und folglich ist das Brot dasjenige Nahrungsmittel, für das die größte Konkurrenz vorhanden ist, und das darum auch höher im Preis steht. In Buenos Aires waren, wie Ulloa erzählt, noch vor vierzig oder fünfzig Jahren vier Realen ($21\frac{1}{2}$ Pence) der gewöhnliche Preis eines aus einer Herde von zwei oder drei hundert Stück ausgesuchten Rindes. Vom Preise des Brotes redet Ulloa nicht, wahrscheinlich weil er nichts Auffallendes daran fand. Ein Rind, sagt er, kostet dort wenig mehr, als die Arbeit, es zu fangen. Dagegen kann Getreide nicht ohne viele Arbeit gezogen werden,

und in einem Lande, das am La Plata liegt, damals der direkten Straße von Europa nach den Silberminen von Potosi, konnte der Geldpreis der Arbeit nicht sehr wohlfeil sein. Anders verhält sich die Sache, wenn der Anbau sich schon über den größten Teil des Landes ausgedehnt hat. Dann giebt es mehr Brot als Fleisch, der Wettbewerb ändert seine Richtung, und der Preis des Fleisches wird höher, als der des Brotes.

Durch die Ausdehnung der Bodenkultur wird ohnehin das unbebaute Weideland unzureichend, der Nachfrage nach Fleisch zu genügen. Dann muß ein großer Teil des bestellten Landes zur Zucht und Mast des Viehs hergegeben werden, und der Preis des letzteren muß also hoch genug sein, um nicht nur die zur Viehzucht nötige Arbeit, sondern auch die Rente, welche der Grundeigentümer, und den Gewinn, den der Pächter aus solchem Lande zog, so lange es als Ackerland benutzt wurde, zu bezahlen. Das Vieh, das auf völlig unbebautem Haideland aufwächst, erzielt auf dem Markte je nach dem Gewicht oder der Güte denselben Preis wie das auf den besten Ländereien aufgezogene. Die Eigentümer solcher Haiden gewinnen dabei, und steigern die Rente ihres Landes nach dem Verhältnis des Viehpreises. Noch vor einem Jahrhundert war in vielen Gegenden der schottischen Hochlande Fleisch ebenso wohlfeil, oder noch wohlfeiler, als Haferbrot. Nachdem aber die Vereinigung der beiden Königreiche dem Vieh des Hochlandes den englischen Markt geöffnet hat, ist der gewöhnliche Preis dreimal so hoch, als am Anfang des Jahrhunderts, und die Renten vieler hochländischen Güter haben sich in derselben Zeit verdrei- und vervierfacht. Fast durchweg ist heute in Großbritannien ein Pfund des besten Fleisches mehr wert, als zwei Pfund des besten Weizenbrots; und in Jahren reicher Ernten ist es mitunter drei oder vier Pfund Weizenbrot wert.

So wird bei fortschreitender Kultur die Rente und der Gewinn unangebauten Weidelandes in einem gewissen Grade durch die Rente und den Gewinn des angebauten Landes und diese ihrerseits werden durch die Rente und den Gewinn des Getreides bedingt. Getreide erntet man Jahr aus, Jahr ein, Fleisch hingegen braucht vier oder fünf Jahre, um zum Verbrauch des Menschen reif zu werden. Bringt nun ein Morgen viel weniger von dem einen, als von dem andern Nahrungsmittel hervor, so muß die geringere Menge durch den höheren Preis ausgeglichen werden. Würde sie mehr als ausgeglichen, so würde man mehr Getreideland in Weideplätze verwandeln; wäre dies nicht der Fall, so würde man einen Teil der Weideplätze wieder zum Getreidebau verwenden.

Man muß jedoch festhalten, daß diese Gleichheit zwischen Rente und Gewinn von Gras, d. h. von einem Boden, dessen unmittelbares Erzeugnis Nahrung für Vieh, und einem andern, dessen unmittelbares Erzeugnis Nahrung für Menschen ist, nur durchschnittlich vom größten Teil des kultivierten Bodens eines großen Landes gilt. Gewisse örtliche Lagen aber können dies ändern, und Rente und Gewinn vom Grasland sind dort weit höher, als vom Getreideland.

So bewirkt oft in der Nähe einer großen Stadt die Nachfrage nach Milch und Pferdefutter, so wie der hohe Preis des Fleisches eine Steigerung des Werts von Grasland über sein so zu sagen natürliches Verhältnis zum Getreideland. Dieser örtliche Vorteil kann jedoch offenbar entfernteren Ländereien nicht zu Gute kommen.

Manche Länder sind durch besondere Umstände so volkreich geworden, daß ihr ganzes Gebiet in ähnlicher Weise, wie die Ländereien in der Nähe einer großen Stadt, unzureichend geworden ist, um das für den Bedarf der Einwohner nötige Getreide und das Viehfutter zu

liefern. Ihr Boden wird deshalb hauptsächlich zum Ziehen von Futterpflanzen benutzt, die wegen ihrer Massigkeit nicht so leicht aus weiter Ferne herbeigeschafft werden können, wohingegen das Getreide, das Nahrungsmittel der großen Masse des Volks, meist aus fremden Ländern eingeführt wird. Gegenwärtig befindet sich Holland in dieser Lage, und in der Blütezeit der Römer scheint es mit einem großen Teil des alten Italiens eben so gewesen zu sein. Eine gute Viehzucht, sagte nach Ciceros Bericht der ältere Cato, ist das erste und gewinnreichste in der Landwirtschaft, leidliche Viehzucht das zweite, und schlechte das dritte. Der Feldwirtschaft wies er erst den vierten Platz im Gewinn und Vorteil an. In der That muß die Feldwirtschaft in der Umgegend Roms durch die häufigen Verteilungen von Getreide an das Volk, entweder umsonst oder zu sehr niedrigem Preise, damals außerordentlich entmutigt worden sein. Dies Getreide wurde aus den eroberten Provinzen gebracht, von denen manche dem Staate an Stelle von Steuern den zehnten Teil ihrer Bodenerzeugnisse zu einem festgesetzten Preis, etwa sechs Pence für das Peck, liefern mußten. Der niedrige Preis, zu dem dies Getreide an das Volk verteilt wurde, mußte notwendig den Preis des aus Latium, dem alten Gebiete Roms, zu Markt kommenden, drücken und vom Getreidebau abschrecken.

In einer waldlosen Gegend, deren Haupterzeugnis Getreide ist, wird ebenfalls ein wohl gehegtes Weideland oft besser rentieren, als ein benachbartes Getreidefeld. Es dient zum Unterhalt des für den Ackerbau nötigen Viehs, und seine Rente wird in diesem Falle nicht sowohl von dem Werte seines eignen Erzeugnisses, als von dem des Getreidelandes gezahlt, das als Weide dient. Die Rente würde wahrscheinlich sinken, wenn die benachbarten Ländereien alle zu Weide gemacht würden. Die gegenwärtige hohe Rente eingehogter

Weiden in Schottland scheint von ihrer Seltenheit herzurühren, und wird wahrscheinlich nur so lange dauern, wie diese Seltenheit. Der Vorteil des Einhegens ist für die Weide größer, als für das Getreide, da hierdurch die Arbeit des Hüters erspart wird, und das Vieh auch viel besser gedeiht, wenn es nicht von dem Hirten und seinem Hunde beunruhigt wird.

Wo sich aber kein ähnlicher örtlicher Vorteil findet, muß natürlich die Rente und der Gewinn, die das Getreide, oder was sonst die gewöhnliche Pflanzennahrung des Volkes bildet, auf den dazu geeigneten Äckern erzieht, die Rente und den Gewinn der Weiden bestimmen.

Es wäre zu erwarten, daß die Einführung der künstlichen Futterkräuter, der Rüben, der Möhren, des Kohls und anderer Auskunftsmitel, auf die man gekommen ist, um auf einem gleich großen Stück Land eine größere Anzahl Vieh zu ziehen, als es mit dem wildwachsenden Gras tunlich ist, den höheren Preis des Fleisches gegen das Brot etwas ermäßigte. In der Tat scheint es auch so zu sein, und man hat einigen Grund zu glauben, daß wenigstens auf dem Londoner Markte der Preis des Fleisches im Verhältnis zu dem des Brotes in neuerer Zeit viel niedriger ist, als er es im Anfang des vorigen Jahrhunderts war.

In dem Anhang zum Leben des Prinzen Heinrich hat uns Doktor Birch ein Verzeichnis der im Haushalt dieses Prinzen gewöhnlich gezahlten Fleischpreise gegeben. Es heißt dort, daß die vier Viertel eines Ochsen von 600 Pfd. ihn gewöhnlich ungefähr £ 9. 10 sh. gekostet haben; das macht 31 sh. 8 d. für 100 Pfund. Prinz Heinrich starb am 6. November 1612, in seinem neunzehnten Jahre.

Im März 1764 wurde vom Parlament eine Untersuchung über die Ursachen der dormaligen hohen Lebensmittelpreise angeordnet. Unter anderem wurde

von einem Rheder festgestellt, daß er im März 1763 für die Verproviantierung seiner Schiffe Rindfleisch mit 24 oder 25 Schilling für 100 Pfund bezahlt habe, was seiner Ansicht nach der gewöhnliche Preis war, während er in diesem teuren Jahre 27 sh. habe zahlen müssen. Gleichwohl ist dieser hohe Preis des Jahres 1764 um 4 sh. 8 d. wohlfeiler, als der vom Prinzen Heinrich gezahlte gewöhnliche Preis, und nur das beste Rindfleisch eignet sich zum Einsalzen für weite Reisen.

Der vom Prinzen Heinrich bezahlte Preis beträgt $3\frac{4}{5}$ Pence auf das Pfund vom ganzen Ochsen, gute und schlechte Stücke zusammen; folglich konnten nach diesem Satze ausgesuchte Stücke im Detailverkauf nicht unter $4\frac{1}{2}$ —5 d. das Pfund abgelassen werden.

Bei der erwähnten Enquête von 1764 gaben die Zeugen an, daß ausgesuchte Stücke vom besten Rindfleisch den Verbraucher auf 4 und $4\frac{1}{2}$ d. das Pfund und ordinäre Stücke im Allgemeinen auf 7 Farthing ($1\frac{3}{4}$ d.) bis zu $2\frac{1}{2}$ und $2\frac{3}{4}$ d. zu stehen kommen; ein Preis, der nach ihrer Aussage im Ganzen um einen halben Penny höher ist, als der, für den dieselben Stücke im März verkauft zu werden pflegten. Dennoch ist auch dieser hohe Preis noch viel wohlfeiler, als der gewöhnliche Detailpreis zur Zeit des Prinzen Heinrich sein mußte.

Während der ersten zwölf Jahre des vorigen Jahrhunderts war der Durchschnittspreis des besten Weizens auf dem Markte zu Windsor £ 1. 18 sh. $3\frac{1}{6}$ d. der Quarter à neun Winchester Bushels.

Dagegen war in den zwölf Jahren vor 1764, letzteres Jahr mit inbegriffen, der Durchschnittspreis derselben Quantität Weizens auf dem nämlichen Markte £ 2. 1 sh. $9\frac{1}{2}$ d.

Hieraus geht hervor, daß in den zwölf ersten Jahren

des vorigen Jahrhunderts der Weizen viel wohlfeiler und das Fleisch viel teurer war, als in den zwölf Jahren vor 1764, mit Einschluß des letzteren Jahres.

In allen großen Ländern wird der größte Teil des angebauten Bodens zur Erzeugung von Nahrung für Menschen oder Vieh verwendet. Rente und Gewinn dieses Teiles regeln die Rente und den Gewinn alles anderen angebauten Landes. Bringt irgend ein Produkt weniger ein, so wird man den Boden bald in Kornfeld oder Weide verwandeln; bringt es mehr ein, so wird man einen Teil des Getreide- und Weidelandes auf das entsprechende Produkt verwenden.

Produkte, die entweder größere Ausgaben beim ersten Anbau, oder einen größeren jährlichen Zuschuß für ihre weitere Kultur erfordern, scheinen zwar gewöhnlich eine größere Rente oder aber einen größeren Gewinn abzuwerfen, als Getreide oder Futterkräuter; selten aber wird dieser Mehrertrag einen billigen Zins oder Ersatz für die Mehrkosten übersteigen.

Bei einem Hopfen-, Obst- oder Gemüsegarten pflegt die Rente des Grundeigentümers und der Gewinn des Pächters höher zu sein, als bei einem Getreidefeld oder Weideland. Aber es erfordert auch mehr Kosten, den Boden dazu herzurichten, und muß deshalb dem Grundeigentümer eine höhere Rente bringen. Andererseits erfordert solches Land eine aufmerksamere und geschicktere Behandlung: deshalb gebührt dem Pächter ein größerer Gewinn. Auch ist die Ernte, wenigstens der Hopfen- und Obstgärten, ungewisser, und der Preis muß deshalb außer dem Ersatz gelegentlicher Verluste auch noch eine Art Versicherungsprämie liefern. Die in der Regel ärmlichen, immer aber nur mäßigen Vermögensumstände der Gärtner, beweisen hinlänglich, daß ihre große Geschicklichkeit in der Regel nicht zu gut belohnt wird. Ihre angenehme Kunst wird von so

vielen reichen Leuten zum Zeitvertreib ausgeübt, daß die, welche davon leben wollen, nur wenig Vorteil daraus ziehen können, weil die Leute, die eigentlich ihre besten Kunden sein sollten, sich mit ihren kostbarsten Produkten selber versorgen.

Der Vorteil, den der Grundeigentümer aus solchen Anlagen zieht, scheint zu keiner Zeit größer gewesen zu sein, als zum Ersatz der ursprünglichen Bestellungskosten hinreichend war. In der Landwirtschaft des Altertums scheint nächst dem Weinberge ein gutbewässerter Gemüsegarten derjenige Teil des Gutes gewesen zu sein, den man für den einträglichsten hielt. Doch meinte Demokrit, der ungefähr vor zweitausend Jahren über Landwirtschaft geschrieben hat, und bei den Alten als einer der Väter dieser Kunst galt, es sei nicht vorteilhaft, einen Gemüsegarten einzuhegen. Sein Gewinn, sagte er, ersetze die Kosten einer Steinmauer nicht und Ziegel — er verstand darunter, wie ich glaube, an der Sonne gebackene Ziegel — verwitterten durch Regen und rauhe Winde und bedürften beständiger Ausbesserung. Columella, der dies Urteil Demokrits mitteilt, widerspricht ihm nicht, sondern rät nur zu einer sehr wohlfeilen Einhegungsart, nämlich einem Zaune aus Brombeersträuchern und Dornen, der, wie er aus eigener Erfahrung wisse, sehr haltbar und undurchdringlich sei, zur Zeit Demokrits aber wenig bekannt gewesen zu sein scheint. Palladius tritt der Meinung Columellas, die auch Varro bestätigt hatte, bei. Nach dem Urteil dieser alten Schriftsteller war, wie es scheint, der Ertrag eines Gemüsegarten kaum mehr als hinreichend, um die ungeweine Pflege und die Kosten der Bewässerung bezahlt zu machen; denn damals, wie noch heute, orachtete man es in so heißen Ländern für notwendig, ein fließendes Wasser zu haben, das auf jedes Gartenbeet geleitet werden konnte.

Auch jetzt noch hält man im größten Teil Europas einen Gemüsegarten nicht für einträglich genug, um einen besseren Zaun, als den von Columella empfohlenen, zu verdienen. In Großbritannien und mehreren anderen nördlichen Ländern können die feineren Früchte nur unter dem Schutze einer Mauer zur Reife gebracht werden. In solchen Ländern muß daher der Preis des Obstes hoch genug sein, um die Kosten des Baues und Unterhalts der unentbehrlichen Einfriedigung zu bestreiten. Die Mauer des Obstgartens schließt oft auch den Gemüsegarten ein, dem dadurch der Vorteil einer Einhegung zu teil wird, die aus seinem Ertrage nicht hätte bezahlt werden können.

Daß ein gut gehaltener und zur Vollkommenheit gebrachter Weinberg der wertvollste Teil eines Gutes sei, scheint in der Landwirtschaft der Alten ein unbezweifelnder Grundsatz gewesen zu sein, wie er es heute noch in allen Weinländern ist. Ob es aber vorteilhaft sei, einen neuen Weinberg anzulegen, war, wie man aus Columella ersieht, unter den alten italienischen Landwirten eine Streitfrage. Er selbst entscheidet sich als ein wahrer Liebhaber aller sorgfältigen Kultur zu gunsten des Weinbergs und sucht durch einen Vergleich des Gewinnes mit den Kosten zu beweisen, daß der Weinbau eine sehr vorteilhafte Kultur sei. Vergleiche zwischen Gewinn und Kosten sind jedoch bei neuen Produkten in der Regel höchst trügerisch, am allermeisten aber in der Landwirtschaft. Wäre der aus solchen Pflanzungen sich ergebende Gewinn in der Regel so groß gewesen, wie Columella annahm, so hätte kein Streit darüber bestehen können. Der nämliche Punkt ist auch heute noch in Weinländern oft streitig. Die dortigen Schriftsteller über Landwirtschaft scheinen wie Columella, als Freunde und Beförderer einer hohen Kultur, allerdings im Allgemeinen geneigt sich zu Gunsten des Weinbaues zu

erklären. Auch scheint in Frankreich der Eifer, mit dem die Eigentümer alter Weinberge die Anlagen neuer zu hintertreiben suchen, für ihre Meinung zu sprechen und darauf hinzudeuten, daß diejenigen, bei denen die nötige Erfahrung vorausgesetzt werden kann, diesen Kulturzweig vorläufig für vorteilhafter halten als jeden andern im Lande. Es scheint jedoch gleichzeitig auch darauf hinzudeuten, daß der höhere Gewinn nicht länger dauern kann, als die Gesetze, welche gegenwärtig den freien Anbau des Weins einschränken. Im Jahre 1731 wurde ein Ministerialbefehl erwirkt, der sowohl die Anlegung neuer Weinberge, als auch die Wiederherstellung derer, deren Bebauung zwei Jahre lang unterblieben war, verbot, es sei denn, daß, auf Bericht des Intendanten der Provinz, daß das Land untersucht und zu jeder anderen Kultur untauglich befunden sei, der König eine ausdrückliche Erlaubnis hierzu gebe. Den Vorwand zu diesem Erlaß gab der Mangel an Getreide und Viehfutter und der Überfluß an Wein. Wäre dieser Überfluß aber wirklich festgestellt worden, so würde er auch ohne einen Ministerialerlaß die Anlegung neuer Weinberge dadurch verhindert haben, daß er den Gewinn dieses Kulturzweiges unter sein natürliches Verhältnis zu dem Gewinn vom Getreide und Viehfutter heruntergebracht hätte. Was den Kornmangel betrifft, der durch die Vermehrung der Weinberge angeblich verursacht sein soll, so wird in ganz Frankreich nirgends so sorgfältig Getreide gebaut, wie gerade, so weit der Boden sich dazu eignet, in den Weinprovinzen, wie in Burgund, Guienne und Ober-Languedoc. Die vielen Arbeiter, die in dem einen Kulturzweige gebraucht werden, muntern notwendig zu dem andern auf, indem sie für die Produkte des letzteren einen nahen Markt schaffen. Die Zahl der zahlungsfähigen Verbraucher zu verringern, ist gewiß ein höchst ungeeignetes Mittel, den Getreide-

bau zu fördern. Es ist das eine ähnliche Wirtschaftspolitik, wie die, welche den Landbau dadurch fördern will, daß sie die Industrie schwächt.

Rente und Gewinn von den Erzeugnissen, die entweder größere anfängliche Kosten zur Herrichtung des Landes, oder größere jährliche Kosten erfordern, sind also zwar oft weit höher, als die von Getreide und Weideland, werden aber, wenn sie nur diese außergewöhnlichen Kosten wieder erstatten, in Wahrheit durch die Rente und den Gewinn dieser gewöhnlichen Ernten bestimmt.

Allerdings kommt es zuweilen vor, daß das Stück Landes, welches für ein bestimmtes Produkt eingerichtet werden kann, zu klein ist, um die wirksame Nachfrage zu befriedigen. Der gesamte Ertrag kann an solche Abnehmer verkauft werden, die etwas mehr zu geben bereit sind, als die Bezahlung der Rente, des Gewinns und Lohns nach ihren natürlichen oder in den meisten Teilen des übrigen kultivierten Landes bewilligten Sätzen zusammen erfordert. Der Rest des Preises, der nach Bezahlung der gesamten Anlage- und Kulturkosten übrig bleibt, mag in diesem Falle, aber auch nur in diesem, gewöhnlich in keinem regelmäßigen Verhältnis zu dem gleichen Überschuß von Getreide und Viehfutter stehen, sondern es in beliebigem Maße überschreiten, und das Meiste von diesem Überschuß kommt dem Grundeigentümer als Rente zu gute.

Das gewöhnliche und natürliche Verhältnis, z. B. zwischen der Rente und dem Gewinn des Weins und denen des Getreides und Futters, kann man nur bei denjenigen Weinbergen anzutreffen erwarten, die bloß die gewöhnlichen guten Weine hervorbringen, d. h. solche, die fast überall auf jedem leichten Kies- oder Sandboden wachsen und sich nur durch ihre Stärke und Zuträglichkeit empfehlen. Nur mit solchen Weinbergen kann der gewöhnliche Boden des Landes in

Wettbewerb treten; daß er es mit denen von ausgezeichneter Qualität nicht kann, ist von selbst klar.

Der Wein wird durch die Verschiedenheit des Bodens mehr beeinflußt, als jede andere Frucht. Mancher Boden erteilt ihm eine Blume, die, wie man annimmt, weder Kultur noch Behandlung ihm auf einem anderen Boden geben kann. Diese wirkliche oder eingebildete Blume ist zuweilen dem Produkte einiger weniger Weinberge eigen, bald erstreckt sie sich über die meisten Weinberge eines kleinen Gebiets, bald endlich über einen beträchtlichen Teil einer großen Provinz. Die ganze auf den Markt gebrachte Quantität solcher Weine bleibt hinter der wirksamen Nachfrage d. h. der Nachfrage derer, die Rente, Gewinn und Lohn nach den üblichen oder für gewöhnliche Weinberge geltenden Sätzen voll auf zu bezahlen bereit sind, zurück. Die ganze Quantität kann mithin an Leute verkauft werden, die mehr zu zahlen bereit sind, und hierdurch steigt der Preis notwendig über den des gewöhnlichen Weins. Die Differenz ist größer oder kleiner, je nachdem die Mode und der geringe Vorrat den Wettbewerb der Käufer mehr oder weniger anfeuert. Stets aber fällt das meiste davon der Rente des Grundeigentümers zu. Denn ob schon solche Weinberge gewöhnlich sorgfältiger bestellt werden, als die meisten übrigen, so scheint doch der hohe Preis des Weines nicht sowohl eine Wirkung, als die Ursache dieser sorgfältigen Kultur zu sein. Bei einem so wertvollen Produkte ist ein durch Nachlässigkeit herbeigeführter Verlust groß genug, um auch den Fahrlässigsten zur Aufmerksamkeit zu nötigen. Demnach ist ein kleiner Teil des hohen Preises hinreichend, den Lohn für die ungewöhnlich große Arbeit und den Gewinn für das mehr als gewöhnliche Kapital zu erstatten.

Die Zuckerpflanzungen, die die europäischen Nationen in Westindien besitzen, lassen sich mit diesen edeln Weinbergen vergleichen. Ihr gesamtes Erträgnis

bleibt hinter der wirksamen Nachfrage von Seiten Europas zurück und läßt sich an Abnehmer verkaufen, die mehr zu geben bereit sind, als zur Deckung der Rente, des Gewinnes und Lohnes nach den Sätzen hinreicht, zu welchen sie durch andere Produkte bezahlt zu werden pflegen. In Cochinchina pflegt nach der Angabe Poivres*), eines sehr sorgfältigen Beobachters der Landwirtschaft dieses Landes, der Zentner vom feinsten weißen Zucker für drei Piaster, also etwa 13 sh. 6 d. unseres Geldes, verkauft zu werden. Der dortige Zentner wiegt zwischen 150—200, oder in einer Durchschnittszahl 175 pariser Pfund, was den Preis eines englischen Zentners von hundert Pfund auf etwa 8 sh. stellt, also nicht den vierten Teil dessen, was gewöhnlich für den aus unseren Kolonien eingeführten braunen Zucker (Muskovade) gezahlt wird, und nicht den sechsten Teil dessen, was der feinste weiße Zucker kostet. Auf dem größten Teil des kultivierten Landes in Cochinchina werden Getreide und Reis, die Nahrungsmittel der Volksmassen, gebaut. Die Preise des Getreides, Reises und Zuckers stehen dort wahrscheinlich in ihrem natürlichen Verhältnis zu einander, d. h. in demjenigen, welches naturgemäß zwischen den verschiedenen Erzeugnissen des meisten kultivierten Landes platzgreift und sowohl den Grundeigentümer wie den Pächter für die anfänglichen Kosten der Anlage und die jährlichen Kosten der Bebauung ungefähr entschädigt. Dagegen steht der Preis des Zuckers in unseren Zuckerpflanzungen zu dem des Reises und Getreides in Europa und Amerika in keinem solchen Verhältnis. Man sagt, daß nach den Erwartungen der Zuckerpflanzler Rum und Syrup alle Kosten der Pflanzung decken müssen, der Zucker selbst aber als reiner Gewinn übrig bleibt. Wenn dies wahr ist, was ich dahin

*) Voyage d'un philosophe.

gestellt sein lasse, so wäre es ungefähr dasselbe, als wenn ein Getreidepächter für alle seine Kosten durch Streu und Stroh entschädigt zu werden erwartete, um das Korn als reinen Gewinn übrig zu behalten. In London und anderen Handelsstädten sieht man oft Handelsgesellschaften wüste Ländereien in unseren Zuckerkolonien kaufen, um sie durch Faktoren und Verwalter mit Gewinn anbauen und kultivieren zu lassen, trotz der weiten Entfernung und trotzdem, daß bei der mangelhaften Rechtspflege in jenen Ländern die Wiedererstattung des Kapitals höchst unsicher ist. Niemandem fällt es dagegen ein, selbst die fruchtbarsten Ländereien Schottlands und Irlands, oder die Kornprovinzen Nordamerikas durch Agenten und Verwalter bewirtschaften zu lassen, obwohl sich wegen der geordneteren Rechtspflege dieser Länder von dorthier eine regelmäßigere Wiedererstattung erwarten läßt.

In Virginien und Maryland wird der Tabaksbau dem Getreidebau als einträglicher vorgezogen. Der Tabak könnte in den meisten europäischen Ländern mit Vorteil gebaut werden, ist aber fast überall eines der hauptsächlichsten Steuerobjekte geworden, und man denkt, es werde schwieriger sein, die Steuer von jedem einzelnen Gute, auf dem diese Pflanze gezogen würde, einzutreiben, als sie am Zollhause bei der Einfuhr zu erheben. Aus diesem Grunde verbot man törichter Weise den Tabaksbau in den meisten europäischen Ländern, und verschaffte dadurch notwendig den Ländern, in denen er erlaubt ist, eine Art Monopol; und da Virginien und Maryland die größte Menge Tabak hervorbringen, so haben sie, obgleich nicht ganz ohne Konkurrenten, reiche Vorteile von diesem Monopol. Indeß scheint der Tabaksbau doch nicht so vorteilhaft zu sein, als der Bau des Zuckers. Ich habe nie von einer Tabakspflanzung gehört, die durch das Kapital in Großbritannien wohnender Kaufleute angelegt und

kultiviert wäre, und unsere Tabakskolonien schicken uns keine so reich gewordenen Pflanzer nach Hause, wie wir sie oft aus unseren Zuckerinseln anlangen sehen. Obwohl nach dem Vorzug, den man in jenen Kolonien dem Tabaksbau vor dem Getreidebau gibt, geschlossen werden zu müssen scheint, daß die wirksame europäische Nachfrage nach Tabak nicht vollständig befriedigt wird, so ist es doch wahrscheinlich mehr der Fall, als beim Zucker; und obwohl der jetzige Preis des Tabaks wahrscheinlich mehr als hinreichend ist, Rente, Lohn und Gewinn nach den Sätzen, die in Getreideländern bezahlt zu werden pflegen, zu decken, so kann er doch nicht um so Vieles höher sein, als es der gegenwärtige Preis des Zuckers ist. Darum haben auch unsere Tabakspflanzer dieselbe Furcht vor einem Überfluß an Tabak an den Tag gelegt, wie die Eigentümer alter Weinberge in Frankreich vor einem Überfluß an Wein. Durch gesetzliche Akte schränken sie den Tabaksbau auf sechstausend Pflanzen (die etwa tausend Pfund Tabak liefern) für jeden Neger zwischen sechzehn und sechzig Jahren ein. Ein Neger kann, wie man rechnet, außer dieser Menge Tabak noch vier Acres Mais besorgen. Um den Markt vor Überführung zu bewahren, soll man, wie Dr. Douglas*) — wohl nach unzuverlässigen Quellen — berichtet, zuweilen in ertragreichen Jahren eine bestimmte Menge Tabak, im Verhältnis zur Zahl der Neger, verbrannt haben, wie es auch die Holländer angeblich mit ihren Gewürzen machen. Wenn ein so gewaltsames Verfahren nötig ist, um den gegenwärtigen Preis des Tabaks aufrecht zu erhalten, so wird der etwaige größere Vorteil, den der Tabaksbau vor dem Getreidebau voraus hat, wahrlich nicht mehr von langer Dauer sein.

Auf diese Weise also bestimmt die Rente des mit menschlichen Nahrungsmitteln angebauten Landes, die

*) Douglas, Summary. Vol. II, p. 372, 373.

Rente des meisten übrigen angebauten Landes. Sein Produkt kann lange Zeit hindurch weniger abwerfen, weil sonst der Boden sogleich zu einem anderen Gebrauche eingerichtet würde; wenn aber ein Produkt für gewöhnlich mehr abwirft, so hat das seinen Grund darin, daß die Menge Landes, welches dazu gebraucht werden kann, zu klein ist, um die wirksame Nachfrage zu befriedigen.

In Europa ist das Getreide das hauptsächlichste unmittelbar zur Nahrung der Menschen dienende Erzeugnis des Bodens. Daher bestimmt hier auch mit Ausnahme weniger Fälle die Rente des Getreidelandes die alles anderen angebauten Landes. Britannien braucht weder Frankreich um seine Weinberge, noch Italien um seine Olivenhaine zu beneiden. Mit wenigen Ausnahmen wird ihr Wert durch den des Getreides bestimmt, und in diesem steht Britannien keinem der beiden Länder an Fruchtbarkeit viel nach.

Wenn in irgend einem Lande das allgemeinste und beliebteste pflanzliche Nahrungsmittel des Volkes in einer Pflanze bestände, von der der gewöhnlichste Boden bei gleicher oder fast gleicher Kultur eine weit größere Menge hervorbrächte, als der fruchtbarste Getreideboden, so würde die Rente des Grundeigentümers oder der Überschuß, der ihm nach Bezahlung der Arbeit und Wiedererstattung des Kapitals samt üblichem Gewinn übrig bliebe, notwendig viel größer sein. Wie hoch auch der gewöhnliche Unterhalt der Arbeiter in diesem Lande zu stehen käme, so könnte doch jener Überschuß stets eine größere Zahl von ihnen unterhalten und folglich den Grundeigentümer instand setzen, über die größere Anzahl zu verfügen. Der wahre Wert seiner Rente, seine wahre Macht und Autorität, seine Verfügungskraft über die Bedürfnisse und Genußmittel des Lebens, die er durch anderer Arbeit erlangen könnte, würde notwendig viel größer sein.

Ein Reisfeld bringt eine weit größere Menge Nahrung hervor, als das fruchtbarste Kornfeld. Zwei Ernten des Jahres, von dreißig bis sechzig Bushel jede, sollen der gewöhnliche Ertrag eines Acre sein. Obgleich nun der Reisbau mehr Arbeit erfordert, so bleibt doch nach Abzug des Unterhalts aller Arbeiter ein weit größerer Überschuß zurück. Daher muß in den Reisländern, wo der Reis die allgemein beliebte pflanzliche Nahrung des Volkes ist, und wo die Landarbeiter selbst fast ihren ganzen Unterhalt damit bestreiten, von diesem größeren Überschuß auch dem Grundeigentümer ein größerer Anteil zu gute kommen, als in den Getreideländern. In Carolina, wo die Pflanzer, wie in anderen britischen Kolonien, zugleich Pächter und Grundeigentümer sind, und wo deshalb die Rente mit dem Gewinn zusammenfällt, findet man den Reisbau einträglicher, als den Getreidebau, obgleich die Felder nur eine Ernte im Jahre geben, und der Reis wegen der vorherrschenden europäischen Lebensart nicht das allgemein beliebte Nahrungsmittel des Volkes ist.

Ein gutes Reisfeld bildet das ganze Jahr hindurch einen Sumpf, und in einer Jahreszeit einen mit Wasser bedeckten Sumpf. Es eignet sich weder für Getreide- noch für Futterbau noch für Weinbau, oder überhaupt für irgend eine Nutzpflanze; und Ländereien, die sich zu diesen Zwecken eignen, sind nicht tauglich zum Reisbau. Daher kann auch selbst in Reisländern die Rente der Reisfelder nicht die Rente des übrigen angebauten Bodens bestimmen, da dieser niemals zum Reisbau gebraucht werden kann.

Die auf einem Kartoffelfelde erzeugte Nahrung steht dem Produkte eines Reisfeldes an Menge nicht nach, und übertrifft den Ertrag eines Weizenfeldes bei weitem. Zwölftausend Pfund Kartoffeln von einem Acre Land ist im Verhältnis nicht mehr, als zweitausend Pfund

Weizen. Zwar steht der solide Nahrungsstoff, der aus jeder dieser beiden Pflanzen gewonnen werden kann, in keinem Verhältnis zu ihrem Gewichte, da die Kartoffeln viel Wasser enthalten; aber auch zugegeben, das halbe Gewicht dieser Wurzel werde zu Wasser — in Wahrheit ist es nicht so viel —, so bringt doch ein Kartoffelfeld sechstausend Pfund soliden Nahrungstoffes, also dreimal so viel als ein gleich großer Weizenacker hervor. Ein Kartoffelfeld läßt sich mit weniger Kosten bestellen, als ein Weizenfeld, da die Brache, die gewöhnlich der Aussaat des Weizens vorhergeht, das Hacken und die übrige Arbeit, deren die Kartoffel bedarf, mehr als aufwiegt. Sollte diese Wurzel jemals in einem europäischen Lande eben so wie der Reis in manchen Reisländern zum allgemein beliebten pflanzlichen Nahrungsmittel des Volkes werden, so daß ihr eben so viel Boden gewidmet würde, als man jetzt für Weizen und andere Getreidearten bestimmt, so würde eine gleiche Menge Landes eine weit größere Menschenmenge ernähren, und da die Arbeiter allgemein von Kartoffeln lebten, würde nach Wiedererstattung des Kapitals und des Unterhalts aller zur Bodenkultur nötigen Arbeit ein größerer Überschuß bleiben. Auch der Anteil des Grundbesitzers an diesem Überschuß würde größer werden. Die Bevölkerung würde wachsen, und die Renten würden weit höher steigen, als sie gegenwärtig stehen.

Ein Boden, der sich zum Kartoffelbau eignet, ist zu fast allen anderen Nutzpflanzen tauglich. Nähmen die Kartoffeln eben so viel bebautes Land ein, als jetzt das Getreide, so würden sie gerade so wie dieses die Rente des meisten übrigen bebauten Landes bestimmen.

In einigen Gegenden von Lancashire behauptet man, wie man mir gesagt hat, daß Haferbrot eine kräftigere Nahrung für Arbeiter sei, als Weizenbrot; und dieselbe Ansicht habe ich in Schottland oft aufstellen hören.

Ich hege indeß einigen Zweifel an ihrer Richtigkeit. Die unteren Volksklassen in Schottland, die von Hafermehl leben, sind im Allgemeinen weder so stark noch so hübsch, als dieselben Volksklassen in England, wo sie Weizenbrot essen. Die Schotten arbeiten weder so gut, noch sehen sie so gut aus, und da unter den besseren Klassen der beiden Länder kein solcher Unterschied besteht, so scheint die Erfahrung zu lehren, daß die Nahrung der unteren Volksklassen in Schottland dem menschlichen Körper nicht so zuträglich ist, als die der nämlichen Volksklassen in England. Anders verhält sich die Sache bei den Kartoffeln. Die Londoner Sänften-, Last- und Kohlenträger sind vielleicht die kräftigsten Männer, und jene unglücklichen Weiber, die von der Prostitution leben, die schönsten Frauen im ganzen britischen Gebiete, und doch sollen sie größtenteils der untersten Volksklasse Irlands angehören, die fast nur von jener Wurzel lebt. Einen sprechenderen Beweis seiner Nahrhaftigkeit und Zuträglichkeit für den menschlichen Körper hat kein anderes Nahrungsmittel aufzuweisen.

Es hält schwer, die Kartoffeln ein Jahr lang, und ist unmöglich, sie wie das Getreide zwei oder drei Jahre aufzubewahren. Die Furcht, sie nicht verkaufen zu können, ehe sie faulen, hält von ihrem Anbau ab, und ist vielleicht das hauptsächlichste Hindernis, warum sie nicht, gleich dem Brot, in großen Ländern das vegetabilische Hauptnahrungsmittel für alle Klassen des Volkes werden.

Zweite Abteilung.

**Bodenerzeugnisse, die zuweilen Rente geben,
zuweilen nicht.**

Menschliche Nahrungsmittel scheinen das einzige Bodenerzeugnis zu sein, das stets und notwendig dem

Grundeigentümer eine Rente abwirft. Andere Arten von Produkten geben unter Umständen Rente, unter anderen aber auch keine.

Nächst der Nahrung sind Kleidung und Wohnung die beiden großen Bedürfnisse der Menschen.

Der Boden in seinem natürlichen rohen Zustande kann für viel mehr Menschen Stoffe zu Kleidung und Wohnung, als zur Nahrung gewähren; im Kulturzustande dagegen kann er zuweilen weit mehr Menschen mit Nahrung, als mit jenen Stoffen versorgen, wenigstens mit solchen, wie sie sie wünschen und zu bezahlen bereit sind. In dem ersteren Zustande ist daher immer ein Überfluß an diesen Stoffen vorhanden, die deswegen oft nur von geringem oder gar keinem Werte sind. Im anderen dagegen tritt oft ein Mangel ein, der ihren Wert notwendig steigert. In dem einen Zustande wird ein großer Teil von ihnen als nutzlos weggeworfen, und der Preis der benutzten Stoffe nicht höher angeschlagen, als zum Werte der Arbeit und der Kosten der Nutzbarmachung, so daß also für den Grundeigentümer keine Rente verbleibt; in dem anderen dagegen wird Alles gebraucht und oft mehr verlangt als zu haben ist. Irgend Jemand ist stets bereit, für einen oder den anderen dieser Stoffe mehr zu geben, als zur Deckung der Kosten, welche sie bis zum Verkauf verursachen, nötig ist. Der Preis kann mithin stets eine Rente für den Grundeigentümer abwerfen.

Die ursprünglichen Kleidungsstoffe waren die Häute der größeren Tiere. Unter Jäger- und Hirtenvölkern, deren Nahrung hauptsächlich in dem Fleisch dieser Tiere besteht, versorgt sich mithin Jeder zugleich mit Nahrung und den Stoffen zur Kleidung in größerer Menge, als er selbst verwenden kann. Gäbe es keinen auswärtigen Handel, so würde das Meiste als wertlos weggeworfen werden. So geschah es wahrscheinlich bei den Hirtenvölkern Nordamerikas zu der Zeit, als

ihr Land noch nicht von den Europäern entdeckt war, mit denen sie jetzt ihr überflüssiges Pelzwerk gegen wollene Decken, Feuergewehre und Branntwein vertauschen, wodurch das Pelzwerk einen Wert erhält. Unter den gegenwärtigen Handelsverhältnissen der bekannten Welt haben wohl die rohesten Völker, bei denen das Eigentum an Grund und Boden eingeführt ist, einen auswärtigen Handel dieser Art, und finden unter ihren wohlhabenderen Nachbarn eine solche Nachfrage nach allen Stoffen zur Bekleidung, die ihr Land hervorbringt, und die sie weder verarbeiten noch verbrauchen können, daß ihr Preis die Kosten übersteigt, die die Versendung an diese wohlhabenderen Nachbarn verursacht. Mithin werfen sie für den Grundeigentümer eine Rente ab. Als das Vieh der Hochlande noch größtenteils auf den eigenen Bergen verzehrt wurde, machte die Ausfuhr der Häute den bedeutendsten Handelsartikel des Landes aus, und der Preis, den man dafür in Tausch erhielt, gewährte einen Zuschuß zur Rente der Güter in den Hochlanden. Die englische Wolle, die in früheren Zeiten im Lande weder verbraucht noch verarbeitet werden konnte, fand in dem damals reicheren und gewerbfleißigeren Flandern einen Markt, und ihr Preis lieferte zu der Rente des Bodens, auf dem sie hervorgebracht wurde, einen Beitrag. In Ländern, die nicht besser kultiviert sind, als England es damals war, oder die schottischen Hochlande jetzt, und die keinen auswärtigen Handel haben, werden die Bekleidungsstoffe offenbar in einem solchen Überfluß vorhanden sein, daß sie größtenteils als nutzlos weggeworfen und dem Grundeigentümer keine Rente liefern werden.

Die Baumaterialien können nicht immer so weit verschickt werden, wie die Bekleidungsstoffe, und werden nicht so leicht ein Gegenstand des auswärtigen

Handels. Sind sie in dem Erzeugungslande im Überfluß vorhanden, so ist selbst bei dem gegenwärtigen Stande des Welthandels der Fall nicht selten, daß sie für den Grundeigentümer wertlos sind. Ein guter Steinbruch in der Nähe von London würde eine ansehnliche Rente abwerfen; in vielen Gegenden von Schottland und Wales bringt er gar keine. Bauholz hat in einem bevölkerten und wohlbebauten Lande großen Wert, und der Boden, auf dem es wächst, gewährt eine ziemlich hohe Rente. Dagegen würde in vielen Gegenden Nordamerikas der Grundeigentümer jedem zu Dank verpflichtet sein, der ihm seine großen Baumstämme fortfahren wollte. In einigen Teilen der schottischen Hochlande ist wegen mangelnder Land- und Wasserfracht die Rinde der einzige Teil des Holzes, der zu Markte gebracht werden kann; das Bauholz läßt man auf dem Boden verfaulen. Sind Baumaterialien in solchem Überfluß vorhanden, so ist der Teil von ihnen, den man nutzt, nur die Arbeit und die Kosten der Nutzbarmachung wert. Er bringt dem Grundeigentümer, der in der Regel jedem, der um die Erlaubnis nachsucht, die Benutzung gestattet, keine Rente. Doch setzt ihn zuweilen die Nachfrage reicherer Nationen instand, eine Rente daraus zu ziehen. Die Straßenpflasterung in London gewährte den Eigentümern einiger kahler Felsen an der schottischen Küste die Möglichkeit, eine Rente aus einem Gegenstande zu ziehen, der früher niemals eine geliefert hatte. Die Wälder in Norwegen und an den Küsten des baltischen Meeres finden in vielen Gegenden Großbritanniens einen Markt, den sie zu Hause nicht finden konnten, und verschaffen dadurch ihren Eigentümern eine Rente.

Der Volksreichtum eines Landes hängt nicht von der Zahl von Leuten ab, denen es ihre Kleidung und Wohnung verschaffen kann, sondern davon, wie viele Menschen es zu ernähren vermag. Ist Nahrung vor-

handen, so fällt es nicht schwer, die nötige Kleidung und Wohnung zu finden; aber nicht immer, wenn diese vorhanden sind, ist es leicht Nahrung zu finden. Selbst in einigen Gegenden des britischen Reichs giebt es menschliche Wohnungen, die von einem einzigen Manne an einem Tage hergestellt werden können. Etwas, aber nicht viel mehr Arbeit erfordert die Herstellung der einfachsten Art der Bekleidung aus Tierhäuten. Bei wilden und rohen Völkern reicht der hundertste oder etwas mehr als der hundertste Teil der Jahresarbeit hin, das geringe Kleidungs- und Wohnungsbedürfnis zu befriedigen, die übrigen neunundneunzig Teile dagegen aber oft kaum, sich die Nahrungsmittel zu verschaffen.

Aber wenn vermöge der fortschreitenden Kultur des Landes die Arbeit einer Familie für zwei Familien Nahrung hervorbringt, dann bedarf es nur der Arbeit der halben Bevölkerung, um die ganze mit Nahrungsmitteln zu versehen. Die andere Hälfte oder wenigstens ihr größter Teil kann sich nun mit der Herstellung anderer Dinge beschäftigen, oder mit der Befriedigung anderer wirklicher und eingebildeter Bedürfnisse der Menschen. Kleidung und Wohnung, Hausgerät und sonstige Ausstattungen bilden die Hauptgegenstände unter diesen wirklichen und eingebildeten Bedürfnissen. Der Reiche verzehrt nicht mehr Nahrung als sein armer Nächster. An Qualität mag sie eine andere sein, und es mag mehr Arbeit und Kunst erfordern, sie zu bereiten; aber die Quantität bleibt so ziemlich die nämliche. Man vergleiche jedoch den geräumigen Palast und die große Garderobe des einen mit der Hütte und den wenigen Lumpen des Anderen, und man wird merken, daß der Unterschied zwischen ihrer Kleidung, Wohnung und ihrem Hausgerät der Menge nach fast ebenso groß ist, wie der Beschaffenheit nach. Das Verlangen nach Nahrung ist bei jedem Menschen durch die Verdauungsfähigkeit des Magens beschränkt; aber das Verlangen

nach Bequemlichkeiten und Schmuck in Gebäuden, im Anzug, in der ganzen Ausstattung scheint-ohne Grenzen und bestimmte Schranken zu sein. Darum sind diejenigen, denen mehr Nahrung zu Gebote steht, als sie selbst verzehren können, immer gern bereit, ihren Überschuß oder, was auf dasselbe hinauskommt, den Preis dafür gegen Genüsse jener Art zu vertauschen. Was nach Befriedigung des begrenzten Verlangens übrig bleibt, wird zur Erfüllung derjenigen Wünsche verwendet, denen nie genug getan werden kann, sondern die endlos zu sein scheinen. Der Arme müht sich, um Nahrung zu erhalten, ab, die eingebildeten Bedürfnisse des Reichen zu befriedigen, und um jene sicherer zu erhalten, überbieten sie einander in der Wohlfeilheit und Vollendung ihrer Arbeit. Die Zahl der Arbeiter wächst mit der zunehmenden Menge von Nahrungsmitteln oder mit der steigenden Kultur des Bodens; und da die Natur ihres Geschäfts die äußerste Arbeitsteilung zuläßt, so nimmt die Menge der Stoffe, die sie verarbeiten können, in einem weit größeren Maßstabe zu, als ihre Anzahl. Daraus entspringt eine Nachfrage nach allen Arten von Stoffen, die der erfinderische Geist der Menschen entweder zum Nutzen oder als Zierrat an Gebäuden, an der Kleidung, an Möbeln und anderem Gerät zu verwenden weiß; also eine Nachfrage nach den im Inneren der Erde verborgenen Fossilien und Mineralien, nach edeln Metallen und Edelsteinen.

So sind also die Nahrungsmittel nicht nur die ursprüngliche Quelle der Rente, sondern auch jedes andere Bodenprodukt, das später Rente abwirft, leitet diesen Teil seines Werts von den durch die steigende Bodenkultur vervollkommneten Kräften der auf Nahrungserzeugung verwendeten Arbeit ab.

Doch werfen jene anderen Bodenprodukte, die später eine Rente liefern, sie nicht immer ab. Selbst

in wohlbebauten Ländern ist die Nachfrage nach ihnen nicht immer so groß, daß sie einen Preis zu Wege brächten, der mehr als hinreichend wäre, die Arbeit bezahlt zu machen und das Kapital, welches zu ihrer Herstellung gebraucht wurde, samt seinem gewöhnlichen Gewinn wiederzuerstatten. Ob dies geschieht oder nicht, hängt von verschiedenen Umständen ab.

Ob z. B. eine Kohlengrube eine Rente geben kann, hängt zum Teil von ihrer Ergiebigkeit, zum Teil von ihrer Lage ab.

Ein Bergwerk wird als ergiebig oder geringhaltig betrachtet, je nachdem die Menge an Erzen, die sich durch eine bestimmte Menge Arbeit daraus gewinnen läßt, größer oder kleiner ist, als die, welche durch eine gleiche Arbeit aus den meisten ähnlichen Bergwerken gezogen werden kann.

Manche vorteilhaft gelegenen Kohlenlager können wegen ihrer Geringhaltigkeit nicht erschlossen werden: ihr Produkt deckt die Kosten nicht, und sie können weder Gewinn noch Rente bringen.

Manche gibt es, deren Ertrag eben hinreicht, die Arbeit bezahlt zu machen und das in ihren Betrieb gesteckte Kapital samt dem gewöhnlichen Gewinn wiederzuerstatten. Dem Unternehmer des Betriebs bringen sie einigen Gewinn, für den Grundeigentümer aber werfen sie keine Rente ab. Sie können daher nur vom Grundeigentümer mit Vorteil abgebaut werden, der, wenn er selbst Unternehmer ist, den gewöhnlichen Gewinn des hineingesteckten Kapitals bezieht. Viele schottische Kohlengruben werden auf diese Weise abgebaut, und könnten sonst nicht benutzt werden. Der Grundeigentümer wird niemandem gestatten, sie ohne Zahlung einer Rente zu bearbeiten, und doch kann niemand eine Rente zahlen.

Andere Kohlengruben desselben Landes, die er-

giebig genug sind, können wegen ihrer Lage nicht ausgebeutet werden. Zwar könnten durch die gewöhnliche Arbeitsmenge genug Kohlen gefördert werden, um die Betriebskosten zu decken, aber die geförderte Menge ließe sich in dem spärlich bewohnten und weder mit Land- noch Wasserstraßen versehenen Binnenlande nicht verkaufen.

Kohlen sind ein weniger angenehmes Brennmaterial, als Holz und sollen auch weniger zuträglich sein. Darum müssen die Kosten der Kohlen an dem Verbrauchsorte im allgemeinen etwas geringer sein, als die des Holzes.

Der Preis des Holzes seinerseits ändert sich je nach dem Stande der Landwirtschaft, und zwar so ziemlich in derselben Art und genau aus denselben Gründen, wie der des Viehs. In ihren ersten rohen Anfängen ist der größte Teil jedes Landes mit Holz bedeckt, das für den Grundeigentümer eine reine Last ohne allen Wert ist und gern dem ersten besten gegeben würde, der es schlagen wollte. Bei steigender Kultur werden die Wälder teils durch die Fortschritte des Feldbaus gelichtet, teils durch die wachsende Menge des Viehs verringert. Das Vieh vermehrt sich zwar nicht in demselben Maße, wie das Getreide, das gänzlich eine Frucht des menschlichen Fleißes ist, aber seine Vermehrung wird doch durch die Pflege und den Schutz der Menschen begünstigt, die in der Zeit der Fülle so viel aufspeichern, um in der des Mangels den Unterhalt des Viehs zu bestreiten und ihm das ganze Jahr hindurch mehr Futter zu geben, als es in einer Wildnis finden könnte, und die ihm den freien Genuß der Lebensbedürfnisse dadurch sichern, daß sie seine Feinde töten und ausrotten. Zahlreiche Heerden, denen man durch die Wälder zu streifen gestattet, vernichten zwar nicht die alten Bäume, lassen aber den jungen Nachwuchs nicht aufkommen, so daß im Laufe von einem oder zwei Jahrhunderten der ganze Forst zu Grunde geht.

Dann steigert der Mangel an Holz seinen Preis; es liefert eine gute Rente und der Grundeigentümer kann zuweilen seine besten Ländereien nicht vorteilhafter benutzen, als wenn er Zimmerholz darauf zieht, bei dem die Größe des Gewinns oft die Verspätung der Erträge aufwiegt. Dies scheint ungefähr der jetzige Stand der Dinge in einigen Teilen Großbritanniens zu sein, wo man bei der Holzzucht einen ebenso großen Gewinn findet, als beim Getreide- oder Futterbau. Der Vorteil, den der Grundeigentümer von der Holzzucht hat, kann nirgends, wenigstens nicht auf lange Zeit, die Rente übersteigen, welche ihm der Getreide- und Futterbau gewähren würde, und wird in einem hochkultivierten Binnenlande auch nicht weit hinter dieser Rente zurückbleiben. An der Meeresküste eines gut bebauten Landes, mag es freilich, wenn man Kohlen zur Feuerung leicht haben kann, zuweilen billiger sein, Zimmerholz aus weniger kultivierten fremden Ländern kommen zu lassen, als es im Lande zu ziehen. In der jetzt innerhalb weniger Jahre erbauten Neustadt von Edinburg ist vielleicht nicht ein einziges Stück schottischen Bauholzes zu finden.

Welches auch der Preis des Holzes sein mag: wenn der der Kohlen so hoch ist, daß die Kosten der Kohlenfeuerung denen der Holzfeuerung ziemlich gleichkommen, kann man sich versichert halten, daß der Kohlenpreis an diesem Orte und unter diesen Umständen der höchstmögliche ist. Dies scheint in einigen Gegenden im Innern Englands, besonders in Oxfordshire, der Fall zu sein, wo es selbst bei den unteren Klassen üblich ist, zur Feuerung Kohlen und Holz zu mischen, und wo also der Unterschied in den Kosten dieser beiden Brennstoffe nicht sehr groß sein kann.

In den Kohlengenden stehen die Kohlen überall weit unter diesem höchsten Preise. Wäre das nicht so,

so könnten sie die Kosten einer weiten Land- oder Wasserfracht nicht tragen. Es könnte nur eine geringe Menge verkauft werden; die Unternehmer und Besitzer von Kohlenbergwerken finden es aber mehr in ihrem Interesse, eine große Menge etwas über dem niedrigsten Preise, als eine kleine zum höchsten Preise zu verkaufen. Überdies bestimmt die ergiebigste Kohlengrube den Preis der Kohlen für alle anderen benachbarten Gruben. Der Eigentümer sowohl als der Unternehmer des Werkes finden, daß, wenn sie etwas wohlfeiler verkaufen, als ihre Nachbarn, jener eine größere Rente, und dieser einen größeren Gewinn ziehen kann. Bald sehen sich ihre Nachbarn gezwungen, zu demselben Preise zu verkaufen, obgleich sie es nicht so gut ertragen können und stets ihre Rente und ihren Gewinn dadurch verringern, ja oft verlieren. Manche Gruben werden dann gänzlich verlassen; andere können keine Rente mehr liefern, und nur noch vom Eigentümer ausgebeutet werden.

Der niedrigste Preis, zu welchem für längere Zeit Kohlen verkauft werden können, ist, wie bei allen anderen Waren, der Preis, der gerade hinreicht, das bis zum Markttransport verwendete Kapital samt seinem gewöhnlichen Gewinn wiedereinzubringen. Bei einer Kohlengrube, von der der Eigentümer keine Rente ziehen kann, und die er entweder selbst in Gang erhalten oder ganz aufgeben muß, wird der Kohlenpreis im Allgemeinen etwa diese Höhe haben.

Werfen aber auch Kohlen wirklich eine Rente ab, so bildet diese doch gewöhnlich in ihrem Preise einen kleineren Teil, als in dem der meisten anderen Rohprodukte des Bodens. Die Rente eines Grundstücks über der Erde beläuft sich gewöhnlich auf etwa den dritten Teil des Rohertrags, und ist im Ganzen sicher und von den zufälligen Schwankungen der Ernte unabhängig.

Bei Kohlongruben ist ein Fünftel des Rohertrags eine sehr große Rente, und ein Zehntel die gewöhnliche; überdies aber ist diese Rente selten sicher, sondern hängt von den zufälligen Schwankungen des Ertrags ab. Diese Schwankungen sind so groß, daß in einem Lande, wo der Ertrag dreißigfach kapitalisiert, als ein mäßiger Preis für ländliche Grundstücke betrachtet wird, ein zehnfach kapitalisierter Ertrag als ein guter Preis für Kohlongruben gilt.

Der Wert, den eine Kohlongrube für ihren Eigentümer hat, hängt oft ebenso sehr von ihrer Lage, als von ihrer Ergiebigkeit ab. Der Wert eines Metallbergwerks hängt mehr von seiner Ergiebigkeit und weniger von seiner Lage ab. Die Metalle, besonders die edlen, sind, nachdem sie aus den Erzen geschieden worden, so wertvoll, daß sie gewöhnlich die Kosten einer sehr langen Land- und der entferntesten Seereise tragen können. Ihr Markt ist nicht auf die unliegenden Gegenden beschränkt, sondern erstreckt sich über die ganze Welt. Das japanische Kupfer macht in Europa, das spanische Eisen in Chili und Peru einen Handelsartikel aus, und das peruanische Silber findet nicht nur nach Europa, sondern von Europa wieder nach China seinen Weg.

Die Kohlenpreise in Westmoreland oder Shropshire können nur wenig, und der Preis im Lyonnais kann gar keinen Einfluß auf den Preis zu Newcastle haben. Die Erzeugnisse so weit entfernter Kohlongruben können niemals mit einander in Wettbewerb geraten, dagegen können es die Erzeugnisse der entferntesten Metallbergwerke oft, und tun es tatsächlich fast immer. Daher muß notwendig der Preis, den Metalle, und besonders die edlen, an den ergiebigsten Minen der Welt haben, mehr oder weniger auf den Preis an allen anderen Minen wirken. Der Preis des Kupfers in Japan muß auf den

Preis bei den europäischen Kupferminen Einfluß haben. Der Preis des Silbers in Peru, oder die Menge von Arbeit oder Waren, welche dort dafür zu kaufen ist, muß auf den Silberpreis nicht nur bei den europäischen, sondern auch bei den chinesischen Bergwerken Einfluß haben. Nach der Entdeckung der peruanischen Minen wurden die europäischen Silberbergwerke größtenteils aufgegeben. Der Wert des Silbers sank so sehr, daß ihr Ertrag nicht mehr die Kosten der Ausbeutung decken, oder die bei ihr verbrauchte Nahrung, Kleidung, Wohnung und sonstigen Bedürfnisse mit Gewinn wiedererstaten konnte. Der gleiche Fall trat auch bei den Bergwerken von Kuba und St. Domingo, und selbst bei den alten Minen Perus nach Entdeckung der Minen von Potosi ein.

Da mithin der Preis jedes Metalls bei jedem Bergwerk in gewissem Maße durch seinen Preis bei der ergiebigsten Mine der Welt bestimmt wird, so kann er bei den meisten Minen wenig mehr als die Kosten des Betriebs decken, und für den Eigentümer nur selten eine hohe Rente abwerfen. Die Rente scheint demgemäß bei den meisten Minen nur einen geringen Teil vom Preise der unedlen, und einen noch geringeren von dem der edlen Metalle auszumachen. Arbeit und Gewinn bilden den größeren Teil bei beiden.

Bei den Zinnbergwerken von Cornwall, den ergiebigsten, die man kennt, rechnet man nach der Angabe ihres Vizedirektors Borlace, ein Sechstel des Rohertrags als durchschnittliche Rente. Einige, sagt er, werfen mehr, andere nicht so viel ab. Den sechsten Teil des Bruttoertrages beträgt die Rente auch bei einigen sehr ergiebigen Bleimineralen in Schottland.

In den Silberminen Perus verlangt der Eigentümer, wie Frezier und Ulloa berichten, von dem Unternehmer des Baues oft weiter Nichts, als daß er das Erz auf

seiner Mühle mahlt, und ihm dafür das gewöhnliche Mahl- oder Pochgeld zahlt. Bis 1736 belief sich freilich die Abgabe an den König von Spanien auf ein Fünftel des feinen Silbers, und dies konnte bis dahin als die wahre Rente der meisten peruanischen Silberminen, der reichsten, die man kennt, angesehen werden. Ohne diese Abgabe würde jenes Fünftel natürlich dem Grundeigentümer gehört haben, und viele Minen konnten in Angriff genommen werden, die man, so lange die Abgabe bestand, unbenutzt lassen mußte. Die Steuer des Herzogs von Cornwall auf Zinn soll sich auf mehr als fünf Prozent oder den zwanzigsten Teil vom Wert belaufen; wie dem aber auch sei, sie würde natürlich dem Eigentümer des Bergwerks zufallen, wenn das Zinn steuerfrei wäre. Fügt man ein Zwanzigstel zu einem Sechstel, so findet man, daß die ganze bezahlte Durchschnittsrente der Cornwaller Zinngruben sich zu der der peruanischen Silberminen wie dreizehn zu zwölf verhält. Doch sind jetzt die peruanischen Silberbergwerke nicht imstande, auch nur diese niedrige Rente zu zahlen, und die Abgabe auf Silber wurde 1736 von einem Fünftel auf ein Zehntel herabgesetzt. Aber auch diese Abgabe auf Silber verführt immer weit mehr zum Schmuggel, als die Abgabe von einem Zwanzigstel auf Zinn, denn der Schmuggel ist bei einer kostbaren Ware viel leichter, als bei einer massigen. Daher soll auch die Taxe des Königs von Spanien sehr schlecht, die des Herzogs von Cornwall sehr gut eingehen. Sonach macht wahrscheinlich die Rente einen größeren Teil des Zinnpreises an den ergiebigsten Zinnminen, als des Silberpreises an den ergiebigsten Silberminen der Welt aus. Nach Wiedererstattung des im Betriebe dieser verschiedenen Minen angelegten Kapitals samt üblichem Gewinn scheint der für den Eigentümer übrig bleibende Rest bei dem unedlen Metall größer zu sein, als bei dem edlen.

Auch die Gewinne der Unternehmer des Bergbaus auf Silber sind in Peru gewöhnlich nicht sehr groß. Dieselben achtungswerten und wohlunterrichteten Schriftsteller berichten uns, daß, wer in Peru eine neue Mine in Betrieb setzte, allgemein als ein Mann, dem ein sicherer Bankerott und Untergang bevorstehe, angesehen und deshalb von Jedermann gemieden wurde. Der Bergbau wird dort ebenso, wie bei uns, als eine Lotterie betrachtet, in welcher die Gewinne den Nieten nicht gleichkommen, obgleich die Größe einiger Gewinne manchen Glücksritter reizt, in so ungedeihlichen Projekten sein Vermögen fortzuwerfen.

Da der Souverän jedoch einen großen Teil seines Einkommens aus dem Ertrag der Silberminen bezieht, so gibt in Peru das Gesetz alle mögliche Aufmunterung zur Entdeckung und zum Bau neuer Minen. Wer eine neue Mine entdeckt, ist berechtigt, in der Richtung, in welcher er die Ader vermutet, zweihundert und sechsvierzig Fuß in der Länge und halb so viel in der Breite abzumessen. Dieser Teil der Mine wird sein Eigentum und er darf ihn bearbeiten, ohne dem Grundherrn eine Abgabe dafür zu entrichten. Den Herzog von Cornwall veranlaßte sein Interesse zu einer ganz ähnlichen Verordnung in diesem früheren Herzogtum. Auf wüstem und uneingezäuntem Boden darf Jeder, der eine Zinnmine entdeckt, ihre Grenzen in einem gewissen Umfang abstecken, was man eine Mine umgrenzen nennt. Der Abgrenzende wird der wirkliche Eigentümer der Grube, und kann ihren Betrieb entweder selbst übernehmen, oder sie einem Anderen in Pacht geben, ohne daß er dazu die Zustimmung des Grundeigentümers braucht, dem jedoch für die Arbeiten auf der Oberfläche eine kleine Abgabe zu entrichten ist. In beiden Verordnungen werden die heiligsten Rechte des Privateigen-

tums dem vorausgesetzten Interesse der Staatseinnahmen geopfert.

Die nämliche Aufmunterung läßt man in Peru der Entdeckung und Bearbeitung neuer Goldminen zu Theil werden. Beim Golde beläuft sich die königliche Taxe nur auf den zwanzigsten Theil des reinen Metalls. Früher war es ein Fünftel und dann ein Zehntel, wie beim Silber; aber man fand, daß der Bau auch nicht die kleinere dieser beiden Abgaben tragen konnte. Wenn es aber, sagen dieselben Schriftsteller, Frézier und Ulloa, etwas seltenes ist, jemand zu finden, der durch eine Silbermine reich geworden wäre, so ist es noch weit seltener, jemand zu finden, der durch eine Goldmine großes Vermögen erworben hätte. Jener zwanzigste Theil scheint die ganze Rente zu sein, die von den meisten Goldminen in Chili und Peru aufgebracht wird. Auch ist das Gold dem Schmuggel viel leichter ausgesetzt, als selbst das Silber, nicht bloß wegen seines höheren Wertes im Verhältniß zu seiner Masse, sondern auch wegen der besonderen Art, wie es in der Natur vorkommt. Das Silber wird sehr selten in gediegenem Zustande gefunden, sondern kommt, wie die meisten übrigen Metalle gewöhnlich in Verbindung mit anderen Metallen vor, aus denen es in solchen Mengen, daß die Kosten gedeckt werden, nur durch ein sehr mühsames und langwieriges Verfahren geschieden werden kann, ein Verfahren, das nur in besonderen zu diesem Zwecke eingerichteten Hüttenwerken ausgeführt, und aus diesem Grunde der Aufsicht der königlichen Beamten nicht entzogen werden kann. Dagegen findet sich das Gold fast überall gediegen vor. Manchmal findet es sich in Stücken von ziemlicher Größe; wenn es aber auch in kleinen, kaum bemerkbaren Theilchen mit Sand, Erde oder anderen fremden Körpern vermischt ist, läßt es sich doch durch ein wenig zeitraubendes und einfaches Verfahren, das in jedem Privathause von jedem, der

etwas Quecksilber besitzt, vorgenommen werden kann, von ihnen scheiden. Geht also schon die königliche Taxe auf Silber schlecht ein, so wird dies bei Gold wahrscheinlich noch mehr der Fall sein, und die Rente muß in dem Preise des Goldes einen weit geringeren Teil ausmachen, als in dem des Silbers.

Der niedrigste Preis, zu dem die edlen Metalle verkauft werden können, oder die kleinste Menge anderer Waren, gegen die man sie für längere Zeit vertauschen kann, wird durch dieselben Grundsätze bestimmt, die den niedrigsten gewöhnlichen Preis aller anderen Waren regeln. Er wird bestimmt durch das Kapital, das zu diesem Behuf gewöhnlich angelegt werden muß, sowie die Nahrung, Kleidung und Wohnung, die verbraucht werden, bis die Metalle aus dem Bergwerk auf den Markt kommen. Er muß wenigstens hinreichend sein, um jenes Kapital samt den gewöhnlichen Gewinnen wieder einzubringen.

Ihr höchster Preis hingegen scheint nicht notwendig durch etwas anderes als durch die jeweilige Seltenheit oder Häufigkeit dieser Metalle selbst bestimmt zu werden. Er wird nicht durch den Preis einer anderen Ware bestimmt, wie der Preis der Kohlen durch den des Holzes, über den hinaus kein Mangel ihn steigern kann. Steigt der Mangel an Gold bis auf einen gewissen Grad, so kann sein kleinstes Stückchen kostbarer werden und im Tausch eine größere Menge anderer Waren gelten, als ein Diamant.

Die Nachfrage nach diesen edlen Metallen entspringt teils aus ihrer Nützlichkeit, teils aus ihrer Schönheit. Mit Ausnahme des Eisens sind sie nutzbarer, als vielleicht jedes andere Metall. Da sie dem Rosten und der Verunzierung weniger ausgesetzt sind, können sie leichter rein gehalten werden, und das aus diesen Metallen verfertigte Tafel- und Küchengerät ist darum an-

genehmer. Ein silberner Kessel ist reinlicher, als ein bleierner, kupferner oder zinnerner, und ein goldener würde noch besser sein. Ihr Hauptvorzug jedoch ist ihre Schönheit, die sie besonders zu Zierraten der Kleidung und Gerätschaften geeignet macht. Keine Farbe gibt einen solchen Glanz, wie die Vergoldung. Der Vorzug ihrer Schönheit wird durch ihre Seltenheit noch bedeutend gehoben. Bei den meisten reichen Leuten besteht der Hauptgenuß, den sie von ihrem Reichtum haben, in seiner Schaustellung, die in ihren Augen nie so vollständig ist, als wenn sie jene entscheidenden Zeichen des Überflusses besitzen, die außer ihnen niemand besitzen kann. In ihren Augen wird der Vorzug eines Gegenstandes, der in irgend einem Grade nützlich oder schön ist, bedeutend erhöht durch seine Seltenheit, d. h. durch die große Arbeit, die es erfordert, eine beträchtliche Menge davon zu sammeln, eine Arbeit, welche außer ihnen niemand bezahlen kann. Solche Gegenstände kaufen sie gern zu einem höheren Preise, als viel schönere und nützlichere, aber gewöhnlichere Dinge. Diese Eigenschaften der Nützlichkeit, Schönheit und Seltenheit sind der ursprüngliche Grund des hohen Preises dieser Metalle, oder der großen Menge anderer Waren, gegen die sie überall ausgetauscht werden können. Dieser Wert ging ihrer Verwendung zu Münzen voran, und war unabhängig davon; er war vielmehr die Eigenschaft, die sie zu seiner Verwendung geeignet machte. Doch mag diese Verwendung dadurch, daß sie eine neue Nachfrage verursachte, und die zu anderen Zwecken verwendbare Menge beschränkte, später dazu beigetragen haben, ihren Wert aufrecht zu erhalten oder zu erhöhen.

Die Nachfrage nach Edelsteinen beruht allein auf ihrer Schönheit. Sie werden zu nichts anderem gebraucht, als zum Schmuck und der Vorzug ihrer Schönheit wird

noch durch ihre Seltenheit, d. h. durch die Schwierigkeit und die Kosten ihrer Gewinnung bedeutend vermehrt. Arbeitslohn und Gewinn machen demgemäß in den meisten Fällen fast die Gesamtheit ihres hohen Preises aus. Die Rente hat nur einen sehr kleinen, oft gar keinen Anteil daran, und nur die ergiebigsten Minen liefern eine bedeutendere Rente. Als der Juwelier Tavernier die Diamantengruben von Golkonda und Visapur besuchte, sagte man ihm, daß der Herrscher des Landes, für dessen Rechnung sie ausgebeutet wurden, alle Gruben, bis auf die, welche die größten und schönsten Steine lieferten, hatte schließen lassen. Es scheint also, daß die übrigen für den Eigentümer den Betrieb nicht lohnten.

Da der Preis sowohl der edlen Metalle wie der Edelsteine überall in der Welt durch ihren Preis an den ergiebigsten Minen bestimmt wird, so richtet sich die Rente, die eine derartige Mine für ihren Eigentümer abwerfen kann, nicht nach ihrer absoluten, sondern nach ihrer relativen Ergiebigkeit, d. h. nach ihrer Überlegenheit über andere Minen derselben Art. Würden neue Minen entdeckt, die die potosischen um eben so viel überträfen, als diese die europäischen übertroffen haben, so würde der Wert des Silbers so sehr sinken, daß selbst die Minen von Potosi den Betrieb nicht mehr verlohnten. Vor der Entdeckung des spanischen Westindiens mögen die gehaltreichsten Minen in Europa ihren Eigentümern eine eben so große Rente geliefert haben, als die reichsten Minen von Peru gegenwärtig den ihrigen gewähren. War auch die Menge des gewonnenen Silbers weit geringer, so konnte man doch ebenso viele andere Waren damit eintauschen und der Eigentümer konnte für seinen Anteil eine gleiche Menge Arbeit oder Waren damit kaufen. Der Wert sowohl der Ausbeute wie der Rente, das

wirkliche Einkommen, das sie sowohl dem Staate wie dem Eigentümer brachten, mag ähnlich gewesen sein.

Aber die reichsten Minen sowohl der Metalle wie der Edelsteine können dem Reichtum der Welt nur wenig hinzufügen. Ein Erzeugnis, dessen Wert hauptsächlich seiner Seltenheit zuzuschreiben ist, wird notwendig durch seinen Überfluß entwertet. Ein Tafelgeschirr und der übrige eitle Tand in Kleidung und Gerätschaften würde im letzteren Falle für eine geringere Menge Arbeit oder für eine geringere Menge Waren gekauft werden, und hierin würde der ganze Vorteil bestehen, den die Welt aus jenem Überfluß zöge.

Anders ist es mit Grundstücken über der Erde. Der Wert sowohl ihrer Produkte wie ihrer Rente richtet sich nach ihrer absoluten und nicht nach ihrer relativen Fruchtbarkeit. Das Land, das eine gewisse Quantität Nahrung, Kleidung und Wohnungsbedürfnisse hervorbringt, kann stets eine gewisse Zahl Menschen nähren, kleiden und mit Wohnung versorgen: und welchen Anteil davon auch der Grundherr bezieht, stets wird er ihm eine verhältnismäßige Verfügung über die Arbeit dieser Leute und über die Waren geben, mit welchen diese Arbeit ihn versehen kann. Der Wert der unfruchtbarsten Ländereien wird durch die Nachbarschaft der fruchtbarsten nicht verringert; er wird im Gegenteil gewöhnlich dadurch erhöht. Die große Menge Menschen, die auf dem fruchtbaren Lande ihre Nahrung findet, bietet für viele Produkte des unfruchtbaren einen Markt, den sie unter den Leuten, die seine eigene Produktion zu erhalten vermochte, niemals hätte finden können.

Alles, was die Fruchtbarkeit des Bodens derart vermehrt, daß er mehr Nahrungsmittel hervorbringt, erhöht nicht nur den Wert der Ländereien, denen die Verbesserung zu Teil wird, sondern trägt auch dazu bei, den Wert vieler anderer Ländereien dadurch zu

steigern, daß es für ihre Produkte eine neue Nachfrage schafft. Der Überschuß an Nahrungsmitteln, der in Folge der Bodenverbesserung vielen Leuten über ihren eigenen Bedarf noch etwas abwirft, ist die wirkliche Ursache der Nachfrage nach edlen Metallen und Edelsteinen, sowie nach allen anderen Gegenständen der Bequemlichkeit und des Zierrats an Kleidung, Wohnung, Haushalt usw. Die Nahrungsmittel bilden nicht nur den Hauptteil alles Reichtums in der Welt, sondern ihr Überfluß giebt auch vielen anderen Gütern erst ihren hauptsächlichen Wert. Bei der Entdeckung von Cuba und St. Domingo durch die Spanier hatten die armen Eingebornen die Gewohnheit, kleine Stückchen Gold als Zierrat im Haar und an manchen Stellen ihres Anzugs zu tragen. Sie schienen sie eben so zu schätzen, wie wir etwa kleine Kieselsteine von etwas mehr als gewöhnlicher Schönheit schätzen, und hielten sie allenfalls des Aufhebens wert, aber nicht für kostbar genug, um sie dem, der sie darum bat, zu verweigern. Sie gaben sie ihren neuen Gästen auf ihren ersten Wunsch und schienen nicht zu glauben, daß sie ihnen ein besonders wertvolles Geschenk gemacht hätten. Mit Erstaunen bemerkten sie die Gier der Spanier nach ihrem Besitze und begriffen nicht, wie es ein Land geben konnte, wo viele Leute über einen solchen Überfluß an Nahrungsmitteln, die bei ihnen so unzureichend waren, verfügen konnten, daß sie für eine geringe Menge jenes glitzernden Flitters gern so viel Nahrungsmittel, wie eine ganze Familie auf mehrere Jahre braucht, hergaben. Hätte ihnen dies begreiflich gemacht werden können, so würde sie die Leidenschaft der Spanier nicht mehr befremdet haben.

Dritte Abteilung.

Die Veränderung in dem Verhältnis zwischen dem Werte derjenigen Art von Produkten, welche immer eine Rente bringen, und dem Werte derer, die zuweilen eine Rente gewähren und zuweilen keine,

Der infolge zunehmender Kultur wachsende Überfluß von Nahrungsmitteln muß notwendig auch die Nachfrage nach den anderen Bodenprodukten, die nicht Nahrungsmittel sind, sondern zu anderem Gebrauch oder zur Zierde dienen, vermehren. Man sollte demnach erwarten, daß im gesamten Fortschritt der Kultur nur eine einzige Veränderung in dem Wertverhältnis dieser beiden Arten von Produkten eintreten und der Wert derjenigen Art von Produkten, die zuweilen eine Rente abwirft und zuweilen nicht, stets gerade so zunehmen würde, wie der Wert derjenigen, welche stets eine Rente geben. In dem Maße, wie Künste und Gewerbe fortschreiten, müßten auch die Stoffe für Kleidung und Wohnung, die nützlichen Fossilien und Mineralien der Erde, und die edlen Metalle und Edelsteine allmählich mehr und mehr im Begehrt steigen, sich allmählich gegen eine immer größere Menge von Nahrungsmitteln vertauschen lassen, mit anderen Worten allmählich immer teurer werden. Dies ist auch beim größten Teil dieser Dinge meist der Fall, und würde dies unter allen Umständen sein, wenn nicht besondere Umstände in manchen Fällen das Angebot noch höher gesteigert hätten, als die Nachfrage.

Der Wert eines Steinbruchs z. B. wird notwendig mit der zunehmenden Kultur und Bevölkerung der Umgegend steigen, namentlich wenn er der einzige in der ganzen Gegend ist. Dagegen steigt der Wert einer Silbermine, wenn auch innerhalb tausend Meilen keine andere vorhanden wäre, durchaus nicht notwendig mit

der Kultur des Landes, in dem sie sich befindet. Der Markt für das Produkt eines Steinbruchs kann sich selten weiter als auf einige Meilen in der Runde erstrecken, und die Nachfrage danach wird sich im Ganzen nach der Kultur und Bevölkerung dieses kleinen Umkreises richten. Der Markt für das Produkt einer Silbermine hingegen kann sich über die ganze bekannte Welt ausdehnen. Wenn daher nicht die Welt im Ganzen an Kultur und Bevölkerung zunimmt, braucht die Nachfrage nach Silber infolge der fortschreitenden Kultur selbst eines großen Landes in der Nähe der Mine keineswegs zu steigen. Selbst wenn die Welt im Ganzen an Kultur zunähme, gleichzeitig aber neue Minen von weit größerer Ergiebigkeit, als die bisher bekannten, entdeckt würden, so würde trotz der notwendig wachsenden Nachfrage nach Silber sein Angebot doch so bedeutend steigen, daß der Sachpreis dieses Metalls nach und nach sinken müßte, d. h. daß eine bestimmte Menge von ihm etwa ein Pfund, nach und nach eine immer geringere Menge von Arbeit kaufen könnte, oder sich nur gegen eine immer kleiner werdende Menge Getreides, des Hauptlebensmittels der Arbeiter, vertauschen ließe.

Der große Markt für Silber ist der handeltreibende und zivilisierte Teil der Welt.

Wenn durch den allgemeinen Fortschritt die Nachfrage dieses Marktes wüchse, während zu gleicher Zeit das Angebot nicht in demselben Verhältnis zunähme, so würde der Wert des Silbers allmählich im Verhältnis zu dem des Getreides steigen. Eine gegebene Menge Silber würde im Tausch eine immer größere Menge Getreide gelten, oder mit anderen Worten, der durchschnittliche Geldpreis des Getreides würde allmählich immer niedriger werden.

Wenn umgekehrt zufällig das Angebot viele Jahre

hindurch in größerem Maße wächst, als die Nachfrage, so würde jenes Metall allmählich immer wohlfeiler werden, oder mit anderen Worten, der durchschnittliche Geldpreis des Getreides würde trotz aller Fortschritte der Kultur allmählich immer höher werden.

Stiege jedoch andererseits das Angebot des Metalls fast in demselben Maße, wie die Nachfrage, so würde man auch ferner fast dieselbe Menge Getreide dafür kaufen können, und der durchschnittliche Geldpreis des Getreides würde trotz aller Kulturfortschritte ungefähr der nämliche bleiben.

Diese drei Fälle scheinen alle möglichen Eventualitäten, die sich im Fortschritt der Kultur ereignen können, zu erschöpfen, und im Laufe der letzten vier Jahrhunderte ereigneten sich, soweit man nach den Vorgängen in Frankreich und Großbritannien urteilen kann, alle drei Fälle auf dem europäischen Markt, und zwar so ziemlich in derselben Reihenfolge, in der ich sie hier aufgeführt habe.

Abschweifung

über die Schwankungen des Silberwerts während der letzten vier Jahrhunderte.

Erste Periode.

Um das Jahr 1350 scheint der Durchschnittspreis des Quarters Weizen in England nicht weniger als vier Unzen Silber Towergewicht, etwa gleich zwanzig Schilling unsres jetzigen Geldes, gekostet zu haben. Von diesem Preise scheint er allmählich bis auf zwei Unzen Silber, also etwa zehn Schilling unsres Geldes gefallen zu sein, zu welchem Preise wir ihn am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts veranschlagt finden, und den er bis ungefähr 1570 behalten haben mag.

Im Jahre 1350, dem fünfundzwanzigsten Eduards III., wurde das sogenannte Arbeiterstatut erlassen. Im Eingange dazu wird über die Ungebührlichkeit der Dienstboten geklagt, die ihren Herrschaften einen höheren Lohn abzunötigen suchen. Deshalb wird verordnet, daß alle Dienstboten und Arbeiter in Zukunft sich mit den nämlichen Löhnen und Livreen (Livery bedeutete damals nicht blos Kleidung, sondern auch Beköstigung) begnügen sollten, die sie im zwanzigsten Regierungsjahre des Königs und in den vier vorhergehenden zu erhalten pflegten; daß deshalb die Lieferung von Weizen an sie niemals höher angeschlagen werden solle, als 10 d. für den Bushel, und daß den Meistern stets die Wahl bleiben solle, Weizen oder Geld zu geben. 10 d. für den Bushel sah man also im fünfundzwanzigsten Regierungsjahre Eduards III. als einen sehr mäßigen Preis des Weizens an, da es eines besonderen Gesetzes bedurfte, die Dienstboten zu seiner Annahme anstatt ihrer üblichen Beköstigung zu nötigen; und schon zehn Jahre früher, im sechzehnten Regierungsjahre des Königs, auf welchen Zeitpunkt das Gesetz zurückgeht, wurde es für einen billigen Preis gehalten. Im sechzehnten Regierungsjahre Eduards III. enthielten aber 10 d. ungefähr eine halbe Unze Silber Towergewicht, und waren etwa so viel, als eine halbe Krone ($2\frac{1}{2}$ sh.) unsres heutigen Geldes. Vier Unzen Silber Towergewicht, also 6 sh. 8 d. im Gelde jener Zeit, oder beinahe 20 sh. des jetzigen Geldes, galten als ein mäßiger Preis für den Quarter von acht Bushel.

Dies Gesetz beweist sicherlich besser, was zu jener Zeit als ein mäßiger Preis des Getreides galt, als die von Geschichtsschreibern und anderen Schriftstellern gewöhnlich aufgezeichneten Preise einzelner besonders teurer oder wohlfeiler Jahre, nach denen man sich

eben deshalb kein sicheres Urtheil über den Durchschnittspreis bilden kann. Es gibt indessen noch andere Gründe, die es glaubhaft machen, daß zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts und etwas früher der gewöhnliche Preis des Weizens nicht unter vier Unzen Silber der Quarter betrug, und der Preis der übrigen Getreidearten im Verhältnis dazu stand.

1309 gab Ralph de Born, Prior des Augustinerklosters zu Canterbury, am Tage seiner Einsetzung ein Fest, von dem uns William Thorn nicht nur den Speisezettel selbst, sondern auch die Preise vieler Einzelheiten aufbewahrt hat. Bei diesem Feste wurden verzehrt: 1) 53 Quarter Weizen, die zusammen neunzehn Pfund, oder 7 sh. 2 d. der Quarter, d. h. 21 sh. 6 d. jetzigen Geldes kosteten. 2) 58 Quarter Malz, die zusammen 17 £ 10 sh., oder 6 sh. der Quarter, d. h. 18 sh. unseres Geldes kosteten. 3) 20 Quarter Hafer, welche zusammen 4 £, oder 4 sh. der Quarter, d. h. 12 sh. unseres Geldes kosteten. Die Preise von Malz und Hafer scheinen hier höher zu sein, als nach ihrem gewöhnlichen Verhältnis zum Preise des Weizens anzunehmen wäre.

Die Preise wurden nicht wegen ihrer außergewöhnlichen Höhe oder Wohlfeilheit aufgezeichnet, sondern nur zufällig als die Preise großer Getreidemengen, die bei einem durch seine Pracht berühmten Feste verbraucht wurden, erwähnt.

Im Jahre 1262, dem 51sten Heinrichs III., wurde ein altes Gesetz, die sogenannte Brot- und Biertaxe, das, wie der König im Eingange sagt, in den Zeiten seiner Voreltern, unter denen einige Könige von England, gegeben worden, wieder erneuert. Es fällt demnach wahrscheinlich in die Zeit seines Großvaters, Heinrichs II., oder kann auch bis in die Zeit der Er-

oberung zurückreichen. Das Gesetz regelt den Preis des Brotes nach den jedesmaligen Weizenpreisen, die von einem bis zu zwanzig sh. damaligen Geldes der Quarter schwankten. Gesetze dieser Art pflegen aber ihre Fürsorge auf alle Abweichungen vom mittleren Preise, also sowohl die unter, als die über ihm zu erstrecken. Unter dieser Voraussetzung müssen 10 sh. oder sechs Unzen Silber Towergewicht, gleich 30 sh. unseres jetzigen Geldes, als der mittlere Preis des Quarters Weizen zu der Zeit, als jenes Gesetz zuerst gegeben wurde, angesehen worden und es auch bis in das 51ste Jahr Heinrichs III. geblieben sein. Wir werden daher kaum irgehen, wenn wir annehmen, daß der Mittelpreis nicht weniger als ein Drittel des von jenem Gesetze für den Brotpreis festgesetzten höchsten Preises betrug, d. h. 6 sh. 8 d. damaligen Geldes oder vier Unzen Silber Towergewicht.

Diese verschiedenen Tatsachen berechtigen wohl zu dem Schlusse, daß um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts und ziemlich lange vorher der Durchschnittspreis des Quarters Weizen nicht unter vier Unzen Silber Towergewicht betrug.

Ungefähr von der Mitte des vierzehnten bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts scheint dieser als billig und mässig, d. h. als der Durchschnittspreis angesehene Preis allmählich auf etwa die Hälfte gesunken zu sein, so daß er zuletzt bis auf zwei Unzen Silber Towergewicht oder etwa 10 sh. unseres Geldes fiel. Auf diesem Satze verblieb er bis gegen 1570.

In dem Haushaltungsbuche Heinrichs, des fünften Grafen von Northumberland, für 1512 finden sich zweierlei Schätzungen des Weizens. Nach der einen wird der Quarter zu 6 sh. 8 d., nach der anderen nur zu 5 sh. 8 d. berechnet. 1512 enthielten aber 6 sh. 8 d.

nur zwei Unzen Silber Towergewicht und betrug nach heutigem Gelde etwa 10 sh.

Vom 25. Regierungsjahre Eduards III. bis in den Anfang der Regierung Elisabeths, in einem Zeitraum von mehr als zweihundert Jahren, blieben, wie man aus verschiedenen Gesetzen ersieht, sechs Schilling und acht Pence der Durchschnittspreis des Weizens. Die in dieser nominellen Summe enthaltene Silbermenge nahm jedoch im Laufe dieser Zeit infolge einiger Münzveränderungen beständig ab; allein der gleichzeitig steigende Wert des Silbers scheint die Verminderung der in der gleichnamigen Summe enthaltenen Silbermenge soweit ausgeglichen zu haben, daß die Gesetzgebung es nicht für nötig erachtete, diesen Umstand zu berücksichtigen.

So wurde 1436 bestimmt, daß der Weizen in dem Falle ohne besondere Erlaubnis ausgeführt werden dürfe, wenn sein Preis bis auf 6 sh. 8 d. gefallen wäre, und 1463 wurde bestimmt, daß, wenn der Preis des Quarters nicht über 6 sh. 8 d. stände, kein Weizen eingeführt werden solle. Der Gesetzgeber war also der Meinung, daß die Ausfuhr bei so niedrigem Preise keinen Schaden bringe, daß aber, sobald der Preis höher steige, die Einfuhr aus Vorsicht zu gestatten sei. Mithin galten 6 sh. 8 d., die ungefähr die nämliche Menge Silber enthielten, wie jetzt 13 sh. 4 d. (ein Drittel weniger, als die gleichnamige Summe zur Zeit Eduards III. enthielt), damals für einen mäßigen und billigen Preis des Weizens.

Im Jahre 1554 unter Philipp und Maria, und im Jahre 1558, dem ersten Regierungsjahre Elisabeths, wurde die Ausfuhr des Weizens gleicherweise für den Fall verboten, daß der Preis des Quarters nicht 6 sh. 8 d. übersteige, eine Summe die damals kaum für 2 d. mehr Silber enthielt als die gleiche Summe in unserer

Zeit. Indessen fand man bald, daß diese Beschränkung der Weizenausfuhr in der Tat einem völligen Verbote gleichkomme. Deshalb wurde 1562, im fünften Jahre Elisabeths, die Ausfuhr des Weizens aus gewissen Häfen für den Fall gestattet, daß der Preis des Quarters nicht mehr als 10 sh., die ungefähr dasselbe Silberquantum enthielten wie jetzt, betrage. Mithin galt dieser Preis damals als ein mäßiger und billiger. Es stimmt dies mit der Schätzung des Buches Northumberlands vom Jahre 1512 ziemlich überein.

Daß auch in Frankreich der Durchschnittspreis des Getreides um das Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts viel billiger war, als in den beiden vorhergehenden Jahrhunderten, ist sowohl von Dupré de St. Maur, als auch von dem eleganten Verfasser des Versuchs über die Getreidepolitik beobachtet worden. Und wahrscheinlich war in den meisten Ländern Europas während jener Periode der Getreidepreis ebenso gesunken.

Das Steigen des Silberwertes im Verhältnis zum Werte des Getreides konnte seinen Grund haben entweder ausschließlich in der wachsenden Nachfrage nach diesem Metall infolge der zunehmenden Kultur, bei gleichbleibendem Angebot; oder in der allmählichen Verminderung des Angebots bei gleichbleibender Nachfrage, indem die meisten damals bekannten Bergwerke sehr erschöpft waren, und größere Betriebskosten verursachten; oder endlich teils in dem einen, teils in dem anderen dieser beiden Umstände. Gegen das Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts bildete sich in den meisten europäischen Ländern allmählich eine festere Regierungsform heraus, als man seit verschiedenen Menschenaltern sich ihrer erfreut hatte. Die zunehmende Sicherheit mußte natürlich auch den Gewerbefleiß und die Bodenkultur heben, und die Nachfrage

nach den edlen Metallen, gleich wie nach allen anderen Luxus- und Schmuckgegenständen mußte mit dem wachsenden Reichtum gleichen Schritt halten. Ein größeres Jahresprodukt erforderte eine größere Menge Geld zum Umlauf und eine größere Zahl reicher Leute brauchte mehr silberne Gerätschaften und Schmucksachen. Auch muß man annehmen, daß die meisten Bergwerke, die damals den europäischen Markt mit Silber versorgten, sehr erschöpft waren, und höhere Betriebskosten erheischten. Viele unter ihnen waren seit der Römerzeit abgebaut worden.

Die meisten Schriftsteller über die Warenpreise in früheren Zeiten sind der Meinung, daß der Wert des Silbers seit der Eroberung, vielleicht sogar schon seit dem Einfall Julius Cäsars, bis zur Entdeckung Amerikas beständig gesunken sei. Zu dieser Ansicht scheinen sie teils durch die Beobachtungen über die Preise des Getreides und anderer Bodenprodukte, teils durch die populäre Meinung verleitet worden zu sein, daß, wie in jedem Lande mit dem zunehmenden Wohlstande naturgemäß auch die Silbermenge wächst, ebenso sein Wert abnimmt, je mehr die Menge zunimmt.

In ihren Betrachtungen über die Getreidepreise scheinen dreierlei Umstände sie oft irre geleitet zu haben.

Erstens, in früheren Zeiten wurden fast alle Renten in natura entrichtet, in einer bestimmten Menge Getreide, Vieh, Geflügel usw. Mitunter kam es jedoch vor, daß der Grundeigentümer sich die freie Wahl vorbehielt, vom Pächter die jährliche Zahlung entweder in natura oder in einer bestimmten Geldsumme zu fordern. Der Preis, zu welchem die Naturallieferung in eine gewisse Geldsumme verwandelt wurde, heißt in Schottland der Konversionspreis. Steht nun stets dem Grundeigentümer die Wahl zu, so erfordert die

Sicherheit des Pächters, daß der Konversionspreis eher unter als über dem mittleren Marktpreise stehe. Er beträgt demnach auch an vielen Orten nicht viel mehr, als die Hälfte von diesem. In Bezug auf Geflügel besteht diese Gewohnheit noch in dem größeren Teile Schottlands, inbezug auf Vieh noch hie und da. Sie würde wahrscheinlich auch für Getreide fortbestanden haben, wenn nicht die Einrichtung der öffentlichen Fiars dem ein Ende gemacht hätte. Dies sind jährliche, nach richterlichem Ermessen vorgenommene Schätzungen des mittleren Preises aller Getreidearten und ihrer verschiedenen Sorten, nach Maßgabe des wirklichen Marktpreises in den verschiedenen Grafschaften. Diese Einrichtung machte es für den Pächter hinreichend sicher und für den Grundeigentümer bequemer, die Getreiderente lieber in jedem Jahre nach dem Preise der Fiars, als nach einem festen Preise umzuwandeln. Die Schriftsteller aber, die die Getreidepreise früherer Zeiten sammelten, scheinen oft irrtümlich den in Schottland sogenannten Konversionspreis für den wirklichen Marktpreis genommen zu haben. Fleetwood räumt an einer Stelle ein, daß er diesen Irrtum begangen habe. Da er jedoch sein Buch zu einem besonderen Zwecke schrieb, hielt er es nicht für nötig, dieses Geständnis abzulegen, als nachdem er jenen Konversionspreis fünfzehnmal abgeschrieben hatte. Der Preis ist 8 sh. der Quarter Weizen. Diese Summe enthielt im Jahre 1423, mit dem er beginnt, ebenso viel Silber, als jetzt 16 sh.; dagegen enthielt sie 1562, mit welchem Jahre er schließt, nicht mehr, als die heutige gleichnamige Summe darstellt.

Zweitens: sie ließen sich durch die Nachlässigkeit irreleiten, womit manche alte Taxordnungen von unachtsamen Abschreibern kopiert und zuweilen vielleicht von der Behörde selbst verfaßt waren.

Die alten Taxordnungen scheinen stets mit der

Bestimmung begonnen zu haben, wie hoch der Preis des Brotes und Bieres sein solle, wenn der Weizen- und Gerstenpreis am niedrigsten stand, und scheinen dann allmählich zu den Bestimmungen vorgeschritten zu sein, wie hoch der Preis sein soll, wenn die Preise jener beiden Getreidearten sich über ihren niedrigsten Satz erheben. Allein die Abschreiber scheinen es oft für hinreichend gehalten zu haben, die Taxordnung bis auf die drei oder vier ersten und niedrigsten Preise fortzuführen; sie ersparten sich auf diese Weise Arbeit, und dachten wahrscheinlich, dies genüge, um das Verhältnis nachzuweisen, das bei den höheren Preisen eintreten sollte.

So wurde in der Brot- und Bierordnung aus dem 51. Regierungsjahre Heinrichs III. der Brotpreis nach den zwischen einem und zwanzig Schillingen damaligen Geldes der Quarter schwankenden Weizenpreisen geregelt. In den Handschriften aber, nach welchen die verschiedenen Ausgaben der Statuten, bis auf die Ruffheadschen, gedruckt wurden, waren die Abschreiber nie über den Preis von 12 sh. hinausgegangen. Durch diese mangelhafte Art des Abschreibens sind viele Schriftsteller irregeleitet worden, und haben ganz natürlich geschlossen, daß der in der Mitte liegende Preis, also 6 sh. der Quarter, oder etwa 18 sh. unseres Geldes, zu jener Zeit der gewöhnliche oder Durchschnittspreis des Weizens gewesen ist.

In dem Tumbrel- und Pillory-Statut*), das um dieselbe Zeit gegeben wurde, wird der Preis des Bieres nach dem Steigen des Gerstenpreises, von 2 sh. bis auf 4 sh. der Quarter und zwar von sechs zu sechs Pence, geregelt. Daß jedoch 4 sh. nicht als der

*) Tumbrel, Richtkarren, Pillory, Pranger. Auf dem ersteren wurden die Brauer, an dem andern die Bäcker, die sich gegen die Taxen vergingen, der öffentlichen Schande preisgegeben.

höchste Preis betrachtet wurde, auf den die Gerste steigen konnte, und daß diese Preise nur als ein Beispiel für das Verhältnis, das bei höheren oder niedrigeren Preisen beobachtet werden sollte, aufgestellt worden sind, läßt sich aus den letzten Worten des Statuts schließen: *et sic deinceps crescet vel diminuetur per sex denarios*. Der Ausdruck ist sehr nachlässig, aber der Sinn ist deutlich genug, nämlich „daß der Preis des Bieres steigen oder fallen soll, je nachdem der Preis der Gerste um 6 d. steigt oder fällt.“ Der Gesetzgeber scheint bei der Abfassung dieses Statuts eben so nachlässig gewesen zu sein, als es die Abschreiber bei der Abschrift anderer waren.

In einer alten Handschrift des „*Regiam Majestatem*“, eines alten schottischen Gesetzbuches, findet sich eine Taxordnung, in welcher der Preis des Brotes nach den verschiedenen Preisen des Weizens von 10 d. an bis zu 3 sh. für den schottischen Boll, (etwa ein halber englischer Quarter) geregelt ist. Drei schottische Schillinge waren zur Zeit dieser Taxordnung etwa so viel wie neun Schilling Sterling unseres Geldes. Ruddiman*) scheint hieraus zu schließen, daß drei Schilling der höchste Preis war, den der Weizen zu jener Zeit überhaupt erreichte, und daß zehn Pence, bezw. ein Schilling, oder höchstens zwei Schilling der gewöhnliche Preis war. Befragt man die Handschrift selbst, so ersieht man deutlich, daß alle diese Preise nur als Beispiele des Verhältnisses aufgestellt wurden, das zwischen den Preisen des Weizens und des Brotes festgehalten werden sollte. Die letzten Worte des Statuts lauten: *„reliqua judicabis secundum praescripta habendo respectum ad pretium bladi“* — „die übrigen Fälle sind nach Obigem mit Rücksicht auf den Preis des Getreides zu beurteilen.“

*) S. dessen Vorrede zu Andersons *Diplomata Scotiae*.

Drittens scheint man sich auch durch den sehr niedrigen Preis, zu dem der Weizen zuweilen in der frühesten Zeit verkauft wurde, zu dem Glauben haben verleiten zu lassen, daß, da der niedrigste Preis damals niedriger war als in späterer Zeit, der gewöhnliche Preis gleichfalls niedriger gewesen sein müsse. Man hätte jedoch wissen können, daß damals der höchste Preis weit über dem späteren, und der niedrigste weit unter ihm stand. So gibt uns Fleetwood für das Jahr 1270 zwei Preise des Quarters Weizen. Der eine ist £ 4. 16 sh. im Gelde jener Zeit, d. h. £ 14. 8 sh. im unsrigen, der andere £ 6. 8 sh., d. h. £ 19. 4 sh. unsres Geldes. Am Ende des fünfzehnten oder zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ist kein Preis zu finden, der diesem übertriebenen Satze nahe käme. Der Preis des Getreides, obwohl er stats Schwankungen unterworfen ist, schwankt am auffallendsten doch in jenen unruhigen und ungeordneten Gesellschaften, in denen die Unterbrechung alles Handels und aller Verbindungen den Überfluß des einen Landesteils hindert, dem Mangel des andern zu Hilfe zu kommen. In dem verwirrten Zustande Englands unter den Plantagenets, die das Land von der Mitte des zwölften bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts beherrschten, konnte der eine Bezirk Überfluß haben, während ein anderer benachbarter seine Ernte entweder durch Zufälle der Witterung oder durch den Einfall eines benachbarten Barons zerstört sah und alle Schrecken einer Hungersnot zu ertragen hatte; denn wenn die Ländereien eines feindlichen Lords dazwischen lagen, konnte der eine dem andern nicht den geringsten Beistand leisten. Unter der kräftigen Regierung der Tudors, die seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten und das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch in England herrschten, war kein Baron

mächtig genug, um es wagen zu können, die öffentliche Sicherheit zu stören.

Am Ende dieses Kapitels wird der Leser alle von Fleetwood gesammelten Weizenpreise finden, von 1202 bis 1597, auf unser heutiges Geld zurückgeführt, und nach der Zeitfolge in sieben Perioden von je zwölf Jahren geordnet. Auch findet er am Ende jeder Periode den Durchschnittspreis der zwölf Jahre, aus denen sie besteht. Für den ganzen langen Zeitraum hat Fleetwood nur die Preise von achtzig Jahren zusammenzubringen vermocht, so daß vier Jahre fehlen, um das letzte Dutzend vollzumachen. Ich habe daher aus den Rechnungen des Eton College die Preise von 1598, 1599, 1600 und 1601 hinzugesetzt, ohne mehr hinzuzufügen. Der Leser wird ersehen, daß vom Anfang des dreizehnten bis nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der Durchschnittspreis von je zwölf Jahren allmählich immer niedriger wird, um sich gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts wieder zu heben. Freilich scheinen die Preise, welche Fleetwood zusammenzubringen vermochte, vorzugsweise solche zu sein, die wegen ungewöhnlicher Teuerung oder Wohlfeilheit merkwürdig waren, und ich behaupte nicht, daß sich sichere Schlüsse daraus ziehen lassen. Soweit sie jedoch überhaupt etwas beweisen, bestätigen sie das, was ich nachzuweisen suchte. Fleetwood selbst scheint hingegen, wie die meisten anderen Schriftsteller, geglaubt zu haben, daß während dieser ganzen Periode der Wert des Silbers sich infolge des steigenden Überflusses stetig verringert habe. Allein die Getreidepreise, die er selber gesammelt hat, unterstützen diese Meinung gewiß nicht. Dagegen stimmen sie vortrefflich mit der Ansicht des Herrn Dupré de St. Maur und der von mir entwickelten überein. Bischof Fleetwood und Dupré de St. Maur sind die beiden Schriftsteller, die mit der

größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit die Preise früherer Zeiten gesammelt haben, und merkwürdigerweise treffen, trotz ihrer verschiedenen Ansichten, doch die von beiden festgestellten Tatsachen, wenigstens soweit sie sich auf die Getreidepreise beziehen, sehr genau zusammen.

Es sind indessen nicht sowohl die niedrigen Preise des Getreides, als die mancher anderen Bodenprodukte, aus denen die urtheilfähigsten Schriftsteller den hohen Wert des Silbers in jenen früheren Zeiten gefolgert haben. Getreide, hat man gesagt, ist eine Art Fabrikat, und in jenen rohen Zeiten verhältnißmäßig weit teurer, als die meisten andern Waren, worunter man vermutlich die meisten ohne Mitwirkung menschlicher Arbeit entstandenen Dinge, wie Vieh, Geflügel, Wildpret aller Art usw. versteht. Daß diese in Zeiten der Armut und Barbarei verhältnißmäßig viel wohlfeiler als Korn waren, ist unzweifelhaft richtig. Allein diese Wohlfeilheit war nicht die Wirkung des hohen Silberwertes, sondern die des niedrigen Wertes jener Waren. Sie rührte nicht daher, daß das Silber in solchen Zeiten eine größere Menge Arbeit kauft oder darstellt, sondern daher, daß solche Waren eine weit geringere Menge Arbeit kaufen oder darstellen, als in Zeiten größerer Wohlhabenheit und Kultur. Das Silber muß sicherlich im spanischen Amerika wohlfeiler sein, als in Europa, in dem Erzeugungslande wohlfeiler, als in dem Lande, wohin es mit den Kosten einer langen Land- und Wasserfracht und der Versicherung gebracht wird. Gleichwohl betrug, nach Ulloa, noch vor nicht langer Zeit in Buenos-Ayres der Preis eines ausgesuchten Ochsen nur $21\frac{1}{2}$ d. und 16 sh. ist nach Byron der Preis eines guten Pferdes in der Hauptstadt von Chili. In einem von Natur fruchtbaren Lande, dessen größter Teil jedoch durchaus unkultiviert ist, kann mau Vieh,

Geflügel, Wildpret aller Art usw. mit einer sehr geringen Arbeitsmenge erwerben, und man kann sich daher auch nur eine sehr geringe Arbeitsmenge dafür verschaffen. Der niedrige Geldpreis, zu dem sie verkauft werden, ist kein Beweis, daß der Sachwert des Silbers dort sehr hoch, sondern nur, daß der Sachwert jener Waren sehr niedrig ist.

Die Arbeit und nicht irgend eine Ware oder Gattung von Waren ist, wie man festhalten muß, das wahre Wertmaß sowohl des Silbers, als aller anderen Waren.

Da in fast noch unangebauten oder nur dünn bevölkerten Ländern Vieh, Geflügel, Wildpret aller Art usw. freiwillige Erzeugnisse der Natur sind, so bringt diese sie oft in weit größeren Mengen hervor, als die Einwohner verbrauchen können. Unter solchen Umständen übersteigt das Angebot gewöhnlich die Nachfrage. In verschiedenen Zuständen der Gesellschaft, auf verschiedenen Stufen der Kultur werden daher solche Waren sehr verschiedene Mengen von Arbeit darstellen oder aufwiegen.

Getreide aber ist in jedem Zustande der Gesellschaft, auf jeder Stufe der Kultur das Erzeugnis menschlichen Fleißes. Die durchschnittliche Produktion jeder Art von Gewerbefleiß paßt sich nun immer mehr oder weniger dem durchschnittlichen Verbrauch, das durchschnittliche Angebot der durchschnittlichen Nachfrage an. Überdies erfordert die Erzeugung gleicher Getreidemengen in demselben Boden und Klima auf jeder Stufe der Kultur durchschnittlich fast gleiche Arbeitsmengen, oder, was auf dasselbe hinausläuft, den Preis gleicher Arbeitsmengen, denn die beständige Zunahme in den produktiven Kräften der Arbeit wird bei fortschreitender Kultur mehr oder weniger durch den beständig steigenden Preis des Viehs, des hauptsächlichsten Werkzeuges des Ackerbaues, aufgewogen. Aus allen diesen

Gründen darf man annehmen, daß gleiche Getreidemengen in jedem Zustande der Gesellschaft, auf jeder Stufe der Kultur weit eher gleiche Arbeitsmengen darstellen oder aufwiegen werden, als gleiche Mengen anderer Bodenerzeugnisse. Mithin ist das Getreide wie bereits bemerkt, auf allen Stufen des Reichtums und der Kultur ein genaueres Wertmaß, als jede andere Ware oder Gattung von Waren. Auf allen diesen Stufen werden wir daher den Sachwert des Silbers weit besser durch einen Vergleich mit Getreide, als mit irgend einer anderen Ware oder Gattung von Waren beurteilen.

Überdies macht Getreide oder was sonst das gewöhnliche und allgemein beliebte pflanzliche Nahrungsmittel des Volks ist, in jedem zivilisiertem Lande den Hauptteil der Lebensmittel des Arbeiters aus. Infolge der Ausdehnung des Ackerbaus bringt der Boden eines jeden Landes eine viel größere Menge pflanzlicher als tierischer Nahrung hervor, und der Arbeiter lebt überall vorzugsweise von demjenigen gesunden Nahrungsmittel, welches das wohlfeilste und reichlichste ist. Fleisch bildet, außer in den blühendsten Ländern, in denen die Arbeit am höchsten bezahlt wird, nur einen unbedeutenden Teil seiner Nahrungsmittel; Geflügel einen noch kleineren Teil von ihnen und Wildpret gar keinen. In Frankreich, und selbst in Schottland, wo die Arbeit etwas besser als in Frankreich bezahlt wird, genießt der ärmere Arbeiter, außer an Feiertagen und bei anderen außerordentlichen Gelegenheiten, selten Fleisch. Daher hängt der Geldpreis der Arbeit weit mehr von dem durchschnittlichen Geldwert des Getreides, des Nahrungsmittels der Arbeiter, als von dem des Fleisches oder irgend eines anderen Bodenproduktes ab. Mithin hängt auch der Sachwert des Goldes und Silbers, beziehungsweise die Arbeitsmenge, welche damit erkauft werden kann, weit mehr von der Getreidemenge, die

dafür zu haben ist, als von der Menge Fleisch oder anderer Bodenprodukte ab.

So nachlässige Beobachtungen über die Preise des Getreides oder anderer Waren würden wahrscheinlich nicht so viele einsichtige Schriftsteller irre geleitet haben, wenn sie nicht gleichzeitig durch die volkstümliche Meinung beeinflusst worden wären, daß in dem Maße, in dem die Menge des Silbers naturgemäß in jedem Lande mit der Zunahme des Reichtums wächst, auch sein Wert sich vermindere. Diese Meinung scheint aber durchaus grundlos zu sein.

Die Menge der edlen Metalle kann in jedem Lande aus zweierlei Ursachen zunehmen: erstens infolge steigender Ergiebigkeit der Bergwerke, die sie liefern; zweitens infolge zunehmenden Reichtums des Volks, zunehmenden Ertrags seiner Arbeit. Die erste dieser Ursachen ist ohne Zweifel mit der Verringerung im Werte der edlen Metalle notwendig verknüpft; die andere nicht.

Wenn ergiebigere Bergwerke entdeckt werden, kommt eine größere Menge edler Metalle auf den Markt, und wenn die Menge der Lebens- und Genußmittel, für welche sie vertauscht werden, die nämliche bleibt, so müssen gleiche Metallmengen gegen geringere Warenmengen vertauscht werden. Sofern also die zunehmende Menge der edlen Metalle in einem Lande aus der zunehmenden Ergiebigkeit der Bergwerke entspringt, ist sie notwendig mit einer Verringerung in ihrem Werte verknüpft.

Wenn hingegen der Reichtum eines Landes wächst, und der jährliche Ertrag seiner Arbeit allmählich immer größer wird, so wird für den Umlauf einer größeren Warenmenge eine größere Menge gemünzten Geldes nötig; und da die Leute mehr Mittel besitzen und mehr Waren dafür zu geben haben, so werden sie auch immer mehr Gerät von edlem Metall kaufen. Ihre

Geldmenge wird mit dem Bedürfnis wachsen, die des Geräts mit ihrer Eitelkeit und Prunksucht aus demselben Grunde, aus welchem auch die Zahl schöner Statuen, Gemälde und anderer Gegenstände des Luxus und der Liebhaberei unter ihnen wahrscheinlich zunehmen wird. Wie aber Bildhauer und Maler in Zeiten des Reichtums und Glückes schwerlich schlechter bezahlt werden, als in den Zeiten der Armut und Not, so wird auch Gold und Silber wohl nicht schlechter bezahlt werden.

Wie der Preis von Gold und Silber, wenn er nicht durch die zufällige Entdeckung ergiebigerer Bergwerke nieder gehalten wird, mit dem Reichtum jedes Landes naturgemäß steigt, so ist er, der Stand der Bergwerke sei welcher er wolle, allezeit in einem reichen Lande naturgemäß höher, als in einem armen. Gold und Silber suchen, wie alle anderen Waren den Markt auf, auf dem der beste Preis für sie bezahlt wird, und der beste Preis pflegt für jede Sache in dem Lande bewilligt zu werden, das ihn am leichtesten zu geben imstande ist. Die Arbeit ist, wie man festhalten muß, der letzte Preis, der für alle Dinge bezahlt wird, und in Ländern, wo die Arbeit gleich gut bezahlt wird, richtet sich der Geldpreis der Arbeit nach dem der Lebensmittel des Arbeiters. Nun wird für Gold und Silber in einem reichen Lande natürlich eine größere Menge von Lebensmitteln zu haben sein, als in einem armen, d. h. in einem Lande, das an Lebensmitteln Überfluß hat, eine größere, als in einem Lande, das nur mäßig damit versorgt ist. Sind die beiden Länder weit von einander entfernt, so kann der Unterschied sehr groß sein, weil, obschon die Metalle von selbst von dem schlechteren zu dem besseren Markte gehen, es doch schwierig kann, sie in solchen Mengen dahin zu bringen, um ihren Preis an beiden Orten ins Gleich-

gewicht zu setzen. Liegen die Länder dagegen nahe bei einander, so wird der Unterschied geringer und manchmal kaum merkbar sein, weil die Versendung in diesem Falle leicht ist. China ist ein weit reicheres Land, als irgend ein europäisches, und der Unterschied im Preise der Lebensmittel zwischen China und Europa ist sehr groß: der Reis ist in China viel wohlfeiler, als der Weizen irgendwo in Europa. England ist ein viel reicheres Land als Schottland, aber der Unterschied in dem Geldpreise des Getreides ist in diesen beiden Ländern weit geringer und kaum bemerkbar. Der Menge oder dem Maße nach scheint das schottische Getreide zwar um Vieles wohlfeiler zu sein, als das englische; aber der Beschaffenheit nach ist es gewiß etwas teurer. Schottland erhält fast alle Jahre starke Zufuhren aus England, und jede Ware muß in dem Lande, wohin sie gebracht wird, etwas teurer sein, als in demjenigen, aus dem sie kommt. Daher muß das englische Getreide in Schottland teurer sein, als in England, und kann seiner Beschaffenheit nach, oder entsprechend der Menge und Güte des Mehls, das aus ihm bereitet wird, in der Regel dort nicht teurer verkauft werden, als das schottische Getreide, das mit ihm in Wettbewerb tritt.

Der Unterschied zwischen dem Geldpreise der Arbeit in China und in Europa ist noch größer, als der zwischen dem Geldpreise der Lebensmittel, weil der wirkliche Lohn der Arbeit in Europa höher ist, als in China; denn der größte Teil Europas ist im Fortschreiten begriffen, während China still zu stehen scheint. In Schottland ist der Geldpreis der Arbeit niedriger als in England, weil der wirkliche Lohn der Arbeit weit niedriger ist; denn wenn Schottland auch fortschreitet, so schreitet es doch langsamer fort, als England. Die Häufigkeit der Auswanderung aus Schott-

land und ihre Seltenheit aus England beweist deutlich, daß die Nachfrage nach Arbeit in beiden Ländern sehr verschieden ist. Das Verhältnis zwischen dem wirklichen Lohn der Arbeit in verschiedenen Ländern richtet sich, wie festzuhalten ist, nicht nach ihrer dermaligen Wohlhabenheit oder Armut, sondern darnach, ob sie fortschreiten, still stehen, oder zurückgehen.

Wie Gold und Silber unter den reichsten Nationen naturgemäß den größten Wert haben, so unter den ärmsten den geringsten. Unter den Wilden, den ärmsten der Menschen, haben sie fast gar keinen Wert.

In großen Städten ist das Getreide stets teurer, als in entfernten Teilen des Landes. Dies ist jedoch nicht die Folge der tatsächlichen Wohlfeilheit des Silbers, sondern der tatsächlichen Teuerung des Getreides. Es kostet nicht weniger Arbeit, das Silber in die große Stadt, als in die entfernten Teile des Landes zu schaffen: aber es kostet viel mehr Arbeit, Getreide dahin zu schaffen.

In einigen sehr reichen Handelsstaaten, wie in Holland und dem Gebiete von Genua, ist das Getreide aus demselben Grunde teurer, als in großen Städten. Sie bringen nicht genug für den Unterhalt ihrer Bewohner hervor. Sie sind reich an Fleiß und Geschick ihrer Künstler und Handwerker, reich an jeder Art von Maschinen, die die Arbeit erleichtern und abkürzen, reich an Schiffen und allen anderen Werkzeugen und Mitteln des Transports und Handels; aber sie sind arm an Getreide, das, da es aus fernen Ländern dahin gebracht werden muß, durch einen Aufschlag auf seinen Preis die Fracht zu zahlen hat. Es kostet nicht weniger Arbeit, Silber nach Amsterdam als nach Danzig zu bringen, aber es kostet bedeutend mehr, Getreide dahin zu bringen. Die wirklichen Kosten des Silbers müssen an beiden Orten fast die nämlichen, die des Getreides aber sehr verschieden sein. Minderte sich der wirkliche

Reichtum Hollands oder Genuas, während gleichzeitig die Zahl ihrer Einwohner dieselbe bliebe, minderte sich ihre Fähigkeit, sich aus fernen Ländern zu versorgen: so würde der Preis des Getreides mit dieser Verringerung in der Menge ihres Silbers, die jene Abnahme notwendig entweder als Ursache oder als Wirkung begleiten muß, nicht sinken, sondern vielmehr bis zu Hungersnotpreisen steigen. Fehlt uns das Notwendige, so müssen wir uns der überflüssigen Dinge entschlagen, deren Wert in Zeiten des Reichtums und Glücks steigt und ebenso in Zeiten der Not und Armut sinkt. Anders ist es mit den notwendigen Dingen. Ihr Sachpreis, die Arbeitsmenge, welche dafür zu haben ist, steigt in Zeiten der Armut und Not, und fällt in Zeiten des Reichtums und Gedeihens, die stets Zeiten großen Überflusses sind, da sie sonst nicht Zeiten des Reichtums und Gedeihens sein könnten. Getreide ist etwas Notwendiges, Silber etwas Überflüssiges.

Wie groß also auch die Zunahme in der Menge der edlen Metalle gewesen sein mag, die zwischen der Mitte des 14. und der des 16. Jahrhunderts aus der Zunahme des Reichtums und der Kultur hervorging, so konnte sie dennoch weder in Großbritannien noch in einem anderen Teile Europas ihren Wert verringern. Hatten daher die Schriftsteller über die Preise früherer Zeiten keinen Grund, aus Beobachtungen über die Preise des Getreides und anderer Waren die Verringerung des Silberwertes zu folgern, so hatten sie noch weniger Grund, sie aus einer vorausgesetzten Zunahme des Reichtums und der Kultur herzuleiten.

Zweite Periode.

So verschieden die Meinungen der Gelehrten über das Fortschreiten des Silberwertes während der ersten

Periode waren, so einstimmig sind sie in dieser Hinsicht während der zweiten Periode.

Etwa von 1570 bis 1640, während eines Zeitraums von ungefähr 70 Jahren, nahm die Änderung in dem Wertverhältnis des Silbers zum Getreide eine ganz entgegengesetzte Richtung. Das Silber sank in seinem Sachwerte, d. h. es konnte nur gegen eine geringere Arbeitsmenge als früher vertauscht werden, das Getreide dagegen stieg in seinem Nominalpreise, und wurde mit der Zeit, statt für etwa zwei Unzen Silber der Quarter, oder etwa zehn Schilling unseres heutigen Geldes, für sechs bis acht Unzen Silber oder etwa dreißig bis vierzig Schilling unseres Geldes verkauft.

Die Entdeckung der reichen amerikanischen Minen scheint die einzige Ursache der Abnahme des Verhältnisses zwischen Silber und Getreide gewesen zu sein. So wird die Sache von jedermann erklärt, und es erhob sich weder über die Tatsache selbst, noch über seine Ursache jemals ein Streit. Der größte Teil Europas schritt in diesem Zeitraume im Gewerbefleiß und in der Bodenkultur fort, und die Nachfrage nach Silber mußte daher stets zunehmen; allein die Zunahme des Angebots überstieg allem Anschein nach die Nachfrage so sehr, daß der Wert jenes Metalls bedeutend fiel. Die Entdeckung der amerikanischen Minen scheint, was beachtenswert ist, auf die Preise der Dinge in England bis nach 1570 nicht merklich eingewirkt zu haben, obgleich selbst die Minen von Potosi mehr als zwanzig Jahre früher entdeckt worden waren.

Von 1595 bis 1620 einschließlich war der Durchschnittspreis des Quarters von neun Bushel des besten Weizens, wie aus den Rechnungen des Eton College hervorgeht, auf dem Marke zu Windsor £ 2. 1 sh. 6⁹/₁₃ d. Läßt man von dieser Summe den Bruch weg, und zieht ein Neuntel oder 4 sh. 7¹/₃ d. ab, so kommt für

den Quarter von 8 Bushel der Preis von £1 16sh. $10\frac{2}{3}$ d. heraus. Läßt man von dieser Summe ebenfalls den Bruch weg, und zieht ein Neuntel oder 4 sh. $1\frac{1}{9}$ d. für den Unterschied zwischen dem Preise des besten Weizens und dem des Mittelweizens ab, so kommt für den Preis des Mittelweizens heraus £ 1. 12 sh. $8\frac{8}{9}$ d., oder etwa sechs und ein Drittel Unzen Silbers.

Von 1621 bis 1636 einschließlich war nach denselben Rechnungen der Durchschnittspreis des gleichen Maßes vom besten Weizen auf demselben Markte £ 2. 10 sh. Macht man hiervon die nämlichen Abzüge, wie im vorigen Falle, so kommt für den Durchschnittspreis des Quarters von acht Bushel Mittelweizen £ 1. 19 sh. 6 d., oder etwa sieben und zwei Drittel Unzen Silbers heraus.

Dritte Periode.

Zwischen 1630 und 1640, oder um 1636, scheint die Wirkung der Entdeckung der amerikanischen Minen auf die Entwertung des Silbers ihr Ende gefunden zu haben und das Wertverhältnis zwischen diesem Metall und dem Getreide niemals tiefer gesunken zu sein, als um diese Zeit. Im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts dürfte es sich etwas gehoben haben, und hatte damit wahrscheinlich schon einige Zeit vor dem Ende des vorigen angefangen.

Von 1637 bis 1700 einschließlich, also in den 64 letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, war nach denselben Rechnungen der Durchschnittspreis des Quarters von neun Bushel vom besten Weizen auf dem Markte zu Windsor £ 2. 11 sh. $\frac{1}{3}$ d., nur 1 sh. $\frac{1}{3}$ d. teurer, als während der vorhergehenden sechzehn Jahre. Aber im Laufe dieser vierundsechzig Jahre traten zwei Ereignisse ein, die einen weit größeren Mangel an Getreide verursachen mußten, als durch den bloßen Einfluß der Witterung zu erklären wäre, und die, auch ohne

die Annahme eines weiteren Rückganges im Silberwerte, jene kleine Erhöhung des Preises vollständig erklären.

Das erste dieser Ereignisse war der Bürgerkrieg, der durch Entmutigung des Ackerbaues und Unterbrechung des Handels den Preis des Getreides höher hinauftrieb, als er durch den Einfluß von Mißernten hätte steigen können. Diese Wirkung mußte mehr oder weniger auf allen Märkten des Reichs eintreten, insbesondere aber auf denen in der Nähe von London, die sich ihren Vorrat aus der größten Entfernung verschaffen müssen. Der Preis des besten Weizens betrug demgemäß 1648 auf dem Markte zu Windsor £ 4. 5 sh., und 1649 £ 4 für den Quarter von 9 Bushel. Dies übersteigt den Durchschnittspreis der sechzehn Jahre vor 1637, der £ 2. 10 sh. betrug, um £ 3. 5 sh., was, über die vierundsechzig letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts verteilt, schon allein jene kleine Preiserhöhung erklärt, die während dieser Periode stattgefunden zu haben scheint. Diese Preise sind übrigens zwar die höchsten, doch keineswegs die einzigen hohen Preise, die durch die Bürgerkriege verursacht worden sind.

Das zweite Ereignis war die im Jahre 1688 bewilligte Prämie auf die Ausfuhr von Getreide. Nach der Annahme Vieler hat diese Prämie dadurch, daß sie den Ackerbau ermutigte, lange Jahre hindurch einen größeren Überfluß und folglich eine größere Wohlfeilheit des Getreides auf dem heimischen Markte hervorgebracht, als ohne sie eingetreten wäre. Inwiefern die Prämie jemals diese Wirkung haben kann, werde ich später untersuchen; für jetzt will ich nur bemerken, daß sie zwischen 1688 und 1700 keine Zeit hatte, eine solche Wirkung hervorzubringen. In diesem kurzen Zeitraume konnte ihre Wirkung nur die sein, daß sie zur Ausfuhr des jährlichen Überschusses aufmunterte, eine Ausgleichung des Überflusses eines

Jahres und des Mangels eines anderen verhinderte und dadurch den Preis auf dem heimischen Markte hinauftrieb. Der Mangel, welcher in England von 1693 bis 1699 einschließlich beider Jahre herrschte, konnte, obwohl er ohne Zweifel vorzugsweise den Einflüssen des Wetters zuzuschreiben ist und sich darum auch über einen großen Teil von Europa erstreckte, durch die Prämie nur vergrößert werden. Daher wurde auch 1699 die Getreideausfuhr auf neun Monate verboten.

Noch ein drittes Ereignis trat in demselben Zeitraume ein, das, wenn es auch keinen Getreidemangel erzeugen, noch die tatsächliche für Getreide zu zahlende Silbermenge vermehren konnte, doch notwendig eine nominelle Erhöhung des Silberwerts veranlassen mußte. Dies war die große Verschlechterung der Silbermünzen durch Beschneiden und Abnutzung. Dieses Übel hatte unter der Regierung Karls des Zweiten begonnen, und dauerte ununterbrochen bis 1695 fort, zu welcher Zeit, wie wir von Lowndes erfahren, das Silberkourant durchschnittlich fast fünfundzwanzig Prozent unter seinem Normalwert stand. Nun wird die nominelle Summe, welche den Marktpreis der Waren ausmacht, nicht sowohl durch die Silbermenge bestimmt, die nach dem Münzfuße in ihr enthalten sein sollte, als durch diejenige, die erfahrungsmäßig wirklich in ihr enthalten ist. Diese nominelle Summe ist daher notwendig höher, wenn die Münze durch Beschneiden und Abnutzung sehr verschlechtert ist, als wenn sie ihrem gesetzlichen Werte nahe kommt.

Im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts ist die Silbermünze nie tiefer unter ihrem gesetzlichen Gewicht gewesen als jetzt. So verunstaltet sie aber auch ist, so wurde doch ihr Wert durch den der mit ihr vertauschbaren Goldmünze aufrecht erhalten; denn wenn auch die Goldmünze vor der letzten Umprägung eben-

falls sehr entwertet war, so war sie es doch weniger als das Silber. Im Jahre 1695 dagegen wurde der Wert des Silbergeldes nicht durch den der Goldmünzen aufrecht erhalten; eine Guinee wurde damals gewöhnlich für dreißig Schillinge des abgenutzten und beschnittenen Silbers gewechselt. Vor der letzten Umprägung des Goldes war der Preis des Barrensilbers selten höher als 5 sh. 7 d. die Unze, was nur fünf Pence über den Münzpreis ist. Im Jahre 1695 aber war der gewöhnliche Preis des Barrensilbers 6 sh. 5 d. die Unze, was fünfzehn Pence mehr ist, als der Münzpreis*). Selbst vor der letzten Umprägung des Goldes wurde sowohl die Gold- wie die Silbermünze im Vergleich zum Barrensilber als kaum acht Prozent unter ihrem gesetzlichen Wert stehend betrachtet. 1695 dagegen wurde sie als beinahe fünfundzwanzig Prozent niedriger angesehen. Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, d. h. unmittelbar nach der großen Umprägung zu König Wilhelms Zeit, muß das meiste Silberkourant seinem gesetzlichen Gewicht noch näher gekommen sein als jetzt. Auch hat im gegenwärtigen Jahrhundert kein großes öffentliches Unglück wie etwa ein Bürgerkrieg, den Ackerbau gestört, oder den inneren Handel des Landes unterbrochen. Und obgleich die Prämie, die fast das ganze Jahrhundert hindurch bewilligt wurde, den Preis des Getreides stets etwas höher hinauf treiben mußte, als er sonst bei dem damaligen Stande der Landwirtschaft gewesen wäre, so läßt sich doch, da die Prämie während dieses Jahrhunderts Zeit genug hatte, alle die ihr gewöhnlich zugeschriebenen guten Wirkungen zu offenbaren, also zum Ackerbau aufzumuntern und die Getreidemenge auf dem heimischen Markte zu vermehren, nach den

*) Lowndes, Essay on the Silver Coin, p. 68.

Grundsätzen eines Systems, das ich später erklären und prüfen werde, annehmen, daß sie den Preis dieser Ware auf die eine Weise etwas zu verringern, wie auf die andere Weise ihn etwas zu erhöhen beitrug. Viele schlugen ihren Einfluß höher an. In den ersten vierundsechzig Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts war der Durchschnittspreis des Quarters von neun Bushel des besten Weizens auf dem Markte zu Windsor nach den Rechnungen des Eton College £ 2. 6¹⁹/₃₂ d., 10 sh. 6 d. oder fünfundzwanzig Prozent wohlfeiler, als während der letzten vierundsechzig Jahre des vorigen Jahrhunderts; 9 sh. 6 d. wohlfeiler, als in den sechzehn Jahren vor 1636, wo die Entdeckung der reichen amerikanischen Minen vermutlich ihre volle Wirkung geäußert hatte; und 1 sh. wohlfeiler, als in den sechsundzwanzig Jahren vor 1620, ehe jene Entdeckung ihre volle Wirkung äußern konnte. Nach dieser Rechnung stellt sich der Durchschnittspreis des Mittelweizens in den ersten vierundsechzig Jahren dieses Jahrhunderts auf etwa 32 sh. für den Quarter von acht Bushel.

Der Wert des Silbers scheint sonach im Verhältnis zum Werte des Getreides im gegenwärtigen Jahrhundert etwas gestiegen zu sein, und hatte wahrscheinlich schon einige Zeit vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts zu steigen angefangen.

Im Jahre 1687 betrug der Preis des Quarters von neun Bushel vom besten Weizen auf dem Markte zu Windsor £ 1. 5 sh. 2 d., was der niedrigste Preis ist, den er seit 1595 jemals gehabt hat.

Im Jahre 1688 schätzte Gregory King, eine Autorität in diesen Dingen, den Durchschnittspreis des Weizens, wie er in Jahren einer Mittelernte den Produzenten zu stehen komme, auf 3 sh. 6 d. den Bushel, oder 28 sh. den Quarter. Unter dem Produzentenpreis verstehe ich das, was man zuweilen den Kontraktpreis

nennt, oder den Preis, zu dem ein Pächter sich verpflichtet, mehrere Jahre hinter einander dem Händler eine bestimmte Menge Getreide zu liefern. Da ein solcher Vertrag dem Pächter die Kosten und Mühe des Markttransports erspart, so ist der Kontraktpreis gewöhnlich niedriger, als der durchschnittliche Marktpreis. King nahm an, daß in Jahren einer Mittelernte 28 sh. für den Quarter zu jener Zeit der gewöhnliche Kontraktpreis war. Vor dem durch die jüngste Reihe ungewöhnlich schlechter Jahre verursachten Mangel war dies, wie man mir versichert, der übliche Kontraktpreis in allen gewöhnlichen Jahren.

1688 bewilligte das Parlament die schon erwähnte Prämie auf die Getreideausfuhr. Die Landedelleute, die damals einen größeren Teil der gesetzgebenden Versammlung ausmachten als jetzt, hatten gemerkt, daß der Geldpreis des Getreides fiel. Die Prämie war ein Mittel, es künstlich auf den hohen Preis zu bringen, zu dem es zu den Zeiten Karls I. und II. oft verkauft worden war. Sie sollte daher so lange gegeben werden, bis der Weizen auf 48 sh. für den Quarter gestiegen wäre, d. h. bis er 20 sh. oder um fünf Siebentel teurer war, als King in demselben Jahre den Produzentenpreis in Mitteljahren berechnet hatte. Wenn seine Berechnungen den guten Ruf einigermaßen verdienen, den sie allgemein haben, so waren 48 sh. für den Quarter ein Preis, der ohne ein Mittel wie die Prämie zu jener Zeit sich nur in Jahren ungewöhnlichen Mangels erwarten ließ. Allein die Regierung König Wilhelms war damals noch nicht fest gegründet. Sie war nicht in der Lage, den Landedelleuten, von denen sie gerade damals die Festsetzung der jährlichen Grundsteuer forderte, etwas abschlagen zu können.

Der Wert des Silbers ist daher im Verhältnis zu dem des Getreides vor dem Ende des letzten Jahr-

hunderts etwas gestiegen, und scheint es bei diesem Steigen während des größten Theils des jetzigen Jahrhunderts geblieben zu sein, obgleich die Wirkung der Prämie das Steigen nicht so fühlbar werden ließ, als es sonst bei dem jetzigen Stande der Landwirtschaft gewesen sein würde.

In Jahren des Überflusses erhöht die Prämie durch Veranlassung einer ungewöhnlichen Ausfuhr den Preis des Getreides mehr, als es sonst in solchen Jahren der Fall sein würde. Es war ja auch der ausgesprochene Zweck der Maßregel, der Landwirtschaft dadurch, daß der Preis des Getreides selbst in Jahren des größten Überflusses gehalten würde, eine Aufmunterung zu Teil werden zu lassen.

In Jahren großen Mangels wurde allerdings die Prämie gewöhnlich beseitigt. Sie mußte jedoch auch auf die Preise mancher dieser Jahre Einfluß haben; denn die bedeutende Ausfuhr, die sie in Jahren der Fülle verursachte, mußte die Ausgleichung der Fülle des einen Jahres gegen den Mangel des andern oft verhindern.

Daher steigert die Prämie in Jahren sowohl der Fülle als des Mangels den Preis des Getreides über den Punkt hinaus, den er bei dem dermaligen Stande der Landwirtschaft ohne künstliche Hülfe erreichen würde. Wenn mithin der Durchschnittspreis in den ersten vierundsechzig Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts niedriger gewesen ist, als in den letzten vierundsechzig Jahren des vorigen, so hätte er bei dem nämlichen Stande des Ackerbaus noch weit niedriger sein müssen, wenn die Prämie nicht auf ihn eingewirkt hätte.

Aber, kann man sagen, ohne die Prämie würde der Zustand des Ackerbaus nicht der nämliche gewesen sein. Welche Wirkungen jene Maßregel auf die Landwirtschaft des Landes gehabt haben kann, werde ich später aufzuklären suchen, wenn ich von den Prämien beson-

ders handle; für jetzt will ich nur bemerken, daß dieses Steigen des Silberwerts im Verhältnis zum Getreide England nicht allein betroffen hat. In Frankreich hat sich, nach den Beobachtungen dreier sehr glaubwürdiger, sorgfältiger und fleißiger Forscher, Dupré de St. Maur, Messance und des Verfassers des Versuchs über die Getreidepolitik, dieselbe Erscheinung in dem nämlichen Zeitraume und beinahe in dem nämlichen Verhältnis ebenfalls geltend gemacht. In Frankreich aber war bis 1764 die Ausfuhr des Getreides verboten, und es ist einigermaßen schwer zu glauben, daß fast dieselbe Verringerung des Preises, die in dem einen Lande trotz dieses Verbots eintrat, in dem anderen der ungewöhnlichen Aufmunterung zur Ausfuhr zuzuschreiben sei.

Es würde vielleicht richtiger sein, diese Änderung in dem durchschnittlichen Geldpreise des Getreides als die Wirkung eines allmählichen Steigens im Sachwerte des Silbers auf dem europäischen Markte anzusehen, statt als die Wirkung des Sinkens im durchschnittlichen Sachwerte des Getreides. Das Getreide ist, wie bereits bemerkt, für längere Zeiträume ein genaueres Wertmaß, als Silber oder vielleicht jede andere Ware. Als nach der Entdeckung der ergiebigen amerikanischen Minen das Getreide einen drei bis vier Mal höheren Geldpreis erreichte, schrieb man diesen Umschwung ganz allgemein nicht einem Steigen im Sachwerte des Getreides, sondern dem Sinken im Sachwerte des Silbers zu. Wenn daher in den ersten vierundsechzig Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts der durchschnittliche Geldpreis des Getreides etwas niedriger geworden ist, als er in den meisten Jahren des vorigen Jahrhunderts gewesen ist, so sollte man diesen Umschwung gleichfalls nicht dem Sinken im Sachwerte des Getreides, sondern dem Steigen im Sachwerte des Silbers auf dem europäischen Markte zuschreiben.

Der hohe Preis des Getreides während der letzten zehn oder zwölf Jahre hat allerdings die Vermutung erregt, daß der Sachwert des Silbers auf dem europäischen Markte noch immer sinke. Indessen scheint dieser hohe Preis des Getreides in Wahrheit durch die ungewöhnlich schlechten Wetterverhältnisse verursacht zu sein, und kann daher nicht als dauernd, sondern nur als vorübergehend und zufällig betrachtet werden. Die Witterungsverhältnisse waren in diesen zehn oder zwölf Jahren fast in ganz Europa ungünstig, und die Unruhen in Polen haben den Mangel in all' den Ländern vermehrt, die sich in teuren Jahren von dort her zu versorgen pflegten. Eine so lange anhaltende Ungunst der Witterung ist zwar keine sehr gewöhnliche, aber auch keineswegs eine unerhörte Erscheinung, und wer sich viel mit der Geschichte der Getreidepreise in früheren Zeiten beschäftigt hat, dem wird unschwer manches ähnliche Beispiel einfallen. Auch sind zehn Jahre außerordentlichen Mangels nichts Wunderbareres, als zehn Jahre außerordentlicher Fülle. Der niedrige Getreidepreis von 1741 bis 1750, einschließlich beider Jahre, kann sehr wohl dem hohen Preise in den letzten acht oder zehn Jahren entgegengestellt werden. Von 1741 bis 1750 war, wie aus den Rechnungen des Eton College hervorgeht, der Durchschnittspreis des Quarters von neun Bushel des besten Weizens auf dem Markte zu Windsor nur £ 1. 13 sh. 9⁴/₅ d., beinahe 6 sh. 3 d. unter dem Durchschnittspreis der ersten 64 Jahre des laufenden Jahrhunderts. Hiernach stellte sich der Durchschnittspreis des Quarters von acht Bushel Mittelweizen in jenen zehn Jahren nur auf £ 1. 6 sh. 8 d.

Zwischen 1741 und 1750 verhinderte aber die Prämie, daß der Preis des Getreides auf dem heimischen Markte so tief fiel, als er der Natur der Sache nach hätte fallen müssen. Während dieser zehn Jahre betrug,

nach den Zollregistern, die Menge aller Sorten ausgeführten Getreides nicht weniger als 8,029,156 Quarter und 1 Bushel. Die dafür bezahlte Prämie belief sich auf £ 1,514,962. 17 sh. 4¹/₂ d. Daher bemerkte 1749 der damalige Premierminister Pelham im Unterhause, daß in den drei letzten Jahren eine ganz außerordentliche Summe als Prämie für Getreideausfuhr bezahlt worden sei. Er hatte guten Grund, diese Bemerkung zu machen und hätte im folgenden Jahre noch einen besseren gehabt. In diesem einzigen Jahre belief sich die Prämie auf nicht weniger als £ 324,176. 10 sh. 6 d.*). Es bedarf nicht der Bemerkung, wie sehr diese forzierte Ausfuhr den Getreidepreis über den Stand hinauf treiben mußte, den er sonst auf dem heimischen Markte gehabt haben würde.

Am Schlusse der diesem Kapitel beigefügten Tabellen wird der Leser die Tabelle für diese zehn Jahre von den übrigen getrennt finden; ebenso die Tabelle über die vorhergehenden zehn Jahre, deren Durchschnitt wahrscheinlich etwas, wenn auch nicht viel niedriger ist, als der Durchschnitt der ersten vierundsechzig Jahre des Jahrhunderts. Das Jahr 1740 war aber ein Jahr ungewöhnlichen Mangels. Die zwanzig Jahre vor 1750 können also sehr wohl den zwanzig Jahren vor 1770 entgegengestellt werden. Wie die ersteren mit Ausnahme von einem oder zwei teureren Jahren weit unter dem allgemeinen Durchschnitt des Jahrhunderts blieben, so die letzteren mit Ausnahme von einem oder zwei wohlfeilen Jahren, z. B. 1759, weit über ihm. Sind die ersteren nicht eben so weit unter dem allgemeinen Durchschnitt zurückgeblieben, als die letzteren ihn überschritten haben, so ist dies wahrscheinlich der Prämie zuzuschreiben. Der Wechsel ist auch offenbar ein zu plötzlicher gewesen, als daß

*) Siehe Tracts on the Corn Trade: Tract 3d.

man ihn der stets langsamen und allmählichen Wertveränderung des Silbers hätte zuschreiben können. Die Plötzlichkeit der Wirkung kann nur aus einer Ursache, die plötzlich wirkt, nämlich aus den zufälligen Schwankungen der Witterung, erklärt werden.

Der Geldpreis der Arbeit ist im Laufe dieses Jahrhunderts in Großbritannien allerdings gestiegen; doch scheint dies nicht sowohl die Folge einer Entwertung des Silbers auf dem europäischen Markte, als der zunehmenden Nachfrage nach Arbeit in Großbritannien gewesen zu sein, die aus der großen und fast allgemeinen Wohlfahrt des Landes hervorging. In Frankreich, das Großbritannien im Wohlstande nachsteht, ist der Geldpreis der Arbeit, wie man beobachtet hat, seit Mitte des vorigen Jahrhunderts allmählich mit dem durchschnittlichen Geldpreise des Getreides gesunken. Sowohl im vorigen wie in diesem Jahrhundert soll der Tagelohn gemeiner Arbeit fast unverändert etwa den zwanzigsten Teil des durchschnittlichen Preises eines Septier Weizen (etwas mehr als vier Winchester Bushels) betragen haben. In Großbritannien hat, wie bereits gezeigt worden, der Sachpreis der Arbeit, haben die wirklichen Mengen von Lebens- und Genußmitteln, die dem Arbeiter gegeben werden, im Laufe dieses Jahrhunderts beträchtlich zugenommen. Das Steigen des Geldpreises der Arbeit scheint nicht von einer Entwertung des Silbers auf dem allgemeinen europäischen Markte, sondern vom Steigen des Sachpreises der Arbeit auf den einzelnen Märkten Großbritanniens, das dem besonders glücklichen Zustande des Landes zu verdanken ist, herzurühren.

Eine Zeitlang nach der Entdeckung Amerikas wurde das Silber immer noch zu seinem früheren Preise, oder nicht viel darunter, verkauft. Die Gewinne der Bergwerke waren eine Zeitlang sehr groß, und weit

über ihrem natürlichen Satze. Indessen fanden diejenigen, die Silber einfuhrten, bald, daß die ganze jährliche Einfuhr nicht zu diesem hohen Preise abgesetzt werden könne. Das Silber wurde allmählich gegen eine immer geringere Warenmenge vertauscht. Sein Preis sank tiefer und tiefer, bis er auf seinen natürlichen Satz, d. h. auf den Betrag fiel, der gerade hinreichend war, um den Arbeitslohn, den Kapitalgewinn und die Grundrente, die für Ausbringung und Markttransport gezahlt werden müssen, nach ihrem natürlichen Satze aufzubringen. In den meisten Silberbergwerken von Peru verschlingt, wie bereits bemerkt, die Abgabe an den König von Spanien, die sich auf ein Zehntel des Rohertrages beläuft, die ganze Grundrente. Diese Abgabe bestand ursprünglich in der Hälfte; bald fiel sie auf ein Fünftel, und zuletzt auf ein Zehntel, auf dem sie noch steht. Dies ist anscheinend Alles, was in den meisten peruanischen Silberbergwerken nach Wiedererstattung des Unternehmerkapitals samt seinem üblichen Gewinn übrig bleibt; und dieser Gewinn, der einst sehr hoch war, ist anerkanntermaßen jetzt so niedrig, wie es sich überhaupt noch mit der Weiterführung der Werke verträgt.

Die Abgabe an den König von Spanien wurde 1504*), einundvierzig Jahre vor 1545, dem Jahre der Entdeckung der Minen von Potosi, auf den fünften Teil des produzierten Silbers herabgesetzt.

Im Laufe von neunzig Jahren, bis 1636, hatten diese Bergwerke, die ergiebigsten in ganz Amerika, Zeit genug, ihre volle Wirkung zu üben, oder den Wert des Silbers auf dem europäischen Markte so weit herabzusetzen, als er eben fallen konnte, so lange jene Abgabe an den König von Spanien noch entrichtet wurde. Neunzig Jahre sind eine hinlängliche Zeit, um

*) Solorzano, Vol. II.

eine Ware, die kein Monopol hat, auf ihren natürlichen, d. h. den niedrigsten Preis herunterzubringen, zu welchem sie, so lange eine Abgabe darauf ruht, längere Zeit hindurch verkauft werden kann.

Der Preis des Silbers hätte vielleicht auf dem europäischen Markte noch tiefer fallen und es hätte nötig werden können, entweder die Abgabe darauf nicht bloß auf ein Zehntel wie im Jahre 1736, sondern wie beim Golde auf ein Zwanzigstel herabzusetzen, oder den größten Teil der amerikanischen Minen, die gegenwärtig abgebaut werden, still zu legen. Wahrscheinlich ist die allmähliche Zunahme der Nachfrage nach Silber, oder die allmähliche Erweiterung des Marktes für das Produkt der amerikanischen Silberminen der Grund, der dies verhinderte und den Wert des Silbers auf dem europäischen Markte nicht nur auf seiner Höhe erhielt, sondern vielleicht sogar noch etwas höher steigerte, als er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gestanden hatte.

Seit der Entdeckung Amerikas hat der Markt für das Produkt seiner Silberminen allmählich immer größere Ausdehnung gewonnen.

Erstens: der europäische Markt hat sich allmählich immer mehr ausgedehnt. Seit der Entdeckung Amerikas hat der größte Teil Europas an Kultur sehr zugenommen. England, Holland, Frankreich und Deutschland, selbst Schweden, Dänemark und Rußland haben im Ackerbau und den Gewerben bedeutende Fortschritte gemacht. Italien scheint wenigstens nicht zurückgegangen zu sein. Vor der Eroberung von Peru war Italien im Verfall; seitdem scheint es sich eher etwas erholt zu haben. Spanien und Portugal werden allerdings als zurückgekommen betrachtet. Indessen ist Portugal nur ein kleiner Teil von Europa, und der Verfall Spaniens ist vielleicht nicht so groß, als man gewöhnlich an-

nimmt. Am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts war Spanien selbst im Vergleich mit Frankreich, das seit jener Zeit so bedeutend fortgeschritten ist, ein sehr armes Land. Kaiser Karl der Fünfte, der so oft durch beide Länder gereist war, machte die bekannte Bemerkung, daß in Frankreich an allen Dingen Überfluß, in Spanien an allen Dingen Mangel sei. Das zunehmende Produkt des Ackerbaus und der Gewerbe in Europa mußte notwendig einen allmählichen Zugang an Silbermünzen erfordern, um es in Umlauf zu setzen; und die wachsende Zahl reicher Leute mußte eine gleiche Zunahme an silbernem Gerät und anderen Schmuckgegenständen zur Folge haben.

Zweitens: Amerika selbst ist für das Produkt seiner Silberminen ein neuer Markt, und da es im Ackerbau, in der Industrie und an Volkszahl weit schnellere Fortschritte macht als die blühendsten europäischen Länder, so muß sein Bedarf noch weit schneller zunehmen. Die englischen Kolonien sind ein durchaus neuer Markt, der theils für Münze, theils für Geräte eine stets wachsende Silberzufuhr für einen ganzen Erdteil, in dem früher nie eine Nachfrage darnach bestanden hatte, nötig macht. Auch die meisten spanischen und portugiesischen Kolonien sind ganz neue Märkte. Neu-Granada, Yucatan, Paraguay und Brasilien waren, ehe sie von den Europäern entdeckt wurden, von wilden Völkern bewohnt, die weder Künste noch Ackerbau kannten. Seitdem sind diese Länder erheblich kultiviert worden. Selbst Mexiko und Peru, wenn sie auch nicht als durchaus neue Märkte betrachtet werden können, sind doch gewiß jetzt weit bedeutendere Märkte, als je zuvor. Wer nach all' den wunderbaren Geschichten, die über den glänzenden Zustand dieser Länder in früheren Zeiten geschrieben worden sind, mit einiger Nüchternheit die Geschichte ihrer Entdeckung und Eroberung liest, wird bald erkennen, daß ihre Bewohner

von Gewerben, Ackerbau und Handel weit weniger wußten, als heutzutage die Tartaren der Ukraine. Selbst die Peruaner, das zivilisierteste der beiden Völker bedienten sich zwar des Goldes und Silbers zum Schmuck, kannten aber keinerlei gemünztes Geld. Ihr ganzer Handel war ein Tauschhandel, und es gab deshalb auch kaum irgend eine Arbeitsteilung unter ihnen. Wer den Boden bestellte, mußte sich auch sein Haus selbst bauen, seine Möbel, Kleider, Schuhe und sein Ackergerät selbst verfertigen. Die wenigen Handwerker unter ihnen sollen von dem König, den Adeligen und Priestern gehalten worden sein und waren wahrscheinlich ihre Diener oder Sklaven. Alle die früheren Gewerbe Mexikos und Perus haben niemals auch nur ein einziges Fabrikat nach Europa geliefert. Die spanischen Heere fanden, obwohl sie kaum jemals über fünfhundert Mann und oft kaum halb so stark waren, es dennoch fast überall sehr schwer, sich Lebensmittel zu verschaffen. Die Hungersnot, die sie fast überall, wohin sie kamen, selbst in Gegenden, die als sehr bevölkert und wohlangebaut geschildert werden, verursacht haben sollen, beweist hinlänglich, daß das Märchen von diesem Volksreichtum und dieser hohen Kultur meist auf Dichtung beruht. Die spanischen Kolonien stehen unter einer Regierung, die in vielen Beziehungen dem Ackerbau, der Kultur und Bevölkerungszunahme weniger günstig ist, als die der englischen Kolonien. Gleichwohl scheinen sie in all' dem weit schnellere Fortschritte zu machen, als irgend ein europäisches Land. Auf einem fruchtbaren Boden und unter einem glücklichen Klima scheint der große Überfluß und die Wohlfeilheit von Grund und Boden, ein Umstand, der allen neuen Kolonien gemeinsam ist, ein so großer Vorteil zu sein, daß er viele Mängel der bürgerlichen Regierung wieder gut macht. Nach Frezier, der Peru 1713 besuchte, soll Lima zwischen 25,000 und

28,000 Einwohner haben; Ulloa, der sich dort zwischen 1740 und 1746 aufhielt, giebt die Einwohnerzahl auf etwa 50,000 an. Der Unterschied in ihren Schätzungen der Einwohnerzahl verschiedener anderer größerer Städte in Chili und Peru ist ziemlich eben so groß, und da kein Grund vorliegt, sie für schlecht unterrichtet zu halten, so deutet dies auf eine kaum geringere Zunahme, als die in den englischen Kolonien. Amerika ist mithin für das Produkt seiner eigenen Silberminen ein neuer Markt, dessen Nachfrage weit schneller zunehmen muß, als die der blühendsten europäischen Länder.

↳ Drittens: ein fernerer Markt für das Produkt der amerikanischen Silberminen ist Ostindien, und zwar ein Markt, der seit der Entdeckung jener Minen ununterbrochen eine immer größere Menge Silber aufnahm. Seit jener Zeit hat der direkte Handel zwischen Amerika und Ostindien, der auf den Acapulco-Schiffen getrieben wird, beständig zugenommen, und der indirekte Verkehr über Europa ist in noch weit höherem Maße gestiegen. Im sechszehnten Jahrhundert waren die Portugiesen die einzigen Europäer, die einen regelmäßigen Handel nach Ostindien trieben. In den letzten Jahren dieses Jahrhunderts begannen die Holländer dieses Monopol anzugreifen, und vertrieben jene innerhalb weniger Jahre aus ihren bedeutendsten Besitzungen in Indien. Während der größeren Hälfte des vorigen Jahrhunderts theilten sich diese beiden Nationen in den größten Teil des ostindischen Handels, wobei der holländische Handel in noch größerem Maße zunahm, als der portugiesische sank. Die Engländer und Franzosen trieben schon im vorigen Jahrhundert einigen Handel mit Indien, aber erst im Laufe des jetzigen wurde er bedeutend. Der ostindische Handel der Schweden und Dänen begann im Laufe des jetzigen Jahrhunderts. Selbst die Moskowiter haben jetzt einen regelmäßigen Verkehr mit China mittelst einer Art von

Karawanen, die über Land durch Sibirien und die Tartarei nach Peking ziehen. Der ostindische Handel aller dieser Nationen war, bis auf den der Franzosen, den der letzte Krieg fast ganz vernichtet hatte, in fast ununterbrochener Zunahme. Der steigende Verbrauch ostindischer Waren in Europa ist anscheinend groß genug, um allen diesen Nationen eine stets wachsende Beschäftigung zu gewähren. Thee z. B. war ein Artikel, der vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts nur wenig gebraucht wurde. Gegenwärtig beläuft sich der Wert des von der englisch-ostindischen Compagnie alle Jahre zum Gebrauch ihrer Landsleute eingeführten Thees auf mehr als anderthalb Millionen, und selbst das reicht nicht hin, da aus den Häfen Hollands, von Gothenburg in Schweden und auch von den Küsten Frankreichs, wenigstens so lange die französisch-ostindische Compagnie in Blüte war, fortwährend eine große Menge in das Land eingeschmuggelt wird. Beinahe in gleichem Verhältniß ist der Gebrauch des chinesischen Porzellans, der Gewürze von den Molukken, der bengalischen Stückgüter und unzähliger anderer Artikel gewachsen. Der Tonnengehalt aller im Ostindienhandel beschäftigten europäischen Schiffe war demgemäß im vorigen Jahrhundert wohl nie größer, als allein der der Schiffe der englisch-ostindischen Compagnie vor der neuerdings erfolgten Beschränkung ihrer Schiffszahl.

Der Wert der Metalle aber war in Ostindien, besonders in China und Hindostan, als die Europäer zuerst mit diesen Ländern Handel zu treiben anfangen, weit höher als in Europa, und er ist es noch heute. In Reisländern, die gewöhnlich zwei, zuweilen drei Ernten im Jahre liefern, deren jede reichlicher ist, als eine gewöhnliche Getreideernte, muß der Überschuß an Nahrungsmitteln weit größer sein, als in irgend einem Getreidelande von gleicher Ausdehnung. Solche Länder

sind daher auch weit mehr bevölkert. Da hier den Reichen ein größerer Überschuß von Nahrungsmitteln über ihren eignen Verbrauch zu Gebote steht, so können sie eine weit größere Menge Arbeit anderer Leute kaufen. Das Gefolge eines chinesischen oder hindostanischen Großen ist demgemäß, nach allen Berichten, weit zahlreicher und glänzender, als das der reichsten nichtfürstlichen Personen in Europa. Derselbe Überfluß an verfügbaren Nahrungsmitteln setzt sie in den Stand, eine größere Menge von ihnen für alle jenen eigenartigen und seltenen Erzeugnisse zu geben, die die Natur nur in sehr geringen Mengen liefert, wie die edlen Metalle und Edelsteine, um die unter den Reichen so viel Wettbewerb besteht. Wären daher auch die Bergwerke, die den indischen Markt versorgten, ebenso ergiebig gewesen als die, die den europäischen Markt ergänzten, so würden jene Waren doch in Indien eine größere Menge Nahrungsmittel austauschen, als in Europa. Nun scheinen aber die Bergwerke, welche den indischen Markt mit edlen Metallen versorgten, viel weniger ergiebig, dagegen die, welche ihn mit Edelsteinen versahen, viel ergiebiger gewesen zu sein als die europäischen, und die edlen Metalle gelten deshalb in Indien eine etwas größere Menge von Edelsteinen und eine noch weit größere Menge von Nahrungsmitteln, als in Europa. Der Geldpreis der Diamanten, dieses überflüssigsten aller Dinge, wird in dem einen Lande etwas geringer, und der der Nahrungsmittel, des ersten aller Bedürfnisse, viel geringer sein, als in dem anderen. Aber der Sachpreis der Arbeit, die wirkliche Menge von Lebensbedürfnissen, die die Arbeiter erhalten, ist, wie bereits bemerkt, sowohl in China wie in Hindostan, den beiden großen Märkten des Orients, niedriger als in den meisten Theilen Europas. Der Lohn des Arbeiters wird dort eine gerin-

gere Menge von Nahrungsmitteln kaufen, und da der Geldpreis der Nahrungsmittel in Indien weit geringer ist als in Europa, so ist der Geldpreis der Arbeit dort in doppelter Hinsicht niedriger, einerseits wegen der geringen Menge von Nahrungsmitteln, die dafür zu haben ist, und andererseits wegen ihres geringen Preises. Doch wird in Ländern von gleicher gewerblicher Entwicklung der Geldpreis der meisten Fabrikate sich nach dem Geldpreise der Arbeit richten, und wenn auch China und Hindostan in dieser Beziehung nicht ganz an Europa heranreichen, so stehen sie doch nicht erheblich zurück. Der Geldpreis der meisten Industrieerzeugnisse wird daher natürlich in diesen großen Reichen viel niedriger sein, als irgendwo in Europa. In den meisten Gegenden Europas vermehren auch die Kosten der Landfracht sowohl den Sach- wie den Nominalpreis der Industrieerzeugnisse beträchtlich. Es kostet hier mehr Arbeit, und darum auch mehr Geld, zuerst das Material und dann die fertige Ware auf den Markt zu bringen. In China und Hindostan wird durch die weitverzweigte Binnenschiffahrt der größte Teil dieser Arbeit und folglich dieses Geldes erspart, und sowohl der Sach- wie der Nominalwert der meisten Industrieerzeugnisse stellt sich dadurch noch niedriger. Aus allen diesen Gründen war es jederzeit äußerst vorteilhaft, die edlen Metalle von Europa nach Indien zu verführen, und ist es noch heute. Es gibt schwerlich eine Ware, die dort einen besseren Preis ergiebt oder nach Verhältnis der Menge von Arbeit und Waren, die sie in Europa kostet, eine größere Menge von Arbeit und Waren in Indien zu kaufen vermag. Es ist auch vorteilhafter, Silber als Gold dahinzuführen, weil das Verhältnis zwischen Feinsilber und Feingold in China und auf den meisten anderen orientalischen Märkten nur wie zehn oder höchstens wie zwölf zu eins steht,

während es in Europa wie vierzehn oder fünfzehn zu eins ist. In China und auf den meisten anderen orientalischen Märkten kauft man für zehn oder höchstens zwölf Unzen Silber eine Unze Gold; in Europa braucht man vierzehn bis fünfzehn Unzen dazu. Deshalb macht das Silber in den meisten europäischen Schiffen, die nach Indien segeln, gewöhnlich den wertvollsten Bestandteil der Ladung aus; ebenso wie bei den Acapulkoschiffen, die nach Manila segeln. So scheint das Silber des neuen Kontinents eine der hauptsächlichsten Waren zu sein, die den Handel zwischen den beiden äußersten Enden des alten Festlandes vermitteln, und großenteils durch seine Dazwischenkunft werden jene soweit von einander entfernten Teile mit einander verknüpft.

Um einen so weit ausgedehnten Markt zu versorgen, muß die jährlich aus den Bergwerken gewonnene Silbermenge nicht nur groß genug sein, um jenen beständigen Zugang an gemünztem Gelde und an Gerät, der in allen blühenden Ländern erforderlich ist, zu unterhalten, sondern auch die beständige Abnutzung des Silbers zu ersetzen, die überall vorkommt, wo dies Metall im Gebrauch ist.

Der beständige Abgang der edlen Metalle durch die Abnutzung der Münzen und Geräte ist sehr bedeutend, und würde allein schon bei Waren, die so allgemein angewendet werden, eine sehr große jährliche Zufuhr erfordern. Der Abgang dieser Metalle in einigen Gewerben ist zwar vielleicht im Ganzen nicht größer, als jener allmähliche Abgang; aber merklicher, weil viel schneller. In den Manufakturen von Birmingham allein soll die Menge des jährlich zum Vergolden und Plattieren verwendeten Goldes und Silbers, das niemals wieder in der Gestalt dieser Metalle erscheinen kann, sich auf mehr als fünfzig tausend Pfund belaufen. Danach kann man sich einen Begriff machen,

wie groß der jährliche Verbrauch in allen Teilen der Welt sein muß, sei es für ähnliche Waren wie die von Birmingham, sei es für Tressen, Stickereien, Gold- und Silberstoffe, Vergoldungen an Büchern und Möbeln usw. Eine bedeutende Menge dieser Metalle muß jährlich auch beim See- und Landtransport verloren gehen. Die in den meisten asiatischen Ländern herrschende Sitte, Schätze zu vergraben, von denen die Kenntniss oft mit der Person, die sie vergraben hat, stirbt, muß einen noch weit größeren Verlust verursachen.

Die Menge des nach Cadix und Lissabon eingeführten Goldes und Silbers — einschließlich des eingeschmuggelten — beläuft sich nach den besten Schätzungen auf etwa sechs Millionen £ im Jahr.

Nach Meggens*) betrug die jährliche Einfuhr der edlen Metalle nach Spanien in einem Durchschnitt von sechs Jahren, nämlich von 1748 bis 1753, und die nach Portugal in einem Durchschnitt von sieben Jahren, nämlich von 1747 bis 1753, an Silber 1,101,107 Pfund und an Gold 49,940 Pfund. Das Silber, zu 62 sh. das Troy-Pfund, beträgt £ 3,413,431. 10 sh. Sterling. Das Gold, zu 44½ Guineen das Troy-Pfund, beträgt £ 2,333,446. 14 sh. Sterling. Beide zusammen betragen £ 5,746,878. 4 sh. Die Angaben über das, was unter Register eingeführt worden ist, erklärt er für ganz zuverlässig. Über die Herkunftsorte und die Mengen beider Metalle, die die einzelnen Plätze den Registern zufolge lieferten, erhalten wir umständliche Auskunft, und von der Menge der als eingeschmuggelt angenommenen edlen Metalle möglichst sorgfältige Schätzungen.

*) Nachschrift zu dem *Universal Merchant* p. 15 u. 16. Diese Nachschrift wurde erst 1756, drei Jahre nach der Herausgabe des Buches, das niemals eine zweite Auflage erlebte, gedruckt. Diese Nachschrift findet sich daher nur in wenigen Exemplaren; sie berichtigt einige Irrtümer des Buches.

Die große Erfahrung dieses verständigen Kaufmanns gibt seinen Ansichten ein bedeutendes Gewicht.

Nach dem beredten und zuweilen wohl unterrichteten Verfasser der „Philosophischen und politischen Geschichte der Niederlassung der Europäer in beiden Indien“ betrug die jährliche Einfuhr des registrierten Goldes und Silbers nach Spanien im Durchschnitt von elf Jahren, nämlich von 1754 bis 1764, 13,984,185^{3/5} Piaster von zehn Realen. Mit Hinzurechnung dessen, was eingeschmuggelt sein mag, nimmt er jedoch den Betrag der gesamten jährlichen Einfuhr zu 17,000,000 Piaster an, was, den Piaster zu 4 sh. 6 d. gerechnet, eine Summe von £ 3,825,000 ergibt. Er führt ebenfalls die Herkunftsorte und die Mengen jedes Metalls an, welche den Registern zufolge die einzelnen Plätze lieferten. Die jährlich von Brasilien nach Lissabon eingeführte Menge Goldes, nach dem Betrage der an den König von Portugal entrichteten Auflage geschätzt, die anscheinend ein Fünftel des reinen Metalls ausmacht, schlägt er auf 18,000,000 Cruzados oder 45,000,000 französische Livres, also etwa £ 2,000,000. Für eingeschmuggelte Ware noch ein Achtel oder £ 250,000 hinzugerechnet, würde nach diesem Gewährsmann das Ganze sich auf £ 2,250,000 belaufen. Nach dieser Rechnung beträgt mithin die jährliche Gesamteinfuhr edler Metalle nach Spanien und Portugal etwa £ 6,075,000. Einige andere sehr gut beglaubigte, obwohl nur handschriftliche, Schätzungen stimmen, wie man mir sagt, damit überein, indem sie den Betrag der gesamten jährlichen Einfuhr im Durchschnitt auf etwa £ 6,000,000 angeben.

Die jährliche Einfuhr der edlen Metalle nach Cadix und Lissabon kommt freilich dem gesamten Jahresprodukt der amerikanischen Bergwerke nicht gleich. Einiges geht jährlich auf den Acapulko-Schiffen nach Manila, einiges wird in dem Schleichhandel der spa-

nischen Kolonien mit den Kolonien anderer europäischer Völker verwendet, und einiges bleibt ohne Zweifel im Erzeugungslande. Außerdem sind die amerikanischen Bergwerke keineswegs die einzigen Gold- und Silberminen in der Welt. Allein sie sind bei Weitem am ergiebigsten. Der Ertrag aller anderen bekannten Minen ist anerkanntermaßen im Vergleich mit den amerikanischen unbedeutend; auch wird der bei Weitem größte Teil des Ertrags ebenso unbestritten nach Cadix und Lissabon gebracht. Nun beträgt der Verbrauch Birminghams allein nach dem Maßstabe von 50,000 Pfund im Jahr den hundertundzwanzigsten Teil jener jährlichen Einfuhr von sechs Millionen. Der gesamte jährliche Verbrauch von Gold und Silber in allen Ländern der Welt, wo man diese Metalle benutzt, kann daher dem gesamten Jahresprodukt ziemlich nahe kommen. Der Rest wird wohl kaum hinreichen, die wachsende Nachfrage aller blühenden Länder zu befriedigen; ja vielleicht bleibt er soweit dahinter zurück, daß er den Preis dieser Metalle auf dem europäischen Markte etwas in die Höhe treibt. Die jährlich aus den Bergwerken auf den Markt gebrachte Menge Kupfer und Eisen ist unverhältnismäßig größer, als die von Gold und Silber. Doch glauben wir deswegen nicht, daß diese gröberen Metalle sich über den Bedarf hinaus vermehren, d. h. allmählich immer wohlfeiler werden. Warum sollten wir daher glauben, daß dies bei den edlen Metallen der Fall sein werde? Die unedlen Metalle werden freilich, obwohl sie härter sind, stärker abgenutzt und ihres geringeren Werts wegen weniger sorgfältig aufbewahrt; aber die edlen Metalle sind nicht unvergänglicher als jene und gleichfalls dem Verlorengehen, der Abnutzung und dem Verbrauch auf tausenderlei Weise ausgesetzt.

Der Preis aller Metalle ist jenen langsamen und allmählichen Veränderungen unterworfen, schwankt

aber weniger von Jahr zu Jahr, als der anderer Rohprodukte des Bodens; auch ist der Preis der edlen Metalle plötzlichen Veränderungen weniger ausgesetzt, als der der unedlen. Der Grund dieser außerordentlichen Stetigkeit des Preises liegt in der Dauerhaftigkeit der Metalle. Das jährlich zu Markt gebrachte Getreide ist vor Ende des folgenden Jahres ganz oder beinahe ganz verbraucht; dagegen kann Eisen, das vor zwei- oder dreihundert Jahren, und Gold, das vor zwei- oder dreitausend Jahren aus den Minen gefördert wurde, noch heute im Gebrauch sein. Die Massen Getreides, die in verschiedenen Jahren den Verbrauch der Welt decken müssen, werden stets dem Ertrage dieser Jahre ziemlich nahe kommen; dagegen wird das Verhältnis zwischen den verschiedenen Massen Eisens, die in zwei verschiedenen Jahren gebraucht werden, durch eine zufällige Verschiedenheit in der Eisenerzeugung dieser beiden Jahre sehr wenig berührt, und das Verhältnis der Massen Goldes durch eine solche Verschiedenheit in der Goldproduktion noch weniger. Obgleich daher der Ertrag der meisten Metallbergwerke von Jahr zu Jahr vielleicht noch mehr wechselt, als der der meisten Getreidefelder, so haben diese Veränderungen doch nicht denselben Einfluß auf den Preis der einen Art Ware, wie auf den der andern.

Veränderungen in dem Wertverhältnis zwischen Gold und Silber.

Vor der Entdeckung der amerikanischen Minen wurde das Wertverhältnis zwischen Feingold und Feinsilber in den verschiedenen europäischen Münzen auf 1 : 10 oder 1 : 12 festgestellt, d. h. eine Unze Feingold zehn oder zwölf Unzen Feinsilber gleich geachtet. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde es auf 1 : 14

oder 1 : 15 festgestellt, d. h. eine Unze Feingold 14 bis 15 Unzen Feinsilber wert geachtet. Das Gold stieg in seinem Nominalwerte, d. h. es wurde eine größere Menge Silber dafür gegeben. Beide Metalle aber sanken in ihrem wirklichen Werte, d. h. in der Arbeitsmenge, die man dafür kaufen konnte; doch sank das Silber mehr als das Gold. Obgleich sowohl die Gold- wie die Silberminen Amerikas alle anderen bis dahin bekannten an Ergiebigkeit übertrafen, scheint doch die Ergiebigkeit der Silberminen verhältnismäßig noch größer gewesen zu sein, als die der Goldminen.

Die großen jährlich von Europa nach Indien gebrachten Silbermengen haben in einigen englischen Niederlassungen den Wert dieses Metalls gegen den des Goldes allmählich verringert. In der Münze von Calcutta gilt eine Unze Feingold 15 Unzen Feinsilber, ganz wie in Europa, doch wird es in der Münze nach dem Werte, den es auf dem bengalischen Markte hat, vielleicht zu hoch angeschlagen. In China ist das Verhältnis des Goldes zum Silber noch 1 : 10 oder 1 : 12. In Japan soll es wie 1 : 8 sein.

Das Verhältnis zwischen den Gold- und Silbermengen, die jährlich nach Europa kommen, ist nach Meggens' Berechnung beinahe wie 1 : 22, d. h. für 1 Unze Gold werden etwas mehr als 22 Unzen Silber eingeführt, und die große Silbermenge, die jährlich nach Ostindien geschickt wird, führt nach seiner Ansicht die in Europa bleibenden Gold- und Silbermengen auf das Verhältnis von 1 : 14 oder 1 : 15 zurück — ihr Wertverhältnis. Er scheint zu glauben, daß ihr Wertverhältnis notwendig dasselbe sein müsse, wie das ihrer Mengen, und mithin wie 1 : 20 stehen würde, wenn jene größere Silberausfuhr nicht stattfände.

Allein das gewöhnliche Verhältnis zwischen dem Wert zweier Waren ist nicht notwendig das gleiche,

wie das zwischen seinen in der Regel auf dem Markte befindlichen Mengen. Der Preis eines Ochsen, zu zehn Guineen gerechnet, ist etwa sechzigmal so groß, als der Preis eines Lammes, zu 3 sh. 6 d. gerechnet. Es wäre aber töricht, daraus zu schliessen, daß in der Regel ein Schock Lämmer für einen Ochsen auf dem Markte wären, und ebenso töricht würde es sein, zu schließen, daß, weil eine Unze Gold gewöhnlich 14 oder 15 Unzen Silber gilt, auch vierzehn oder fünfzehnmal mehr Silber als Gold auf dem Markte vorhanden sei.

Die auf dem Markte gewöhnlich vorhandene Menge Silber ist im Verhältnis zum Gold wahrscheinlich weit größer, als nach ihrem Wertverhältnis vorzusetzen wäre. Die Gesamtmenge einer an den Markt gebrachten wohlfeilen Ware ist in der Regel nicht nur größer, sondern auch von größerem Wert, als die Gesamtmenge einer teuren. Die Gesamtmenge des jährlich an den Markt gebrachten Brotes ist nicht nur größer, sondern auch von größerem Werte als die Gesamtmenge des Fleisches; die des Fleisches größer und von größerem Werte, als die des zahmen Geflügels; und die Gesamtmenge des zahmen Geflügels größer und von größerem Werte, als die des wilden Geflügels. Es gibt so viele Käufer mehr für die wohlfeile als für die teure Ware, daß gewöhnlich nicht nur eine größere Menge, sondern auch ein größerer Wert von ihr verkauft werden kann. Daher muß die Gesamtmenge der billigen Ware im Verhältnis zu der der teuren größer sein, als der Wert einer gewissen Menge der teuren im Verhältnis zum Wert einer gleichen Menge der wohlfeilen. Vergleicht man die edlen Metalle mit einander, so ist das Silber eine wohlfeile, das Gold eine teure Ware. Es ist daher auch zu erwarten, daß auf dem Markte stets nicht nur eine größere

Menge, sondern auch ein größerer Wert an Silber, als an Gold vorhanden ist. Wer von beiden etwas hat, vergleiche sein Silber- mit seinem Goldgerät, und er wird wahrscheinlich finden, daß nicht nur die Menge, sondern auch der Wert des ersteren weit größer ist, als die Menge und der Wert des letzteren. Viele haben wohl Silbersachen, aber keine Goldsachen, und letztere sind auch bei denen, die sie haben, im Allgemeinen auf Uhrgehäuse, Tahaksdosen und ähnliche Kleinigkeiten beschränkt, deren ganzer Betrag selten von großem Wert ist. In den britischen Münzen überwiegt allerdings der Wert des Goldes bei Weitem, aber in allen anderen Ländern ist es nicht der Fall. In den Münzen einiger Länder ist der Wert ziemlich gleich. In den schottischen Münzen überwog, wie man aus den Münzrechnungen ersieht, vor der Union mit England das Gold ein wenig. *) In den Münzen vieler Länder überwiegt das Silber. In Frankreich werden die größten Summen gewöhnlich in diesem Metall gezahlt, und es ist dort schwer, sich mehr Gold zu verschaffen, als man in der Tasche bei sich führen muß. Doch dürfte der in allen Ländern anerkannt höhere Wert des Silbergeräts das hier und da sich findende Überwiegen der Goldmünzen über die Silbermünzen mehr als ausgleichen.

Ogleich in einem gewissen Sinne des Worts Silber immer viel wohlfeiler gewesen ist und wahrscheinlich auch stets viel wohlfeiler bleiben wird, als Gold, so kann man doch in einem anderen Sinne vielleicht sagen, daß das Gold bei dem jetzigen Zustande des spanischen Marktes etwas wohlfeiler ist, als das Silber. Man kann eine Ware nicht nur nach der absoluten Höhe oder Niedrigkeit ihres üblichen Preises teuer oder wohlfeil

*) Siehe: Ruddimans Vorrede zu Andersons *Diplomata Scotiae*.

nennen, sondern auch, je nachdem dieser Preis mehr oder weniger über dem niedrigsten Preise steht, zu dem sie sich eine längere Zeit hindurch auf den Markt bringen läßt. Dieser niedrigste Preis ist derjenige, der nur eben mit mäßigem Gewinn das Kapital wieder ersetzt, das man dazu verwendete, sie dahin zu bringen. Es ist der Preis, der für den Grundbesitzer Nichts abwirft, von dem die Rente keinen Bestandteil ausmacht, sondern der nur in Arbeitslohn und Gewinn besteht. Nun ist bei dem jetzigen Zustande des spanischen Marktes das Gold gewiß diesem niedrigen Preise etwas näher als das Silber. Die Abgabe an den König von Spanien macht beim Gold den zwanzigsten Teil vom reinen Metall oder fünf Prozent, beim Silber aber den zehnten Teil oder zehn Prozent aus. Auch besteht, wie bereits bemerkt, in diesen Abgaben die ganze Rente der meisten Gold- und Silberminen des spanischen Amerikas, und die Abgabe für Gold geht noch schlechter ein, als die für Silber. Nicht minder dürften die Gewinne der Unternehmer von Goldminen, die weit seltener viel dabei verdienen, in der Regel noch mäßiger sein, als die der Unternehmer von Silberbergwerken. Mithin muß der Preis des spanischen Goldes, da es sowohl weniger Rente wie weniger Gewinn abwirft, auf dem spanischen Markte dem niedrigsten Preise, zu dem es dahin geschafft werden kann, etwas näher stehen, als der Preis des spanischen Silbers. Rechnet man alle Kosten zusammen, so kann anscheinend die Gesamtmenge des ersteren Metalls dort nicht so vorteilhaft abgesetzt werden, als die Gesamtmenge des anderen. Die Abgabe auf das brasilianische Gold an den König von Portugal beträgt ebensoviel wie die frühere Abgabe auf das mexikanische und peruanische Silber an den König von Spanien, d. h. den fünften Teil des reinen Metalls. Man kann daher bezweifeln, ob die ganze Masse des amerikanischen Goldes

zu einer dem niedrigsten näher stehenden Preise auf den allgemeinen europäischen Markt kommt, als die ganze Masse des amerikanischen Silbers.

Der Preis der Diamanten und anderer Edelsteine kommt vielleicht dem niedrigstmöglichen noch näher, als der Preis des Goldes.

Obgleich es nicht sehr wahrscheinlich ist, daß von einer Abgabe, die nicht nur ein sehr geeignetes Steuerobjekt, nämlich eine Sache lediglich des Luxus und Überflusses trifft, sondern auch eine so bedeutende Einnahme gewährt, wie die Abgabe auf Silber, etwas nachgelassen werden wird, so lange sie überhaupt bezahlt werden kann — so kann doch die gleiche Unmöglichkeit, sie zu zahlen, die 1736 zur Herabsetzung von einem Fünftel auf ein Zehntel nötigte, mit der Zeit noch weitere Minderungen erzwingen, gerade so, wie man die Abgabe für Gold auf ein Zwanzigstel herabsetzen mußte. Daß der Abbau der Silberminen des spanischen Amerika, wie der aller anderen Minen, durch die Notwendigkeit, die Schachte immer tiefer zu führen, und wegen der größeren Kosten, das Wasser aus den Tiefen heraus- und frische Luft hineinzubringen, immer teurer wird, ist von Allen anerkannt, die den Zustand jener Minen kennen.

Diese Ursachen, die einer zunehmenden Seltenheit des Silbers gleichkommen (denn eine Ware wird seltener, wenn es schwieriger und kostspieliger wird, eine gewisse Menge von ihr zusammen zu bringen), müssen mit der Zeit zu einer der drei nachstehenden Eventualitäten führen. Die Erhöhung der Kosten muß entweder, erstens durch eine verhältnismäßige Erhöhung im Preise des Metalls, oder zweitens durch eine verhältnismäßige Verringerung der Abgabe auf Silber, oder drittens teils durch das eine, teils durch das andere dieser beiden Auskunftsmitel vollständig ausgeglichen

werden. Diese dritte Folge hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich. Wie der Goldpreis im Verhältnis zum Silberpreis trotz der großen Verringerung der Abgabe auf Gold stieg, so kann der Silberpreis im Verhältnis zu Arbeit und Waren trotz einer gleichen Verringerung der Abgabe auf Silber steigen.

Solche allmähliche Ermäßigungen der Abgabe können zwar das Steigen des Silberwertes auf dem europäischen Markte nicht gänzlich verhindern, aber jedenfalls es mehr oder weniger verzögern. Infolge dieser Ermäßigungen können manche Minen in Angriff genommen werden, die früher wegen der hohen Steuer nicht abgebaut werden konnten, und die Menge des jährlich auf den Markt gebrachten Silbers wird dann etwas größer, und daher auch der Wert einer gegebenen Menge etwas geringer sein, als es sonst der Fall sein würde. Infolge der Steuerermäßigung im Jahre 1736 ist der Wert des Silbers auf dem europäischen Markte, wenn auch nicht niedriger als vorher, doch wahrscheinlich um zehn Prozent niedriger, als er sein würde, wenn der spanische Hof die frühere Abgabe weiter erhoben hätte.

Daß trotz dieser Ermäßigung der Wert des Silbers im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts auf dem europäischen Markte etwas zu steigen begonnen habe, lassen mich die oben angeführten Tatsachen und Beweise glauben oder besser mutmaßen, denn die Meinung, die ich mir über diesen Gegenstand bilden kann, verdient wohl kaum den Namen des Glaubens. In der Tat ist die Steigerung, wenn sie überhaupt stattgefunden hat, bisher so gering gewesen, daß es nach allem Gesagten wohl noch manchem ungewiß erscheinen mag, ob sie stattgefunden hat, oder ob das Gegenteil der Fall ist und der Wert des Silbers auf dem europäischen Markte noch immer sinkt.

Es muß übrigens bemerkt werden, daß einmal ein Punkt eintreten muß, wo die jährliche Einfuhr von Gold und Silber, mag sie betragen, wie viel sie will, dem jährlichen Verbrauch dieser Metalle gleichkommt. Ihr Verbrauch muß mit ihrer Masse, oder vielleicht sogar in einem noch größeren Verhältnis zunehmen. Je nachdem ihre Masse zunimmt, vermindert sich ihr Wert. Sie kommen in allgemeineren Gebrauch und werden weniger in Acht genommen, und so wächst ihr Verbrauch mehr, als ihre Masse. Mithin muß nach einer bestimmten Zeit der jährliche Verbrauch der jährlichen Einfuhr gleichkommen, falls nicht etwa die Einfuhr beständig zunimmt, was heutzutage nicht anzunehmen ist.

Sollte, wenn der jährliche Verbrauch der jährlichen Einfuhr gleichgekommen ist, die letztere sich allmählich vermindern, so kann der Jahresverbrauch eine Zeitlang die Jahreseinfuhr übersteigen. Die Masse dieser Metalle kann sich allmählich und unmerklich vermindern, und ihr Wert allmählich und unmerklich steigen, bis die jährliche Einfuhr stillsteht, und der Verbrauch sich der Einfuhr anpaßt.

Gründe für die Vermutung, daß der Wert des Silbers noch immer sinkt.

Die Zunahme des Reichtums in Europa und die herrschende Ansicht, daß je mehr die Menge der edlen Metalle mit dem zunehmenden Reichtum wachse, sich ihr Wert vermindere, mag viele dem Glauben geneigt machen, daß ihr Wert auf dem europäischen Markte noch immer sinke, und in dieser Meinung muß der allmählich noch immer steigende Preis vieler Rohprodukte des Bodens bestärken.

Daß die aus der Zunahme des Reichtums entspringende Zunahme in der Menge der edlen Metalle

nicht die Wirkung hat, ihren Wert zu verringern, habe ich bereits gezeigt. Gold und Silber fließen naturgemäß in die reichen Länder, aus demselben Grunde, aus dem alle Arten von Luxusartikeln dahin strömen; nicht weil sie wohlfeiler sind, als in ärmeren Ländern, sondern weil sie teurer sind, und ein besserer Preis dafür bezahlt wird. Es ist der höhere Preis, der sie anzieht, und sobald dieser aufhört, hören auch sie notwendig auf, dahin zu gehen.

Ich habe bereits gezeigt, daß mit Ausnahme des Getreides und anderer lediglich durch den menschlichen Fleiß hervorgebrachter Gewächse, alle übrigen Arten von Rohprodukten, wie Vieh, Geflügel, Wildpret aller Art, die nützlichen Fossilien und Mineralien der Erde usw. in dem Grade teurer werden, wie die Gesellschaft an Reichtum zunimmt. Obgleich nun solche Waren eine größere Silbermenge gelten als früher, so folgt daraus doch nicht, daß das Silber wirklich wohlfeiler geworden ist und weniger Arbeit als früher kaufen kann, sondern nur, daß jene Waren teurer geworden sind und mehr Arbeit als früher kaufen. Nicht bloß ihr nomineller, sondern auch ihr wirklicher Preis steigt mit dem Fortschritt der Kultur. Das Steigen ihres Nominalpreises ist nicht die Wirkung einer Verringerung des Silberwerts, sondern die der Zunahme ihres wirklichen Preises.

Verschiedene Wirkungen des Fortschritts der Kultur auf drei verschiedene Arten von Rohprodukten.

Die verschiedenen Arten von Rohprodukten lassen sich in drei Klassen teilen. Die erste begreift diejenigen in sich, deren Vermehrung durch menschlichen Fleiß nicht zu bewirken ist; die zweite die, die sich

durch Fleiß je nach der Nachfrage vermehren lassen; die dritte die, bei denen die Wirksamkeit des Fleißes beschränkt oder ungewiß ist. Mit dem Fortschreiten des Reichtums und der Kultur kann der wirkliche Preis der ersteren auf eine übertriebene Höhe steigen, und scheint durch keine bestimmte Grenze beschränkt zu sein. Die Produkte der zweiten Klasse können zwar sehr hoch steigen, allein es ist eine bestimmte Grenze vorhanden, über die sie nicht lange Zeit hinausgehen können. Die der dritten Klasse haben zwar auch die natürliche Neigung, bei fortschreitender Kultur zu steigen, doch können sie bei demselben Grade der Kultur auch im Preise sinken oder auf demselben Punkte bleiben oder mehr oder weniger steigen, je nachdem diese oder jene Zufälligkeiten die auf Vervielfältigung dieser Art von Rohprodukten gerichteten Anstrengungen des menschlichen Fleißes mehr oder weniger begünstigen.

Erste Art.

Die erste Art von Rohprodukten, deren Preis bei fortschreitender Kultur steigt, ist diejenige, die sich durch menschlichen Fleiß kaum irgendwie vermehren läßt. Sie besteht in den Dingen, die die Natur nur in bestimmten Mengen hervorbringt, und die man wegen ihrer leichten Verderben befördernden Eigenschaften nicht Jahre lang aufsammeln kann; so die meisten seltenen Vögel und Fische, viele Sorten Wildpret, fast alles wilde Geflügel, insbesondere alle Zugvögel und viele andere Dinge. Wenn der Reichtum und der damit verbundene Luxus zunimmt, nimmt voraussichtlich auch die Nachfrage nach ihnen zu; aber keine Anstrengung menschlichen Fleißes kann viel mehr davon herbeischaffen, als schon vor Steigerung der Nachfrage davon vorhanden war. Wenn nun die Menge

solcher Waren so ziemlich dieselbe bleibt, während der Wettbewerb der Käufer stets zunimmt, so kann ihr Preis eine außerordentliche Höhe erreichen und scheint an keine bestimmte Grenze gebunden zu sein. Wenn Schnepfen von den Vornehmen auch so sehr gesucht würden, daß man das Stück mit zwanzig Guineen bezahlte, so wäre doch keine menschliche Anstrengung im stande, die gegenwärtig auf den Markt kommende Zahl bedeutend zu vermehren. Auf diese Weise läßt sich der hohe Preis, den die Römer in den Zeiten ihres höchsten Glanzes für seltene Vögel und Fische bezahlten, leicht erklären. Diese Preise waren nicht die Wirkungen des niedrigen Silberwertes in jenen Zeiten, sondern des hohen Wertes solcher Seltenheiten und Liebhabereien, die menschlicher Fleiß nicht nach Belieben vermehren konnte. Der wirkliche Wert des Silbers war in Rom einige Zeit vor und nach dem Untergange der Republik höher, als er gegenwärtig im größten Teil Europas ist. Drei Sestertien, etwa sechs Pence Sterling, waren der Preis, den die Republik für den Modius oder Peck des sizilianischen Zehnten Weizens zahlte. Doch blieb dieser Preis wahrscheinlich hinter dem durchschnittlichen Marktpreise zurück, da die Verpflichtung, ihren Weizen zu diesem Satze zu liefern, als ein den sizilianischen Landwirten auferlegter Tribut betrachtet wurde, und wenn die Römer mehr Getreide kommen lassen mußten, als der Zehnte betrug, so waren sie vertragsmäßig verpflichtet, für den Überschuß den Satz von vier Sestertien oder 8 Pence Sterling per Peck zu zahlen. Dieser Preis, der wahrscheinlich als mäßig und billig, d. h. als durchschnittlicher Kontraktpreis galt, ist etwa so viel wie 21 Schilling für den Quarter. 28 Schilling für den Quarter waren vor den letzten schlechten Erntejahren der gewöhnliche Kontraktpreis für den englischen Weizen, der dem sizilianischen an

Güte nachsteht und auf dem europäischen Markte in der Regel schlechter bezahlt wird. Der Silberwert muß sich also zu dem heutigen wie drei zu vier verhalten haben, d. h. für drei Unzen Silber mußte damals die nämliche Quantität Arbeit und Waren zu kaufen sein, als jetzt für vier Unzen. Wenn wir daher im Plinius lesen, daß Sejus^{*)} eine weiße Nachtigall als ein Geschenk für die Kaiserin Agrippina für 6000 Sestertien, etwa 50 Pfund unseres Geldes, und Asinius Celer^{**)} eine Meerbarbe für 8000 Sestertien, etwa £ 66. 13 sh. 4 d. unseres Geldes, kaufte, erscheinen uns diese Preise, so sehr wir über ihre außerordentliche Höhe staunen, doch noch um ein Drittel mäßiger, als sie wirklich waren. Ihr wirklicher Preis, die Menge von Arbeit und Lebensmitteln, die dafür gegeben wurde, betrug etwa ein Drittel mehr, als ihr Nominalpreis uns jetzt andeutet. Sejus gab für die Nachtigall soviel an Arbeit und Lebensmitteln, wie gegenwärtig £ 66. 13 sh. 4 d., und Asinius Celer für die Meerbarbe soviel wie jetzt £ 88. 17 sh. 9 d. kaufen würden. Die außerordentliche Höhe dieser Preise wurde nicht sowohl durch den Überfluß an Silber, als durch den Überfluß an Arbeit und Lebensmitteln veranlaßt, die jenen Römern über den eigenen Bedarf zur Verfügung standen. Die ihnen zu Gebote stehende Menge Silber war um vieles geringer, als die, welche sie sich heute durch die Verfügung über eine gleiche Menge von Arbeit und Lebensmitteln würden verschaffen können.

Zweite Art.

Die zweite Art von Rohprodukten, deren Preis mit der fortschreitenden Kultur steigt, ist die, welche menschlicher Fleiß je nach der Nachfrage vervielfältigen kann. Sie besteht in jenen nützlichen Pflanzen

^{*)} Lib. X. c. 29. — ^{**)} Lib. IX. c. 17.

und Tieren, die die Natur in unkultivierten Ländern in so verschwenderischer Fülle hervorbringt, daß sie nur wenig oder gar keinen Wert haben, und welche darum mit dem Fortschritt des Bodenanbaues anderen einträglicheren Erzeugnissen Platz machen müssen. Während einer langen Periode fortschreitender Kultur vermindert sich stetig ihre Menge, während gleichzeitig die Nachfrage nach ihnen fortwährend zunimmt. Ihr wirklicher Wert, die wirkliche Arbeitsmenge, die dafür zu haben ist, steigt daher allmählich, bis er zuletzt auf einem Punkte anlangt, wo ihre Produktion ebenso gewinnbringend wird, wie die irgend einer anderen Sache, die menschlicher Fleiß dem fruchtbarsten und bestkultivierten Lande abgewinnen kann. Über diesen Punkt hinaus kann der Preis nicht wohl steigen, da sonst bald mehr Land und Fleiß auf Vermehrung der Menge verwendet werden würde.

Steigt z. B. der Preis des Viehs so hoch, daß es ebenso gewinnreich ist, auf dem Boden Nahrung für Vieh, als für den Menschen zu ziehen, so kann er nicht wohl höher gehen, weil sonst bald mehr Getreideland zu Weide gemacht werden würde. Die Ausdehnung der Ackerwirtschaft verringert einerseits den Umfang des wilden Weidelandes und dadurch die Menge des Fleisches, die das Land ohne Arbeit und Anbau von selbst hervorbringt, und vermehrt andererseits die Zahl und Nachfrage derer, die Getreide, oder, was auf dasselbe hinauskommt, den Preis des Getreides dafür in Tausch zu geben haben. Der Preis des Fleisches, und folglich auch der des Viehs muß daher immer mehr und soweit steigen, bis es ebenso gewinnbringend wird, das fruchtbarste und bestkultivierte Land zur Erzeugung von Viehfutter als zum Getreidebau zu benutzen. Doch kann der Ackerbau erst bei weit fortgeschrittener Kultur derart ausgedehnt werden, daß der Preis des Viehs auf diese Höhe kommt, und bis

es dahin gekommen ist, muß sein Preis, wenn das Land überhaupt fortschreitet, beständig steigen. Es mag Gegenden in Europa geben, wo der Preis des Viehs noch nicht so hoch gestiegen ist. In Schottland war er vor der Union nirgends so hoch, und wäre das Vieh immer auf den schottischen Markt beschränkt geblieben, so dürfte hier, wo der zu nichts anderem als zur Viehweide brauchbare Boden im Verhältnis zu dem, der sich zu anderen Zwecken eignet, so groß ist, der Preis des Viehs wohl schwerlich so hoch gestiegen sein, um den Futterbau gewinnreich zu machen. In England scheint, wie bereits bemerkt, der Preis des Viehs in der Nähe von London jene Höhe im Anfange des vorigen Jahrhunderts erreicht zu haben; erst viel später erreichte er sie in den meisten entlegneren Gegenden, und in manchen von ihnen mag er sie wohl heute noch nicht erreicht haben. Doch ist von allen zur zweiten Art gehörigen Rohprodukten das Vieh wohl dasjenige, dessen Preis bei fortschreitender Kultur zuerst auf diese Höhe steigt.

In der Tat scheint es kaum möglich, daß, bevor der Preis des Viehs diese Höhe erreicht hat, der größte Teil selbst des der höchsten Kultur fähigen Bodens vollständig kultiviert sein kann. Auf allen Gütern, die zu weit von einer Stadt entfernt sind, als daß aus ihr Dünger dahin gebracht werden könnte, d. h. auf den meisten Gütern eines ausgedehnten Landes muß die Menge des gutangebauten Bodens sich nach der Menge des Düngers richten, den das Gut selbst hervorbringt, und diese wiederum hängt von dem Viehstande des Gutes ab. Der Boden wird entweder durch das auf ihm weidende Vieh oder dadurch gedüngt, daß man das Vieh im Stalle füttert und den Mist auf das Land schafft. Wenn aber der Preis des Viehs nicht hoch genug ist, um die Rente und den Gewinn kultivierten Bodens zu bezahlen, so kann der Landwirt es nicht auf ihm

weiden lassen und noch viel weniger es im Stalle füttern. Nur mit den Erzeugnissen eines hoch kultivierten Bodens kann das Vieh im Stalle gefüttert werden, weil es zu viel Arbeit erfordern und zu kostspielig sein würde, die spärlichen und vereinzelt Produkte unangebauten Ödlandes zu sammeln. Wenn daher der Preis des Viehs nicht hinreicht, die Erzeugnisse des angebauten Bodens zu bezahlen, auf dem es weidet, so wird jener Preis noch weniger hinreichen, diese Erzeugnisse zu bezahlen, wenn sie überdies mit vieler Mühe gesammelt und in den Stall gebracht werden müssen. Unter diesen Umständen kann deshalb nicht mehr Vieh gewinnbringend im Stalle gefüttert werden, als zur Bestellung nötig ist. Diese Anzahl aber kann niemals genug Dünger geben, um alles kulturfähige Land fortwährend in gutem Stande zu erhalten. Da der so gelieferte Dünger für das ganze Gut unzureichend ist, so wird er für den Boden bewahrt, auf dem er am vorteilhaftesten und passendsten verwendet werden kann, nämlich auf dem fruchtbarsten oder etwa auf dem unmittelbar um den Pachthof liegenden Boden. Dieser wird mithin beständig in gutem Stande und anbaufähig erhalten, während man den übrigen größtentheils brach liegen läßt, so daß er nur etwas spärliche Weide für ein paar vereinzelt grasende, halb verhungerte Stücke Vieh abwirft. So besitzt das Gut, obwohl mit einem zu seiner vollständigen Bestellung nicht zulänglichen Viehstande versehen, dennoch oft im Verhältnis zu seiner dermaligen Produktion zu viel Vieh. Ein Teil dieses Brachlandes kann jedoch, nachdem es in dieser elenden Manier sechs oder sieben Jahre lang abgeweidet worden ist, umgeackert werden, um dann vielleicht ein oder zwei ärmliche Ernten schlechten Hafers oder einer anderen groben Getreideart zu liefern, wonach es gänzlich erschöpft wieder ausruhen

und abgeweidet werden muß; dann wird ein anderer Teil umgepflügt, um seinerseits auf dieselbe Weise erschöpft zu werden und wieder brach liegen zu bleiben. So war das Wirtschaftssystem im ganzen schottischen Tieflande vor der Union beschaffen. Der jahraus jahrein wohlgedüngte und in gutem Stande erhaltene Boden machte selten mehr aus, als den dritten oder vierten Teil des ganzen Gutes, mitunter aber nicht einmal den fünften oder sechsten Teil; der Rest wurde niemals gedüngt, sondern nur immer ein gewisser Teil davon abwechselnd geackert und erschöpft. Bei diesem Wirtschaftssystem konnte offenbar selbst der anbaufähige Teil des schottischen Bodens im Verhältnis zu seiner Ertragsfähigkeit nur wenig hervorbringen. So unvoreteilhaft aber auch dies System erscheinen mag, so machte doch der niedrige Preis des Viehs vor der Union dasselbe beinah unvermeidlich. Wenn es auch jetzt noch trotz der bedeutend höheren Viehpreise in einem großen Teil des Landes vorherrscht, so ist dies an vielen Orten ohne Zweifel der Unwissenheit und der Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten zuzuschreiben, meistens aber den unvermeidlichen Hindernissen, die der natürliche Gang der Dinge der sofortigen Einführung eines besseren Systems entgegensetzt: nämlich erstens der Armut der Pächter oder dem Umstande, daß sie noch nicht Zeit hatten, sich einen für die vollständigere Bestellung zulänglichen Viehstand anzuschaffen, da dieselbe Preiserhöhung, die die Unterhaltung eines größeren Viehstandes für sie vorteilhaft machen würde, auch wieder seine Anschaffung erschwert; zweitens dem Umstande, daß sie, falls sie ihn anschaffen konnten, noch nicht Zeit hatten, ihre Ländereien auf die Unterhaltung eines größeren Viehstandes ordentlich einzurichten. Die Vermehrung des Viehstandes und die Verbesserung des Bodens müssen Hand in Hand gehen, und

das eine kann niemals dem anderen weit vorausseilen. Ohne eine Verbesserung des Bodens ist eine Zunahme des Viehstandes kaum möglich, und eine beträchtliche Zunahme des Viehstandes kann nur infolge einer bedeutenden Bodenverbesserung eintreten, weil sonst der Boden dem Vieh keinen Unterhalt gewähren könnte. Diese natürlichen Hindernisse der Einführung eines besseren Systems lassen sich nur durch eine lange fortgesetzte Sparsamkeit und Arbeitsamkeit entfernen, und es dürfte ein halbes oder vielleicht ein Jahrhundert vergehen, bis das allmählich verschwindende frühere System in allen Teilen des Landes vollständig abgeschafft sein kann. Unter allen kommerziellen Vorteilen, die Schottland aus der Union mit England gezogen hat, ist jedoch diese Erhöhung des Viehpreises wohl der größte: sie hat nicht nur den Wert aller Hochlandgüter gesteigert, sondern ist wohl auch die Hauptursache der verbesserten Kultur des Tieflandes.

In allen neuen Kolonien vermehrt sich in Folge der großen Menge öden Landes, das viele Jahre lang nur zur Viehweide benutzt werden kann, das Vieh bald außerordentlich, und große Wohlfeilheit ist in allen Dingen eine notwendige Folge des Überflusses. Obgleich alles Vieh der europäischen Kolonien in Amerika ursprünglich von Europa dahin gebracht wurde, so vermehrte es sich doch bald so sehr und ward so wertlos, daß man selbst die Pferde wild in den Wäldern umherlaufen ließ, und ihr Besitzer es nicht der Mühe für wert hielt, sie für sich zu beanspruchen. Erst lange nach der ersten Ansiedelung kann es Gewinn bringen, mit den Produkten kultivierten Landes Vieh zu mästen. Die gleichen Ursachen nämlich der Mangel an Dünger und das Mißverhältnis zwischen dem zur Bestellung verwendeten Kapital und dem Boden, zu dessen Bestellung es bestimmt ist, führen daher dort

zu einem, dem noch heute in vielen Teilen Schottlands bestehenden, nicht unähnlichen Wirtschaftssystem. Der schwedische Reisende Kalm bemerkt daher in seinem Bericht über die Landwirtschaft einiger englischer Kolonien in Amerika, wie er sie 1749 fand, daß er dort den Charakter der in allen Zweigen der Landwirtschaft so weit vorgeschrittenen englischen Nation kaum wiederzuerkennen vermochte. Die Getreidefelder, sagt er, düngt man dort kaum; ist ein Stück Land durch mehrere auf einander folgende Ernten erschöpft, so lichtet und kultiviert man ein anderes Stück Land, und wenn auch dieses erschöpft ist, macht man sich an ein drittes. Das Vieh läßt man in den Wäldern und auf sonstigem unangebauten Boden umherlaufen, wo es halb verhungert; denn der Graswuchs ist längst beinahe vernichtet, weil man es vorzeitig im Frühling abmähte, ehe es Blüten treiben und Samen ausstreuen konnte. Die einjährigen Gräser waren, wie es scheint, in jenem Teile Nordamerikas früher das beste wildwachsende Gras, und als die Europäer sich zuerst dort niederließen, wuchs es sehr dicht, und wurde drei bis vier Fuß hoch. Ein Stück Wiese, das zu Kalms Zeit nicht eine einzige Kuh ernähren konnte, ernährte früher, wie man ihn versicherte, deren vier, die jede vier mal so viel Milch gaben, als jene eine zu geben imstande war. Die Armut des Weidelandes hatte nach seiner Ansicht die Entartung des von einer Generation zur andern sichtlich schlechter werdenden Viehs zur Folge. Vermutlich war es jener verkümmerten Race ähnlich, die vor dreißig bis vierzig Jahren in ganz Schottland gewöhnlich war, und die jetzt in dem größeren Teile des Tieflandes nicht sowohl durch Kreuzung — obwohl hier und da auch dieses Mittel angewandt wurde —, als durch eine bessere Ernährung so sehr veredelt worden ist.

Obwohl hiernach der Fortschritt des Anbaus schon

weit gediehen sein muß, ehe das Vieh einen so hohen Preis bringen kann, daß die Bestellung des Landes mit Futterkräutern lohnend wird, so ist doch unter allen Produkten der zweiten Art Vieh dasjenige, das wohl zuerst diesen Preis bringt, weil es unmöglich scheint, daß die Kultur auch nur jenen Grad von Vollkommenheit, zu welchem sie in vielen Teilen Europas gediehen ist, früher erreichen kann.

Wild hingegen bringt wohl jenen Preis zuletzt. Der Preis des Wildes in Großbritannien, so hoch er erscheinen mag, ist doch nicht entfernt hinreichend, die Kosten eines Wildparks einzubringen, wie Allen bekannt ist, die einige Erfahrung darin haben. Wenn es anders wäre, so würde die Aufzucht von Wild sich bald einbürgern, wie bei den alten Römern die Aufzucht jener kleinen Vögel, Turdi genannt. Varro und Columella versichern, daß diese Zucht sehr einträglich war. Die Aufzucht der Ortolane, mager ins Land kommende Zugvögel, soll in einigen Gegenden Frankreichs mit Vorteil betrieben werden. Wenn das Wildpret Modeartikel bleibt, und der Reichtum und Luxus Großbritanniens so weiter wächst, wie es seit einiger Zeit der Fall ist, so kann sein Preis recht wohl noch höher steigen.

Zwischen der Periode des Fortschritts der Bodenkultur, die den Preis eines so notwendigen Artikels, wie Nutzvieh, und derjenigen, die den Preis eines so überflüssigen Artikels, wie Wild, auf seinen Höhepunkt bringt, ist ein langer Zwischenraum, in dessen Verlauf allmählich viele andere Arten von Rohprodukten, die einen je nach Umständen früher, die anderen später, ihren höchsten Preis erreichen.

So pflegt auf jedem Gute von den Abgängen aus Scheunen und Ställen eine gewisse Anzahl Geflügel erhalten zu werden, das, da es sich von sonst ver-

loren gehenden Abfällen nährt, eine reine Ersparnis darstellt, und, da es den Landmann kaum etwas kostet, von ihm um ein Geringes verkauft werden kann. Beinahe alles, was er dafür erhält, ist reiner Gewinn, und der Preis kann kaum so niedrig werden, um ihn von der Aufzucht jener Anzahl abzuhalten. In schlecht bebauten und darum auch nur dünnbevölkerten Ländern ist das so ohne Kosten aufgezogene Geflügel oft in ausreichender Menge vorhanden, um die ganze Nachfrage zu befriedigen. Bei diesem Stande der Dinge ist es oft so wohlfeil wie Fleisch von Schlachtvieh oder irgend eine andere Art tierischer Nahrung. Allein die ganze Menge von Federvieh, welche das Gut auf diese Weise ohne Kosten hervorbringt, muß immer viel geringer sein, als die Gesamtmenge des Fleisches, das auf ihm gewonnen wird; und in Zeiten des Reichthums und des Luxus wird immer das Seltene, wenn es nur ungefähr ebenso gut ist, dem Gewöhnlichen vorgezogen. Wenn daher Reichtum und Luxus infolge höherer Kultur zunehmen, so steigt der Preis des Federviehs allmählich über den des Schlachtviehes, bis er zuletzt den Punkt erreicht, wo es lohnend wird, auch zur Aufzucht von Geflügel Land zu bestellen. Über diese Höhe jedoch kann der Preis nicht wohl steigen, weil sonst bald mehr Land für diesen Zweck bestimmt werden würde. In einigen französischen Provinzen wird die Geflügelzucht als ein sehr wichtiger Artikel der Landwirtschaft und als vorteilhaft genug angesehen, um den Landmann zur Anpflanzung einer großen Menge Mais und Buchweizen zu diesem Zwecke zu veranlassen. Ein mittlerer Bauer hat dort manchmal 400 Stück Federvieh auf seinem Hofe. In England scheint man der Geflügelzucht noch nicht diese Wichtigkeit beizulegen, und doch ist hier Geflügel teurer, als in Frankreich, von wo eine große Zufuhr erfolgt. Bei

fortschreitender Kultur muß der Zeitpunkt, wo jede Gattung tierischer Nahrung ihren höchsten Preis erreicht, eintreten, unmittelbar bevor es allgemeinere Regel wird, den Boden mit Viehfutter zu bestellen. Ehe dies allgemein wird, muß der Mangel eine Zeitlang den Preis steigern; später aber werden gewöhnlich neue Fütterungsmethoden ersonnen, die den Landmann instand setzen, auf einer gleichen Fläche Landes eine weit größere Menge tierischer Nahrung zu erzeugen. Die große Menge zwingt ihn dann nicht nur wohlfeiler zu verkaufen, sondern jene Verbesserungen setzen ihn auch instand, es zu können; denn könnte er es nicht, so würde es mit der großen Menge nicht lange dauern. Wahrscheinlich hat auf diese Weise der Anbau des Klees, der Rüben, der Möhren, des Kohls usw. dazu beigetragen, den gewöhnlichen Preis des Schlachtfleisches auf dem Londoner Markte etwas niedriger zu stellen, als es zu Anfang des vorigen Jahrhunderts stand.

Das Schwein, das seine Nahrung im Kot findet und viele Dinge, die andere Nutztiere verschmähen, gierig verschlingt, wird wie das Geflügel anfänglich der Ersparnis wegen gehalten. So lange die Zahl solcher Tiere, die mit wenig oder gar keinen Kosten aufgezogen werden können, zur Deckung der Nachfrage hinreicht, kommt das von ihnen gewonnene Fleisch zu weit niedrigerem Preise auf den Markt, als jedes andere. Wenn aber die Nachfrage größer wird, so daß man behufs Aufzucht und Mast der Schweine Futter anbauen muß, wie für andere Tiere auch, so steigt notwendig der Preis und wird höher oder niedriger sein als der von anderem Fleisch, je nachdem die Natur des Landes und der Stand seiner Landwirtschaft die Aufzucht von Schweinen teurer oder billiger macht, als die anderen Viehes. In Frankreich ist nach Buffon der Preis des Schweinefleisches ebenso hoch, als der des

Rindfleisch. In den meisten Gegenden Großbritanniens ist er gegenwärtig etwas höher.

Das starke Steigen im Preise der Schweine und des Federviehs hat man in Großbritannien häufig der verringerten Anzahl der Grundbesitzer und kleinen Häusler zugeschrieben; eine Erscheinung, die in ganz Europa der unmittelbare Vorläufer besserer landwirtschaftlicher Methoden war, und die zu gleicher Zeit immerhin dazu beigetragen haben mag, den Preis jener Artikel etwas früher und schneller zum Steigen zu bringen, als es sonst geschehen sein würde. Wie die ärmste Familie ohne alle Kosten sich eine Katze oder einen Hund halten kann, so können sich die ärmsten Grundbesitzer gewöhnlich mit sehr geringen Kosten etwas Federvieh oder eine Sau und ein Paar Ferkel halten. Die Abfälle ihres Tisches, Molken, abgerahmte und Buttermilch liefern für diese Tiere einen Teil der nötigen Nahrung, und das Übrige finden sie auf den nahegelegenen Feldern, ohne jemandem merklichen Schaden zu tun. Durch Verminderung der Zahl jener kleinen Besitzer muß daher auch die Menge dieser Art mit wenigen oder ohne alle Kosten erzeugten Lebensmittel erheblich geringer geworden, und infolge dessen ihr Preis früher und schneller gestiegen sein, als es sonst geschehen sein würde. Früher oder später jedoch muß er bei fortschreitender Kultur auf seinen Höhepunkt, d. h. auf den Preis kommen, durch welchen die Arbeit und Kulturkosten des zum Futterbau verwendeten Bodens ebenso bezahlt werden, wie sie von dem größten Teil des übrigen angebauten Bodens bezahlt werden.

Auch die Milchwirtschaft wird ursprünglich, wie das Aufziehen von Schweinen und Federvieh, nur aus Ersparnis betrieben. Das auf dem Gute unentbehrliche Vieh bringt mehr Milch hervor, als die Aufzucht der Jungen oder der Verbrauch der Gutsfamilie erfordert,

und in einer bestimmten Jahreszeit liefert es davon besonders viel. Nun ist aber von allen Produkten der Landwirtschaft Milch wohl dasjenige, das sich am wenigsten hält. In der warmen Jahreszeit, wo ihr Vorrat am größten ist, hält sie sich kaum vierundzwanzig Stunden lang. Macht der Landmann frische Butter daraus, so kann er einen kleinen Teil eine Woche lang, macht er gesalzene Butter, ein Jahr lang, und macht er Käse daraus, so kann er einen viel größeren Teil mehrere Jahre lang aufbewahren. Einiges davon gebraucht er für seine eigene Familie; das Übrige kommt auf den Markt, um dort den besten Preis zu erzielen, der zu erhalten ist, und der kaum so niedrig sein kann, daß er den Landmann abhält, alles hinzuschicken, was seine eigene Familie nicht gebraucht. Ist der Preis sehr niedrig, so wird er seine Milchammer vielleicht in liederlichem und schmutzigem Stande halten und es kaum der Mühe wert erachten, einen eigenen Raum oder Bau zu diesem Zwecke zu bestimmen, sondern er wird das Geschäft mitten im Rauch, Schmutz und Unrat seiner Küche treiben; wie es auf den meisten Bauernhöfen Schottlands vor dreißig oder vierzig Jahren herging, und bei vielen noch heute hergeht. Dieselben Ursachen, die ein allmähliches Steigen der Fleischpreise bewirken, nämlich die Zunahme der Nachfrage und die infolge erhöhter Bodenkultur verringerte Zahl des mit wenig oder gar keinen Kosten aufgezogenen Viehes, bewirken auch eine Preissteigerung der Produkte der Milchwirtschaft, deren Preis mit dem des Fleisches oder mit den Kosten der Viehzucht natürlich zusammenhängt. Der steigende Preis macht für mehr Arbeit, Sorgfalt und Reinlichkeit bezahlt; die Milchwirtschaft wird dadurch der Aufmerksamkeit des Landmanns würdiger, und die Qualität ihres Produktes wird allmählich besser. Schließlich erreicht der Preis eine solche Höhe, daß

es der Mühe lohnt, einen Teil des fruchtbarsten und bestkultivierten Landes der Aufzucht von Vieh bloß zum Zwecke der Milchgewinnung zu widmen; doch wenn er diese Höhe erlangt hat, kann er nicht wohl höher steigen. Andernfalls würde bald demselben Zwecke mehr Land gewidmet werden. Im größten Teil Englands, wo bereits viel gutes Land auf diese Weise benutzt zu werden pflegt, scheint der Milchpreis diese Höhe erreicht zu haben; nicht aber in Schottland, wo, mit Ausnahme der Umgebung einiger großen Städte gewöhnliche Landleute selten viel gutes Land dazu verwenden, um darauf Viehfutter bloß zum Zwecke der Milchgewinnung zu erzeugen. Der Preis, so stark er auch seit wenigen Jahren gestiegen ist, mag dazu doch noch zu niedrig sein. Die geringe Güte der Milch in Schottland im Vergleich zu der englischer Wirtschaften stimmt ganz mit der Niedrigkeit des Preises überein; doch ist diese geringe Qualität wohl eher die Wirkung als die Ursache des niedrigen Preises. Wenn auch die Beschaffenheit viel besser wäre, so könnte doch, fürchte ich, unter den gegenwärtigen Verhältnissen des Landes die meiste auf den Markt gebrachte Milch zu keinem viel besseren Preise verkauft werden, und der gegenwärtige Preis ist wahrscheinlich nicht hoch genug, um die Kosten für Land und Arbeit zu ersetzen, welche zur Herstellung einer besseren Qualität erforderlich sein würden. Im größten Teil Englands wird die Milchwirtschaft trotz des höheren Preises nicht für eine einträglichere Bodenverwendung gehalten, als der Getreidebau oder die Viehzucht, die beiden bedeutendsten Gegenstände der Landwirtschaft. Im größten Teile Schottlands kann sie daher selbst nicht einmal so einträglich sein.

In keinem Lande kann offenbar der Boden nicht eher vollständig kultiviert sein, bis der Preis aller Pro-

dukte, die menschlicher Fleiß ihm abgewinnen muß, so hoch gestiegen ist, um die Kosten einer so vollkommenen Kultur zu lohnen. Um dies zu tun, muß der Preis jedes einzelnen Produkts hinreichend sein, erstens um die Rente guten Getreidelandes abzuwerfen, da sich nach dieser die Rente des meisten übrigen kultivierten Landes richtet, und zweitens die Arbeit und die Auslagen des Pächters eben so wie gewöhnlich bei gutem Getreidelande zu bezahlen, oder mit anderen Worten, ihm das verwendete Kapital samt den üblichen Gewinnen zurückzuerstatten. Diese Preissteigerung jedes einzelnen Produkts muß offenbar der Kultur des zu seiner Hervorbringung bestimmten Bodens vorangehen. Gewinn ist der Zweck aller Verbesserungen, und sie verdienen diesen Namen nicht, wenn Verluste aus ihnen erwachsen. Verlust muß aber notwendig aus einer Kultur entstehen, deren Produkt durch seinen Preis die Kosten nicht wieder erstatten kann. Wenn die vollkommene Kultur des Landes für das Gemeinwohl, wie nicht bezweifelt werden kann, von höchstem Segen ist, so darf man dies Steigen im Preise aller der verschiedenen Arten von Rohprodukten nicht als ein öffentliches Unglück, sondern muß es als den Vorläufer und Begleiter der größten öffentlichen Wohlfahrt betrachten.

Dies Steigen im nominellen oder Geldpreise aller der verschiedenen Arten von Rohprodukten ist auch nicht die Folge einer Entwertung des Silbers, sondern der Steigerung ihres Sachpreises gewesen. Sie sind nicht allein eine größere Menge Silber, sondern auch eine größere Menge Arbeit und Lebensmittel wert geworden, als früher. Da es eine größere Menge Arbeit und Lebensmittel kostet, sie auf den Markt zu bringen, so stellen sie auf dem Markte auch eine größere Menge beider dar, oder sind der Gegenwert einer größeren Menge.

Dritte Art.

Die dritte und letzte Art von Rohprodukten, deren Preis bei fortschreitender Kultur naturgemäß steigt, ist die, bei welcher die Einwirkung menschlichen Fleißes auf die Vermehrung ihrer Menge beschränkt oder ungewiß ist. Obgleich der Sachpreis auch dieser Art von Rohprodukten bei fortschreitender Kultur naturgemäß zu steigen strebt, so kann es doch, je nach dem Erfolge der Bemühungen, ihre Menge zu vermehren, vorkommen, daß der Preis fällt oder in sehr verschiedenen Perioden der Entwicklung stehend bleibt oder endlich daß er in derselben Periode mehr oder weniger steigt.

Es gibt gewisse Arten von Rohprodukten, welche die Natur gleichsam nur zu Anhängseln anderer gemacht hat, so daß die Menge des einen, die das Land hervorbringen kann, notwendig durch die Menge des anderen beschränkt wird. So wird z. B. die Menge von Wolle oder rohen Häuten, die ein Land hervorbringen kann, durch die Zahl des Groß- und Klein-Viehs begrenzt, das es zu unterhalten vermag, und diese Zahl wird ihrerseits durch den Stand der Kultur und den Charakter des Ackerbaus bestimmt.

Man sollte glauben, daß dieselben Ursachen, die den Preis des Fleisches bei fortschreitender Kultur allmählich erhöhen, auf die Preise der Wolle und rohen Häute die gleiche Wirkung haben und diese fast in dem nämlichen Maße erhöhen müßten; und so würde es auch wohl sein, wenn in den ersten Anfängen der Kultur der Markt für die letzteren Waren ebenso eng begrenzt wäre, wie für das erstere. Allein hierin findet gewöhnlich ein ausserordentlicher Unterschied statt.

Der Markt für Fleisch ist fast überall auf das Erzeugungsland beschränkt. Zwar treiben Irland und

einige Teile des britischen Amerika einen beträchtlichen Handel mit gesalzenem Fleisch; aber sie sind auch, glaube ich, die einzigen Länder in der Handelswelt, die einen großen Teil ihres Fleisches nach fremden Ländern ausführen.

Dagegen ist der Markt für Wolle und rohe Häute in den ersten Anfängen der Kultur sehr selten auf das Erzeugungsland beschränkt. Sie können bequem in ferne Länder geführt werden, die Wolle ohne alle, die rohen Häute ohne viel vorherige Zurichtung, und da sie für viele Gewerbe den Rohstoff liefern, so kann die Industrie andrer Länder eine Nachfrage nach ihnen veranlassen, wenn auch das Erzeugungsland selbst keine Nachfrage darbietet.

In schlecht angebauten und darum auch nur dünn bevölkerten Ländern steht der Preis der Wolle und der Häute zu dem des ganzen Tiers immer in weit höherem Verhältnis als in Ländern, wo, bei zunehmender Kultur und Bevölkerung mehr Nachfrage nach Schlachtfleisch ist. Hume bemerkt, daß zur Zeit der Angelsachsen das Vließ auf $\frac{2}{5}$ des Werts des ganzen Schafes geschätzt wurde, was weit über das heutige Verhältnis hinausgeht. In einigen spanischen Provinzen werden, wie man mir versichert, die Schafe oft bloß um des Vließes und des Talgs willen geschlachtet; den Kadaver läßt man verfaulen, oder von Tieren und Raubvögeln fressen. Wenn dies schon in Spanien passiert, so ist es in Chili, Buenos-Ayres und vielen anderen Teilen des spanischen Amerika die Regel; und das Hornvieh wird dort immer nur der Haut und des Talgs wegen geschlachtet. So pflegte es auch auf Hayti zu geschehen, so lange es von den Bukaniern beunruhigt wurde und bevor die Kultur und Bevölkerung der französischen Pflanzungen (die sich jetzt fast rund um die westliche Küste der Insel erstrecken), dem Vieh der Spanier,

die noch die Ostküste, sowie den ganzen inneren bergigen Teil des Landes in Besitz haben, einigen Wert gegeben hatte.

Obwohl auch der Preis des ganzen Tiers bei fortschreitender Kultur und Bevölkerung notwendig steigt, so wird doch von dieser Steigerung der Preis des Fleisches weit mehr berührt, als der der Wolle und der Haut. Der Markt für Fleisch, der im rohen Zustande der Gesellschaft immer auf das Erzeugungsland beschränkt ist, dehnt sich je nach der wachsenden Kultur und Bevölkerung des Landes aus; der Markt für Wolle und Häute aber, der selbst in einem barbarischen Lande oft die gesamte Handelswelt umfaßt, kann sich selten in demselben Maßstabe erweitern. Die Lage der gesamten Handelswelt kann durch die vermehrte Kultur eines einzelnen Landes selten stark berührt werden, und der Markt für jene Waren bleibt nach der Kultur ziemlich der nämliche, wie zuvor. Im Laufe der Zeit wird er sich natürlich etwas erweitern. Namentlich wenn die Gewerbe, denen jene Waren den Rohstoff liefern, sich im Lande selbst entwickeln, wird der Markt, wenn er sich auch nicht bedeutend erweitert, doch der Produktionsstätte weit näher gebracht, als früher, und der Preis des Rohstoffs kann sich wenigstens um den Betrag erhöhen, den sonst der Transport nach dem Ausland gekostet hat. Wenn er daher auch nicht in demselben Maße steigt, wie der Preis des Fleisches, so steigt er doch etwas, und wird sicher wenigstens nicht fallen.

Dennoch ist in England trotz des blühenden Zustandes seiner Wollindustrie, der Preis der englischen Wolle seit der Zeit Eduards III. bedeutend gefallen. Aus vielen urkundlichen Nachrichten geht hervor, daß unter der Regierung jenes Fürsten (gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts oder um 1339) 10 sh. damaligen Geldes (nach heutigem Gelde 30 sh.) per Tod (28 Pfund)

englischer Wolle als ein mäßiger Preis angesehen wurde*.) Gegenwärtig können 21 sh. für den Tod als ein guter Preis für ausgezeichnete englische Wolle angesehen werden. Der Geldpreis der Wolle zur Zeit Eduards III. verhält sich also zu ihrem heutigen Geldpreise wie zehn zu sieben. Noch größer ist der Unterschied ihres Sachpreises. Nach dem Satze von 6 sh. 8 d. für den Quarter waren 10 sh. in jener früheren Zeit der Preis für zwölf Bushel Weizen. Nach dem Satze von 28 sh. für den Quarter sind 21 sh. gegenwärtig nur der Preis von 6 Bushel. Mithin steht das Verhältnis zwischen dem Sachpreise der früheren und der neueren Zeit wie zwölf zu sechs oder zwei zu eins. In jener früheren Zeit würde man für den Tod Wolle zweimal so viel Lebensmittel und folglich auch zweimal so viel Arbeit gekauft haben, als heute, wenn der Sachlohn der Arbeit in beiden Perioden der nämliche gewesen wäre.

Dies Sinken im Sach- und Nominalpreise der Wolle hätte im gewöhnlichen Laufe der Dinge niemals eintreten können, sondern war eine Folge gewaltsamer und künstlicher Mittel: nämlich erstens des absoluten Ausfuhrverbots, zweitens der Erlaubnis, Wolle aus Spanien zollfrei einzuführen, und drittens des Verbots, sie aus Irland nach irgend einem anderen Lande als England auszuführen. Durch diese Maßnahmen wurde der Markt für englische Wolle, statt durch die steigende Kultur Englands erweitert zu werden, auf den inländischen Markt beschränkt, wo man die Wolle einiger anderer Länder mit ihr in Wettbewerb treten läßt, und die irische zum Wettbewerb mit ihr zwingt. Da außerdem die irische Wollindustrie so weit entmutigt wird, wie es ohne die auffälligste Verletzung der Gerechtig-

*) Smiths Memoirs of Wool, Vol. I. c. 5, 6, 7; Vol. II c. 176.

keit und Billigkeit nur irgend angeht, so können die Irländer auch nur einen kleinen Teil ihrer Wolle im Lande verarbeiten, und sehen sich daher gezwungen, den größten Teil von ihr nach Großbritannien zu schicken, dem einzigen Markte, den man ihnen zugesteht.

Ähnliche verbürgte Nachrichten über den Preis der rohen Häute in früherer Zeit habe ich nicht aufzufinden vermocht. Von Wolle wurde im Allgemeinen dem Könige eine Steuer entrichtet, und ihre Abschätzung in den Steuerrollen gibt Aufschluß über ihren gewöhnlichen Preis. Mit rohen Häuten scheint dies nicht der Fall gewesen zu sein. Doch gibt uns Fleetwood nach einer Berechnung zwischen dem Prior des Burcester-Klosters in Oxford und einem seiner Kanoniker den Preis von ihnen im Jahre 1425 wenigstens für diesen besonderen Fall an, nämlich für fünf Ochsenhäute 12 sh.; 5 Kuhhäute 7 sh. 3 d.; 36 Häute von zweijährigen Schafen 9 sh.; 16 Kalbshäute 2 sh. 1425 enthielten 12 sh. etwa dieselbe Silbermenge wie 24 sh. heute. Eine Ochsenhaut wurde also nach dieser Berechnung auf $4\frac{1}{3}$ sh. unseres gegenwärtigen Geldes angeschlagen. Ihr Nominalpreis war weit niedriger als gegenwärtig. Nach dem Satze von 6 sh. 8 d. für den Quarter würden für 12 sh. in jener Zeit $14\frac{1}{3}$ Bushel Weizen zu haben gewesen sein, die, den Bushel zu 3 sh. 6 d. gerechnet, gegenwärtig 51 sh. 4 d. kosten würden. Es war also für eine Ochsenhaut damals soviel Korn zu haben, als gegenwärtig für 10 sh. 3 d. Soviel betrug mithin ihr Sachpreis. In jener Zeit, wo das Vieh den größten Teil des Winters hindurch Hunger litt, wird es nicht sonderlich groß gewesen sein. Gegenwärtig gilt eine Ochsenhaut, die vier Stein à 16 Pfund wiegt, für nicht schlecht und damals würde sie wahrscheinlich für sehr gut gegolten haben. Rechnet man den Stein zu einer halben Krone was gegenwärtig

(Februar 1773) als der gewöhnliche Preis anzunehmen ist, so würde eine solche Haut heute nur 10 sh. kosten. Obgleich daher ihr Nominalpreis gegenwärtig höher ist, als damals, so ist doch ihr Sachpreis, die Menge von Lebensmitteln, die man dafür erhalten kann, eher etwas niedriger. Der Preis der Kuhhäute nach obiger Rechnung steht so ziemlich im gewöhnlichen Verhältnis zu dem der Ochsenhäute. Der der Schafhäute übersteigt es bedeutend; wahrscheinlich wurden sie mit der Wolle verkauft. Der Preis der Kalbshäute dagegen bleibt weit hinter jenem Verhältnis zurück. In Ländern, in denen der Preis des Viehs sehr niedrig ist, werden die Kälber, die man nicht zur Vermehrung der Herde aufzuziehen beabsichtigt, in der Regel sehr jung geschlachtet, wie dies vor zwanzig oder dreißig Jahren in Schottland der Fall war; man erspart dadurch die Milch, deren Preis die Kälber nicht bezahlt machen würden. Die Häute ganz junger Kälber taugen aber gewöhnlich nicht viel.

Der Preis der rohen Häute ist dermalen viel niedriger, als er vor einigen Jahren war, was wahrscheinlich daher kommt, daß die Abgabe auf Seehundsfelle aufgehoben und die zollfreie Einfuhr roher Häute aus Irland und den Kolonien seit 1769 auf eine begrenzte Zeit gestattet ist. Im Durchschnitt des gegenwärtigen Jahrhunderts war aber der Sachpreis der rohen Häute wahrscheinlich etwas höher, als in jener früheren Zeit. Die Natur der Ware gestattet ihre Ausfuhr nach fernen Märkten nicht so gut wie Wolle; sie leidet durch Aufbewahrung mehr. Gesalzene Häute aber gelten weniger als frische. Dieser Umstand hat zur Folge, daß der Preis roher Häute in einem Lande, das sie nicht selbst verarbeitet, sondern sie ausführen muß, niedrig steht; wogegen ihr Preis in einem Lande, in dem sie verarbeitet werden, steigt. In einem unzivilisierten

Lande muß der Preis dadurch gedrückt werden, in einem zivilisierten und gewerbtreibenden Lande dagegen steigen; er mußte in früherer Zeit niedrig sein, in neuerer Zeit sich heben. Überdies ist es unsern Gerbern nicht so gut gelungen, wie unsern Tuchmachern, die Nation zu überzeugen, daß das Wohl des Staats von dem Gedeihen ihres Gewerbes abhängt, und sie wurden demgemäß auch viel weniger begünstigt. Allerdings wurde die Ausfuhr roher Häute verboten und für schädlich erklärt; aber ihre Einfuhr aus fremden Ländern wurde einem Zolle unterworfen, und wenn auch die Einfuhr aus Irland und den Kolonien zollfrei war — nur auf die kurze Zeit von fünf Jahren — so wurde Irland doch für den Verkauf seiner überschüssigen Häute, d. h. derjenigen, die nicht im Lande verarbeitet werden, nicht auf den Markt von Großbritannien beschränkt. Den Kolonien ist es erst seit wenigen Jahren verboten, ihre Häute nach anderen Ländern als dem Mutterlande auszuführen, und der Handel Irlands ist bis heute mit einer solchen Unterdrückung zu Gunsten des großbritannischen noch verschont geblieben.

Alle Maßnahmen, die den Preis der Wolle oder der rohen Häute unter ihr natürliches Niveau drücken, müssen in einem kultivierten Lande dahin führen, den Preis des Fleisches zu erhöhen. Der Preis des in einem kultivierten Lande gezüchteten Groß- und Kleinviehs muß hinreichen, um die Rente des Grundeigentümers und des Pächters angemessen einzubringen. Andernfalls werden sie bald aufhören, Vieh zu züchten. Der Teil des Preises, der nicht durch die Wolle und die Häute gedeckt wird, muß daher durch das Fleisch gedeckt werden; je weniger für die einen, desto mehr muß für das andere bezahlt werden. In welcher Weise sich dieser Preis auf die verschiedenen Teile des Tiers verteilt, ist für die Grundeigentümer und Pächter gleichgültig, wenn er nur herauskommt. Das Interesse

der Grundeigentümer und Pächter als solcher kann daher in einem kultivierten Lande von derartigen Maßnahmen nicht sonderlich berührt werden, wenn sie auch als Verbraucher bei der Preissteigerung der Lebensmittel beteiligt sind. Ganz anders verhält es sich dagegen in einem unkultivierten Lande, in dem der größte Teil des Bodens nur zur Viehzucht benutzt werden kann, und wo Wolle und Häute den wertvollsten Bestandteil des Viehes ausmachen. Hier wäre durch solche Maßnahmen ihr Interesse als Grundeigentümer und Pächter sehr tief, ihr Interesse als Verbraucher dagegen sehr wenig berührt. Das Fallen des Preises von Wolle und Häuten würde den Preis des Fleisches nicht steigern, weil der meiste Boden des Landes zu nichts anderem als zur Viehzucht verwendet werden kann und man daher fortfahren wird, die gleiche Zahl Vieh zu züchten. Es käme daher doch wieder die nämliche Fleischmenge auf den Markt, und die Nachfrage würde nicht größer und mithin der Preis nicht höher sein, als vorher. Der ganze Preis des Viehs aber würde sinken und mit ihm die Rente und der Gewinn aller der Ländereien, deren Hauptprodukt Vieh war, d. h. der meisten Ländereien des Landes. Das fortdauernde Verbot der Wollenausfuhr, das man gewöhnlich, wiewohl sehr mit Unrecht, Eduard III. zuschreibt, würde unter den damaligen Umständen des Landes die verderblichste Maßregel gewesen sein, die man hätte ersinnen können: sie würde nicht nur den damaligen Wert des meisten Landes im Reiche vermindert, sondern auch durch Minderung des Preises der wichtigsten Gattung Kleinvieh den späteren Fortschritt sehr aufgehalten haben.

Der Preis der schottischen Wolle sank infolge der Union in England bedeutend, da sie durch diese von dem großen europäischen Markte ausgeschlossen und auf

den engen Markt Großbritanniens eingeschränkt wurde. Hätte nicht das Steigen der Fleischpreise den sinkenden Preis der Wolle vollkommen ausgeglichen, so würde der Wert der meisten Ländereien in den hauptsächlich Schafzucht treibenden südlichen Grafschaften Schottlands durch die Union sehr tief berührt worden sein.

Die Einwirkung menschlicher Bemühungen auf die Vermehrung der Wolle oder der rohen Häute ist einerseits, soweit diese Menge von dem Produkt des eigenen Landes abhängt, beschränkt; andererseits, sofern sie von dem Produkt anderer Länder abhängt, unsicher. In letzterer Beziehung hängt jene Einwirkung nicht sowohl von der Menge, die die fremden Länder hervorbringen, als von der, die sie nicht verarbeiten, und von den Beschränkungen ab, die sie der Ausfuhr dieser Art von Rohprodukten aufzulegen für gut finden. Wie diese Umstände von allen heimischen Bemühungen durchaus unabhängig sind, so machen sie notwendig die Wirksamkeit aller Bemühungen mehr oder weniger unsicher. Die Einwirkung menschlichen Fleißes auf Vermehrung dieser Art von Rohprodukten ist mithin nicht nur beschränkt, sondern auch unsicher.

Ebenso ist es bei einer anderen sehr wichtigen Art von Rohprodukten, nämlich den Fischen. Die davon auf den Markt gebrachte Menge wird durch die örtliche Lage des Landes, durch die geringere oder größere Entfernung der einzelnen Provinzen vom Meere, durch die Zahl seiner Seen und Flüsse, und durch den Fischreichtum oder die Fischarmut dieses Meeres, dieser Seen und dieser Flüsse beschränkt. In dem Grade, wie die Bevölkerung zunimmt, und der Jahresertrag des Bodens und der Arbeit im Lande größer und größer wird, wächst auch die Zahl der Käufer, und diese Käufer haben eine größere Menge und Mannigfaltigkeit von andern Waren, oder, was auf dasselbe hinauskommt, den Preis einer größeren Menge und Mannigfaltigkeit von Waren anzu-

bieten. Es wird aber stets unmöglich sein, einen großen, ausgedehnten Markt ohne Aufwand einer größeren Menge Arbeit zu versorgen, als den kleinen und beschränkten Markt. Ein Markt, der früher nur tausend Tonnen Fische brauchte, und nun deren zehntausend bedarf, kann selten ohne einen zehnmal größeren Arbeitsaufwand versorgt werden, als vorher erforderlich war. Die Fische müssen aus weiterer Entfernung geholt, größere Schiffe dazu verwendet und kostspieligere Werkzeuge aller Art angeschafft werden. Der wirkliche Preis dieser Ware steigt daher mit dem Fortschritt der Kultur, und ist, wie ich glaube, in jedem Lande mehr oder weniger gestiegen.

Ogleich der Erfolg eines Fischzugs eine sehr ungewisse Sache ist, so sollte man doch glauben, daß, die örtliche Lage des Landes als geeignet angenommen, die Einwirkung des Fleißes auf Herbeischaffung einer gewissen Menge von Fischen, ein Jahr oder mehrere Jahre zusammengenommen, im Allgemeinen sicher genug sein müßte; und zweifellos ist es auch so. Da es hierbei jedoch mehr auf die örtliche Lage des Landes, als auf den Stand seines Reichtums und seiner Industrie ankommt, und da aus diesem Grunde der Einfluß menschlichen Fleißes zu verschiedenen Zeiten der nämliche und zu derselben Zeit sehr verschieden sein kann, so ist sein Zusammenhang mit dem Stande der Kultur unsicher und nur diese Art Unsicherheit ist es, von der ich hier spreche.

Auf die Vermehrung der Menge der verschiedenen dem Schoße der Erde abgewonnenen Mineralien und Metalle, zumal der edlen, scheint der Einfluß des menschlichen Fleißes zwar ein unbeschränkter, aber ganz unsicherer zu sein.

Die Menge der edlen Metalle in einem Lande ist durch seine geographische Lage und durch die Ergiebigkeit oder Unergiebigkeit seiner eignen Bergwerke

nicht im mindesten beschränkt. Jene Metalle sind oft in Ländern, die gar keine Bergwerke besitzen, im Überfluß vorhanden. Ihre Menge scheint in allen Ländern von zwei verschiedenen Umständen abzuhängen: erstens von der Kauffähigkeit des Landes, von dem Stande seiner Industrie, von dem Jahresertrag seines Bodens und seiner Arbeit, wodurch das Land instand gesetzt wird, eine größere oder geringere Menge von Arbeit und Lebensmitteln aufzuwenden, um solche Überflüssigkeiten, wie Gold und Silber, entweder aus seinen eignen Bergwerken zu holen, oder von andern Ländern zu kaufen; zweitens von der Ergiebigkeit oder Unergiebigkeit der Bergwerke, die jeweils die Handelswelt mit diesen Metallen versorgen. Die Menge dieser Metalle in den von den Bergwerken entferntesten Ländern ist mehr oder weniger durch die Ergiebigkeit oder Unergiebigkeit bestimmt, weil der Transport dieser Metalle wegen ihres geringen Umfangs und großen Wertes leicht und wohlfeil ist. Ihre Menge in China und Indien wird mehr oder weniger durch den Reichtum der amerikanischen Bergwerke bestimmt.

Insofern ihre Menge in einem Lande von dem ersten Umstande — seiner Kauffähigkeit — abhängt, wird ihr wirklicher Preis, wie der aller anderen Gegenstände des Luxus und Überflusses, mit dem Reichtum und der Kultur des Landes steigen, und mit seiner Armut und Entkräftung sinken. Länder, die eine große Menge Arbeit und Lebensmittel übrig haben, können mit Aufwand einer größeren Menge Arbeit und Lebensmittel eine größere Menge jener Metalle kaufen, als Länder, die weniger übrig haben.

Sofern die Menge edler Metalle in einem Lande von dem letzteren jener beiden Umstände — der Ergiebigkeit oder Unergiebigkeit der Bergwerke, aus denen die Handelswelt jeweils ihre Zufuhr erhält — abhängt, wird ihr wirklicher Preis, die Menge von Arbeit und

Lebensmitteln, welche dafür zu kaufen oder einzutauschen ist, zweifellos je nach der Ergiebigkeit jener Bergwerke mehr oder weniger fallen, oder je nach ihrer Unergiebigkeit steigen.

Die Ergiebigkeit oder Unergiebigkeit der Bergwerke, aus denen die Handelswelt jeweils ihre Zufuhr empfängt, steht jedoch augenscheinlich mit dem Stande des Gewerbfließes eines Landes in gar keinem Zusammenhange; ja selbst in keinem notwendigen Zusammenhange mit dem Zustande des Gewerbfließes in der ganzen Welt. Da Gewerbe und Handel sich allmählich über einen immer größeren Teil der Erde ausbreiten, so kann allerdings die Aufsuchung der Minen auf einer immer ausgedehnteren Fläche mehr Erfolg versprechen, als in einem enger begrenzten Gebiet. Doch ist die Entdeckung neuer Minen nach allmählicher Erschöpfung der alten immerhin eine höchst ungewisse Sache, und kann durch menschliche Geschicklichkeit und Betriebsamkeit durchaus nicht verbürgt werden. Alle Anzeichen in dieser Hinsicht sind anerkannt zweifelhaft, und nur die wirkliche Entdeckung und der erfolgreiche Abbau eines neuen Bergwerks giebt über seinen wirklichen Wert, ja sogar über sein Vorhandensein erst Gewißheit. Bei der Aufsuchung hat weder der mögliche gute Erfolg noch die mögliche Täuschung sichere Grenzen. Es ist möglich, daß im Laufe eines oder zweier Jahrhunderte neue ergiebigere Minen als alle bisher bekannten entdeckt werden: aber ebenso möglich ist es auch, daß die bekannten ergiebigsten Minen unergiebig werden, als alle vor Entdeckung der amerikanischen abgebauten. Ob der eine oder der andere dieser beiden Fälle eintritt, ist für den wirklichen Reichtum und das wahre Gedeihen der Welt, für den wirklichen Wert des Jahresertrags von Land und Arbeit von sehr geringem Belang. Der Nominal-

wert, die Menge Gold und Silber, durch die dieser Jahresertrag ausgedrückt und dargestellt wird, würde allerdings sehr verschieden sein; aber der wirkliche Wert, die wirkliche Arbeitsmenge, die dafür zu haben wäre, würde sich ganz gleich bleiben. Ein Schilling würde in dem einen Falle nicht mehr Arbeit darstellen, als dies heute ein Penny tut, und ein Penny würde in dem anderen eben so viel darstellen, als heute ein Schilling. Aber in dem einen Falle würde derjenige, der einen Schilling in der Tasche hätte, nicht reicher sein, als der, der heute einen Penny hat; und in dem anderen würde, wer einen Penny hat, ebenso reich sein, als der, der heute einen Schilling hat. Die Wohlfeilheit und der Überfluß an Gold- und Silbergerät wäre der einzige Vorteil, den die Welt aus der einen Zufälligkeit zöge, und die Teuerung und der Mangel an diesen gleichgültigen Überflüssigkeiten der einzige Schaden, den die andere ihr auferlegen würde.

Ergebnis der Abschweifung über die Wertveränderungen des Silbers.

Die meisten Schriftsteller, welche sich mit den Preisen früherer Zeiten beschäftigten, scheinen den niedrigen Goldpreis des Getreides und der Waren überhaupt, oder mit anderen Worten den hohen Wert von Gold und Silber nicht nur als einen Beweis der Seltenheit dieser Metalle, sondern auch der Armut und Barbarei des Landes, in dem daran Mangel herrschte, angesehen zu haben. Diese Vorstellung hängt mit jenem System der politischen Ökonomie zusammen, das den Nationalreichtum in dem Überfluß an Gold und Silber und die Nationalarmut im Fehlen dieser Metalle sieht, einem System, das ich in dem vierten Buche dieser

Untersuchung deutlich darstellen und prüfen werde. Für jetzt will ich nur bemerken, daß der hohe Wert der edlen Metalle kein Beweis der Armut oder Barbarei eines Landes zu der Zeit, in der er eben herrscht, sein kann; er ist nur ein Beweis für die Unergiebigkeit der Bergwerke, aus denen zur Zeit die Handelswelt ihre Zufuhr erhält. Ein armes Land vermag ebenso wenig mehr Gold und Silber zu kaufen, oder es teurer zu bezahlen, als ein reiches, und es ist deshalb nicht wahrscheinlich, daß der Wert jener Metalle in dem einen höher sei, als in dem anderen. In China, das viel reicher ist, als irgend ein europäisches Land, ist der Wert der edlen Metalle weit höher, als irgendwo in Europa. Allerdings ist in Europa, wo seit der Entdeckung der amerikanischen Minen der Reichtum sehr zugenommen hat, der Wert von Gold und Silber allmählich gesunken. Allein diese Entwertung ist nicht der Zunahme des wirklichen Reichtums in Europa, des Jahresertrags seines Bodens und seiner Arbeit zuzuschreiben, sondern der zufälligen Entdeckung von Minen, die alle bis dahin bekannten an Ergiebigkeit übertrafen. Die Zunahme der Gold- und Silbermenge in Europa und der Fortschritt seiner Gewerbe und seiner Landwirtschaft traten zwar beinahe gleichzeitig ein, sind jedoch aus sehr verschiedenen Ursachen hervorgegangen und stehen kaum irgendwie in natürlichem Zusammenhang. Die erstere entsprang einem reinen Zufall, an dem weder Klugheit noch Politik irgend einen Anteil hatten oder haben konnten; der andere aus dem Falle des Feudalsystems und der Einführung einer Regierung, die dem Gewerbefleiß die einzige Aufmunterung, deren er bedarf, nämlich eine leidliche Sicherheit gewährte, daß er die Früchte seiner Arbeit genießen werde. Polen, wo sich das Feudalsystem noch immer behauptet, ist bis auf den heutigen Tag noch immer so

bettelarm, wie vor der Entdeckung Amerikas. Dennoch ist dort ebenso wie in andern Ländern Europas, der Geldpreis des Getreides gestiegen, und der wirkliche Wert der edlen Metalle gefallen. Ihre Menge muß also dort ebenso wie an anderen Orten, dem Jahresertrag seines Bodens und seiner Arbeit entsprechend, zugenommen haben; allein diese Vermehrung der edlen Metalle hat anscheinend den Jahresertrag nicht vermehrt, und weder Industrie und Landwirtschaft gehoben, noch den Zustand der Einwohner verbessert. Spanien und Portugal, die Besitzer der Minen, sind nächst Polen vielleicht die beiden ärmsten Länder in Europa. Dennoch muß der Wert der edlen Metalle in Spanien und Portugal niedriger sein, als in irgend einem anderen Teile Europas, da sie erst von dort, belastet nicht bloß mit den Kosten der Fracht und Versicherung, sondern auch, da ihre Ausfuhr verboten, beziehungsweise einer Abgabe unterworfen ist, mit den Kosten des Schmuggels, nach den anderen Ländern Europas kommen. Im Verhältnis zum Jahresertrag von Boden und Arbeit muß daher ihre Menge in jenen Ländern größer sein, als irgendwo in Europa; und doch sind jene Länder ärmer als alle andern. Zwar das Feudalsystem ist in Spanien und Portugal abgeschafft, aber was an seine Stelle getreten ist, ist nicht viel besser.

Wie demnach der geringere Wert von Gold und Silber kein Beweis für den Reichtum und den blühenden Zustand eines Landes ist, in dem dies Verhältnis statthat, so ist auch ihr hoher Wert, oder der niedrige Geldpreis der Waren im Allgemeinen und des Getreides im Besonderen kein Beweis von Armut und Barbarei.

Wenn aber auch der niedrige Geldpreis der Waren im allgemeinen und des Getreides im besonderen kein Beweis für die Armut und Barbarei der entsprechenden Zeit ist, so ist der niedrige Geldpreis einiger be-

stimmter Sorten von Gütern, so des Viehs, Geflügels, Wildprets aller Art usw. im Verhältnis zum Getreide ein desto entscheidenderer Beweis dafür. Deutlich geht daraus hervor: erstens ihre große Menge im Vergleich mit der Menge des Getreides, und folglich die große Ausdehnung des Bodens, den sie einnehmen, im Vergleich mit Getreideland; zweitens der geringe Wert jenes Bodens im Verhältnis zum Getreideland, und folglich der unkultivierte Zustand des bei Weitem größten Teils des Gebiets. Deutlich geht ferner daraus hervor, daß das Kapital und die Bevölkerung des Landes nicht in demselben Verhältnis zur Gebietsausdehnung stand, wie in zivilisierten Ländern, und daß die Gesellschaft zu jener Zeit und in jenem Lande sich erst in ihrer Kindheit befand. Aus dem hohen oder niedrigen Preise der Waren im allgemeinen und des Getreides im besonderen kann man lediglich schließen, daß die Bergwerke, welche zur Zeit die Handelswelt mit Gold und Silber versorgten, ergiebig oder unergiebig waren; nicht, daß das Land reich oder arm war. Aus dem hohen oder niedrigen Geldpreise gewisser Sorten von Gütern im Vergleich mit anderen läßt sich dagegen mit einem an Gewißheit grenzenden Grade von Wahrscheinlichkeit schließen, daß es reich oder arm war, daß der größte Teil seiner Ländereien angebaut oder unangebaut war, und daß es sich entweder in einem mehr oder minder rohen, oder mehr oder minder zivilisierten Zustande befand.

Jede Steigerung des Geldpreises der Waren, die lediglich aus der Entwertung des Silbers hervorgeht, würde alle Arten von Waren gleichmäßig treffen und ihren Preis durchgehends um ein Drittel, ein Viertel oder ein Fünftel erhöhen, je nachdem das Silber um ein Drittel, ein Viertel oder ein Fünftel an seinem früheren Werte verlöre. Die Preissteigerung der Lebens-

mittel hingegen, worüber so viel geklügelt und geredet worden ist, trifft nicht alle Arten von Lebensmitteln gleichmäßig. Im Durchschnitt des laufenden Jahrhunderts ist der Preis des Getreides, wie selbst von denen anerkannt wird, die sein Steigen aus der Silberentwertung erklären, viel weniger gestiegen, als der Preis einiger anderer Lebensmittel. An dem Steigen des Preises dieser anderen Lebensmittel kann folglich die Silberentwertung nicht allein Schuld sein; vielmehr müssen einige andere Ursachen mit in Rechnung gezogen werden, und die oben angedeuteten sind vielleicht hinreichend, die Preissteigerung jener besonderen Arten von Lebensmitteln ohne Hinzunahme der angeblichen Silberentwertung zu erklären.

Was den Preis des Getreides selbst betrifft, so war er in den ersten vierundsechzig Jahren des laufenden Jahrhunderts und vor der letzten ungewöhnlichen Aufeinanderfolge schlechter Jahre etwas niedriger, als in den letzten vierundsechzig Jahren des vorigen Jahrhunderts. Diese Tatsache wird nicht nur durch die Marktberichte von Windsor, sondern auch durch die öffentlichen Fiars aller schottischen Grafschaften und die von Messance und Dupré de St. Maur mit Fleiß und Sorgfalt gesammelten französischen Marktberichte bezeugt. Der Beweis ist vollständiger erbracht, als es in einer ihrer Natur nach so schwer festzustellenden Sache zu erwarten war.

Was den hohen Getreidepreis der letzten zehn oder zwölf Jahre betrifft, so läßt er sich ohne die Annahme einer Silberentwertung vollkommen aus den schlechten Ernten erklären.

Die Ansicht, daß das Silber fortwährend im Preise sinke, stützt sich mithin auf keine guten Beobachtungen, weder über die Getreidepreise noch über die Preise anderer Lebensmittel.

Man kann vielleicht sagen, selbst nach der hier gegebenen Berechnung sei für die gleiche Menge Silbers gegenwärtig eine viel kleinere Menge mancher Lebensmittel zu haben, als während eines Theils des vorigen Jahrhunderts, und ob man diese Änderung einer Steigerung des Werts jener Waren, oder der Entwertung des Silbers zuschreibe, sei eine leere und nutzlose Unterscheidung, mit der jemandem, der nur eine bestimmte Menge Silber, oder ein bestimmtes Einkommen in Geld habe, nicht im Mindesten gedient sei. Ich will auch gewiß nicht behaupten, daß die Kenntniss dieses Unterschiedes ihn in den Stand setzen wird, wohlfeiler zu kaufen; aber sie ist deshalb doch noch nicht ganz nutzlos.

Sie kann dadurch von einigem Nutzen sein, daß sie einen leichtverständlichen Beweis für die gedeihliche Lage des Landes liefert. Entspringt die Preissteigerung einiger Arten von Lebensmitteln lediglich der Silberentwertung, so läßt sich hieraus lediglich auf die Ergiebigkeit der amerikanischen Bergwerke schließen. Der wirkliche Reichtum des Landes, der Jahresertrag seines Bodens und seiner Arbeit, kann trotz dieses Umstandes entweder, wie in Portugal oder Polen, allmählich sinken, oder, wie in den meisten europäischen Ländern, allmählich steigen. Ist jene Preissteigerung gewisser Arten von Lebensmitteln die Folge einer Steigerung in dem wirklichen Werte des Grund und Bodens, auf dem sie erzeugt werden, also seiner vermehrten Fruchtbarkeit; oder davon, daß der Boden durch ausgedehntere und bessere Kultur zum Getreidebau geeignet wurde, so beweist dieser Umstand unstreitig die Wohlfahrt und den Fortschritt des Landes. Grund und Boden bilden bei Weitem den größten, wichtigsten und dauerhaftesten Teil im Reichtum jedes ausgedehnten Landes, und es ist gewiß von einigem Nutzen, oder kann wenigstens dem

Lande eine Genugthuung gewähren, einen so entscheidenden Beweis für den zunehmenden Wert des bei weitem größten, wichtigsten und dauerhaftesten Theils seines Reichthums zu besitzen.

Auch kann es dem Staate von Nutzen sein für die Feststellung der Besoldungen seiner niederen Beamten. Wenn die Preissteigerung einiger Arten von Lebensmitteln aus der Silberentwertung entspringt, so müßten ihre Besoldungen, falls sie nicht etwa früher zu hoch waren, nach Verhältnis dieser Entwertung erhöht werden. Wo nicht, wird ihre tatsächliche Besoldung offenbar um so viel vermindert. Ist hingegen jene Preissteigerung dem durch die erhöhte Ertragsfähigkeit vermehrten Werte des Bodens zuzuschreiben, so wird es viel schwieriger zu beurteilen, in welchem Verhältnis die Besoldungen, oder ob sie überhaupt zu erhöhen seien. Wie die weitere Ausdehnung der Bodenkultur notwendig den Preis jeder Art tierischer Nahrung im Verhältnis zum Getreidepreise mehr oder weniger steigert, so ermäßigt sie, glaube ich, mit gleicher Notwendigkeit den Preis jeder Art pflanzlicher Nahrung. Sie erhöht den Preis der Fleischnahrung, weil ein großer Teil des Landes, das Fleisch produziert, zum Getreidebau tauglich gemacht ist und mithin dem Grundeigentümer und Pächter die Rente und den Gewinn des Getreidelandes abwerfen muß; den Preis der Pflanznahrung aber ermäßigt sie, weil sie die Ertragsfähigkeit des Bodens und mithin die Menge der Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreich vermehrt. Auch werden durch die Verbesserung der Kultur manche Arten von Pflanzen eingeführt, die weniger Land und nicht mehr Arbeit als das Getreide erfordern, und aus diesem Grunde viel wohlfeiler auf den Markt kommen. So die Kartoffeln und der Mais, die beiden wichtigsten Errungenschaften, die der europäische Ackerbau, oder vielleicht Europa überhaupt der großen Ausdehnung

seines Handels und seiner Schifffahrt verdankt. Außerdem werden manche Arten von Pflanzen, die im rohen Zustande der Landwirtschaft auf den Gemüsegarten beschränkt sind und der Spatenarbeit bedürfen, bei höherer Kultur auf den Feldern gebaut und mittels des Pflugs bearbeitet, wie Rüben, Möhren, Kohl u. s. w. Wenn also bei fortschreitender Kultur der Sachpreis der einen Art von Nahrungsmitteln mit Notwendigkeit steigt, so fällt mit gleicher Notwendigkeit der einer anderen Art, und es wird sehr schwer, zu bestimmen, in wiefern das Steigen der einen durch das Fallen der anderen ausgeglichen wird. Sobald der Sachpreis des Fleisches einmal seinen Höhepunkt erreicht hat, was, abgesehen vom Schweinefleisch in einem großen Teile Englands bei allen Sorten vor länger als einem Jahrhundert eingetreten zu sein scheint, kann eine spätere Preissteigerung anderer Fleischsorten die Lage der unteren Volksklasse nur wenig berühren. Die Verhältnisse der Armen in den meisten Gegenden Englands können sicherlich durch das Steigen des Preises von Geflügel, Fischen oder Wildpret nicht so verschlechtert werden, wie sie sich durch das Fallen des Kartoffelpreises verbessern würden.

In der gegenwärtigen teuren Zeit leiden die Armen unter dem hohen Getreidepreise unzweifelhaft; in leidlich guten Jahren dagegen, in denen das Getreide seinen gewöhnlichen oder Durchschnittspreis hat, kann das natürliche Steigen des Preises anderer Bodenerzeugnisse sie nicht sonderlich berühren. Mehr leiden sie vielleicht unter den künstlichen durch Abgaben verursachten Preiserhöhungen von Salz, Seife, Leder, Lichten, Malz, Bier, Ale usw.

Wirkungen der Kulturfortschritte auf den Sachpreis der Industrieerzeugnisse.

Es ist die natürliche Wirkung der Kultur, daß sie den Sachpreis fast aller Industrieerzeugnisse allmählich vermindert. Der Sachpreis der gewerblichen Arbeit vermindert sich vielleicht ausnahmslos in allen Gewerben. Infolge besserer Maschinen, größerer Geschicklichkeit und angemessenerer Einteilung und Verteilung der Arbeit, was Alles die natürliche Wirkung der Kultur ist, wird eine weit geringere Menge Arbeit zur Herstellung jedes einzelnen Stückes erfordert; und wenn auch infolge der günstigen Lage der Gesellschaft der Sachpreis der Arbeit beträchtlich steigt, so wird doch die große Verminderung der Menge der erforderlichen Arbeit selbst die größte Preissteigerung der Arbeit in der Regel mehr als ausgleichen.

Allerdings gibt es wenige Gewerbe, in denen die Preissteigerung der Rohstoffe alle durch die Kultur an die Hand gegebenen Arbeitsvorteile mehr als aufwiegt. Bei der Zimmermanns- und Schreinerarbeit wenigstens größerer Art wiegt die aus der vollkommeneren Bodenkultur hervorgehende Preissteigerung des Holzes in der Regel alle Vorteile, die sich aus den besseren Maschinen, der größeren Geschicklichkeit und der angemesseneren Einteilung und Verteilung der Arbeit ergeben, reichlich auf.

In allen Fällen hingegen, wo der Preis der Rohstoffe entweder überhaupt nicht steigt, oder nicht bedeutend steigt, sinkt der Preis der Industrieerzeugnisse erheblich.

Diese Preisermäßigung ist im Laufe des gegenwärtigen und vorigen Jahrhunderts besonders in denjenigen

Gewerben fühlbar gewesen, deren Rohstoff in den unedlen Metallen besteht. Man erhält jetzt vielleicht für zwanzig Schilling ein besseres Uhrwerk, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts für zwanzig Pfund. In den Arbeiten der Messerschmiede und Schlosser, in allen Kurzwaren aus gröberem Metallen, in den sogenannten Birminghamer und Sheffielder Waren ist in der nämlichen Periode eine sehr große Preisermäßigung eingetreten, die, wenn sie auch nicht ganz so groß war, als bei Uhren, doch die Arbeiter im ganzen übrigen Europa in Staunen setzte, und sie vielfach zu dem Bekenntnis zwang, daß sie für den doppelten und selbst für den dreifachen Preis keine so gute Arbeit herstellen könnten. Es gibt vielleicht keine Industrie, in der die Arbeitsteilung weiter getrieben werden kann oder die angewandten Maschinen mannigfachere Verbesserungen zulassen, als die, deren Rohstoffe in den unedlen Metallen bestehen.

In der Tuchfabrikation ist in der nämlichen Periode keine so fühlbare Preisermäßigung eingetreten; im Gegenteil versichert man, daß der Preis des hochfeinen Tuches in den letzten fünfundzwanzig bis dreißig Jahren im Verhältnis zu seiner Beschaffenheit etwas gestiegen ist, woran, wie man sagt, eine bedeutende Preiserhöhung des Materials, das ganz aus spanischer Wolle besteht, Schuld ist. Der Preis des Yorkshirer Tuches, das lediglich aus englischer Wolle gefertigt wird, soll im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts im Verhältnis zu seiner Güte allerdings erheblich gefallen sein; indeß ist die Qualität eine so streitige Sache, daß ich alle Angaben dieser Art als sehr unsicher ansehe. In der Tuchfabrikation ist die Arbeitsteilung so ziemlich dieselbe geblieben, wie vor einem Jahrhundert, und die dabei angewendeten Maschinen sind nicht viel anders. Indeß können in beiderlei Hinsicht wohl einige kleine Verbesserungen

vorgekommen sein, die eine Preisermässigung zur Folge hatten.

Viel merklicher und unleugbarer ist aber die Ermäßigung, wenn man den heutigen Preis dieser Ware mit dem einer weit früheren Zeit, etwa am Ende des 15. Jahrhunderts, vergleicht, wo die Arbeit wahrscheinlich weit weniger geteilt, und die Maschinen weit unvollkommener waren, als heute.

Im Jahre 1487, dem vierten Regierungsjahre Heinrichs VII., wurde ein Gesetz gegeben, nach dem „Jeder, der im Kleinhandel ein Yard vom feinsten scharlachfarbigen oder sonst echtgefärbten Tuch feinsten Arbeit höher als zu 16 sh. verkaufe, eine Strafe von 40 sh. für jeden so verkauften Yard verwirkt habe.“ 16 sh., die ungefähr ebenso viel Silber enthielten, wie jetzt 24 sh., wurden also damals als ein nicht unbilliger Preis für den Yard feinsten Tuches angesehen; und da hier ein Luxusgesetz vorliegt, war der Preis in Wirklichkeit wahrscheinlich etwas höher. Gegenwärtig kann man eine Guinee als den höchsten Preis betrachten. Also auch angenommen, die Qualität sei gleich — die jetzige ist aber wahrscheinlich weit besser — so ist doch der Geldpreis des feinsten Tuches seit dem Ende des 15. Jahrhunderts bedeutend gewichen; noch weit mehr aber ist sein wirklicher Preis heruntergegangen. 6 sh. 8 d. galten damals und noch viel später für den Durchschnittspreis eines Quarters Weizen; 16 sh. waren also der Preis von über zwei Quarter und drei Bushel Weizen. Schätzt man den Quarter Weizen gegenwärtig auf 28 sh., so muß der wirkliche Preis eines Yard feinen Tuches damals wenigstens £ 3. 6¹/₂ sh. unseres jetzigen Geldes gewesen sein. Der Käufer mußte dafür so viel an Arbeit und Lebensmitteln geben, als er heute für diese Summe erhalten würde.

Der Preisfall der gröberer Fabrikate war, obwohl beträchtlich, doch nicht so groß, als der der feineren.

Im Jahre 1463, dem dritten Regierungsjahre Eduards IV., wurde verordnet, daß „kein Diensthote auf dem Lande, kein Tagelöhner, kein Diensthote bei einem außerhalb der Stadt wohnenden Handwerker, zu seiner Kleidung Tuch brauchen soll, von dem der Yard mehr als zwei Schilling kostet.“ Zu dieser Zeit enthielten zwei Schilling etwa dieselbe Silbermenge, wie vier unsres jetzigen Geldes, aber das Yorkshirer Tuch, von dem jetzt die Elle mit 4 sh. bezahlt wird, ist wahrscheinlich weit besser, als das Tuch, das damals zur Kleidung für die ärmste Klasse gewöhnlichen Gesindes verwendet wurde. Selbst der Geldpreis ihrer Kleidung wird daher im Verhältnis zur Beschaffenheit gegenwärtig etwas wohlfeiler sein, als damals; aber mindestens ist der wirkliche Preis erheblich wohlfeiler. Zehn Pence galten damals für einen mäßigen und billigen Preis des Bushel Weizen. Zwei Schilling waren also der Preis von beinahe zwei Bushel und zwei Peck Weizen, die gegenwärtig, den Bushel zu $3\frac{1}{2}$ sh. gerechnet, 8 sh. 9 d. wert sein würden. Für einen Yard dieses Tuches mußte der arme Diensthote damals den Gegenwert einer Lebensmittelmenge geben, die man heute für 8 sh. 9 d. kaufen würde. Da wir es hier ebenfalls mit einem Luxusgesetz zu tun haben, das dem Aufwande und der Verschwendung der Armen steuern sollte, so ist ihre Kleidung gewöhnlich wohl noch viel teurer gewesen.

Durch das nämliche Gesetz wurde derselben Volksklasse verboten, Strümpfe zu tragen, deren Preis vierzehn Pence für das Paar, also etwa achtundzwanzig Pence unseres heutigen Geldes überstiege. Nun waren vierzehn Pence damals der Preis für etwa einen Bushel und zwei Peck Weizen, was gegenwärtig, den Bushel

zu $3\frac{1}{2}$ sh. gerechnet, 5 sh. 3 d. machen würde. Heute würde dies als ein sehr hoher Preis für ein Paar Strümpfe eines Dienstboten der ärmsten und niedrigsten Klasse betrachtet werden; gleichwohl wurde damals so viel dafür bezahlt.

Zur Zeit Eduards IV. war das Strumpfstriicken in Europa wahrscheinlich noch nirgends bekannt. Die Strümpfe wurden aus gewöhnlichem Tuch gemacht, und dies war wohl eine der Ursachen ihrer Kostspieligkeit. Die erste Person in England, die gestrickte Strümpfe trug, soll die Königin Elisabeth gewesen sein; sie erhielt sie von dem spanischen Gesandten zum Geschenk.

Sowohl in der Fabrikation grober wie feiner Wollstoffe waren die Werkzeuge damals weit unvollkommener als heute. Außer manchen kleineren Verbesserungen, deren Zahl und Wichtigkeit schwer festzustellen ist, sind in dieser Industrie namentlich drei wichtige Erfindungen eingeführt worden: erstens die Vertauschung des Rockens und der Spindel mit dem Spinnrade, das bei einer gleichen Arbeitsmenge mehr als doppelt so viel leistet; zweitens, der Gebrauch einiger sehr sinnreicher Maschinen, die in noch höherem Maße das Weifen des Garns, oder die angemessene Zurichtung der Kette und des Einschlags, ehe sie auf den Stuhl kommen, erleichtern und abkürzen; eine Tätigkeit, die vor der Erfindung jener Maschinen äußerst langwierig und mühsam gewesen sein muß; drittens die Anwendung der Walkmühle statt des früher üblichen Tretens im Wasser. Weder Wind- noch Wassermühlen irgend einer Art waren in England, und, so viel ich weiß, überhaupt in dem nördlichen Europa diesseits der Alpen, vor dem Anfange des 16. Jahrhunderts bekannt. In Italien sind sie etwas früher eingeführt worden.

Diese Umstände erklären es vielleicht, warum der wirkliche Preis der groben und feinen Manufakturwaren

in jener Zeit so viel höher war als heute. Es kostete eine größere Menge Arbeit, die Waren herzustellen: deshalb mußten sie um eine größere Menge Arbeit gekauft werden.

Die Herstellung grober Ware wurde damals in England wahrscheinlich ebenso betrieben, wie überall, wo Künste und Gewerbe sich in ihrer Kindheit befinden. Wahrscheinlich war es eine Hausindustrie, bei der die verschiedenen Teile der Arbeit von den einzelnen Familiengliedern verrichtet wurden; und zwar so, daß sie nur dann daran arbeiteten, wenn sie nichts weiter zu tun hatten; es war keineswegs ihr Hauptgeschäft, wodurch sie den größten Teil ihres Unterhalts erwerben mußten. Solche Arbeit kommt, wie bereits bemerkt, immer viel wohlfeiler auf den Markt, als andere, die die hauptsächlichste oder einzige Quelle des Lebensunterhalts für den Arbeiter ist. Die feine Fabrikation andererseits wurde zu jener Zeit nicht in England, sondern in dem reichen und handeltreibenden Flandern, wahrscheinlich ebenso wie jetzt von Leuten getrieben, die darin ihren ganzen oder den Hauptteil ihres Unterhalts fanden. Es war also eine ausländische Fabrikation und hatte eine Abgabe zu zahlen, nämlich mindestens den alten Tonnen- und Pfundzoll. Diese Abgabe war allerdings nicht sehr groß. Es war damals nicht europäische Politik, die Einfuhr fremder Industrieerzeugnisse durch hohe Abgaben zu beschränken, sondern man munterte sie vielmehr auf, damit die Kaufleute instande wären, die großen Herren mit den Genußmitteln und Luxusartikeln, die sie brauchten, und die ihnen die Industrie ihres eigenen Landes nicht schaffen konnte, so wohlfeil als möglich zu versorgen.

Diese Umstände erklären es vielleicht, warum in jener Zeit der wirkliche Preis der groben Fabrikate im

Verhältnis zu dem der feinen so viel niedriger war, als gegenwärtig.

Schluß des Kapitels.

Ich will dieses recht lange Kapitel mit der Bemerkung schließen, daß jede Verbesserung in den Verhältnissen der Gesellschaft mittelbar oder unmittelbar die wirkliche Grundrente, den wirklichen Reichtum des Grundeigentümers, seine Kraft, die Arbeit oder das Arbeitsprodukt anderer Leute zu kaufen, erhöht.

Die Ausdehnung der Kultur tut es unmittelbar. Der Anteil des Grundeigentümers an dem Ertrag wächst notwendig mit seiner Zunahme. Ebenso führt die Preissteigerung derjenigen Bodenprodukte, die anfänglich erst infolge der ausgedehnteren Bodenkultur im Preise steigen, dann aber eine noch weitere Ausdehnung der Kultur veranlassen, also z. B. das Steigen der Viehpreise, unmittelbar und in noch höherem Maße zur Erhöhung der Grundrente. Nicht allein steigt der wirkliche Wert des Anteils, den der Grundeigentümer erhält, d. h. seine wirkliche Verfügungskraft über die Arbeit anderer Leute, mit dem wirklichen Werte des Ertrags, sondern auch das Verhältnis dieses Anteils zu dem ganzen Ertrage steigt mit diesem. Die Hervorbringung der Erträge erfordert nach dem Steigen ihrer Preise nicht mehr Arbeit als zuvor. Daher reicht schon ein kleinerer Teil von ihnen hin, das Kapital, das die Arbeit beschäftigt, samt dem üblichen Gewinn zurückzuerstatten, und es fällt notwendig der größere Teil dem Grundeigentümer zu.

Alle die Mittel, welche die Arbeit produktiver machen und den wirklichen Preis der Industrieerzeugnisse unmittelbar zu ermäßigen streben, führen mittelbar zur Erhöhung der Grundrente. Der Grundeigen-

tümer vertauscht den Teil seiner Produkte, der über seinen eignen Verbrauch hinausgeht, beziehungsweise den Preis dieses Teils gegen Industrieerzeugnisse. Alles, was den Preis der letzteren ermäßigt, erhöht den der ersteren. Die gleiche Menge Rohprodukte wird dadurch eine größere Menge Industrieerzeugnisse wert, und der Grundeigentümer ist sonach imstande, eine größere Menge von Gegenständen des Komforts und Luxus zu kaufen.

Jede Zunahme des wirklichen Reichtums der Gesellschaft, jede Zunahme der Menge nützlicher Arbeit, die in ihr verrichtet wird, führt mittelbar zur Erhöhung der Grundrente. Ein gewisser Teil dieser Arbeit kommt natürlich dem Boden zu Gute. Eine größere Zahl von Menschen und Vieh trägt zu seiner Kultur bei, der Ertrag steigt mit dem darauf verwendeten größeren Kapital und die Rente steigt mit dem Ertrage.

Andrerseits führt das Gegenteil, die Vernachlässigung der Bodenkultur, der Preisfall der Bodenprodukte, die Preissteigerung der Fabrikate infolge des Verfalls der Industrie, die Abnahme des wirklichen Reichtums der Gesellschaft — alles dies führt dahin, die Grundrente zu vermindern, den wirklichen Reichtum des Grundeigentümers zu schmälern, seine Fähigkeit, die Arbeit oder das Arbeitsprodukt anderer Leute zu kaufen, zu verringern.

Der gesamte Jahresertrag des Bodens und der Arbeit, beziehungsweise der Gesamtpreis dieses Jahresertrags zerfällt, wie bereits bemerkt, naturgemäß in drei Teile: die Grundrente, den Arbeitslohn und den Kapitalgewinn, und bildet ein Einkommen für drei verschiedene Volksklassen, nämlich für die, welche von der Rente, die, welche vom Lohn, und die, welche vom Gewinn leben. Dies sind die drei großen, ursprünglichen Stände, aus denen jede zivilisierte Gesellschaft besteht,

und aus deren Einkommen schließlich das Einkommen aller anderen Stände bestritten wird.

Das Interesse des ersten dieser drei großen Stände ist, wie aus dem eben gesagten hervorgeht, mit dem allgemeinen Interesse der Gesellschaft innig und unzertrennlich verbunden. Was dem einen förderlich oder hinderlich ist, das ist dies notwendig auch dem anderen. Werden Angelegenheiten des Verkehrs oder der Politik öffentlich beraten, so können die Grundeigentümer, wenigstens wenn sie ihr Interesse einigermaßen verstehen, niemals die öffentliche Meinung irreleiten, um das Sonderinteresse ihres Standes dadurch zu fördern. Freilich mangelt ihnen die Kenntnis ihrer eigenen Interessen nur allzuoft. Sie sind die einzigen unter den drei Ständen, die ihr Einkommen weder Arbeit noch Sorge kostet, die von ihren Einkünften gleichsam aufgesucht werden und die weder Pläne noch Projekte zu machen brauchen. Gleichgültigkeit, die natürliche Folge der Bequemlichkeit und Sicherheit ihrer Lage, macht sie nur allzuoft nicht nur unwissend, sondern auch jener Anstrengung des Geistes unfähig, die erfordert wird, um die Folgen politischer Maßnahmen vorherzusehen und zu begreifen.

Das Interesse des zweiten Standes, desjenigen, der vom Lohn lebt, ist ebenso innig mit dem Interesse der Gesellschaft verknüpft, als das des ersten. Der Lohn des Arbeiters ist, wie bereits gezeigt worden, niemals so hoch, als wenn die Nachfrage nach Arbeit stetig zunimmt, und die beschäftigte Arbeitermenge von Jahr zu Jahr erheblich wächst. Wenn dieser wahre Reichtum der Gesellschaft stillstehend bleibt, so sinkt der Lohn des Arbeiters bald auf das Niveau, auf dem er nur eben noch imstande ist, eine Familie durchzubringen, oder das Arbeitergeschlecht fortzupflanzen. Gerät die Gesellschaft in Verfall, so sinkt der Lohn sogar noch tiefer. Der

Stand der Eigentümer mag vielleicht noch mehr bei dem Gedeihen der Gesellschaft gewinnen, als der Arbeiterstand; aber kein Stand leidet so grausam beim Verfall der Gesellschaft. Obgleich aber das Interesse des Arbeiters so eng an das der Gesellschaft geknüpft ist, so ist er doch unfähig, dieses Interesse zu begreifen, oder seinen Zusammenhang mit dem eigenen zu verstehen. Seine Lage läßt ihm keine Zeit, sich darüber gehörig zu unterrichten, und Erziehung und Gewohnheiten sind bei ihm gewöhnlich dazu angetan, ihn urteilsunfähig zu machen, selbst wenn er aufs beste darüber unterrichtet wäre. Daher wird bei öffentlichen Beratungen auf seine Stimme nur wenig gehört und geachtet, außer in gewissen Fällen, wo sein Notruf von den Arbeitgebern erregt, angetrieben und unterstützt wird, nicht in seinem, sondern in ihrem eigenen Interesse.

Seine Arbeitgeber bilden den dritten Stand, den Stand derer, die vom Gewinn leben. Das behufs Gewinn angelegte Kapital setzt den größten Teil der nützlichen Arbeit einer Gesellschaft in Bewegung. Die Pläne und Entwürfe derer, welche Kapitalien anlegen, regeln und leiten die wichtigsten Arbeitsverrichtungen, und Gewinn ist der allen diesen Plänen und Entwürfen zu Grunde liegende Zweck. Allein der Gewinnsatz steigt nicht, wie die Rente und der Arbeitslohn, mit dem Gedeihen der Gesellschaft, und sinkt nicht mit ihrem Verfall. Er ist im Gegenteil seiner Natur nach in reichen Ländern niedrig, in armen hoch, und in Ländern, die am schnellsten ihrem Untergang entgegenneigen, stets am höchsten. Das Interesse dieses dritten Standes hat mithin nicht den gleichen Zusammenhang mit dem allgemeinen Interesse der Gesellschaft, wie das der beiden anderen. Großhändler und Fabrikherren sind in diesem Stande die beiden Klassen, die gewöhnlich die größten Kapitalien anlegen, und sich durch ihren Reichtum

das meiste Ansehen verschaffen. Da sie sich ihr ganzes Leben lang mit Plänen und Entwürfen tragen, haben sie oft einen schärferen Verstand als die meisten Landedelleute. Allein da ihre Gedanken sich gewöhnlich mehr mit dem Interesse ihres besonderen Geschäftszweiges beschäftigen, als mit dem Interesse der Gesellschaft, so kann man sich auf ihr Urteil, selbst wenn es mit der größten Aufrichtigkeit gegeben wird — was nicht in allen Fällen geschieht — weit mehr hinsichtlich des ersteren, als des letzteren verlassen. Ihre Überlegenheit über die Landedelleute besteht nicht sowohl in ihrer besseren Einsicht in die öffentlichen Interessen, als darin, daß sie ihre eigenen Interessen besser würdigen, als jene die ihrigen. Infolge dieser überlegenen Kenntnis ihres eigenen Interesses haben sie oft die Großmut des Landadels gemißbraucht, und ihn überredet, sowohl sein eigenes wie das Interesse des Staats preiszugeben, in der einfältigen, aber ehrlichen Überzeugung, daß das öffentliche Interesse durch das der Großhändler und nicht durch das der Landedelleute gefördert werde. Das Interesse der Händler in jedem Zweige des Handels und der Gewerbe ist jedoch stets in gewisser Hinsicht vom öffentlichen Interesse verschieden und ihm sogar entgegengesetzt. Es liegt immer im Interesse der Händler, den Markt zu erweitern und den Wettbewerb einzuschränken. Die Erweiterung des Marktes ist oft für das öffentliche Interesse vorteilhaft, aber die Einschränkung des Wettbewerbs muß ihm stets schädlich sein, und kann nur dazu dienen, den Händlern größere Gewinne zu verschaffen, als sie ihrer Natur nach sein würden, und sie dadurch instand zu setzen, zu ihren Gunsten den übrigen Bürgern eine sinnlose Abgabe aufzulegen. Vorschläge zu neuen Gesetzen oder Regelungen des Verkehrs, welche von dieser Seite kommen, sollte

man stets nur mit der größten Vorsicht aufnehmen und sie niemals billigen, bevor man sie nicht nur mit der gewissenhaftesten, sondern auch mit der argwöhnischsten Aufmerksamkeit lange und reiflich geprüft hat. Sie kommen von einer Klasse von Leuten, deren Interesse niemals genau mit dem öffentlichen zusammenfällt, die gewöhnlich ein Interesse haben, das Publikum zu täuschen und selbst zu bedrücken, und die es wirklich bei vielen Gelegenheiten getäuscht und bedrückt haben.

Die Weizenpreise in England nach Fleetwood.

12 Jahre.	Preis des Quarters Weizen in jedem Jahre.			Durchschnitt der verschiedenen Preise ein und desselben Jahres.			Durchschnittspreis jedes Jahres nach jetzigem Gelde berechnet.		
	£	sh.	d.	£	sh.	d.	£	sh.	d.
1202	—	12	—	—	—	—	1	16	—
1205	{	—	12	—	13	5	2	—	3
	—	13	4						
	{	—	15						
1223	—	12	—	—	—	—	1	16	—
1237	—	3	4	—	—	—	—	10	—
1243	—	2	—	—	—	—	—	6	—
1244	—	2	—	—	—	—	—	6	—
1246	—	16	—	—	—	—	2	8	—
1247	—	13	4	—	—	—	2	—	—
1257	1	4	—	—	—	—	3	12	—
1258	{	1	—	—	17	—	2	11	—
	—	15	—						
	{	—	16						
1270	{	4	16	5	12	—	16	16	—
	—	6	8						
1286	{	—	2	—	9	4	1	8	—
	—	16	8						
Summe:							35	9	3
Durchschnittspreis:							2	19	1 $\frac{1}{4}$

12 Jahre,	Preis des Quarters Weizen in jedem Jahre.			Durchschnitt der verschiedenen Preise ein und desselben Jahres.			Durchschnittspreis jedes Jahres nach jetzigem Gelde berechnet.			
	£	sh.	d.	£	sh.	d.	£	sh.	d.	
1287	—	3	4	—	—	—	—	10	—	
1288	}	—	8	—	3	1/4	—	9	3/4	
		—	1							
		—	1							
		—	1							
		—	1							
		—	1							
1289	}	—	2	—	10	1 1/4	1	10	4 1/4	
		—	3							
		—	9							
		—	12							
1290	}	—	6	—	—	—	2	8	—	
		—	2							
1294		—	16	—	—	—	2	8	—	
1302		—	4	—	—	—	—	12	—	
1309		—	7	2	—	—	—	1	1	6
1315		1	—	—	—	—	—	3	—	—
1316	}	—	—	1	10	6	4	11	6	
		—	1							
		—	1							
1317	}	—	2	1	19	6	5	18	6	
		—	2							
		—	4							
		—	14							
1336	}	—	6	—	—	—	—	6	—	
		—	2							
1338		—	3	4	—	—	—	10	—	
Summe:							23	4	11 1/4	
Durchschnittspreis:							1	18	8	

12 Jahre.	Preis des Quarters Weizen in jedem Jahre.			Durchschnitt der ver- schiedenem Preise ein und desselben Jahres.			Durchschnittspreis je- des Jahres nach jetzigem Gelde berechnet.		
	£	sh.	d.	£	sh.	d.	£	sh.	d.
1339	—	9	—	—	—	—	1	7	—
1349	—	2	—	—	—	—	—	5	2
1359	1	6	8	—	—	—	3	2	2
1361	—	2	—	—	—	—	—	4	8
1363	—	15	—	—	—	—	1	15	—
1369	{ 1	—	—	1	2	—	2	9	4
	{ 1	4	—						
1379	—	4	—	—	—	—	—	9	4
1387	—	2	—	—	—	—	—	4	8
1390	{ —	13	4	—	14	5	1	13	7
	{ —	14	—						
	{ —	16	—						
1401	—	16	—	—	—	—	1	17	4
1407	{ —	4	4 ^{3 4}	—	3	10	—	8	11
	{ —	3							
1416	—	16	—	—	—	—	1	12	—
Summe:							15	9	2
Durchschnittspreis:							1	5	9 ^{1/6}
1423	—	8	—	—	—	—	—	16	—
1425	—	4	—	—	—	—	—	8	—
1434	1	6	8	—	—	—	2	13	4
1435	—	5	4	—	—	—	—	10	8
1439	{ 1	—	—	1	3	4	2	6	8
	{ 1	6	8						
1440	1	4	—	—	—	—	2	8	—
1444	{ —	4	4	—	4	2	—	8	4
	{ —	4	—						
1445	—	4	6	—	—	—	—	9	—
1447	—	8	—	—	—	—	—	16	—
1448	—	6	8	—	—	—	—	13	4
1449	—	5	—	—	—	—	—	10	—
1451	—	8	—	—	—	—	—	16	—
Summe:							12	15	4
Durchschnittspreis:							1	1	3 ^{1/3}

12 Jahre.	Preis des Quarters Weizen in jedem Jahre.			Durchschnitt der verschiedenen Preise ein und desselben Jahres.			Durchschnittspreis jedes Jahres nach jetzigem Gelde berechnet.			
	£	sh.	d.	£	sh.	d.	£	sh.	d.	
1453	—	5	4	—	—	—	—	10	8	
1455	—	1	2	—	—	—	—	2	4	
1457	—	7	8	—	—	—	—	15	4	
1459	—	5	—	—	—	—	—	10	—	
1460	—	8	—	—	—	—	—	16	—	
1463	{	—	2	—	—	1	10	—	3	8
		—	1	8						
1464	—	6	8	—	—	—	—	10	—	
1486	1	4	—	—	—	—	1	17	—	
1491	—	14	8	—	—	—	1	2	—	
1494	—	4	—	—	—	—	—	6	—	
1495	—	3	4	—	—	—	—	5	—	
1497	1	—	—	—	—	—	1	11	—	
Summe :							8	9	—	
Durchschnittspreis:							—	14	1	
1499	—	4	—	—	—	—	—	6	—	
1504	—	5	8	—	—	—	—	8	6	
1521	1	—	—	—	—	—	1	10	—	
1551	—	8	—	—	—	—	—	2	—	
1553	—	8	—	—	—	—	—	8	—	
1554	—	8	—	—	—	—	—	8	—	
1555	—	8	—	—	—	—	—	8	—	
1556	—	8	—	—	—	—	—	8	—	
1557	{	—	4	—	—	17	8 ^{1/2}	—	17	8 ^{1/2}
		—	5	—						
		—	8	—						
	2	13	4							
1558	—	8	—	—	—	—	—	8	—	
1559	—	8	—	—	—	—	—	8	—	
1560	—	8	—	—	—	—	—	8	—	
Summe :							6	—	2 ^{1/2}	
Durchschnittspreis:							—	10	5/24	

12 Jahre.	Preis des Quarters Weizen in jedem Jahre.			Durchschnitt der ver- schiedenen Preise ein und desselben Jahres.			Durchschnittspreis je- des Jahres nach jetzigen Gelde berechnet.		
	£	sh.	d.	£	sh.	d.	£	sh.	d.
1561	—	8	—	—	—	—	—	8	—
1562	—	8	—	—	—	—	—	8	—
1574	{ 2	16	—	2	—	—	2	—	—
	{ 1	4	—						
1587	3	4	—	—	—	—	3	4	—
1594	2	16	—	—	—	—	2	16	—
1595	2	13	—	—	—	—	2	13	—
1596	4	—	—	—	—	—	4	—	—
1597	{ 5	4	—	4	12	—	4	12	—
	{ 4	—	—						
1598	2	16	8	—	—	—	2	16	8
1599	1	19	2	—	—	—	1	19	2
1600	1	17	8	—	—	—	1	17	8
1601	1	14	10	—	—	—	1	14	10
Summe:							28	9	4
Durchschnittspreis:							2	7	5 $\frac{1}{3}$

Preise des Quarters von 9 Bushel des besten oder höchst-bezahlten Weizens auf dem Markte von Windsor am Marien- und am Michaelstage von 1595 bis 1764. Der Preis jedes Jahres ist das Mittel der höchsten Preise jener beiden Marktstage.

Jahre.	Quarter Weizen.			Jahre.	Quarter Weizen.		
	£	sh.	d.		£	sh.	d.
1595 . .	2	—	—	Transport:	10	14	2
1596 . .	2	8	—	1599 . .	1	19	2
1597 . .	3	9	6	1600 . .	1	17	8
1598 . .	2	16	8	1601 . .	1	14	10
Transport:	10	14	2	Transport:	16	5	10

Jahre.	Quarter Weizen.			Jahre.	Quarter Weizen.		
	£	sh.	d.		£	sh.	d.
Transport:	16	5	10	Transport:	31	11	4
1602 . . .	1	9	4	1634 . . .	2	16	—
1603 . . .	1	15	4	1635 . . .	2	16	—
1604 . . .	1	10	8	1636 . . .	2	16	8
1605 . . .	1	15	10				
1606 . . .	1	13	—		40	—	—
1607 . . .	1	16	8	16)	2	10	—
1608 . . .	2	16	8				
1609 . . .	2	10	—	1637 . . .	2	13	—
1610 . . .	1	15	10	1638 . . .	2	17	4
1611 . . .	1	18	8	1639 . . .	2	4	10
1612 . . .	2	2	4	1640 . . .	2	4	8
1613 . . .	2	8	8	1641 . . .	2	8	—
1614 . . .	2	1	8 ^{1/2}	1642	—	—	—
1615 . . .	1	18	8	1643	—	—	—
1616 . . .	2	—	4	1644	—	—	—
1617 . . .	2	8	8	1645	—	—	—
1618 . . .	2	6	8	1646 . . .	2	8	—
1619 . . .	1	15	4	1647 . . .	3	13	8
1620 . . .	1	10	4	1648 . . .	4	5	—
				1649 . . .	4	—	—
	54	—	6 ^{1/2}	1650 . . .	3	16	8
26)	2	1	6 ^{9/12}	1651 . . .	3	13	4
				1652 . . .	2	9	6
1621 . . .	1	10	4	1653 . . .	1	15	6
1622 . . .	2	18	8	1654 . . .	1	6	—
1623 . . .	2	12	—	1655 . . .	1	13	4
1624 . . .	2	8	—	1656 . . .	2	3	—
1625 . . .	2	12	—	1657 . . .	2	6	8
1626 . . .	2	9	4	1658 . . .	3	5	—
1627 . . .	1	16	—	1659 . . .	3	6	—
1628 . . .	1	8	—	1660 . . .	2	16	6
1629 . . .	2	2	—	1661 . . .	3	10	—
1630 . . .	2	15	8	1662 . . .	3	14	—
1631 . . .	3	8	—	1663 . . .	2	17	—
1632 . . .	2	13	4	1664 . . .	2	—	6
1633 . . .	2	18	—	1665 . . .	2	9	4
Transport:	31	11	4	Transport:	69	16	10

fehlt in der
Rechnung.
Das J. 1646 ist
v. Fleetwood
ergänzt.

Jahre.	Quarter Weizen.			Jahre.	Quarter Weizen.				
	£	sh.	d.		£	sh.	d.		
Transport:	69	16	10	1701	. .	1	17	8	
1666	. .	1	16	—	1702	. .	1	9	6
1667	. .	1	16	—	1703	. .	1	16	—
1668	. .	2	—	—	1704	. .	2	6	6
1669	. .	2	4	4	1705	. .	1	10	—
1670	. .	2	1	8	1706	. .	1	6	—
1671	. .	2	2	—	1707	. .	1	8	6
1672	. .	2	1	—	1708	. .	2	1	6
1673	. .	2	6	8	1709	. .	3	18	6
1674	. .	3	8	8	1710	. .	3	18	—
1675	. .	3	4	8	1711	. .	2	14	—
1676	. .	1	18	—	1712	. .	2	6	4
1677	. .	2	2	—	1713	. .	2	11	—
1678	. .	2	19	—	1714	. .	2	10	4
1679	. .	3	—	—	1715	. .	2	3	—
1680	. .	2	5	—	1716	. .	2	8	—
1681	. .	2	6	8	1717	. .	2	5	8
1682	. .	2	4	—	1718	. .	1	18	10
1683	. .	2	—	—	1719	. .	1	15	—
1684	. .	2	4	—	1720	. .	1	17	—
1685	. .	2	6	8	1721	. .	1	17	6
1686	. .	1	14	—	1722	. .	1	16	—
1687	. .	1	5	2	1723	. .	1	14	8
1688	. .	2	6	—	1724	. .	1	17	—
1689	. .	1	10	—	1725	. .	2	8	6
1690	. .	1	14	8	1726	. .	2	6	—
1691	. .	1	14	—	1727	. .	2	2	—
1692	. .	2	6	8	1728	. .	2	14	6
1693	. .	3	7	8	1729	. .	2	6	10
1694	. .	3	4	—	1730	. .	1	16	6
1695	. .	2	13	—	1731	. .	1	12	10
1696	. .	3	11	—	1732	. .	1	6	8
1697	. .	3	—	—	1733	. .	1	8	4
1698	. .	3	8	4	1734	. .	1	18	10
1699	. .	3	4	—	1735	. .	2	3	—
1700	. .	2	—	—	1736	. .	2	—	4
		153	1	8	1737	. .	1	18	—
60)		2	11	$\frac{1}{3}$	Transport:	77	8	10	

VERLAG von R. L. PRAGER in BERLIN, NW. 7.

Wirthschaftliche Weltlage.

Börse und Geldmarkt für die Jahre 1888, 91, 92, 93, 94,
95, 96, 97, 98, 99, 1900, 01.

Von **Julius Basch**

Redakteur der „National-Zeitung“.

Kl. 8. 12 Hefte. 1889—1902. Eleg. broch. Preis à M 1.—.

JOHN LAW und sein System.

Ein Beitrag zur Finanz- und Münzgeschichte.

Von **S. Alexi.**

8. 1885. VII, 67 S. mit 2 Tafeln Abbildungen u. 3 Tabellen. Brosch. M 5.

Die „Ausschreitungen des Buchhandels“

Antwort auf die Denkschrift des Akademischen Schutzvereins
von **R. L. Prager.**

IV, 142 Seiten. 8. 1903. Eleg. broch. Preis M 1,20.

Eine sachliche, den Behauptungen Prof. Karl Büchers in seiner Denkschrift
auf Tritt und Schritt nachgehende und sie widerlegende Arbeit.

Urheberrecht und Buchhandel in sozialistischer Beleuchtung.

Kleinhandel, Warenhäuser, Rabatt.

Studien von **Robert Prager.**

8. 34 Seiten. 1900. Preis 60 Pf.

Warenhäuser und Buchhandel.

Eine Osterbetrachtung von **Robert Prager.**

8. 8 SS. 1901. Preis 40 Pf.

Das Recht der Handlungsgehilfen nach dem neuen HGB.

Zwei Vorträge gehalten von **R. L. Prager.**

gr. 8. 17 Seiten. 1898. M —,60.

Das Recht am eigenen Bilde.

Bibliotheken, Bibliothekare und Buchhandel.

Die Bibliothek des Börsenvereins.

Von **Robert Prager.**

8. 1903. 44 Seiten. Preis M 1.

Socialpolitische Studien.

Beiträge zur Politik, Geschichte und Ethik der socialen Frage.

Zwei Bücher.

Von **Dr. Heinrich Hirsch.**

VIII, 144 S. 1897. gr. 8. Eleg. broch. M 3.

VERLAG von R. L. PRAGER in BERLIN, NW. 7.

Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte.

Von W. Arnold.

2 Bde. 8. XL, 444 u. XVI, 502 SS. (Ladenpr. M 16) herabg. Preis M 8.

Die Territorien

in Bezug auf ihre Bildung und Entwicklung.

Von Georg Landau.

gr. 8. VIII, 392 S. 1854. Ladenpreis M 7,50. Herabgesetzter Preis M 4.

H. Storch

Handbuch der Nationalwirtschaftslehre.

Nach dem Französischen mit Zusätzen

von K. H. Rau.

3 Bde. 8. XX, 492 Seiten. VIII, 518 Seiten. VI, 498 Seiten u. Tfn. 1819—20.
(Ladenpreis M 22,50.) Herabgesetzter Preis M 5.

Die Statistik und die Sozialwissenschaften.

Von E. Morpurgo.

Aus dem Italienischen.

gr. 8. VIII, 550 SS. Mit 3 Tfn. u. 1 Karte. 1877. (Ladenpreis M 11.)
Herabgesetzter Preis M 5.

Vorlesungen über englische Verfassungsgeschichte.

Von M. Büdinger.

gr. 8. X, 341 SS. 1880. (Ladenpreis M 9) Herabgesetzter Preis M 4,50.

G. J. Göschen

Theorie der auswärtigen Wechselcourse.

Nach Leon Say's 2. franz. Ausgabe übersetzt von F. Stöpel.

XII, 132 S. gr. 8. 1875. (Ladenpreis M 2,40) Herabgesetzter Preis M 1,50.

Histoire des Idées sociales avant la révolution française ou les socialistes mod. devancés et dépassés par les anciens penseurs et philosophes.

Avec textes à l'appui.

Par F. Villegardelle.

12. 226 pp. 1846. Prix M —,80.

Leopold von Ranke

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Gesammelt und mit einem Lebensabriss herausgegeben

von Arthur Winckler.

XXXII, 176 Seiten. kl. 8. 1885. Eleg. brosch. M 3.—; geb. M 4.—.
Dreissig Exemplare auf Büttenpapier, auf der Presse numeriert und in
Pergamentumschlag à M 10.

Bibliothek
der
Volkswirtschaftslehre
und
Gesellschaftswissenschaft.

Begründet von F. Stöpel.

Fortgeführt

von

Robert Prager.

IV.

BERLIN
VERLAG VON R. L. PRAGER
1906.

Adam Smith

Untersuchung

über

das Wesen und die Ursachen

des

Volkswohlstandes.

Aus dem Englischen übertragen

von

F. Stöpel.

Zweite Auflage durchgesehen und verbessert

von

Robert Prager.

Zweiter Band.



BERLIN

VERLAG VON R. L. PRAGER

1906.



Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Zweites Buch.

Das Kapital; sein Wesen, seine Anhäufung und Anlage.

Einleitung 1

Erstes Kapitel.

Einteilung der Kapitalien 5

Zweites Kapitel.

Das Geld als ein besonderer Zweig des Gesamtkapitals
der Gesellschaft, oder die Unterhaltungskosten des
Nationalkapitals 16

Drittes Kapitel.

Kapitalanhäufung oder produktive und unproduktive Arbeit 77

Viertes Kapitel.

Das auf Zinsen ausgeliehene Kapital 104

Fünftes Kapitel.

Die verschiedenen Kapitalanlagen 116

Drittes Buch.

Die verschiedenen Fortschritte zum Reichtum bei den verschiedenen Nationen.

Erstes Kapitel.

Der natürliche Fortschritt zum Reichtum 138

Zweites Kapitel.

Entmutigung des Ackerbaues in dem früheren Zustand
Europas nach dem Fall des römischen Reichs . . . 145

Drittes Kapitel.

Entstehen und Wachsen der Städte nach dem Fall des
römischen Reichs 161

Viertes Kapitel.

Wie der städtische Verkehr zur Vervollkommnung der
Landwirtschaft beigetragen hat 176

	Seite
Viertes Buch.	
Die Systeme der politischen Ökonomie.	
Einleitung	194
Erstes Kapitel.	
Grundsätze des Handels- oder Merkantilsystems	195
Zweites Kapitel.	
Beschränkungen der Einfuhr solcher Waren, die im Lande selbst hervorgebracht werden können	226
Drittes Kapitel.	
Die außergewöhnlichen Einfuhrbeschränkungen von Waren aus solchen Ländern, von denen angenommen wird, daß die Handelsbilanz mit ihnen ungünstig ist.	
Erster Teil.	
Die Unvernunft solcher Einschränkungen selbst nach den Grundsätzen des Handelssystems	254
Abschweifung über die Depositenbanken, namentlich die- jenige Amsterdams	263
Zweiter Teil.	
Von der Unvernunft solcher außerordentlichen Beschrän- kungen nach anderen Grundsätzen	276
Viertes Kapitel.	
Über Rückzölle	291



Zweites Buch.

Das Kapital, sein Wesen, seine Anhäufung und Anlage.

Einleitung.

Im unkultivierten Zustande der Gesellschaft, wo es keine Arbeitsteilung gibt, Tausche nur selten vorkommen, und Jedermann sich Alles selbst verfertigt, braucht kein Vorrat im Voraus angesammelt zu werden, um die Geschäfte der Gesellschaft damit zu betreiben. Jedermann sucht durch eigene Arbeit seine gelegentlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn er hungrig ist, geht er in den Wald, um zu jagen; ist seine Kleidung abgetragen, so bedeckt er sich mit dem Felle des ersten besten von ihm getöteten großen Tieres, und wenn seine Hütte baufällig wird, so bessert er sie, so gut es gehen will, mittels Holz und Rasen aus.

Ist hingegen die Arbeitsteilung erst einmal durchweg eingeführt, so kann eines Menschen eigene Arbeit nur einen sehr kleinen Teil seiner gelegentlichen Bedürfnisse befriedigen. Den größten Teil von ihnen liefern ihm die Erzeugnisse Anderer, die er mit den Erzeugnissen seiner Arbeit, oder, was dasselbe ist, mit dem

Preise dieser Erzeugnisse kauft. Dieser Kauf kann jedoch erst dann erfolgen, wenn das Produkt seiner Arbeit nicht nur fertig ist, sondern auch einen Käufer gefunden hat. Es muß daher ein hinreichender Vorrat verschiedener Waren gesammelt werden, um ihn zu unterhalten und wenigstens so lange mit Rohstoffen und Werkzeugen zu versorgen, bis Beides eingetreten ist. Ein Weber kann sich seinen Geschäfte nicht gänzlich hingeben, wenn nicht zuvor irgendwo, sei es in seinem eigenen oder im Besitze einer anderen Person, ein hinreichender Vorrat gesammelt worden ist, um ihm Unterhalt zu gewähren und ihn mit den Materialien und Werkzeugen zu seiner Arbeit so lange zu versorgen, bis er sein Gewebe nicht nur vollendet, sondern auch verkauft hat. Diese Anhäufung muß offenbar erfolgt sein, ehe er seinen Fleiß für so lange Zeit einem solchen Geschäfte widmen kann.

Wie die Anhäufung des Vorrates naturgemäß der Arbeitsteilung vorhergehen muß, so kann auch die Arbeit nur in dem Maße mehr und mehr geteilt werden, wie zuvor mehr und mehr Vorräte gesammelt sind. Dieselbe Anzahl Leute kann eine weit größere Menge Rohstoffe verarbeiten, wenn die Arbeit mehr geteilt wird, und da die Verrichtungen jedes Arbeiters sich immer mehr vereinfachen, so werden viele neue Maschinen erfunden, die zur Erleichterung und Abkürzung jener Verrichtungen dienen. Wenn daher die Arbeitsteilung fortschreitet, so muß, um einer gleichen Anzahl von Arbeitern fortwährend Beschäftigung bieten zu können, ein gleicher Vorrat von Lebensmitteln und ein größerer Vorrat von Materialien und Werkzeugen angesammelt werden, als in einem roheren Zustand erforderlich war. Die Zahl der Arbeiter in jedem Geschäftszweige wächst aber im Allgemeinen mit der Arbeitsteilung in diesem Zweige, oder vielmehr die Zunahme

ihrer Anzahl macht es ihnen möglich, in dieser Weise die Arbeit unter sich zu teilen.

Die Ansammlung von Vorräten oder Kapitalien ist also notwendig, um diesen großen Fortschritt in der Erhöhung der Erzeugungskraft der Arbeit zu bewerkstelligen, und die Kapitalienansammlung ihrerseits führt wiederum diesen Fortschritt herbei. Wer sein Kapital im Unterhalt von Arbeit anlegt, wünscht natürlich es so anzulegen, daß eine möglichst große Menge Arbeit hervorgebracht wird. Er sucht daher sowohl unter seinen Arbeitern die geeignetste Teilung der Beschäftigungen herbeizuführen, als sie mit den besten Werkzeugen zu versehen, die er erfinden oder kaufen kann. Er vermag beides gewöhnlich nur im Verhältnis zu der Größe seines Kapitals oder der Zahl von Leuten, die es beschäftigen kann. Der Gewerbleiß eines Landes nimmt daher nicht allein mit der Zunahme des Kapitals, das zu dessen Unterhalt dient, zu, sondern infolge dieser Zunahme bringt auch die nämliche Menge Arbeit eine weit größere Menge Erzeugnisse hervor.

Dies sind im Allgemeinen die Wirkungen der Kapitalienzunahme auf den Gewerbleiß und dessen erzeugende Kräfte.

Im folgenden Buch suche ich das Wesen des Kapitals, die Wirkungen seiner Ansammlung in verschiedenen Kapitalsgattungen und der verschiedenen Verwendungen dieser Kapitalien darzulegen. Dies Buch zerfällt in fünf Kapitel. Im ersten Kapitel suche ich die verschiedenen Teile oder Zweige zu erklären, in welche das Kapital, sei es eines Individuums oder einer großen Gemeinschaft, sich teilt. Im zweiten suche ich das Wesen und die Verrichtungen des Geldes, als eines besonderen Teiles des allgemeinen Gesellschaftskapitals, zu erläutern. Das Geldkapital kann entweder von seinem Besitzer verwendet oder einer anderen Person darge-

liehen werden. Im dritten und vierten Kapitel prüfe ich die Art und Weise seiner Wirksamkeit in diesen beiden Beziehungen. Das fünfte und letzte Kapitel handelt von den Wirkungen, die die verschiedenen Kapitalanlagen unmittelbar auf die Menge der Arbeit des Volkes, wie auf die des Jahresertrags von Boden und Arbeit hervorbringen.

Erstes Kapitel.

Einteilung der Kapitalien.

Wenn der Vorrat, den jemand besitzt, gerade nur hinreicht, um ihm auf einige Tage oder Wochen Unterhalt zu gewähren, so denkt er schwerlich daran, ein Einkommen daraus ziehen zu wollen. Er verwendet ihn so sparsam wie möglich, und sucht durch seine Arbeit das Verbrauchte zu ersetzen, bevor Alles verbraucht ist. Sein Einkommen beruht in diesem Falle lediglich auf seiner Arbeit. Dies ist die Lage der meisten Arbeiter in allen Ländern.

Besitzt hingegen jemand einen hinlänglichen Vorrat, um ihm auf Monate oder Jahre Unterhalt zu gewähren, so sucht er aus dem größeren Teil ein Einkommen zu ziehen, und hebt nur so viel für seinen unmittelbaren Verbrauch auf, als er bis zu dem Augenblick bedarf, an dem das Einkommen eingeht. Sein Gesamtverrat zerfällt mithin in zwei Teile. Derjenige Teil von ihm, von dem er ein Einkommen erwartet, heißt sein Kapital (im engeren Sinne). Der andere Teil dient zu seinem unmittelbaren Verbrauch, und besteht entweder: erstens in demjenigen Teile seines Gesamtverrats, der von vornherein zu diesem Zwecke aufgehoben wurde, oder zweitens in seinem nach und nach eingehenden Einkommen (aus was für einer Quelle es auch fließe) oder drittens in solchen Dingen, die mittelst der beiden ersteren in früheren Jahren gekauft und noch nicht vollständig verbraucht worden sind, wie etwa ein Vorrat von Kleidern, Hausgerät und Ähnlichem. In

dem einen oder dem anderen, oder in allen dreien dieser Artikel besteht der Vorrat, den man gewöhnlich für den eigenen Verbrauch aufhebt.

Es gibt zwei Mittel, ein Kapital so anzulegen, daß es Einkommen oder Gewinn liefert.

Erstlich kann es in der Landwirtschaft, in der Industrie oder im Handel angelegt werden. Das auf diese Weise angelegte Kapital liefert solange kein Einkommen, als es im Besitz des Kapitalisten bleibt, oder seine ursprüngliche Gestalt behält. Die Waren des Kaufmanns bringen ihm keine Einkünfte oder Gewinne, bis er sie für Geld verkauft, und das Geld bringt ihm ebensowenig Etwas, bis er dafür wieder Waren eingetauscht hat. Sein Kapital verläßt ihn in der einen Form und kehrt in einer andern zu ihm zurück, und nur mittelst dieses Umlaufes oder steten Austauschs kann es ihm einen Gewinn bringen. Solche Kapitalien werden daher sehr treffend umlaufende Kapitalien genannt.

Zweitens kann das Kapital auf die Verbesserung des Bodens, zum Kaufe nützlicher Maschinen und Werkzeuge, oder auf ähnliche Dinge verwendet werden, die Einkommen oder Gewinn liefern, ohne die Besitzer zu wechseln oder weiter umzulaufen. Solche Kapitalien werden daher ganz treffend stehende Kapitalien genannt.

In den verschiedenen Beschäftigungen ist das Verhältnis zwischen den in ihnen angelegten stehenden und umlaufenden Kapitalien sehr verschieden. Das Kapital eines Kaufmanns z. B. ist durchaus ein umlaufendes. Er hat keine Maschinen oder Werkzeuge zu seinem Handel nötig, wenn man nicht seinen Laden oder Speicher als solche betrachten will. Vom Kapital der Handwerker oder Fabrikanten ist ein Teil stets in Werkzeugen festgelegt. Bei dem einen Gewerbe ist dieser Teil sehr klein, bei anderen groß. Ein Schneidermeister hat keine anderen Instrumente nötig, als ein paar Nadeln. Der

Schuhmacher braucht etwas mehr; das Werkzeug des Webers ist aber weit kostspieliger als das des Schuhmachers. Das meiste Kapital aller solcher Handwerksmeister läuft jedoch in dem Lohn der Gesellen, oder im Preise ihrer Materialien um, und wird durch den Preis der fertigen Arbeit mit einem Gewinn wieder bezahlt.

In anderen Unternehmungen ist ein weit größeres stehendes Kapital erforderlich. In einem großen Eisenwerke z. B. lassen sich Hochöfen, Schmieden, Hammerwerke nicht ohne sehr bedeutende Kosten herstellen. In Kohlengruben und Bergwerken aller Art sind die zum Auspumpen des Wassers und zu anderen Zwecken nötigen Maschinen oft noch teurer.

Das in den Ackerwerkzeugen angelegte Kapital des Landmanns ist stehendes, das zum Lohn und Unterhalt der Knechte und Mägde verwendete umlaufendes Kapital. Von dem einen zieht er Gewinn, indem er es in seinem Besitze behält, von dem anderen, indem er es ausgibt. Der Preis oder Wert seiner Arbeitstiere ist ebenso wie der seiner Ackerwerkzeuge stehendes, der Unterhalt der Tiere ebenso wie der der Knechte und Mägde umlaufendes Kapital. Der Landmann erzielt Gewinn, indem er die Arbeitstiere in seinem Besitz behält, und ihnen Unterhalt gibt. Dagegen sind die Anschaffungs- und Unterhaltungskosten des nicht zur Arbeit, sondern zum Verkauf bestimmten und gemästeten Viehs umlaufendes Kapital. Der Pächter erzielt Gewinn, indem er es hergibt. Eine Herde Schafe oder Rinder, die man in fruchtbaren Ländern weder zur Arbeit noch zum Verkauf, sondern zu dem Zwecke anschafft, um aus ihrer Wolle, ihrer Milch, ihrem Nachwuchs Gewinn zu ziehen, ist stehendes Kapital. Der Gewinn wird gemacht, indem man es behält. Ihr Unterhalt dagegen ist umlaufendes Kapital. Der Gewinn wird gemacht, indem man das Futter hergibt, und das Kapital geht sowohl mit seinem

eigenen Gewinn, als auch im Preise der Wolle, der Milch und des Nachwuchses mit dem Gewinne vom ganzen Preise des Viehes wieder ein. Auch der Gesamtwert der Aussaat ist eigentlich ein stehendes Kapital. Obgleich es zwischen dem Grund und Boden und dem Speicher hin- und hergeht, so wechselt es doch niemals den Herrn, und läuft daher nicht eigentlich um. Der Pächter zieht nicht aus dem Verkauf, sondern aus dem Zuwachs seinen Gewinn.

Das gesamte Kapital eines Landes oder Volkes ist dasselbe, wie das aller Einwohner oder Volksglieder zusammengenommen und zerfällt demnach in dieselben drei Teile, deren jeder eine bestimmte Funktion oder Aufgabe hat.

Der erste Teil wird zur unmittelbaren Konsumtion aufbewahrt und ist dadurch gekennzeichnet, daß er kein Einkommen liefert. Er besteht in dem Vorrat an Nahrungsmitteln, Kleidung und Hausgerät u. s. w., der von den Konsumenten gekauft, aber noch nicht ganz verbraucht ist. Auch die Gesamtmasse der Wohnhäuser im Lande gehört zu diesem ersten Teile. Das in einem Hause, das seinem Eigentümer als Wohnhaus dient, angelegte Kapital hört sofort auf als Kapital zu fungieren oder seinem Eigener ein Einkommen zu liefern. Ein Wohnhaus trägt als solches nichts zu dem Einkommen seines Bewohners bei, und obgleich es ihm ohne Zweifel nützlich ist, so ist es dies doch in keinem anderen Sinne, als seine Kleider und Möbel auch, die doch keinen Teil seines Einkommens, sondern einen Teil seiner Ausgaben bilden. Wird das Haus an Jemand vermietet, so muß der Mieter, da das Haus selbst Nichts hervorbringen kann, die Miete stets aus einem anderen, von Arbeit, Kapital oder Grund und Boden bezogenen Einkommen zahlen. Obgleich daher ein Haus seinem Eigentümer ein Einkommen liefern und sich

dadurch für ihn als Kapital darstellen kann, so kann es doch dem Gemeinwesen kein Einkommen liefern, noch ihm als Kapital dienen, und das Einkommen der Gesamtheit des Volkes kann nicht im Geringsten dadurch vergrößert werden. Auch Kleider und Hausgerät bringen in ähnlicher Weise zuweilen ein Einkommen, und dienen so irgend Jemandem als Kapital. In Ländern, wo Maskenbälle üblich sind, macht man ein Gewerbe daraus, Maskenanzüge auf eine Nacht auszuleihen. Tapezierer verleihen oft Möbel monat- und jahrweise, und es gibt Unternehmer, welche die Erfordernisse einer Beerdigung für einen Tag oder eine Woche stellen. Viele vermieten möblierte Wohnungen, und nehmen nicht nur für die Nutzung der Wohnung, sondern auch für die der Möbel eine Miete. Das aus solchen Dingen gewonnene Einkommen muß jedoch am Ende stets aus irgend einer anderen Quelle fließen. Unter allen für den unmittelbaren Verbrauch aufbewahrten Kapitalien eines einzelnen oder einer Gesellschaft wird das in Häusern angelegte am langsamsten verbraucht. Ein Vorrat an Kleidern kann ein paar Jahre, ein Vorrat an Gerät ein halbes oder ganzes Jahrhundert vorhalten, aber gutgebaute und sorgsam erhaltene Häuser könnten Jahrhunderte dauern. Obgleich indeß der Termin ihrer völligen Abnutzung sehr entfernt ist, sind sie dennoch ebenso wie Kleider und Möbel ein zum unmittelbaren Verbrauch bestimmtes Kapital.

Der zweite von den drei Teilen, in die das Gesamtkapital der Gesellschaft zerfällt, ist das stehende Kapital, dessen Eigenschaft es ist, Einkommen oder Gewinn zu liefern, ohne daß es umläuft oder den Besitzer wechselt. Es besteht hauptsächlich aus folgenden vier Artikeln. Erstlich aus all' den nützlichen Maschinen und Werkzeugen, die die Arbeit erleichtern und abkürzen. Zweitens aus allen Gebäuden, die nicht nur

ihrem Eigentümer, der sie vermietet, sondern auch dem Mieter ein Einkommen verschaffen; wie Läden, Warenlager, Werkstätten, Wirtschaftsgebäude mit den zugehörigen Ställen, Scheunen usw. Diese sind von bloßen Wohnhäusern sehr verschieden. Sie sind eine Art geschäftlicher Werkzeuge und können in diesem Lichte betrachtet werden. Drittens aus den Bodenverbesserungen, den gewinnbringenden Auslagen für Urbarmachung, Entwässerung, Einzäunung, Düngung und sonstige Herrichtungen des Landes zum Ackerbau. Ein kultiviertes Landgut kann mit allem Recht in demselben Lichte betrachtet werden, wie die nützlichen Maschinen, die die Arbeit erleichtern und abkürzen und mittelst deren das nämliche unlaufende Kapital ein weit größeres Einkommen liefern kann. Ein solches Landgut ist eben so gewinnbringend und dabei dauerhafter als irgend eine dieser Maschinen, da es oft keine weiteren Verbesserungen erfordert, als die vorteilhafteste Verwendung des zum Anbau bestimmten Kapitals. Viertens aus den erworbenen Fähigkeiten aller Einwohner oder Gesellschaftsglieder. Die Erwerbung solcher Talente erfordert für den Unterhalt während der Ausbildung, des Studiums oder der Lehrzeit stets tatsächliche Kosten, die ein stehendes, oder so zu sagen in der Person realisiertes Kapital sind. Wie diese Talente für ihren Eigener einen Teil seines Vermögens ausmachen, so bilden sie auch einen Teil in dem Vermögen der Gesellschaft, der er angehört. Die erlernte Fertigkeit eines Arbeiters kann man in demselben Lichte betrachten, wie die Maschine oder ein die Arbeit erleichterndes und abkürzendes Werkzeug, das zwar gewisse Kosten verursacht, diese Kosten aber mit Gewinn wieder erstattet.

Der dritte und letzte der drei Teile, in welche das Gesamtkapital der Gesellschaft zerfällt, ist das um-

laufende Kapital, dessen Eigenschaft es ist, nur durch Umlauf oder Wechsel des Besitzers ein Einkommen zu liefern. Es ist gleichfalls aus vier Teilen zusammengesetzt: Erstens, aus dem Gelde, mittelst dessen die drei übrigen Teile umlaufen und an ihre eigentlichen Konsumenten verteilt werden. Zweitens, aus den Vorräten an Lebensmitteln, die im Besitz der Fleischer, Viehzüchter, Landwirte, Getreidehändler, Brauer usw. sind, und aus deren Verkauf diese einen Gewinn zu ziehen hoffen. Drittens, aus den für Kleider, Möbel und Gebäude erforderlichen Rohstoffen und Halbfabrikaten, die noch nicht ihre Bestimmung erhalten haben, sondern sich noch in den Händen der Produzenten, Handwerker, Seiden- und Tuchhändler, Holzhändler, Zimmerleute und Tischler, Maurer usw. befinden. Viertens und letztens aus den Waren die zwar fertig sind, aber sich noch in den Händen des Kaufmanns oder Fabrikanten befinden und noch nicht abgesetzt, bezw. an die eigentlichen Verbraucher gelangt sind, wie z. B. die fertigen Waren, die man oft beim Schmied, Tischler, Goldschmied, Juwelier, Porzellanhändler usw. findet. So besteht das umlaufende Kapital aus den noch in Besitz der betreffenden Händler befindlichen Lebensmitteln, Rohstoffen und fertigen Waren aller Art, und aus dem Gelde, das erforderlich ist, um sie in Umlauf zu setzen und sie an die letzten Verbraucher zu verteilen.

Von diesen vier Teilen werden drei, die Lebensmittel, die Rohstoffe und die fertigen Waren entweder jährlich, oder in einer längeren oder kürzeren Periode regelmäßig dem Umlauf entzogen, und entweder zum stehenden Kapital oder zu dem zum unmittelbaren Verbrauch bestimmten Vorrat geschlagen.

Jedes stehende Kapital entstammt ursprünglich einem umlaufenden, und muß auch stets durch ein solches erhalten werden. Alle nützlichen Maschinen und Werkzeuge rühren von einem umlaufenden Kapital her, das

die Stoffe liefert, aus denen sie bestehen, und den Unterhalt der Arbeiter, die sie verfertigen. Auch erfordern sie zu ihrer Reparatur eines umlaufenden Kapitals.

Kein stehendes Kapital kann ohne Beihilfe eines umlaufenden ein Einkommen liefern. Die nützlichsten Maschinen und Werkzeuge bringen ohne ein umlaufendes Kapital, das die zu verarbeitenden Stoffe und den Unterhalt der Arbeiter liefert, die sie benutzen, nichts hervor. Ein noch so kultivierter Boden bringt ohne ein umlaufendes Kapital, welches die ihn bearbeitenden und erntenden Arbeiter erhält, kein Einkommen.

Die für den unmittelbaren Verbrauch vorbehaltenen Vorräte zu erhalten und zu vermehren, ist der einzige Zweck der stehenden und umlaufenden Kapitalien. Diese Vorräte sind es, die das Volk nähren, kleiden und ihm Wohnung geben. Der Reichtum oder die Armut des Volks hängt von den reichlichen oder spärlichen Ergänzungen ab, die jene beiden Kapitalarten dem zum unmittelbaren Verbrauch bestimmten Vorrat zuführen können.

Da dem umlaufenden Kapital beständig eine so große Menge entzogen wird, um den beiden anderen Teilen des Gesamtkapitals der Gesellschaft einverleibt zu werden, so bedarf es seinerseits beständiger Ergänzung, ohne die es bald erschöpft sein würde. Diese Ergänzung erhält es hauptsächlich aus drei Quellen, den Erzeugnissen des Bodens, der Bergwerke und der Fischereien. Aus diesen Quellen werden die Lebensmittel und Rohstoffe, die teilweise später zu Fabrikaten verarbeitet werden, und welche die dem umlaufenden Kapital entzogenen Lebensmittel, Rohstoffe und Fabrikate ersetzen, beständig ergänzt. Aus den Bergwerken wird auch der zur Unterhaltung und Vermehrung des Geldkapitals erforderliche Bedarf gedeckt. Denn obgleich dieser Teil des Gesamtkapitals im ge-

wöhnlichen Laufe der Geschäfte nicht wie die drei übrigen dem umlaufenden Kapital entzogen werden muß, um in die zwei anderen Zweige des allgemeinen Gesellschaftskapitals überzugehen, so wird es doch wie alle anderen Dinge, verbraucht oder wenigstens abgenutzt, geht auch bisweilen teilweise verloren oder wird ins Ausland geschafft, und macht deshalb beständige, wenn auch weit geringere Ergänzungen nötig.

Grund und Boden, Bergwerke und Fischereien erfordern sämtlich sowohl ein stehendes, als ein umlaufendes Kapital zu ihrem Betriebe; und ihr Ertrag erstattet nicht nur diese Kapitalien, sondern auch alle übrigen in der Gesellschaft mit Gewinn zurück. So versorgt der Landmann den Gewerbetreibenden jährlich aufs neue mit den Lebensmitteln, die er im vorhergehenden Jahre verzehrt, und den Rohstoffen, die er verarbeitet hatte; und der Gewerbetreibende versorgt den Landmann wieder mit den Fabrikaten, die dieser in derselben Zeit verbraucht und vernutzt hatte. Dies ist der tatsächliche Tausch, der jährlich zwischen diesen beiden Volksklassen vollzogen wird, wenn auch das Rohprodukt des einen und das verarbeitete des anderen selten unmittelbar gegen einander vertauscht werden, da der Pächter sein Getreide und sein Vieh, seinen Flachs und seine Wolle selten an dieselbe Person absetzt, von der er seine Kleider, Gerätschaften und Werkzeuge kauft. Er verkauft daher sein Rohprodukt für Geld, mit welchem er die verarbeiteten Produkte, die er braucht, überall kaufen kann, wo sie gerade zu haben sind. Der Boden ersetzt sogar, wenigstens zum Teil, die Kapitalien, mit denen die Fischereien und Bergwerke betrieben werden. Mit Erzeugnissen des Bodens werden die Fische geködert und gefangen, und mit Erzeugnissen der Erdoberfläche zieht man die Mineralien aus den Tiefen der Erde.

Der Ertrag des Bodens, der Bergwerke und Fische-
reien richtet sich, bei gleicher natürlicher Ergiebigkeit,
nach der Größe und angemessenen Verwendung der
in ihnen angelegten Kapitalien. Bei gleichen Kapitalien
und gleich geschickter Verwendung richtet sich der
Ertrag nach der natürlichen Ergiebigkeit des Bodens
und der Bergwerke.

In allen Ländern, wo leidliche Sicherheit herrscht,
sucht Jedermann von gesundem Menschenverstande
alle ihm zur Verfügung stehenden Kapitalien dazu an-
zuwenden, sich sofortigen Genuß oder zukünftigen
Gewinn zu verschaffen. Wird das Kapital dazu ver-
wendet, sofortigen Genuß zu verschaffen, so ist ein für
die unmittelbare Verwendung bestimmter Vorrat; wird
es dazu angewendet, künftigen Gewinn zu verschaffen,
so muß dies dadurch geschehen, daß das Kapital ent-
weder bei seinem Besitzer verbleibt, oder sich von
ihm trennt. In dem einen Falle ist es ein stehendes,
in dem anderen ein umlaufendes Kapital. Man müßte
geradezu närrisch sein, wenn man bei leidlichen Sicher-
heitszuständen nicht alle verfügbaren Kapitalien, eigene
oder geborgte, auf die eine oder die andere Art anlegte.

In den unglücklichen Ländern freilich, wo man
stets die Gewalttätigkeiten der höher gestellten zu
fürchten hat, vergraben und verbergen die Leute oft
einen großen Teil ihres Kapitals, um ihn jederzeit mit-
nehmen zu können, falls sie von einer der Gefahren
bedroht werden sollten, denen sie sich stets ausgesetzt
sehen. In der Türkei, in Hindostan, und wohl in den
meisten anderen asiatischen Staaten soll dies Verfahren
sehr gebräuchlich sein. Auch bei unseren Vorfahren
scheint es unter der gewalttätigen Feudalherrschaft
üblich gewesen zu sein. Gefundene Schätze wurden
damals für einen nicht verächtlichen Teil des Ein-
kommens der größten europäischen Fürsten gehalten.

Es waren dies Schätze, die man in der Erde versteckt fand, und auf die niemand ein Recht nachweisen konnte. Die Sache war in jener Zeit von solcher Wichtigkeit, daß diese Funde stets als ein Eigentum des Fürsten, nicht als das des Finders oder des Grundbesitzers angesehen wurden, wenn nicht dem letzteren das Recht darauf durch eine ausdrückliche Klausel in seiner Verleihungsurkunde zugesichert war. Ebenso wurde es mit den Gold- und Silberminen gehalten, die ohne eine besondere Klausel in der Urkunde niemals in der allgemeinen Landverleihung mit inbegriffen waren, die dagegen Blei-, Kupfer-, Zinn- und Kohlenminen, als Dinge von geringerem Belange, mit umfaßte.

Zweites Kapitel.

Das Geld als ein besonderer Zweig des Gesamtkapitals der Gesellschaft, oder die Unterhaltungskosten des Nationalkapitals.

In dem ersten Buche ist gezeigt worden, daß der Preis der meisten Waren in drei Teile zerfällt, von denen einer den Arbeitslohn, ein anderer den Kapitalgewinn und ein dritter die Grundrente bezahlt; daß es zwar einige Waren gibt, deren Preis nur von zweien jener Teile, dem Arbeitslohn und Kapitalgewinn, herührt, und daß er in einigen wenigen lediglich aus dem Arbeitslohn besteht, daß aber der Preis jeder Ware sich notwendig in einen oder den anderen oder in alle drei Teile auflöst, und daß Alles, was nicht Rente oder Lohn ist, notwendig für irgend jemanden Gewinn sein muß.

Da dies, wie bemerkt, bezüglich jeder einzelnen Ware, für sich betrachtet, der Fall ist, so muß es auch bezüglich aller Waren, die das jährliche Gesamtprodukt des Bodens und der Arbeit in einem Lande bilden, der Fall sein, wenn man sie als Einheit betrachtet. Der ganze Preis oder Tauschwert dieses Jahresprodukts muß in die nämlichen drei Teile zerfallen und sich unter die verschiedenen Einwohner des Landes entweder als Arbeitslohn, Kapitalgewinn oder Grundrente verteilen.

Obwohl nun der Gesamtwert des jährlichen Boden- und Arbeitsertrags eines Landes sich in dieser Weise

unter die verschiedenen Bewohner verteilt, so kann man doch, wie man in der Rente eines Privatguts zwischen der rohen und der reinen Rente unterscheidet, auch in dem Einkommen der Gesamtheit aller Einwohner denselben Unterschied machen.

Die rohe Rente eines Guts umfaßt alles, was vom Pächter gezahlt wird; die reine Rente ist das, was nach Abzug der Wirtschafts-, Unterhaltungs- und sonstigen Kosten für den Grundeigentümer übrig bleibt, oder was er ohne Schaden für das Gut dem für den unmittelbaren Verbrauch bestimmten Vorrat zuweisen, oder für seine Tafel, seine Kleider, die Ausschmückung und Möblierung seines Hauses, für seine Genüsse und Vergnügungen ausgeben kann. Sein wirkliches Vermögen richtet sich nicht nach seinem rohen, sondern nach seinem reinen Einkommen.

Das rohe Einkommen aller Einwohner eines Landes umfaßt das gesamte Jahresprodukt ihres Bodens und ihrer Arbeit; das reine Einkommen dasjenige, was ihnen nach Abzug der Unterhaltungskosten, erstens ihres stehenden und zweitens ihres umlaufenden Kapitals, übrig bleibt, oder das, was sie, ohne ihr Kapital anzugreifen, dem für ihren unmittelbaren Verbrauch bestimmten Vorrat zuweisen, oder auf Lebensunterhalt, Komfort und Genuß verwenden können. Auch ihr wirklicher Reichtum richtet sich nicht nach ihrem rohen, sondern nach ihrem reinen Einkommen.

Die ganzen Kosten für den Unterhalt des stehenden Kapitals müssen offenbar von dem reinen Einkommen der Gesellschaft ausgeschlossen werden. Weder die zur Instandhaltung der nützlichen Maschinen und Werkzeuge, der gewinntragenden Gebäude usw. nötigen Materialien, noch das Produkt der zur Bearbeitung dieser Materialien erforderlichen Arbeit können zum reinen Einkommen gerechnet werden. Allerdings kann

der Preis dieser Arbeit einen Teil von ihm bilden, wenn die hierbei beschäftigten Arbeiter ihren ganzen Lohn ihrem für den unmittelbaren Verbrauch bestimmten Vorrat zuweisen können. Bei anderen Arbeitsgattungen geht sowohl der Preis als das Produkt der Arbeit in diesen Vorrat über, der Preis in den Vorrat der Arbeiter, das Produkt in den anderer Leute, deren Lebensunterhalt, Komfort und Genuß durch die Arbeit jener bereichert werden.

Der Zweck des stehenden Kapitals besteht darin, die Produktivkräfte der Arbeit zu erhöhen und eine gleiche Zahl Arbeiter zu weit größeren Arbeitsleistungen zu befähigen. Auf einem Gute, wo alle nötigen Gebäude, Zäune, Abzugsräben, Verbindungswege usw. im besten Zustande sind, wird eine gleiche Zahl Arbeiter und Arbeitstiere einen weit größeren Ertrag erzielen, als auf einer Fläche von gleicher Größe und gleicher Güte, wo diese Einrichtungen mangelhaft sind. In Fabriken wird eine gleiche Zahl Hände, wenn sie durch die besten Maschinen unterstützt wird, eine weit größere Menge Waren hervorbringen, als mit unvollkommeneren Werkzeugen. Zweckmäßige Ausgaben für irgend ein stehendes Kapital machen sich immer mit großem Gewinn wieder bezahlt, und vermehren den Jahresertrag um einen weit größeren Wert, als den der dafür aufgewendeten Kosten. Immerhin jedoch nehmen diese Kosten einen gewissen Teil jenes Ertrags in Anspruch. Eine gewisse Quantität von Materialien und die Arbeit einer gewissen Anzahl von Arbeitern, die unmittelbar auf Vermehrung der Lebensmittel, Kleider und Wohnungen, kurz der Unterhaltsmittel und Genüsse der Gesellschaft hätten verwendet werden können, werden so zu einer anderen Beschäftigung gebraucht, die zwar höchst vorteilhaft, aber von jener doch sehr verschieden ist. Aus diesem Grunde werden alle Fortschritte in der

Mechanik, die eine gleiche Zahl von Arbeitern in stand setzen, eine gleiche Menge Arbeit mit wohlfeileren und einfacheren als den früher üblichen Maschinen herzustellen, stets als vorteilhaft für jede Gesellschaft betrachtet. Eine gewisse Menge von Materialien und die Arbeit einer gewissen Zahl von Arbeitern, die früher erforderlich waren, um die komplizierteren und kostspieligeren Maschinen zu bedienen, können nun zur Vermehrung der Arbeitsmenge verwendet werden, zu deren Herstellung die Maschine nur behilflich ist. Der Unternehmer einer großen Fabrik, der jährlich tausend Pfund Sterling auf seine Maschinen verwendet, wird, wenn er diese Ausgabe auf fünfhundert ermäßigen kann, die übrigen fünfhundert zum Ankauf einer größeren Menge von Rohstoffen verwenden, deren Verarbeitung mehr Arbeitskräfte beansprucht. Die Arbeitsmenge, zu deren Herstellung seine Maschinen nur behilflich waren, wird sich daher vergrößern, und mit ihr auch der Vorteil und Genuß, den die Gesellschaft aus diesen Arbeiten zieht.

Die Unterhaltungskosten des stehenden Kapitals in einem Lande können füglich mit den Unterhaltungskosten eines Gutes verglichen werden. Diese Ausgaben müssen oft bestritten werden, damit der Ertrag des Guts und folglich die rohe und reine Rente des Grundherrn nicht sinkt. Können aber diese Ausgaben durch richtigere Verwendung vermindert werden ohne Verringerung des Ertrags, so bleibt die rohe Rente mindestens die nämliche, und die reine Rente ist selbstverständlich größer geworden.

Wenn aber die gesamten Unterhaltskosten des stehenden Kapitals vom reinen Einkommen der Gesellschaft ausgeschlossen werden müssen, so liegt doch der Fall bei den Unterhaltskosten des umlaufenden Kapitals anders. Von den vier Teilen, aus welchen das letztere besteht, dem Gelde, den Lebensmitteln, den Rohstoffen

und Fabrikaten, werden die drei letzteren, wie schon bemerkt, ihm regelmäßig entzogen, und entweder dem stehenden Kapital der Gesellschaft, oder dem für die unmittelbare Verzehrung bestimmten Vorrat einverleibt. Alles, was von den Verbrauchsgegenständen nicht zum Unterhalt des ersteren dient, geht in den letzteren über, und macht einen Teil des reinen Einkommens der Gesellschaft aus. Daher entzieht die Unterhaltung jener drei Teile des umlaufenden Kapitals dem reinen Einkommen der Gesellschaft keinen andern Teil des Jahresertrags, als den, der zur Unterhaltung des stehenden Kapitals erforderlich ist.

Das umlaufende Kapital einer Gesellschaft ist in dieser Beziehung von dem eines einzelnen ganz verschieden. Dasjenige eines einzelnen macht durchaus keinen Teil seines reinen Einkommens aus, das gänzlich in seinen Gewinnen bestehen muß. Obwohl aber das umlaufende Kapital jedes einzelnen einen Teil desjenigen der Gesellschaft bildet, der er angehört, so muß es darum doch nicht einen Teil des reinen Volkseinkommens bilden. Die Waren eines Kaufmanns kann man nicht zu seinem für den unmittelbaren Verbrauch bestimmten Vorrat rechnen, aber sie können in den Vorrat anderer übergehen, die jenem ihren Wert samt Gewinn aus anderweitigen Einkünften erstatten, ohne dadurch in seinem oder ihrem Kapital irgend eine Verminderung herbeizuführen.

Das Geld ist daher der einzige Teil des umlaufenden Kapitals der Gesellschaft, dessen Unterhaltung eine Verminderung ihres reinen Einkommens bewirken kann.

Das stehende Kapital und der im Geld bestehende Teil des umlaufenden Kapitals haben in ihrem Einfluß auf das Einkommen der Gesellschaft eine große Ähnlichkeit miteinander.

Wie erstens die Maschinen und Werkzeuge usw.

gewisse Ausgaben erst für ihre Anschaffung, dann für ihre Unterhaltung erfordern, die zwar einen Teil des rohen Einkommens ausmachen, aber vom reinen Einkommen der Gesellschaft abgehen; so muß auch der in einem Lande umlaufende Geldvorrat gewisse Ausgaben erst für seine Anschaffung, dann für seine Unterhaltung erfordern, der ebenso zwar einen Teil des rohen Einkommens der Gesellschaft bildet, aber von ihrem reinen Einkommen abgeht. Eine gewisse Menge sehr wertvoller Stoffe, Gold und Silber, und sehr künstlicher Arbeit findet, statt den zum unmittelbaren Verbrauch bestimmten Vorrat, den Lebensunterhalt, Komfort und Genuß der Einzelnen zu vermehren, ihre Aufgabe in der Unterhaltung des wichtigen, aber kostspieligen Verkehrswerkzeugs, durch das jeder einzelne in der Gesellschaft seinen Lebensunterhalt, Komfort und Genuß im geeigneten Verhältnisse regelmäßig zugeteilt erhält.

Wie zweitens die Maschinen, Werkzeuge usw., die das stehende Kapital eines einzelnen oder einer Gesellschaft ausmachen, weder einen Teil ihres rohen noch ihres reinen Einkommens bilden, so bildet das Geld, durch dessen Vermittelung das gesamte Einkommen der Gesellschaft regelmäßig unter alle ihre einzelnen Glieder verteilt wird, selbst keinen Teil dieses Einkommens. Das große Umlaufrad ist von den Waren, die durch seine Vermittelung in Umlauf gesetzt sind, ganz verschieden. Das Einkommen der Gesellschaft besteht lediglich in diesen Waren, und nicht in dem Rade, das sie in Umlauf setzt. Bei einer Berechnung des rohen oder des reinen Einkommens der Gesellschaft muß stets von ihrem jährlichen Geld- und Güterumlauf der Gesamtwert des Geldes abgezogen werden, von dem nicht ein einziger Pfennig einen Einkommensteil bilden kann.

Nur die Unklarheit der Ausdrucksweise kann diesen Satz zweifelhaft oder paradox erscheinen lassen. Wird er gehörig erklärt und aufgefaßt, so ist er fast selbstverständlich.

Wenn wir von einer Summe Geldes reden, so meinen wir entweder nur die Metallstücke, aus denen sie besteht, oder setzen sie in eine dunkle Beziehung zu den Waren, die man dafür haben kann, oder zu der Kaufkraft, die ihr Besitz verleiht. So wollen wir, wenn wir sagen, daß das umlaufende Geld Englands auf achtzehn Millionen berechnet werde, nur den Betrag der Metallstücke ausdrücken, auf die einige Schriftsteller den Umlauf geschätzt haben. Sagen wir aber, es stehe sich jemand auf fünfzig oder hundert Pfund jährlich, so wollen wir in der Regel nicht nur den Betrag der Metallstücke, die er jährlich einnimmt, sondern auch den Wert der Waren ausdrücken, die er jährlich kaufen oder verbrauchen kann. Wir wollen damit sagen, wie er lebt oder leben könnte, d. h. welche Menge und Beschaffenheit von Lebens- und Genußmitteln er sich nach seinen Verhältnissen gestatten dürfe.

Wenn man unter einer Summe Geldes nicht nur den Betrag der Metallstücke, aus denen sie besteht, verstanden wissen, sondern sie in eine dunkle Beziehung zu den Waren, die dafür zu haben sind, setzen will, so wird das Vermögen oder Einkommen, das sie in diesem Falle bezeichnet, nur der einen der beiden Bedeutungen, welche das Wort doppelsinnig einschließt, gerecht und zwar der letzteren mehr als der ersteren, d. h. dem Begriffe des Geldwertes mehr, als dem des Geldes.

So kann der, dessen Wocheneinnahme in einer Guinee besteht, im Laufe der Woche damit eine gewisse Menge Lebens- und Genußmittel kaufen. Je nach der Größe dieser Menge ist auch sein wirkliches Vermögen, seine wirkliche Wocheneinnahme groß oder klein. Seine

Wocheneinnahme ist sicherlich nicht gleich der Guinee und dem, was dafür zu haben ist, sondern nur dem einen oder dem anderen dieser beiden gleichen Werte, und zwar dem letzteren mehr als dem ersteren, dem Werte der Guinee mehr als der Guinee selbst.

Wenn jemandem sein Gehalt nicht in Gold, sondern in einer wöchentlichen Anweisung auf eine Guinee gezahlt würde, so bestände sein Einkommen gewiß nicht in dem Stück Papier, sondern in dem, was er dafür haben kann. Eine Guinee ist als eine auf alle Geschäftsleute der Gegend ausgestellte Anweisung auf eine bestimmte Menge von Lebens- und Genußmitteln anzusehen. Das Einkommen desjenigen, dem sie gezahlt wird, besteht nicht sowohl in dem Goldstück, als in dem, was er dafür haben oder wogegen er es vertauschen kann. Könnte es gegen nichts vertauscht werden, so würde es, wie eine Anweisung auf einen Zahlungsunfähigen nicht mehr wert sein, als ein ganz unbrauchbares Stück Papier.

Wenn auch das Wochen- oder Jahreseinkommen aller einzelnen Einwohner eines Landes ebenso in Geld gezahlt werden kann und in Wirklichkeit auch oft in Geld gezahlt wird, so ist doch ihr wirkliches Vermögen, das wirkliche Wochen- oder Jahreseinkommen aller zusammengenommen groß oder klein je nach der Menge der verbrauchsfähigen Waren, die sie mit dem Gelde kaufen können. Das ganze Einkommen aller einzelnen zusammengenommen ist offenbar nicht gleich dem Gelde und den verbrauchsfähigen Waren, sondern nur dem einen oder dem anderen dieser beiden Werte, und zwar dem letzteren mehr, als dem ersteren.

Wenn wir also oft das Einkommen jemandes durch die Metallstücke ausdrücken, die er jährlich einnimmt, so geschieht es deshalb, weil der Betrag dieser Stücke die Größe ihrer Kaufkraft oder den Wert der Waren

bestimmt, die er jährlich verzehren kann. Gleichwohl betrachten wir sein Einkommen als in seiner Kauf- oder Verbrauchskraft bestehend und nicht in den Geldstücken, die sie ihm verleihen.

Wenn dies schon bezüglich eines Einzelnen klar genug ist, so ist es dies noch mehr bezüglich eines Volks. Der Betrag der Metallstücke, die ein Einzelner jährlich einnimmt, kommt oft genau seinem Einkommen gleich, und ist darum auch der kürzeste und beste Ausdruck für seinen Wert; aber der Betrag der Metallstücke, die in einem Volke umlaufen, kann niemals dem Einkommen aller seiner Glieder gleich sein. Da die nämliche Guinee, mit der heute das Wochengehalt des einen bezahlt wird, morgen dazu dienen kann, das eines anderen, und übermorgen das eines dritten zu bezahlen, so muß der Betrag der jährlich in einem Lande umlaufenden Metallstücke stets einen weit geringeren Wert haben, als die jährliche Summe der Einkommen. Aber die Kaufkraft, oder die Waren, die nach und nach mit dieser Einkommenssumme gekauft werden können, müssen stets genau denselben Wert haben, wie diese Einkommen; und ebenso ist es mit dem Einkommen der einzelnen, denen sie gezahlt werden. Dies Einkommen kann mithin nicht in den Metallstücken bestehen, deren Betrag so weit unter seinem Werte bleibt, sondern muß in der Kaufkraft bzw. in den Waren bestehen, die damit, wie nun eben jene Stücke von Hand zu Hand gehen, nach und nach gekauft werden können.

Das Geld, das große Rad des Umlaufs, das große Werkzeug des Verkehrs, bildet also, gleich allen anderen Werkzeugen, keinen Teil im Einkommen des Volks, dem es gehört, obgleich es einen Teil und zwar einen sehr wertvollen Teil des Kapitals bildet; und obschon die Metallstücke, aus denen es besteht, während ihres

jährlichen Umlaufs an jedermann das ihm zukommende Einkommen verteilen, so machen sie selbst doch keinen Teil dieses Einkommens aus.

Drittens und letztens haben die Maschinen und Werkzeuge usw., die das stehende Kapital bilden, die weitere Ähnlichkeit mit dem in Geld bestehenden Teil des umlaufenden Kapitals, daß ebenso, wie jede Ersparnis in den Herstellungs- und Unterhaltskosten der Maschinen, die die Produktivkraft der Arbeit nicht vermindert, das reine Einkommen des Volkes vermehrt, auch jede Ersparnis in den Anschaffungs- und Unterhaltungskosten des Geldumlaufs das Volkseinkommen vermehrt.

Es ist deutlich genug, und teilweise auch schon auseinandergesetzt worden, auf welche Art jede Ersparnis in den Unterhaltungskosten des stehenden Kapitals das reine Volkseinkommen vermehrt. Das Kapital eines Unternehmers zerfällt notwendig in sein stehendes und sein umlaufendes Kapital. Bleibt sein Gesamtkapital das nämliche, so muß notwendig der eine Teil um so größer werden, je kleiner der andere wird. Das umlaufende Kapital beschafft die Rohstoffe und den Arbeitslohn, und setzt das Geschäft in Gang. Daher muß jede die Produktivkraft der Arbeit nicht vermindemde Ersparnis in den Unterhaltungskosten des Kapitals, den das Geschäft in Gang bringenden Fonds und folglich auch den Jahresertrag des Bodens und der Arbeit, das wirkliche Einkommen eines jeden Volkes, vermehren.

Der Gebrauch des Papiers an Stelle des Gold- und Silbergeldes ersetzt ein sehr kostspieliges Verkehrswerkzeug durch ein weit weniger kostbares und zuweilen ebenso geeignetes. Der Umlauf wird durch ein neues Rad bewirkt, das anzuschaffen und zu erhalten weniger kostet als das alte. In welcher Weise jedoch diese Tätigkeit sich vollzieht und das rohe oder reine Ein-

kommen der Gesellschaft vergrößert, erfordert eine weitere Erklärung.

Es gibt verschiedene Arten von Papiergeld; doch sind die Banknoten die bekannteste Art und scheinen auch für den Zweck am besten geeignet.

Hat man in einem Lande soviel Vertrauen zu dem Vermögen, der Rechtschaffenheit und Klugheit eines Bankiers, um zu glauben, daß er seine Noten stets bei Vorzeigen auszahlen werde, so erhalten diese durch die Sicherheit, daß zu jeder Zeit Geld dafür zu haben ist, dieselbe Gangbarkeit wie Gold- und Silbergeld.

Angenommen, ein Bankier leiht an seine Kunden Noten im Betrage von £ 100,000. Da diese Noten alle Dienste des Geldes tun, so bezahlen ihm seine Schuldner die nämlichen Zinsen, als ob er ihnen ebensoviele Geld geliehen hätte. Aus diesen Zinsen zieht er seinen Gewinn. Wenn auch manche Noten zurückkommen und Zahlung fordern, so bleiben die meisten doch Monate und Jahre lang ununterbrochen im Umlauf. Obschon daher gewöhnlich £ 100,000 seiner Noten umlaufen, reichen doch £ 20,000 in Gold und Silber oft vollkommen hin, um allen Zahlungsanforderungen zu entsprechen. £ 20,000 in Gold und Silber verrichten demgemäß dieselben Dienste wie sonst £ 100,000. Mittelst der Noten können dieselben Tausche vollzogen werden, kann dieselbe Menge Verbrauchsgegenstände umlaufen und an ihre eigentlichen Verbraucher gelangen, als durch einen gleichen Wert an Gold und Silbergeld. Man kann demnach £ 80,000 in Gold und Silber am Umlauf des Landes sparen, und wenn gleichzeitig von vielen Banken und Bankiers mehr derartige Unternehmungen gemacht werden, so läßt sich der ganze Umlauf mit dem fünften Teil des Goldes und Silbers bewirken, das ohne sie nötig gewesen wäre.

Angenommen, das ganze umlaufende Geld eines Landes belaufe sich zu einer gewissen Zeit auf eine Million Pfund Sterling, die hinreichend sind, das ganze Jahresprodukt des Bodens und der Arbeit in Umlauf zu bringen. Angenommen ferner, daß später verschiedene Banken und Bankiers auf den Inhaber lautende Noten im Betrag von einer Million ausgeben, und um gelegentlichen Zahlungsanforderungen zu entsprechen, £ 200,000 in ihren Kassen behalten — so würden £ 800,000 in Gold und Silber und eine Million in Banknoten, also £ 1,800,000 in Papier und Gold zusammen im Umlauf sein. Das jährliche Boden- und Arbeitsprodukt des Landes hatte aber nur eine Million zum Umlauf und zur Verteilung an die Verbraucher erfordert, und dieses Jahresprodukt kann sich nicht unmittelbar durch jene Bankoperationen vermehren. Eine Million wird mithin auch nachher hinreichend sein, es in Umlauf zu halten. Da die in den Verkehr kommenden Waren sich nicht vermehrt haben, wird auch die nämliche Menge Geldes hinreichen, sie zu kaufen und zu verkaufen. Der Umlaufskanal, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, wird genau derselbe bleiben, wie zuvor. Eine Million war nach unserer Annahme hinreichend, diesen Kanal zu füllen; was daher über diese Summe hinaus sich in ihn ergießt, kann nicht darin bleiben, sondern muß überfließen. Wenn sich £ 1,800,000 in ihn ergießen, müssen £ 600,000 überfließen, da um diese Summe das Umlaufserfordernis des Landes überschritten ist. Da aber diese Summe, die man im Lande nicht braucht, doch zu wertvoll ist, als daß man sie müßig liegen lassen möchte, so wird sie ins Ausland gehen, um dort die gewinnreiche Anlegung zu suchen, die sie im Lande nicht finden kann. Nun aber kann das Papier nicht ins Ausland gehen, weil es in weiter Ferne von den emittierenden Banken und von dem Lande, in dem

die Barzahlung gesetzlich erzwungen werden kann, bei gewöhnlichen Zahlungen nicht angenommen zu werden pflegt. Daher wird Gold und Silber im Betrag von £ 800,000 ins Ausland gehen, und der heimische Umlaufskanal bleibt, statt mit der Million Metall, die ihn früher füllte, mit einer Million Papier gefüllt.

Wenn aber auch eine so große Menge Gold und Silber ins Ausland geht, so wird es doch nicht umsonst gegeben und die Besitzer machen den fremden Völkern kein Geschenk damit. Sie tauschen vielmehr für das Geld ausländische Waren ein, um entweder den Verbrauch anderer Länder, oder den der eigenen damit zu versorgen.

In ersterem Falle, wenn also das Gold und Silber im sogenannten Zwischenhandel Verwendung findet, ist jeder Gewinn, den die Besitzer der edlen Metalle erzielen, eine Vermehrung des reinen Einkommens ihres eignen Landes und bildet einen neuen Fonds für ein neues Geschäft; die inländischen Geschäfte werden nun mit Papier betrieben und Gold und Silber sind in einen Fonds für jenen neuen Handelszweig verwandelt.

Wendet man hingegen das Gold und Silber dazu an, ausländische Waren für den inneren Verbrauch zu kaufen, so kann man entweder Waren kaufen, die voraussichtlich von müßigen, nichts produzierenden Leuten verzehrt werden, wie Weine, Seide usw., oder man kauft frische Vorräte von Rohstoffen, Werkzeugen und Lebensmitteln, um damit eine weitere Zahl fleißiger Leute zu unterhalten und zu beschäftigen, die den Wert ihres Jahresverbrauchs mit einem Gewinn wieder erzeugen.

Wird das überschüssige Gold und Silber auf erstere Art verwendet, so befördert es die Verschwendung, vermehrt den Aufwand und Verbrauch, ohne die Produktion zu vergrößern oder einen dauernden Fonds zur

Fortsetzung dieses Aufwandes herzustellen, und ist für das Volk in jeder Weise schädlich.

Wird es auf die letztere Art verwendet, so befördert es die Industrie, und vergrößert zwar den Verbrauch des Volkes, verschafft aber einen dauernden Fonds zur Fortsetzung dieses Verbrauchs, indem die Verbraucher den ganzen Wert ihrer Jahreskonsumtion mit Gewinn wieder erzeugen. Das rohe Einkommen des Volkes, der Jahresertrag seines Bodens und seiner Arbeit, wird um den ganzen Wert vermehrt, den der Fleiß jener Arbeiter den zu veredelnden Rohstoffen verleiht, und das reine Volkseinkommen erhöht sich um so viel, als von diesem Werte nach Abzug der Unterhaltungskosten für Werkzeuge und Geräte übrig bleibt.

Daß der größte Teil des Goldes und Silbers, das durch jene Bankoperationen ins Ausland getrieben und zum Kauf ausländischer Waren für den inländischen Verbrauch verwendet wird, zum Ankauf dieser zweiten Warenkategorie dient und dienen muß, ist nicht bloß wahrscheinlich, sondern fast unvermeidlich. Obschon mancher mitunter seinen Aufwand bedeutend vermehrt, ohne daß sein Einkommen sich vergrößert, so wird doch schwerlich ein ganzer Stand, eine ganze Volksklasse so handeln; denn wenn auch nicht immer das Verhalten der einzelnen von den Regeln gewöhnlicher Klugheit geleitet wird, so beeinflussen sie doch stets die Handlungen der großen Mehrzahl. Das Einkommen der müssigen Rentner, als Stand oder Klasse betrachtet, kann nun durch jene Bankoperationen nicht im Mindesten zunehmen, und mithin werden sich ihre Ausgaben durch diese im allgemeinen auch nicht vergrößern, obschon die einzelner es tun können, und es zuweilen wirklich tun. Wenn somit die Nachfrage der müssigen Rentner nach ausländischen Waren so ziemlich die nämliche bleibt, wie zuvor, so wird wohl nur ein sehr

kleiner Teil des durch jene Bankoperationen ins Ausland getriebenen und zum Ankauf fremder Waren für den inländischen Verbrauch angewendeten Geldes zum Ankauf der von jenen gebrauchten Waren dienen. Der größte Teil wird vielmehr zum Unterhalt der Gewerbtätigkeit und nicht des Müßiggangs dienen.

Bei der Berechnung des Umfangs der Gewerbtätigkeit, die das Umlaufkapital eines Volkes zu beschäftigen vermag, kommen nur diejenigen Teile von ihm in Betracht, die in Lebensmitteln, Rohstoffen und Fabrikaten bestehen; der andere, der in Geld besteht und nur dazu dient, die drei ersteren in Umlauf zu setzen, muß stets in Abzug gebracht werden. Um Gewerbefleiß in Bewegung zu setzen, sind drei Dinge erforderlich: Stoffe zur Veredlung, Werkzeuge zur Bearbeitung der Rohstoffe und Lohn oder Vergütung, um deren wegen gearbeitet wird. Geld ist weder ein Rohstoff zur Veredlung noch ein Werkzeug der Arbeit; der Lohn des Arbeiters wird zwar gewöhnlich in Geld bezahlt, sein wirkliches Einkommen aber besteht, wie das aller anderen Leute, nicht in Geld, sondern in Geldeswert, nicht in den Metallstücken, sondern in dem, was für sie zu haben ist.

Der Umfang der Gewerbtätigkeit, die ein Kapital zu beschäftigen vermag, muß offenbar der Zahl von Arbeitern gleich sein, die es mit Rohstoffen, Werkzeugen und den der Natur der Arbeit angemessenen Unterhaltsmitteln zu versorgen vermag. Geld kann dazu nötig sein, die Rohstoffe, die Werkzeuge und den Unterhalt der Arbeiter zu kaufen. Aber die Summe von Gewerbefleiß, die das ganze Kapital unterhalten kann, ist gewiß nicht beiden, dem Gelde samt den Rohstoffen, Werkzeugen und Unterhaltsmitteln gleich, sondern nur dem einen oder dem anderen dieser beiden Werte und zwar dem letzteren mehr als dem ersteren.

Wenn an die Stelle des Gold- und Silbergeldes

Papier tritt, so kann die Summe von Rohstoffen, Werkzeugen und Unterhaltungsmitteln, die das ganze umlaufende Kapital zu verschaffen vermag, um den ganzen Wert des sonst zu ihrem Ankauf verwendeten Goldes und Silbers zunehmen. Der ganze Wert des großen Umlaufs- und Verteilungsrades tritt zu den Gütern hinzu, die durch seine Vermittlung umliefen und verteilt wurden. Diese Tätigkeit gleicht gewissermaßen der eines großen Fabrikunternehmers, der infolge einer mechanischen Erfindung seine alten Maschinen aufgibt, und den Unterschied zwischen ihrem Preise und dem der neuen Maschinen zu seinem Umlaufkapital, dem Fonds, aus dem er Materialien und Arbeitslohn anschafft, hinzuschlägt.

Das Verhältnis zu bestimmen, in welchem das umlaufende Geld eines Landes zum Gesamtwert des durch seine Vermittlung umlaufenden Jahresertrags steht, ist vielleicht unmöglich. Von einigen ist es auf ein fünftel, von anderen auf ein zehntel, ein zwanzigstel, oder selbst ein dreißigstel dieses Wertes geschätzt worden. Wie klein aber auch das Verhältnis des umlaufenden Geldes zum Gesamtwert des Jahresertrages sein mag, so muß doch sein Verhältnis zu demjenigen Teile dieses Ertrags, der zum Unterhalt der Gewerbtätigkeit dient — und das ist eben nur ein Teil und oft ein nur geringer Teil des Gesamtertrags — stets sehr groß sein. Wird daher durch die Stellvertretung des Papiers das zum Umlauf erforderliche Gold und Silber vielleicht auf ein fünftel der früheren Menge zurückgeführt, so muß es, wenn der Wert des größeren Teils der übrigen vier fünftel zu den dem Unterhalt der Gewerbtätigkeit dienenden Fonds hinzukommt, die Summe dieser Gewerbtätigkeit und folglich den Wert des jährlichen Boden- und Arbeitsertrags sehr-bedeutend vermehren.

Etwas der Art ist in den letzten 25 oder 30 Jahren

in Schottland durch die Gründung neuer Bankgesellschaften fast in jeder größeren Stadt, ja sogar in manchen Landstädtchen, vor sich gegangen. Die Wirkungen waren genau die oben beschriebenen. Die Geschäfte des Landes werden fast ausschließlich mit dem Papier jener Bankgesellschaften geführt, womit Käufe und Zahlungen aller Art gemacht zu werden pflegen. Silber kommt nur selten vor, außer beim Wechseln einer Zwanzigschillingnote, und Gold noch seltener. Obgleich nicht alle jene Gesellschaften tadelfrei geblieben sind und ihre Gebahrungen durch eine Parlamentsakte geregelt werden mußten, so hat das Land doch offenbar großen Gewinn aus ihrem Betrieben gezogen. Man versichert, daß der Handel Glasgows sich seit den fünfzehn Jahren der Gründung der dortigen Banken verdoppelt habe, und daß der Handel Schottlands seit der Errichtung der beiden öffentlichen Banken in Edinburgh, von denen die Bank von Schottland durch eine Parlamentsakte 1695, und die königliche Bank durch einen königlichen Freibrief 1727 gegründet wurde, um mehr als das vierfache gestiegen sei. Ob der Handel Schottlands im allgemeinen oder Glasgows insbesondere während einer so kurzen Zeit wirklich so stark zugenommen hat, weiß ich nicht. Ist es aber geschehen, so scheint dieser Erfolg zu groß zu sein, als daß er sich aus jener Ursache allein erklären ließe. Indeß steht die Tatsache fest, daß Handel und Industrie Schottlands innerhalb dieses Zeitraums sehr bedeutend gestiegen sind; und daß die Banken viel dazu beigetragen haben, ist nicht zu bezweifeln.

Der Wert des in Schottland vor der Union (1707) unlaufenden und unmittelbar nach ihr zum Zweck einer Umprägung in die Bank von Schottland gelieferten Silbergeldes betrug £ 411,117 10 sh. 9 d. Über die Goldmünzen war keine Berechnung aufzutreiben, doch

geht aus den alten schottischen Münzberichten hervor, daß der Wert des jährlich gemünzten Goldes den des Silbers etwas überstieg. Sehr viele, die an der Zurückzahlung zweifelten, brachten damals ihr Silber nicht zur Bank von Schottland*); auch lief einiges englisches Geld um, das nicht eingefordert wurde. Der Gesamtwert des vor der Union in Schottland umlaufenden Goldes und Silbers kann daher auf mindestens eine Million £ veranschlagt werden. Dies dürfte so ziemlich der ganze Umlauf des Landes gewesen sein; denn obwohl die Bank von Schottland, die damals noch ohne Konkurrenz war, vorher eine nicht unbeträchtliche Menge Noten im Umlauf hatte, so war sie doch im Verhältnis zum Ganzen nur unbedeutend. Gegenwärtig kann man den ganzen Umlauf Schottlands auf mindestens zwei Millionen veranschlagen, wovon wahrscheinlich kaum eine halbe Million in Gold und Silber besteht. Obwohl aber der Umlauf an Gold und Silber so bedeutend abgenommen hat, scheint doch der wahre Wohlstand des Landes keineswegs gelitten zu haben; im Gegenteil haben sich Ackerbau, Industrie und Handel, hat sich der Jahresertrag seines Bodens und seiner Arbeit offenbar gehoben.

Die meisten Banken geben ihre Noten mittelst Wechseldiskont, d. h. Geldvorschuß auf Wechsel vor der Verfallzeit aus. Von der vorzuschießenden Summe werden die gesetzlichen Zinsen bis zum Verfalltage des Wechsels abgezogen. Die Bezahlung des fälligen Wechsels erstattet der Bank den Vorschuß nebst einem Zinsgewinn zurück. Der Bankier, der dem Kaufmann, dessen Wechsel er diskontiert, nicht Gold und Silber, sondern seine eigenen Noten gibt, hat den Vorteil, daß er um den ganzen Betrag erfahrungsmäßig im Umlauf bleibender Noten mehr diskontieren kann, wodurch er an einer um soviel größeren Summe Zinsen macht.

*) Siehe Ruddiman's Vorrede zu Andersons *Diplomata Scotiae*.

Der noch immer nicht sehr bedeutende schottische Handelsverkehr war zu der Zeit, als die beiden ersten Banken gegründet wurden, noch viel geringfügiger, und diese Gesellschaften würden wenig Geschäfte gemacht haben, wenn sie sich auf Wechseldiskont beschränkt hätten. Sie ersannen deshalb eine andere Methode ihre Noten auszugeben, indem sie nämlich sogenannte Kassakonten einrichteten, d. h. jedem, der zwei Leute von unzweifelhaftem Kredit und gutem Grundbesitz als Bürgen für die Rückzahlung stellen konnte, bestimmte Summen, z. B. zwei oder dreitausend Pfund, kreditierten. Kredite dieser Art werden, glaube ich, überall in der Welt von Banken und Bankiers bewilligt, aber die leichten Bedingungen, die die schottischen Banken hinsichtlich der Rückzahlung stellen, sind, so viel ich weiß, ihnen eigentümlich und waren vielleicht die Hauptsache sowohl der guten Geschäfte, die sie machten, als auch des Nutzens, den das Land daraus zog.

Wer einen solchen Kredit bei einer dieser Gesellschaften hat, und z. B. tausend Pfund von ihr borgt, kann diese Summe in Raten zu zwanzig und dreißig Pfund zurückzahlen, wobei die Zinsen von dem Tage der Einzahlung an abgerechnet werden. Alle Kaufleute, überhaupt fast alle Geschäftsleute finden es daher vorteilhaft, sich Kassakonten bei ihnen zu verschaffen, und sind dadurch selbst dabei interessiert, die Geschäfte jener Gesellschaften zu fördern, ihre Noten bereitwillig bei allen Zahlungen anzunehmen und andere Leute zu bewegen, dasselbe zu tun. Wenn die Geschäftsfreunde der Banken Geld von ihnen wünschen, so schießen letztere es gewöhnlich in ihren Noten vor. Diese Noten geben die Kaufleute ihrerseits an die Gewerbetreibenden für Waren in Zahlung, die Gewerbetreibenden geben sie für Rohstoffe und Lebensmittel an die Pächter, die Pächter als Rente an die Grundeigen-

tümer, die Grundeigentümer zahlen sie für Bedarfs- und Luxusartikel an die Kaufleute, und die Kaufleute endlich schicken sie an die Banken zurück, um ihre Kassenkonten zu begleichen, oder ihr Darlehen zurückzuzahlen, und so werden fast alle Geschäfte des Landes mittelst jener Noten geführt. Daher das große Geschäft jener Gesellschaften.

Mittelst der Kassenkonten kann jeder noch so vorsichtige Kaufmann größere Geschäfte treiben, als es ihm sonst möglich wäre. Von zwei Kaufleuten, von denen einer in London, der andere in Edinburgh wohnt, und die beide Kapitalien in dem nämlichen Geschäftszweige angelegt haben, kann der Edinburgher ohne Unvorsichtigkeit größere Geschäfte treiben, und mehr Leute beschäftigen, als der Londoner. Der Letztere muß zu Hause oder bei seinem Bankier, der ihm keine Zinsen dafür gibt, immer eine beträchtliche Summe bereit halten, um für die Ware, die er kauft, auf Verlangen sofort Zahlung leisten zu können. Angenommen, diese Summe belaufe sich gewöhnlich auf £ 500, so muß der Wert der Waren in seinem Lager um £ 500 geringer sein, als es nötig wäre, wenn er nicht diese Summe unbeschäftigt liegen lassen müßte. Setzt er gewöhnlich seine Vorräte einmal jährlich um, so wird er, da er diese Summe unbeschäftigt lassen muß, im Jahr für £ 500 Waren weniger verkaufen, als er es sonst könnte. Sein jährlicher Gewinn wird daher um den Betrag geringer sein, den er durch den Verkauf von Waren im Werte von £ 500 hätte erwarten können, und die Anzahl der Leute, denen er zu tun gibt, wird um soviel kleiner sein, als durch £ 500 mehr hätten beschäftigt werden können. Der Edinburgher Kaufmann dagegen braucht kein Geld zur Deckung gelegentlicher Forderungen unbeschäftigt liegen zu lassen. Er deckt solche durch sein Kassenkonto bei der Bank, und erstattet nach und

nach die geborgte Summe mit dem bei ihm eingehenden Geld oder Papier zurück. Er kann daher ohne jede Unvorsichtigkeit mit dem nämlichen Kapital fortwährend eine größere Menge Waren auf Lager halten, als der Londoner Kaufmann, und dadurch sowohl für sich selbst einen größeren Gewinn ziehen, als auch eine größere Zahl fleißiger Leute, von denen er die Waren entnimmt, beschäftigen. Daher der große Vorteil, den das Land aus jenen Unternehmungen zieht.

Man sollte zwar glauben, daß die Leichtigkeit des Wechseldiskonts den englischen Kaufleuten Vorteile biete, die den Kassenkonten der schottischen Kaufleute gleichkommen. Aber man darf nicht vergessen, daß die schottischen Kaufleute ihre Wechsel eben so leicht diskontieren können wie die englischen, und außerdem noch den Vorteil ihrer Kassenkonten haben.

Der Gesamtwert des Papiergeldes, das in einem Lande mit Leichtigkeit umzulaufen vermag, kann den Wert des Goldes und Silbers nicht übersteigen, dessen Stelle es ersetzen oder das bei gleichem Verkehr umlaufen würde, falls es kein Papiergeld gäbe. Sind beispielsweise Zwanzigschillingnoten das niedrigste Papiergeldzeichen, so kann ihre Summe, die mit Leichtigkeit umläuft, die Summe des Goldes und Silbers nicht übersteigen, welche erforderlich wäre, die im Lande vorkommenden jährlichen Umsätze von zwanzig Schilling und darüber zu bewirken. Übersteigt einmal das umlaufende Papier diese Summe, so muß der Überschuß, da er weder ins Ausland gesendet, noch in dem inneren Umlauf verbraucht werden kann, sofort in die Banken zurückkehren, um gegen Gold und Silber ausgetauscht zu werden. Viele würden einsehen, daß sie mehr Papier haben, als sie zum Geschäftsbetriebe im Lande brauchen, und da sie es nicht ins Ausland schicken können, Barzahlung dafür fordern. In Gold und Silber umgewechselt

können sie das Geld leicht zu Sendungen ins Ausland gebrauchen; in Gestalt des Papiers dagegen hat es für sie keinen Nutzen. Es würde deshalb alsbald ein Sturm auf die Banken entstehen und der ganze Betrag des überflüssigen Papiers zur Einlösung vorgelegt werden; und wenn sie Schwierigkeiten machten, so würde noch um einen weit größeren Betrag sturmge laufen werden: denn der Lärm, den die Weigerung hervorbrächte, würde den Sturm notwendig vermehren.

Außer den Kosten, die allen Geschäftszweigen gemeinsam sind, wie Hausmiete, Lohn der Gehilfen und Buchhalter usw., erwachsen einer Bank noch besondere Kosten hauptsächlich dadurch, daß sie erstens jederzeit eine große Summe zur Befriedigung der gelegentlichen Forderungen seitens der Noteninhaber unverzinslich liegen haben und zweitens die Kassen, sobald sie geleert sind, wieder füllen muß.

Eine Bankgesellschaft, die mehr Papier ausgiebt, als im Umlauf des Landes zu verwenden ist, und zu der der Überschuß fortwährend zurückkehrt, müßte die in der Kasse gehaltene Menge Gold und Silbers, nicht nur im Verhältnis jenes Übermaßes ihres Umlaufs, sondern in noch weit größerem Verhältnisse vermehren, da ihre Noten weit schneller zurückkehren, als das Verhältnis jenes Übermaßes es mit sich bringt. Die Gesellschaft müßte also die erstere Ausgabe nicht nur nach Verhältnis der forzierten Geschäftszunahme, sondern nach weit größerem Verhältnis vermehren.

Auch müssen die Barbestände der Gesellschaft, wenn sie auch viel größer sind, sich doch weit schneller leeren, als wenn das Geschäft in verständige Grenzen eingeschränkt wird, und nicht nur stärkere, sondern auch dauerndere und ununterbrochenere Ausgaben erfordern, um wieder gefüllt zu werden. Und die auf diese Weise fortwährend in großen Mengen ihren Kassen

entnommene Münze kann auch im Umlaufe des Landes nicht verwendet werden. Sie tritt an die Stelle eines Papiergeldes, von dem schon zu viel vorhanden war, um im Umlauf verwendet werden zu können, und übersteigt daher gleichfalls den Bedarf. Da man aber diese Münze nicht wird müßig liegen lassen wollen, so muß sie in der einen oder anderen Gestalt ins Ausland gesendet werden, um dort die gewinnbringende Verwendung zu finden, die ihr im Lande nicht zu Teil wird; und diese beständige Ausfuhr von Gold und Silber muß notwendig die Kosten, die die Bank für Anschaffung frischen Goldes und Silbers zur Füllung ihrer Kassen aufwenden muß, die sich so schnell leeren, noch erhöhen. Eine solche Gesellschaft muß daher je nach dem Ueberschusse der Geschäftsausdehnung die zweite Art ihrer Unkosten noch mehr erhöhen, als die erstere.

Angenommen, die Noten einer Bank, die der Umlauf des Landes leicht aufnehmen und verwenden kann, machten genau £ 40,000 aus, und diese Bank müßte, um den gelegentlichen Forderungen zu entsprechen, jederzeit £ 10,000 in Gold und Silber vorrätig haben. Sollte diese Bank versuchen, £ 44,000 in Umlauf zu setzen, so würden die £ 4000, die sie mehr ausgiebt, als der Umlauf leicht aufnehmen und verwenden kann, fast eben so schnell zu ihr zurückkehren, als sie ausgegeben wurden. Um den gelegentlichen Forderungen zu entsprechen, müßte die Bank also jederzeit nicht nur £ 11,000, sondern £ 14,000 in der Kasse haben. Sie würde auf diese Weise an den Zinsen der den Umlauf übersteigenden £ 4000 nichts gewinnen, und die ganzen Unkosten für beständige Anschaffung von £ 4000 in Gold und Silber, die eben so schnell wieder gehen, wie sie kommen, verlieren.

Hätten alle Banken stets ihr Interesse verstanden und gewahrt, so würde der Umlauf niemals mit Papiergeld überfüllt worden sein. Aber dies war eben nicht

immer der Fall und der Umlauf wurde oft genug mit Papiergeld überfüllt.

Durch Ausgabe einer zu großen Masse Papier, dessen Überschuß stets zurückkehrte, um gegen Gold und Silber ausgetauscht zu werden, sah sich die Bank von England genötigt, jährlich zwischen £ 800,000 und 1,000,000 oder durchschnittlich £ 850,000 Gold prägen zu lassen. Zu diesem Ende war die Bank, weil seit einigen Jahren die Goldmünzen stark abgenutzt und verschlechtert waren, oft genötigt, Goldbarren zu dem hohen Preise von £ 4 für die Unze zu kaufen, die sie bald darauf als Münze zu £ 3 17 sh. 10¹/₂ d. wieder ausgab, wobei sie also zwischen 2¹/₂ und 3% verlor, ein bei einer so großen Summe sehr bedeutender Verlust. Obgleich die Bank keinen Schlagschatz zahlte, und eigentlich die Regierung die Kosten der Ausmünzung trug, so konnte diese Freigebigkeit des Staates doch nicht die Unkosten der Bank verhüten.

Die schottischen Banken sahen sich durch ähnliche Überschreitungen genötigt, beständig Agenten in London zu halten, um Geld für sie zu beschaffen, was selten ohne einen Verlust von 1¹/₂ bis 2% abging. Dazu kamen noch ³/₄% oder 15 sh. auf £ 100 für Fracht und Versicherung. Die Agenten aber waren nicht immer im Stande, die Kassen ihrer Auftraggeber so rasch zu füllen, als sie sich geleert hatten. In diesem Falle ergriffen die Banken das Auskunftsmittel, auf ihre Korrespondenten in London Wechsel in Höhe der benötigten Summen zu ziehen. Zogen später die Korrespondenten ihrerseits Wechsel in gleichem Betrage, samt Zinsen und Provision, auf die Banken, so vermochten manche von ihnen, bei der Verlegenheit, in die sie durch den übermäßigen Umlauf geraten waren, die Tratten oft auf keine andre Art zu bezahlen, als indem sie eine zweite Serie von Wechseln entweder auf den nämlichen oder auf andere Korrespondenten in London zogen;

und so machte ein und dieselbe Summe, oder vielmehr Wechsel von ein und derselben Summe, mitunter mehr als zwei oder drei Reisen, wobei die schuldende Bank stets die Zinsen und Provisionen auf die ganze sich häufende Summe zu bezahlen hatte. Selbst solche schottische Banken, die niemals eine besonders große Unvorsichtigkeit an den Tag legten, sahen sich manchmal in die Notwendigkeit versetzt, dieses verderbliche Auskunftsmittel zu ergreifen.

Das Goldgeld, das von der Bank von England oder von den schottischen Banken im Austausch gegen denjenigen Teil ihres Papiers gezahlt wurde, der den Umlaufsbedarf des Landes überstieg, wurde, da es gleichfalls diesen Bedarf überstieg, bald im gemünzten Zustande, bald eingeschmolzen und als Barren ins Ausland gesandt, oder auch eingeschmolzen und zu dem hohen Preise von £ 4 für die Unze an die Bank von England verkauft. Man suchte mit aller Sorgfalt nur die neuesten, schwersten und besten Stücke aus, um sie fortzusenden oder einzuschmelzen. Im Lande selbst hatten diese schweren Stücke als Münze keinen höheren Wert, als die leichten; sie erhielten ihn aber, wenn sie entweder ins Ausland geschickt oder im Lande selbst zu Barren eingeschmolzen wurden. Die Bank von England fand zu ihrem Erstaunen, daß trotz ihrer großen Ausmünzungen sich alljährlich wieder derselbe Mangel an Münze zeigte, wie im Vorjahr, und daß, trotz der großen Menge guter und neuer Münzen, die die Bank jährlich ausbrachte, der Zustand der Münzen, statt besser zu werden, mit jedem Jahre schlechter wurde. Mit jedem Jahre war man von neuem genötigt, beinahe die nämliche Menge Gold ausmünzen zu müssen, wie im Vorjahre, und dabei wurden die Kosten dieser großen jährlich wiederkehrenden Ausmünzung durch das fortwährende Steigen des Goldbarrenpreises, der wegen der Abnutzung und Be-

schneidung des Geldes immer höher wurde, von Jahr zu Jahr größer. Die Bank von England muß nämlich durch die eigne Versorgung mit barem Gelde indirekt das ganze Reich damit versorgen, wohin es aus der Bank auf den verschiedensten Wegen beständig abfließt. So viel Bargeld daher auch erforderlich war, um den übermäßigen Umlauf schottischen und englischen Papiergeldes aufrecht zu erhalten, und so große Lücken auch dieser übermäßige Umlauf in der für das Reich nötigen Münze hervorbrachte: die Bank von England mußte für ihre Beschaffung sorgen. Allerdings bezahlten auch die Schotten ihre Unvorsichtigkeit teuer; aber die Bank von England hatte nicht nur ihre eigene, sondern auch die noch weit größere Unvorsichtigkeit fast aller schottischen Banken sehr teuer zu bezahlen.

Die ursprüngliche Ursache dieses übermäßigen Papierumlaufs war die Spekulationswut einiger verwegenen Spekulanten in beiden Teilen des vereinigten Königreichs.

Eine Bank vermag den Handel- oder Gewerbetreibenden weder ihr ganzes Betriebskapital, noch auch nur einen erheblichen Teil von ihm, sondern nur denjenigen Teil vernünftiger Weise vorzuschießen, den sie ohne jenen Vorschuß unbeschäftigt zur Befriedigung einlaufender Forderungen in barem Gelde liegen haben müßten. Übersteigt das Papiergeld, das die Bank vorschießt, niemals diesen Betrag, so kann es auch niemals den Betrag des Goldes und Silbers übersteigen, das im Lande umlaufen würde, wenn es kein Papiergeld gäbe; oder mit andern Worten: es kann die Menge nicht übersteigen, die der Umlauf des Landes mit Leichtigkeit aufnehmen und verwenden kann.

Diskontiert eine Bank einem Kaufmann einen reellen von einem wirklichen Gläubiger auf einen wirklichen Schuldner ausgestellten Wechsel, der am Verfalltag pünktlich bezahlt wird, so schießt sie ihm nur einen

Teil des Betrages vor, den er sonst unbeschäftigt in barem Gelde bei sich liegen lassen müßte, um einlaufende Forderungen befriedigen zu können. Die Bezahlung des Wechsels am Verfalltage erstattet der Bank den Betrag ihres Vorschusses mit Zinsen zurück. Die Kassen der auf Geschäfte mit solchen Kunden beschränkten Bank gleichen einem Teich, aus dem zwar stets Wasser abfließt, aber in den auch stets wieder ebenso viel hineinfließt, so daß der Teich ohne alle weitere Sorge oder Wartung immer gleich oder beinahe gleich voll bleibt. Die Kassen einer solchen Bank wieder zu füllen, kann nur wenig oder gar keine Unkosten verursachen.

Jedoch auch ohne seinen Betrieb übermäßig auszu dehnen, kann ein Kaufmann oft in den Fall kommen, bares Geld zu brauchen, für das er keine Wechsel zu diskontieren hat. Schießt ihm die Bank, die gewöhnlich seine Wechsel diskontiert, in solchen Fällen auch noch diese Summe auf sein Kassenkonto vor und gestattet unter den leichten Bedingungen der schottischen Banken ratenweise Rückzahlung, so überhebt sie ihn gänzlich der Notwendigkeit, einen Teil seines Kapitals zur Befriedigung einlaufender Forderungen unbeschäftigt in barem Gelde liegen zu haben. Er befriedigt sie aus seinem Kassenkonto. Doch hat die Bank bei solchen Kunden sehr genau darauf zu achten, ob innerhalb eines kurzen Zeitraums, z. B. von vier, fünf, sechs oder acht Monaten, der Betrag der Ratenzahlungen dem Betrag der Vorschüsse gleichkommt oder nicht. Ist ersteres der Fall, so kann die Bank ohne Gefahr mit solchen Kunden die Geschäfte fortsetzen. Denn wenn auch in diesem Falle der Abzug aus den Kassen fortwährend sehr stark ist, so wird doch der Zugang wenigstens eben so stark sein, so daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Kassen sich ohne weitere Sorge auf annähernd gleichem Bestande erhalten und kaum Unkosten für Geldbeschaffung

erfordern werden. Bleibt dagegen der Betrag der Rückzahlungen gewöhnlich weit hinter den Vorschüssen zurück, so kann die Bank mit derartigen Kunden die Geschäfte nicht mit Sicherheit fortsetzen, falls sie ihre Gebahrungen nicht ändern. Der fortdauernde Abzug aus ihren Kassen muß in diesem Falle weit größer sein, als der Zugang, so daß die Kassen, wenn sie nicht mit großen Kosten beständig wieder ergänzt werden, bald gänzlich erschöpft sein müssen.

Deshalb waren die schottischen Banken lange Zeit eifrig darauf bedacht, von allen ihren Kunden oftmalige und regelmäßige Rückzahlungen zu fordern, und es lag ihnen wenig an Geschäftsverbindungen mit Leuten, die so groß ihr Vermögen oder Kredit sein mochte, doch, wie sie sich ausdrückten, keine häufigen und regelmäßigen Geschäfte mit ihnen machten. Durch diese Behutsamkeit erreichten sie, abgesehen davon, daß sie ungewöhnliche Kosten für Ergänzung ihrer Barbestände ersparten, zwei andere sehr wesentliche Vorteile.

Erstens waren sie durch ihre Behutsamkeit in Stand gesetzt, sich über die guten und schlechten Vermögensumstände ihrer Schuldner hinreichend auf dem Laufenden zu halten, ohne andere Auskunft zu brauchen, als ihre eignen Bücher sie darboten: denn die Schuldner sind meist mit der Rückzahlung pünktlich oder saumselig, je nachdem sie sich in guten oder schlechten Umständen befinden. Ein Privatmann, der sein Geld vielleicht an ein halbes Dutzend oder ein Dutzend Schuldner ausleiht, kann entweder selbst oder durch Agenten ihr Verhalten und ihre Lage beobachten. Aber eine Bankgesellschaft, die vielleicht an fünfhundert Leute Geld ausleiht, und deren Aufmerksamkeit stets auf sehr verschiedene Dinge gerichtet ist, kann sich über die Gebahrungen und Umstände ihrer meisten Schuldner nur aus ihren eignen Büchern unterrichten. Diesen Vorteil hatten auch wahrschein-

lich die schottischen Banken im Auge, wenn sie häufige und regelmäßige Rückzahlungen von ihren Kunden verlangten.

Zweitens sicherten sie sich durch diese Behutsamkeit gegen die Möglichkeit, mehr Papier auszugeben, als der Umlauf des Landes leicht aufnehmen und gebrauchen konnte. Bemerkten sie, daß die Rückzahlungen eines Kunden innerhalb eines kurzen Zeitraums den Bankvorschüssen gleich kamen, so konnten sie sicher sein, daß das Papiergeld, das sie ihm vorgeschossen hatten, niemals die Menge Gold und Silber überstieg, die er ohne ihren Vorschuß zur Deckung einlaufender Forderungen hätte halten müssen, und daß folglich das Papiergeld, das auf diese Weise in Umlauf gebracht war, niemals die Menge Gold und Silber überstieg, die in dem Lande umgelaufen sein würde, wenn es kein Papiergeld gegeben hätte. Die Häufigkeit, Regelmäßigkeit und Höhe der Rückzahlungen zeigte hinlänglich, daß der Betrag ihrer Vorschüsse niemals den Teil seines Kapitals überstieg, den er ohne sie zur Deckung einlaufender Forderungen, d. h. um sein übriges Kapital in beständiger Beschäftigung erhalten zu können, in barem Gelde hätte liegen haben müssen. Nur dieser Teil seines Kapitals kehrt nach und nach in Papier oder Münze an den Geschäftsmann zurück, und geht ebenso wieder von ihm fort. Überschreiten in der Regel die Vorschüsse der Bank diesen Teil seines Kapitals, so können seine allmählichen Rückzahlungen dem Betrag ihrer Vorschüsse nicht gleich kommen. Der durch seine Geschäfte fortwährend herbeigeführte Rückfluß in die Kassen der Bank hätte dem infolge der nämlichen Geschäfte bewirkten Abzug aus ihnen nicht gleichkommen können. Wenn die Vorschüsse an Banknoten die Menge Gold und Silber, die der Kaufmann ohne jene Vorschüsse zur Befriedigung gelegentlicher Forderungen hätte

zurückbehalten müssen, überstiegen, so konnten sie bald die ganze Menge Gold und Silber übersteigen, die (bei gleichbleibendem Verkehr) im Lande umgelaufen sein würde, falls es kein Papiergeld gab, und folglich die Menge, die der Umlauf des Landes leicht aufzunehmen und zu verwenden vermochte; und nun würde das überschüssige Papiergeld sofort zur Bank zurückgekehrt sein, um gegen Gold und Silber ausgewechselt zu werden. Dieser zweite, ebenso wichtige Vorteil wurde vielleicht nicht von allen schottischen Banken so gut begriffen wie der erste.

Wenn die kreditwürdigen Geschäftsleute eines Landes teils durch die Bequemlichkeit des Wechseldiskonts, teils durch die Kassenkonti der Notwendigkeit überhoben sind, einen Teil ihres Kapitals für gelegentliche Forderungen unbeschäftigt bar liegen zu haben, so können sie füglich keinen weiteren Beistand von den Banken und Bankiers erwarten, die ohne Verletzung ihres eignen Interesses und ihrer Sicherheit nicht weiter gehen können, als bis zu diesem Punkte. Eine Bank kann ihres eignen Interesses wegen einen Geschäftsmann nicht das ganze Betriebskapital, oder auch nur seinen größten Teil vorschießen, weil, wenn auch das Kapital stets in Form von Geld zu ihm zurückkehrt und ihn ebenso verläßt, doch zu große Zeiträume zwischen dem Wiedereingehen des Ganzen und dem Fortgang des Ganzen liegen, und seine Rückzahlungen nicht in so kurzen Zwischenräumen, wie es der Bank lieb sein muß, den Vorschüssen gleichkommen könnten. Noch weniger aber könnte eine Bank ihm einen bedeutenden Teil seines stehenden Kapitals vorschießen, des Kapitals, das der Unternehmer eines Eisenwerkes zur Herstellung der Schmieden, Hämmer, Werkstätten, Magazine, Wohngebäude für die Arbeiter usw. braucht; oder das der Bergwerksunternehmer braucht, um die Schachte

abzuteufen, Pumpwerke aufzustellen, Wege und Fahrstraßen zu machen usw.; oder das der Landwirt zu Kulturverbesserungen, Abzugsgräben, Einzäunungen, zur Düngung und Bestellung unbebauter Felder, zu Wirtschaftsgebäuden und ihrem Zubehör an Ställen, Speichern usw. braucht. Die Erträgnisse des stehenden Kapitals gehen fast stets langsamer ein als die des unlaufenden, und solche Ausgaben machen sich, selbst bei der größten Vor- und Umsicht in ihrer Verwendung, doch gewöhnlich erst nach vielen Jahren wieder bezahlt, eine viel zu lange Zeit, um für eine Bank annehmbar zu sein. Kaufleute und andere Unternehmer können gewiß viele ihrer Pläne recht gut mit geborgtem Gelde ausführen. Zur Sicherstellung ihrer Gläubiger muß jedoch ihr eignes Kapital in diesem Falle groß genug sein, um so zu sagen das Kapital der anderen zu versichern, das heißt, um es unwahrscheinlich zu machen, daß die Gläubiger einen Verlust erleiden werden, selbst wenn der Ertrag weit hinter den Hoffnungen der Unternehmer zurückbleiben sollte. Aber auch dann sollte das Geld, das man erst nach mehreren Jahren zurück zu zahlen beabsichtigt, nicht von einer Bank, sondern auf Obligationen und Hypotheken von Privatleuten geborgt werden, die von den Zinsen ihres Geldes leben wollen, ohne es in eignen Geschäften anzulegen, und die ihre Kapitalien deshalb gern an Leute von gutem Kredit ausleihen und Jahre lang stehen lassen. Freilich wäre eine Bank, die ihre Gelder ohne Kosten an Stempel und für Notariatsgebühren verleiht und die Rückzahlung unter so leichten Bedingungen wie die schottischen Banken gestattet, ein sehr willkommener Gläubiger für solche Unternehmer; allein die letzteren wären sehr ungeeignete Schuldner für eine Bank.

Schon vor mehr als fünfundzwanzig Jahren betrug das von den verschiedenen schottischen Banken ausge-

gebene Papiergeld so viel, oder eher noch etwas mehr, als der Umlauf des Landes leicht aufnehmen und verwenden kann. Schon damals also hatten diese Gesellschaften den schottischen Handel- und Gewerbetreibenden all' den Beistand geleistet, den Banken und Bankiers, ohne gegen ihr eignes Interesse zu handeln, leisten können. Sie hatten sogar etwas mehr getan. Sie hatten das Geschäft etwas übertrieben, und sich Verluste, oder wenigstens die Gewinnreduktion zugezogen, die bei der geringsten derartigen Geschäftsüberreibung nicht ausbleiben kann. Die Handel- und Gewerbetreibenden aber, die von den Banken und Bankiers soviel Beistand erhalten hatten, wünschten noch mehr zu erhalten. Sie schienen zu glauben, daß die Banken ihren Kredit auf jede mögliche Summe ausdehnen könnten, ohne daß es sie mehr koste, als ein par Ries Papier. Sie klagten über die Engherzigkeit und Mutlosigkeit der Bankdirektoren, die, wie sie sagten, ihre Kredite nicht nach der Ausdehnung der geschäftlichen Unternehmungen im Lande einrichteten, und verstanden ohne Zweifel unter der Ausdehnung der geschäftlichen Unternehmungen die Ausdehnung ihrer eigenen Pläne, die sie weder mit ihrem eigenen Kapital, noch mit dem auf Obligationen und Hypotheken bei Privatleuten genommenen Kredit bestreiten konnten. Sie erachteten die Banken durch ihre Ehre verpflichtet, das Fehlende herzugeben, und sie mit allem Kapital zu versehen, das sie zu ihren Unternehmungen brauchten. Ganz anderer Meinung waren jedoch die Banken, und da sie sich weigerten, ihren Kredit soweit auszudehnen, so nahmen manche jener Geschäftsleute ihre Zuflucht zu einem Mittel, das ihren Zwecken eine Zeit lang, zwar nicht so billig aber doch ebenso wirksam diene, als es der größte Bankkredit vermocht hätte. Dies Mittel war kein anderes, als der wohlbekannte Notbehelf, den unglückliche Geschäftsleute bisweilen ergreifen, wenn sie

am Rande des Bankerotts stehen. Diese Art Geld aufzubringen war in England längst bekannt, und soll während des letzten Krieges, wo die hohen Geschäftsgewinne mächtig zur Überspekulation verleiteten, in größtem Maßstabe angewendet worden sein. Aus England wurde diese Methode nach Schottland verpflanzt, wo sie im Verhältnis zu dem sehr beschränkten Verkehr und dem sehr mäßigen Kapital des Landes bald in einer weit größeren Ausdehnung gehandhabt wurde, als jemals in England.

Die Wechselreiterei ist allen Geschäftsleuten so wohl bekannt, daß es unnötig scheinen könnte, sie näher zu erklären. Da indessen dies Buch manchem in die Hand kommen kann, der kein Geschäftsmann ist, und da selbst Geschäftsleute den Einfluß dieses Mittels auf das Bankwesen nicht immer genau kennen, so will ich es möglichst faßlich zu erklären suchen.

Die Handelsgebräuche, die in Europa zu einer Zeit eingeführt wurden, als die unzureichenden Gesetze die Erfüllung von Verträgen noch nicht erzwangen, und die in den beiden letzten Jahrhunderten in die Gesetze aller europäischen Nationen übergegangen sind, erteilten den Wechslern so außerordentliche Vorrechte, daß auf sie weit eher Geld zu haben ist, als auf jede andere Schuldverschreibung, zumal sie in kurzer Zeit, etwa in zwei oder drei Monaten nach dem Tage der Ausstellung zahlbar sind. Wenn der Akzeptant den Wechsel bei Vorzeigung am Verfalltage nicht zahlt, so erklärt er sich in demselben Augenblicke dadurch für bankerott. Der Wechsel wird protestiert, und geht an den Aussteller zurück, der, wenn er nicht sofort zahlt, gleichfalls für bankerott gilt. Ist der Wechsel, ehe er in die Hände dessen kommt, der ihn dem Akzeptanten zur Zahlung präsentiert, durch die Hände einiger anderen Personen gegangen, die sich nachein-

ander seine Valuta in Geld oder Waren auszahlen und zur Bekräftigung, daß jeder von ihnen die Valuta erhalten habe, den Wechsel girierten, d. h. ihre Namen auf die Rückseite des Wechsels schrieben, so wird jeder Girant seinerseits wieder dem Eigener des Wechsels für die Valuta verantwortlich, und ist mangels Zahlung ebenfalls sogleich bankerott. Wenn daher auch der Aussteller, der Akzeptant und die Giranten des Wechsels sämtlich Leute von zweifelhaften Kredit wären, so gewährt doch die Kürze des Zahlungstermins dem Besitzer des Wechsels eine gewisse Sicherheit. Denn wenn sie auch vielleicht sämtlich am Rande des Bankrotts stehen, läßt sich doch nicht erwarten, daß sie alle miteinander in so kurzer Zeit bankerott werden. Das Haus ist baufällig, sagt ein müder Wanderer zu sich selbst, und wird nicht mehr lange stehen; aber es wird doch wohl nicht heute Nacht einfallen, und so will ich es wagen, heute darin zu schlafen.

Nehmen wir an, A. in Edinburgh ziehe einen Wechsel auf B. in London, zahlbar zwei Monate nach dato. Eigentlich schuldet B. in London dem A. in Edinburgh Nichts, aber er ist damit einverstanden, den Wechsel des A. unter der Bedingung zu akzeptieren, daß er vor dem Zahltag einen Rückwechsel für dieselbe Summe nebst Zinsen und Provision, gleichfalls zahlbar zwei Monate nach dato, auf A. in Edinburgh ziehen darf. Nun zieht B. vor Ablauf der ersten zwei Monate diesen Rückwechsel auf A. in Edinburgh, der seinerseits vor Ablauf der anderen zwei Monate einen gleichfalls zwei Monate nach dato zahlbaren zweiten Wechsel auf B. in London zieht; und vor Ablauf der dritten zwei Monate nimmt wieder B. in London einen Rückwechsel auf A. in Edinburgh, gleichfalls zwei Monate nach dato zahlbar. Diese Praxis ist manchmal nicht Monate lang, sondern Jahre lang getrieben worden,

indem der Wechsel immer mit den aufgehäuften Zinsen und Provisionen für alle früheren Wechsel an A. in Edinburgh zurückkehrte. Die Zinsen betrugten fünf Prozent im Jahr, und die Provisionen mindestens ein halb Prozent bei jeder Tratte. Da die Provisionen sich mindestens sechsmal im Jahre wiederholten, so kostete das Geld, das A. durch dieses Mittel aufbrachte, ihn notwendig mehr als acht Prozent jährlich, ja zuweilen noch viel mehr, wenn entweder der Preis der Provision stieg, oder er Zinseszins für die Zinsen und Provisionen der früheren Wechsel zahlen mußte. Diese Praxis nannte man: Geld durch Umlauf aufbringen.

In einem Lande, wo der gewöhnliche Kapitalgewinn bei den meisten kaufmännischen Unternehmungen zwischen sechs und zehn Prozent beträgt, mußte eine Spekulation schon sehr glücklich ausfallen, wenn sie so viel einbringen sollte, um nicht nur die enormen Kosten des dazu erforderlichen Geldes, sondern auch noch einen ordentlichen Gewinn für den Unternehmer abzuwerfen. Dennoch sind große und weitaussehende Unternehmen unternommen und Jahre lang durchgeführt worden, ohne andere Kapitalien als die mit so enormen Kosten aufgebrachten. Die Projektentmacher sahen gewiß in ihren goldenen Träumen die großen Gewinne vor sich; allein beim Erwachen, entweder am Ende ihrer Unternehmungen, oder wenn sie nicht mehr imstande waren, sie weiter zu führen, dürften sie selten so glücklich gewesen sein, den Gewinn zu finden.*)

*) Die im Texte beschriebene Methode war keineswegs die gewöhnlichste oder die kostspieligste, wie jene Abenteurer zuweilen „Geld durch Umlauf aufbrachten“. Häufig setzte A. in Edinburgh den B. in London dadurch in Stand, den ersten Wechsel zu zahlen, daß er wenige Tage vor der Verfallzeit einen zweiten Wechsel, der auf drei Monate zu laufen hatte, auf den nämlichen B. in London zog, diesen an seine eigene Order zahlbaren Wechsel in Edinburgh al pari verkaufte, und mit der Valuta Wechsel auf

Die Wechsel, die A. in Edinburgh auf B. in London zog, diskontierte er regelmäßig zwei Monate vor der Verfallzeit bei einer Bank oder einem Bankier in Edinburgh, und die Rückwechsel, welche B. in London auf A. in Edinburgh zog, diskontierte dieser ebenso regelmäßig bei der Bank von England oder bei Londoner Bankiers. Die Vorschüsse auf solche Reitwechsel wurden in Edinburgh in Noten der schottischen Banken, oder in London, wenn sie bei der Bank von England diskontiert

London, zahlbar nach Sicht an die Order von B., kaufte und diesem zuschickte. Gegen das Ende des letzten Krieges stand der Wechselkurs zwischen Edinburgh und London oft drei Prozent zum Nachteil Edinburghs und jene Wechsel auf Sicht mußten also den A. dasselbe Agio kosten. Diese Transaktion, wenigstens viermal im Jahre wiederholt, und stets mit einer Provision von wenigstens einem Prozent belastet, mußte mithin den A. wenigstens vierzehn Prozent im Jahre kosten. Ein andermal setzte A. den B. dadurch in Stand, den ersten Wechsel zu zahlen, daß er wenige Tage vor der Verfallzeit einen zweiten Zweimonats-Wechsel nicht auf B., sondern auf eine dritte Person, z. B. auf C. in London zog. Dieser Wechsel wurde an die Order von B. gestellt, der ihn, sobald er von C. akzeptiert worden, bei einem Bankier in London diskontierte: A. aber setzte den C. dadurch in Stand zu zahlen, daß er wenige Tage vor der Verfallzeit einen dritten Zweimonats-Wechsel entweder auf seinen ersten Korrespondenten B. oder auf eine vierte oder fünfte Person D. oder E. zog. Dieser dritte Wechsel wurde an die Order von C. gestellt, der ihn, sobald er akzeptiert war, auf dieselbe Weise bei einem Londoner Bankier diskontierte. Da diese Tätigkeiten sich wenigstens sechsmal im Jahre wiederholten, und da jedesmal eine Provision von wenigstens einem halben Prozent, sowie die üblichen Zinsen auf fünf Prozent hinzukamen, so mußte diese Manier, Geld aufzubringen, ebenso wie die im Texte beschriebene, den A. etwas mehr als acht Prozent kosten. Weil jedoch der Wechselkurs zwischen Edinburgh und London gespart wurde, war sie etwas weniger kostspielig als die oben erwähnte, erforderte hingegen einen soliden Kredit bei mehr als einem Londoner Hause, ein Vorteil, den viele dieser Abenteurer sich nicht leicht verschaffen konnten.

wurden, in Noten dieser Bank ausgezahlt. Wurden nun auch die Wechsel, auf welche diese Noten vorgeschossen waren, sämtlich zur Verfallzeit eingelöst, so wurde doch der auf den ersten Wechsel vorgeschossene Betrag den Banken niemals wirklich wiedererstattet, weil immer, ehe ein Wechsel fällig war, ein anderer Wechsel in etwas höherem Betrage gezogen wurde, und die Diskontierung dieses Wechsels unumgänglich nötig war, damit der fällige Wechsel gezahlt werden konnte. Diese Zahlung war also durchaus eine nur scheinbare. Der durch diese Wechselreiterei aus den Kassen der Banken geleitete Abzug wurde niemals durch einen wirklichen Zugang wiederersetzt.

Die auf solche Reitwechsel ausgegebenen Noten beliefen sich zuweilen auf das ganze Betriebskapital eines großen, weitaussehenden landwirtschaftlichen, kaufmännischen oder industriellen Unternehmens, statt lediglich auf den Teil, den der Unternehmer, wenn es kein Papiergeld gegeben hätte, für gelegentliche Forderungen bar hätte liegen haben müssen. Folglich stellte das meiste Papiergeld einen Überschuß über den Betrag des Goldes und Silbers dar, das im Lande umgelaufen wäre, wenn es kein Papiergeld gäbe; es war also in größerer Menge vorhanden, als der Umlauf des Landes leicht aufnehmen und gebrauchen konnte, und kehrte aus diesem Grunde unmittelbar zu den Banken zurück, um gegen Gold und Silber umgewechselt zu werden, das diese sich dann verschaffen mußten, wie sie eben konnten. Es war ein Kapital, das jene Projektenmacher in sehr schlauer Weise den Banken nicht nur ohne deren Wissen und Willen, sondern vielfach auch ohne daß sie die leiseste Ahnung davon hatten, daß sie es in Wahrheit vorschossen, entzogen hatten.

Wenn zwei Leute, die fortwährend auf einander ziehen, ihre Wechsel stets bei demselben Bankier dis-

kontieren, so wird er sogleich entdecken, wie es mit ihnen steht, und deutlich sehen, daß sie ihr Geschäft nicht mit einem eigenen, sondern mit dem von ihm vorgeschossenen Kapital treiben. Diese Entdeckung ist jedoch keineswegs so leicht, wenn sie ihre Wechsel bald hier bald da diskontieren, und wenn nicht immer die nämlichen zwei Leute auf einander ziehen, sondern unter einem großen Kreise von Spekulanten abwechseln, die es vorteilhaft finden, einander in dieser Manier, Geld aufzubringen, beizustehen und es deshalb möglichst schwer zu machen, den Unterschied eines wirklichen und eines erdichteten Wechsels zu erkennen, d. h. eines Wechsels, der von einem wirklichen Gläubiger auf einen wirklichen Schuldner gezogen ist, und eines Wechsels, für welchen es eigentlich keinen anderen wirklichen Gläubiger giebt, als die Bank, die ihn diskontierte, und keinen anderen wirklichen Schuldner als den Spekulanten, der das Geld brauchte. Kommt auch ein Bankier dahinter, so ist es zuweilen schon zu spät und er hat die Wechsel dieser Spekulanten schon in so großem Betrage diskontiert, daß er sie durch die Weigerung, ferner zu diskontieren, notwendig bankrott machen und sich durch ihren Untergang sein eigenes Verderben bereiten würde. Er kann es daher für seine eigene Sicherheit nötig finden, noch einige Zeit in dieser gefährlichen Lage zu verbleiben, indem er sich nur nach und nach zurückziehen sucht, und täglich mehr Schwierigkeiten mit dem Diskontieren macht, um die Spekulanten allmählich zu zwingen, sich entweder an andere Bankiers zu wenden, oder auf andere Manier Geld aufzubringen, so daß er selbst baldmöglichst aus diesem Kreise herauskommt. Die Schwierigkeiten, die die Bank von England, die angesehensten Bankiers in London, und sogar die vorsichtigeren schottischen Banken einige Zeit nachdem sie alle schon zu weit gegangen waren, erhoben, schreckte

die Spekulanten nicht nur auf, sondern versetzte sie in die höchste Wut. Ihre eigne Not, die allerdings durch die vorsichtige und unerläßliche Zurückhaltung der Banken zuerst veranlaßt war, nannten sie die Not des Landes; und diese Not des Landes, sagten sie, habe man nur der Unwissenheit, Engherzigkeit und schlechten Leitung der Banken zu verdanken, die den hochherzigen Unternehmungen derer, die das Land zu verschönern, zu fördern und zu bereichern strebten, keine hinreichende Unterstützung zu teil werden ließen. Sie schienen die Banken für verpflichtet zu halten, so lange und so viel zu leihen, als sie zu borgen wünschten. Die Banken aber schlugen den einzigen Weg ein, auf dem es noch möglich war, ihren eigenen und den öffentlichen Kredit des Landes zu retten, indem sie sich weigerten, denen ferner zu kreditieren, die schon zu viel Kredit erhalten hatten.

Mitten in diesem Lärm und in dieser Not wurde in Schottland eine neue Bank zu dem ausdrücklichen Zwecke errichtet, der Not des Landes abzuhelfen. Das Vorhaben war edel, aber die Ausführung unbesonnen, und man hatte das Wesen und die Ursachen der Not, die man zu heben gedachte, wohl nicht richtig gewürdigt. Diese Bank zeigte sich sowohl in Bewilligung von Kassenkonten als auch im Diskontieren von Wechseln liberaler als jede andere. In Betreff der Wechsel scheint sie fast keinen Unterschied zwischen wirklichen und Reitwechseln gemacht, sondern beide gleichmäßig diskontiert zu haben. Es war der erklärte Grundsatz dieser Bank, auf jede leidliche Sicherheit das ganze Kapital für solche Arten von Anlagen vorzustrecken, aus denen es nur träge und spät wieder eingeht, namentlich für Verbesserungen der Bodenkultur. Solche Verbesserungen zu fördern, sollte der hauptsächlichste der gemeinnützigen Zwecke sein, zu deren Verwirklichung

die Bank gegründet worden war. Durch ihre Liberalität in Bewilligung von Kassenkonten und im Diskontieren von Wechseln gab sie ohne Zweifel eine große Menge von Banknoten aus. Diese Banknoten kehrten aber, da der größte Teil über das Maß hinausging, das der Umlauf des Landes leicht aufnehmen und gebrauchen kann, fast eben so schnell wie sie ausgegeben waren, zu ihr zurück, um gegen Gold und Silber umgewechselt zu werden. Ihre Kassen waren niemals vollständig versehen. Das durch zwei Subskriptionen aufgebrauchte Kapital betrug £ 160,000, wovon nur 80% eingezahlt wurden. Diese Summe war in mehreren Terminen einzuzahlen. Ein großer Teil der Aktionäre erhielt sogleich nach der ersten Einzahlung ein Kassenkonto bei der Bank, und die Direktoren, die sich für verpflichtet hielten, gegen ihre eigenen Teilnehmer dieselbe Liberalität zu beobachten, mit der sie gegen alle anderen Leute verfahren, gestatteten vielen von ihnen, auf das Kassenkonto so viel zu borgen, als sie in allen folgenden Terminen einzuzahlen hatten. Diese Einzahlungen brachten daher nur soviel in die eine Kasse, als einen Augenblick vorher aus der anderen genommen war. Aber wenn die Barbestände der Bank auch noch so groß gewesen wären, der übermäßige Umlauf mußte sie doch schneller aufzehren, als sie sich wieder ergänzen ließen, wenn man nicht zu dem verderblichen Mittel greifen wollte, auf London zu ziehen und den Wechsel samt Zinsen und Provision am Verfalltage durch eine neue Tratte auf denselben Platz zu zahlen. Bei dieser schlechten Verfassung ihrer Kassenbestände soll sie schon wenige Monate nach Beginn des Geschäftes gezwungen gewesen sein, zu diesem Notbehelf zu greifen. Die Liegenschaften der Aktionäre waren mehrere Millionen wert, und sie hafteten durch ihre Unterschrift unter die Gründungsur-

kunde für alle Verpflichtungen der Bank. Mittelst des großen Kredits, den ein so bedeutendes Unterpfand notwendig verschaffen mußte, war die Bank imstande, trotz ihrer zu großen Liberalität das Geschäft länger als zwei Jahre zu betreiben. Als sie es einstellen mußte, hatte sie etwa £ 200,000 Banknoten im Umlauf, zu dessen Aufrechthaltung sie, da die Noten fortwährend ebenso schnell zurückkehrten, als sie ausgegeben waren, Wechsel auf London zog, deren Zahl und Betrag ohne Unterlaß wuchs und bei Einstellung des Geschäfts mehr als £ 600,000 betrug. In etwas mehr als zwei Jahren hatte also die Bank an allerlei Leute über £ 800,000 zu 5% vorgeschossen. An den £ 200,000 ihres Notenumlaufs können die 5% vielleicht als reiner Gewinn betrachtet werden, wovon nur die Verwaltungskosten abzuziehen sind. Dagegen zahlte sie auf die £ 600,000, für die sie fortwährend Wechsel auf London zog, mehr als 8% Zinsen und Provision, und verlor folglich an mehr als drei Vierteln ihres ganzen Umsatzes mehr als 3%.

Die Tätigkeit dieser Bank scheint gerade das Gegenteil von dem hervorgebracht zu haben, was ihre Gründer und Leiter beabsichtigt haben. Diese wollten die hochherzigen Unternehmungen — denn als solche wurden sie von ihnen betrachtet —, die damals in verschiedenen Teilen des Landes gemacht wurden, unterstützen, und zugleich das gesamte Bankgeschäft an sich reißen, um die übrigen schottischen Banken, besonders die Edinburger, deren Zurückhaltung im Diskontieren Mißfallen erregt hatte, zu verdrängen. Sicherlich gewährte die Bank den Spekulanten eine Zeitlang Erleichterung und setzte sie in Stand, ihre Projekte etwa zwei Jahre länger fortzusetzen, als es ihnen sonst möglich gewesen wäre; aber sie ermöglichte ihnen dadurch nur, sich um so tiefer in Schulden zu stürzen,

so daß, als der Tag des Verderbens kam, sowohl sie als ihre Gläubiger um so schwerer betroffen wurden. Statt die Not zu lindern, welche die Spekulanten über sich und über das Land gebracht hatten, dienten die Operationen der Bank in der Tat nur dazu, sie für lange Zeit zu verschärfen. Es wäre für die Spekulanten selbst, für ihre Gläubiger und für das Land weit besser gewesen, wenn die meisten von ihnen schon zwei Jahre früher hätten aufhören müssen. Dagegen brachte die zeitweilige Unterstützung, die die Bank den Spekulanten gewährte, den übrigen schottischen Banken eine wirkliche, dauernde Hilfe. Die sich mit Wechselreiterei abgaben, nahmen, da die übrigen Banken Reitwechsel nicht mehr diskontieren wollten, ihre Zuflucht zu der neuen Bank, wo sie mit offenen Armen aufgenommen wurden. Dadurch wurde es den übrigen Banken möglich, mit Leichtigkeit aus diesem verhängnisvollen Kreise hervorzutreten, während sie sonst schwerlich ohne bedeutenden Verlust, oder gar ohne dauernde Schädigung ihres Kredits davon gekommen wären.

Mit der Zeit haben also die Geschäfte dieser Bank die wirkliche Not des Landes, die sie zu lindern gedachte, vermehrt; hingegen die sehr große Not ihrer Mitbewerber, die sie zu stürzen beabsichtigte, völlig beseitigt.

Bei Eröffnung der Bank glaubten viele, sie werde ihre Kassen, so schnell sie sich auch leerten, leicht durch Anleihen wieder füllen können, die sie auf die Sicherheiten derer, denen sie ihr Papier vorschob, aufnähme. Die Erfahrung belehrte sie jedoch, glaube ich, bald, daß diese Art von Geldbeschaffung viel zu langsam sei, um den Zwecken der Bank zu entsprechen, und daß die Kassen, die von vornherein nicht ausreichend waren und sich so schnell vollends leerten, durch nichts anderes wieder zu füllen seien, als durch das verderbliche Mittel Wechsel auf London zu ziehen, die, wenn

sie fällig wurden, durch andere Tratten auf denselben Platz nebst Zinsen und Provision gezahlt werden mußten. Hätte die Bank aber auch auf dem ersteren Wege so schnell Geld aufbringen können, als nötig war, so mußte sie doch durch jede derartige Handlung verlieren, statt zu gewinnen, so daß sie sich als Handelsgesellschaft mit der Zeit doch ruiniert haben würde, wenn vielleicht auch nicht so schnell wie durch die kostspielige Wechselreiterei. An ihren Noten konnte sie keinen Zinsgewinn machen, da diese über das Maß hinausgingen, das der Umlauf des Landes aufnehmen und gebrauchen konnte, und ebenso schnell, als sie ausgegeben waren, zur Umwechslung gegen Gold und Silber zurückkehrten, weshalb die Bank stets von neuem Geld aufnehmen mußte. Hingegen mußten alle Unkosten für diese Aufnahmen, für die Anstellung von Agenten zur Beschaffung von Geld, für die Verhandlung mit den Darleihern und für die Ausfertigung der Verträge usw. von ihr getragen werden und in der Bilanz einen reinen Verlust ergeben. Der Plan, ihre Kassen auf diese Weise zu füllen, würde dem eines Mannes gleichen, der einen Teich besitzt, aus dem stets Wasser abfließt, ohne daß es durch einen Zufluß ersetzt wird, und der ihn dadurch immer gleichmäßig voll erhalten will, daß er eine Menge Leute anstellt, die mit Eimern aus einer mehrere Meilen entfernten Quelle unablässig Wasser zutragen, um ihn wieder zu füllen.

Hätte sich diese Tätigkeit aber auch für die Bank als ausführbar und gewinnbringend erwiesen, so würde doch das Land keinen Vorteil daraus gezogen, im Gegenteil nur einen beträchtlichen Verlust davon gehabt haben. Diese Handhabung konnte die Menge des auszuleihenden Geldes nicht im mindesten vermehren, sondern nur die Bank zu einer Art allgemeinen Leihamts für das ganze Land machen. Wer Geld borgen wollte, mußte,

statt zu den Privatleuten zu gehen, die ihr das Geld geliehen hatten, sich an die Bank wenden. Nun ist aber eine Bank, die vielleicht an fünfhundert den Direktoren meist so gut wie unbekannt Personen Geld ausleiht, schwerlich in der Wahl ihrer Schuldner vorsichtiger, als ein Privatmann, der sein Geld nur wenigen Leuten leiht, die er kennt und auf deren Besonnenheit und Solidität er sich verlassen zu können glaubt. Die Schuldner einer solchen Bank, wie die, deren Leitung ich hier beschrieben habe, waren wohl meist eitle Projektenmacher, Wechselreiter, die das Geld zu schwindelhaften Unternehmungen verwandten, die sie bei allem Beistand, der ihnen gewährt wurde, doch kaum auszuführen vermochten, und die, wenn sie wirklich ausgeführt wurden, doch niemals die verursachten Kosten wieder eingebracht und niemals einen Fonds geschaffen haben würden, der so viel Arbeit, wie auf sie verwendet war, hätte unterhalten können. Die besonnenen und soliden Schuldner von Privatleuten dagegen verwenden das geborgte Geld viel eher zu nüchternen, ihren Kapitalien angemessenen Unternehmungen, die zwar weniger großartig und wunderbar, dafür aber um so solider und gewinnbringender sind, alle für sie gemachten Auslagen mit reichem Gewinn zurückerstatten und dadurch einen Fonds schaffen, aus dem eine weit größere Menge Arbeit erhalten werden kann, als auf sie selbst verwendet war. Der glückliche Erfolg der erwähnten Tätigkeit würde mithin, ohne das Kapital des Landes im geringsten vergrößert zu haben, im Gegenteil einen großen Teil von ihm aus besonnenen und gewinnreichen Unternehmungen auf unbesonnene und keinen Gewinn bringende gelenkt haben.

Daß die schottische Industrie aus Mangel an Geld darniederliege, war die Ansicht des berufenen Law. Diesem Geldmangel gedachte er durch Errichtung einer besonderen Art von Bank abzuhelfen, die, wie er ge-

glaubt zu haben scheint, Papier im Betrage des Gesamtwertes aller Ländereien des Landes ausgeben könne. Das schottische Parlament hielt jedoch das Projekt, das ihm zuerst vorgelegt wurde, zur Annahme für nicht geeignet. Später wurde es mit einigen Abänderungen vom Herzog von Orleans, dem damaligen Regenten Frankreichs, angenommen. Der Gedanke, daß es möglich sei, Papiergeld in jedem beliebigen Umfange zu vermehren, lag dem sogenannten Mississippi-Projekte, vielleicht dem schwindelhaftesten Bank- und Börsenjobberprojekt, das die Welt je gesehen hat, zu Grunde. Die verschiedenen Leistungen dieses Projekts hat Du Verney in seiner „Prüfung der politischen Reflexionen über Handel und Finanzen des Herrn Du Tot“ so vollständig, klar und scharfsinnig entwickelt, daß ich sie hier nicht schildern will. Die Prinzipien, auf denen es beruhte, hat Law selbst in einer Abhandlung über Geld und Handel, die er in Schottland veröffentlichte, als er sein Projekt zuerst vorlegte, entwickelt. Die glänzenden, aber phantastischen Ideen, die in diesem und einigen anderen Büchern über die gleichen Prinzipien vorgetragen werden, machen immer noch auf viele Leute Eindruck, und haben vielleicht zum Teil jene Ausschreitungen im Bankwesen mit veranlaßt, die neuerdings in Schottland und anderwärts zu beklagen gewesen sind.

Die Bank von England ist die größte Zettelbank in Europa. Sie wurde infolge einer Parlamentsakte durch ein Patent vom 27. Juli 1694 errichtet. Damals schoß sie der Regierung die Summe von £ 1,200,000 vor gegen eine Annuität von £ 100,000, oder £ 96,000 jährlicher Zinsen zu 8% und £ 4000 für die jährlichen Verwaltungskosten. Es läßt sich denken, daß der Kredit der neuen durch die Revolution eingesetzten Regierung sehr gering gewesen sein muß, wenn sie

genötigt war, zu einem so hohen Zinsfuß Geld aufzunehmen.

Im Jahre 1697 wurde der Bank gestattet, ihr Kapital durch eine neue Einzahlung von £ 1,001,171 10 sh. zu vergrößern. Ihr Gesamtkapital betrug mithin damals £ 2,101,171 10 sh. Jene Einzahlung sollte, wie es hieß, den Staatskredit heben. Im Jahre 1696 standen die Tailles (Koupons) auf vierzig, fünfzig und sechzig Prozent, und die Banknoten auf zwanzig Prozent Disagio*.) Während der zu dieser Zeit vorgenommenen großen Silberumprägung hielt es die Bank für geraten, die Zahlung ihrer Noten zu suspendieren, was diese natürlich diskreditierte.

Infolge einer Akte aus dem siebenten Jahre der Königin Anna (c. 7.) schoß die Bank der Schatzkammer die Summe von £ 400,000 vor, so daß die Gesamtschuld mit Einschluß der auf die Annuität von £ 96,000 Zinsen und £ 4000 Verwaltungskosten vorgeschossenen, jetzt £ 1,600,000 ausmachte. Im Jahre 1708 war mithin der Kredit der Regierung so gut wie der der Privatleute, da sie zu sechs Prozent, dem damals gesetzlichen und üblichen Zinsfuß, entleihen konnte. Infolge derselben Akte tilgte die Bank Schatzkammerscheine im Betrage von £ 1,775,027 17 sh. 10¹/₂ d. zu 6⁰/₁₀₀ Zinsen, und durfte gleichzeitig ihr Kapital durch neue Zeichnungen verdoppeln. Dasselbe betrug mithin 1708 £ 4,402,343, wovon der Regierung £ 3,375,027 17 sh. 10¹/₂ d. geliehen waren.

Durch die Einzahlung von 15⁰/₁₀₀ wurde im Jahre 1709 ein Kapital von £ 656,204 1 sh. 9 d., und durch eine andere von 10⁰/₁₀₀ im Jahre 1710 ein Kapital von £ 501,448 12 sh. 11 d. eingeschossen. Infolge dieser beiden Einzahlungen belief sich also das Kapital der Bank auf £ 5,559,995 14 sh. 8 d.

*) James Postlethwaite's History of the Public Revenue, p. 301.

Infolge einer Akte aus dem dritten Regierungsjahre Georgs I. (c. 8.) lieferte die Bank £ 2,000,000 in Schatzkammerscheinen zur Tilgung ein, wonach sich also die der Regierung geliehene Summe auf £ 5,375,027 17 sh. 10 d. belief. Infolge der Akte aus dem folgenden Regierungsjahre Georgs I. (c. 21.) kaufte die Bank von der Südsee-Gesellschaft Aktien im Betrage von £ 4,000,000, und vergrößerte ihr Kapital infolge der Aktienzeichnungen für dies Unternehmen 1722 um £ 3,400,000. Die Vorschüsse der Bank an die Regierung beliefen sich also nun auf £ 9,375,027 17 sh. 10 d., und ihr Kapital nur auf £ 8,959,995 14 sh. 8 d. Dies war das erste Mal, daß die Summe, die die Bank dem Staate geliehen hatte und wofür sie Zinsen empfing, ihr Kapital, d. h. die Summe, für welche den Aktionären eine Dividende gezahlt wird, überstieg; oder mit anderen Worten, daß die Bank anfang, außer dem Dividenden-Kapital noch ein anderes zu haben, von dem sie keine Dividende zahlte, was seitdem immer der Fall geblieben ist. Im Jahre 1746 hatte die Bank aus verschiedenen Anlässen dem Staat £ 11,686,800 vorgeschossen, und ihr dividendenpflichtiges Kapital war durch verschiedene Nachforderungen und Zeichnungen bis auf £ 10,780,000 gestiegen. Das Verhältnis dieser beiden Summen zu einander ist seitdem das nämliche geblieben. Infolge der Akte aus dem vierten Regierungsjahre Georgs III. (c. 25.) zahlte die Bank der Regierung für die Erneuerung ihres Patents £ 110,000, ohne Zinsen oder Rückzahlung zu erwarten, sodaß also jene beiden anderen Summen durch diese Zahlung nicht verändert wurden.

Die Dividende ist je nach den Änderungen im Zinsfuß, je nach den Zinsen, die sie zu verschiedenen Zeiten für das vom Staate geliehene Geld empfing, so wie nach anderen Umständen, verschieden gewesen. Der Zinsfuß fiel nach und nach von acht auf 3⁰/_o.

Die Dividende der Bank hat seit einigen Jahren $5\frac{1}{2}\%$ betragen.

Die Zahlungsfähigkeit der Bank von England kommt der der britischen Regierung gleich. Was sie dem Staate vorgeschossen hat, müßte erst verloren gehen, ehe ihre Gläubiger einen Verlust erleiden könnten. Keine andere Bankgesellschaft kann durch eine Parlamentsakte gegründet werden, oder wenigstens darf keine aus mehr als sechs Teilnehmern bestehen. Die Bank von England betätigt sich nicht nur als eine gewöhnliche Bank, sondern als eine große Staatsmaschine. Sie empfängt und bezahlt den größten Teil der den Staatsgläubigern zukommenden Rente, setzt die Schatzkammerscheine in Umlauf, und schießt der Regierung den jährlichen Betrag der oft erst nach einigen Jahren bei ihr eingehenden Grund- und Malzsteuer vor. Bei diesen verschiedenen Operationen mag die Bank bisweilen durch ihre Verpflichtungen gegen den Staat, ohne Schuld der Direktion, genötigt worden sein, den Umlauf mit Papiergeld zu überfüllen. Sie diskontiert auch kaufmännische Wechsel, und hat bei verschiedenen Gelegenheiten den Kredit der größten Häuser nicht nur in England, sondern auch in Hamburg und Holland aufrecht erhalten. Einmal, 1763, soll sie in einer einzigen Woche etwa £ 1,600,000, meist in Barren, vorgeschossen haben; doch vermag ich weder die Größe der Summe noch die Dauer der Zeit zu verbürgen. In anderen Fällen sah sich diese große Gesellschaft in die Notwendigkeit versetzt, in halben Schillingen zu zahlen.

Die einsichtigsten Bankoperationen können nicht durch Vergrößerung der Kapitalien, sondern nur dadurch die Industrie des Landes fördern, daß sie einen größeren Teil dieser Kapitalien tätig und produktiv machen, als es ohne sie geschehen könnte. Der Teil seines Kapitals, den ein Geschäftsmann unbeschäftigt bar in der Kasse haben muß, um einlaufende Forderungen da-

mit befriedigen zu können, ist ein totes Kapital, welches, solange es in dieser Lage bleibt, weder für seinen Eigentümer noch für das Land etwas produziert. Verständige Bankoperationen setzen den Geschäftsmann in Stand, sein totes Kapital in ein tätiges und einträgliches zu verwandeln: in Rohstoffe zur Verarbeitung, in Werkzeuge und Lebensmittel zum Unterhalt der Arbeit — in ein Kapital, das sowohl ihm als dem Lande etwas einbringt. Das Gold- und Silbergeld, das in einem Lande umläuft und durch dessen Vermittelung die Produkte des Bodens und der Arbeit alljährlich in Umlauf gesetzt und an die Verbraucher verteilt werden, ist ebenso wie das bare Geld des Geschäftsmanns durchaus ein totes Kapital. Es ist ein sehr kostspieliger Teil vom Kapital des Landes, der dem Lande nichts einbringt. Wenn nun verständige Bankoperationen Papier an die Stelle eines großen Teils der edlen Metalle setzen, so ist das Land imstande, jenes tote Kapital größtenteils in ein tätiges und einträgliches, dem Lande etwas einbringendes Kapital zu verwandeln. Das in einem Lande umlaufende Gold- und Silbergeld kann mit einer Landstraße verglichen werden, die alles Gras und Korn des Landes in Umlauf setzt und auf den Markt bringt, selbst aber keinen Halm produziert. Verständige Bankoperationen stellen, wenn ich ein so kühnes Bild gebrauchen darf, eine Art Straße durch die Luft her und setzen dadurch das Land gleichsam in den Stand, einen großen Teil seiner Landstraßen in gute Weiden und Kornfelder zu verwandeln, und dadurch den Jahresertrag des Bodens und der Arbeit beträchtlich zu vermehren. Doch ist zuzugeben, daß Handel und Gewerbe des Landes, obwohl sie sich dadurch steigern lassen, doch auf den Dädalusflügeln des Papiergeldes nicht etwa so sicher sind, als wenn sie auf dem festen Grunde von Gold und Silber wandeln. Außer den Unfällen, denen sie durch den Unverstand der Lenker

dieses Papierumlaufs ausgesetzt sind, können sie noch von manchen anderen betroffen werden, vor denen sie keine Klugheit oder Geschicklichkeit jener Lenker bewahren kann.

So würde z. B. ein unglücklicher Krieg, in welchem der Feind sich der Hauptstadt und folglich auch des Schatzes bemächtigte, auf dem der Kredit des Papiergeldes beruht, in einem Lande, wo der ganze Umlauf in Papier bestände, eine weit größere Verwirrung hervorbringen, als in einem anderen, wo der Umlauf meist durch Gold und Silber bewirkt wird. Indem das allgemein gebräuchliche Verkehrsmittel seinen Wert verlöre, würden die Umsätze nur noch durch unmittelbaren Tausch oder auf Kredit erfolgen können. Da alle Steuern bisher in Papiergeld bezahlt wurden, so würde der Fürst nicht wissen, womit er seine Truppen bezahlen, oder seine Magazine wieder füllen sollte, und der Zustand des Landes weit verzweifelter sein, als wenn der Umlauf meist in Gold und Silber bestanden hätte. Deshalb sollte ein Fürst, der sein Gebiet jederzeit im besten Verteidigungszustande erhalten will, nicht nur jene übermäßige Vermehrung des Papiergeldes verhüten, durch die die emittierenden Banken sich selbst zugrunde richten, sondern auch eine Vermehrung, durch die der Umlauf des Landes zumeist mit Papier angefüllt wird, nicht zugeben.

Der Umlauf jedes Landes läßt sich als in zwei verschiedene Zweige zerfallend betrachten, nämlich als Umlauf zwischen den Verkäufern unter einander, und als Umlauf zwischen den Verkäufern und Verbrauchern. Obgleich das nämliche Geld, gleichviel ob Papier- oder Metallgeld, bald in dem einen, bald in dem anderen Umlauf verwendet wird, so erfordert doch jeder von ihnen, da beide Zirkulationen stets zu gleicher Zeit vor sich gehen, einen bestimmten Geldvorrat der einen

oder andern Art zum Betrieb. Der Wert der zwischen den verschiedenen Verkäufern umlaufenden Güter kann niemals den Wert der zwischen den Verkäufern und den Verbrauchern umlaufenden übersteigen, weil alles, was von den Verkäufern gekauft wird, zum schließlichen Absatz an die Verbraucher bestimmt ist. Da der Umlauf zwischen den Verkäufern im großen betrieben wird, so ist für jeden einzelnen Umsatz gewöhnlich eine sehr bedeutende Summe nötig, wogegen die im allgemeinen kleinen Umsätze zwischen den Verkäufern und Käufern oft nur sehr geringe Beträge erfordern: ein Schilling oder manchmal sogar ein halber Penny reicht dazu hin. Kleine Beträge laufen aber weit schneller um, als große. Ein Schilling wechselt die Besitzer viel öfter als eine Guinee, und ein halber Penny noch viel öfter als ein Schilling. Obgleich daher die jährlichen Käufe aller Verbraucher dem Werte nach denen aller Verkäufer mindestens gleich sind, so können sie doch gewöhnlich mit einer weit geringeren Menge Geldes gemacht werden, weil dieselben Stücke bei den einen wegen des schnelleren Umlaufs mehr Käufe vermitteln als bei den anderen.

Papiergeld kann nun so eingerichtet werden, daß es sich entweder ziemlich ausschließlich auf den Umlauf unter den Verkäufern beschränkt, oder sich auch auf einen großen Teil des Umlaufs unter den Verkäufern und Verbrauchern ausdehnt. Wo keine Banknoten unter £ 10 in Umlauf sind, wie in London, da beschränkt sich das Papiergeld von selbst ziemlich ausschließlich auf den Umlauf zwischen den Verkäufern. Wenn eine Zehnpfundnote in die Hände eines Verbrauchers kommt, so ist er gewöhnlich genötigt, sie im ersten besten Laden, wo er für fünf Schilling etwas kauft, zu wechseln, so daß sie oft schon in die Hände eines Verkäufers zurückkehrt, ehe der Verbraucher den vierzigsten Teil des Geldes verausgabt hat. Wo dagegen

Banknoten in so kleinen Summen, wie zwanzig Schilling, ausgegeben werden, wie in Schottland, da erstreckt sich das Papiergeld auf einen ansehnlichen Teil des Umlaufs zwischen den Verkäufern und Verbrauchern. Vor der Parlamentsakte, die dem Umlauf der Zehn- und Fünfschillingnoten Einhalt tat, füllte es einen noch größeren Teil jenes Umlaufs aus. In Nordamerika wurde Papiergeld gewöhnlich in so kleinen Beträgen wie ein Schilling ausgegeben und füllte fast den ganzen Umlauf aus. In Yorkshire wurden sogar Sixpences in Papier ausgegeben.

Wo die Ausgabe von Banknoten in so kleinen Beträgen erlaubt und üblich ist, werden viele Leute von geringem Vermögen in den Stand gesetzt und ermutigt, Bankiers zu werden. Jemand, dessen Fünfpfund-, ja dessen Zwanzigschilling-Noten von jedermann zurückgewiesen werden würden, wird seine auf einen so geringen Betrag wie ein Sixpence ausgestellten Noten unbedenklich angenommen sehen. Doch können die bei so bettelhaften Bankiers häufig vorkommenden Bankerotte sehr bedeutenden Schaden anrichten und manchmal großes Unglück über viele arme Leute bringen, die deren Zettel in Zahlung angenommen haben.

Es wäre vielleicht besser, wenn nirgends im Reiche Banknoten unter fünf Pfund Sterling ausgegeben würden. Dann würde sich das Papiergeld wahrscheinlich überall auf den Umlauf unter den Verkäufern beschränken, wie es gegenwärtig in London der Fall ist, wo keine Banknoten unter zehn Pfund ausgegeben werden. In den meisten Teilen des Reichs sind fünf Pfund eine Summe, die, wenn auch nicht viel mehr als die Hälfte der Waren dafür zu haben ist, als in London für zehn, in der Provinz doch für ebenso groß gilt und ebenso selten auf einmal ausgegeben wird, als zehn Pfund im reichen London.

Wo Papiergeld meist auf den Umlauf zwischen den Verkäufern beschränkt ist, wie in London, da ist stets Gold und Silber reichlich vorhanden. Wo es sich hingegen auf einen großen Teil des Umlaufs zwischen Verkäufern und Konsumenten erstreckt, wie in Schottland und noch mehr in Nordamerika, da vertreibt es das Gold und Silber fast ganz aus dem Lande, indem beinahe alle gewöhnlichen Geschäfte des inneren Verkehrs mit Papier betrieben werden. Die Unterdrückung der Zehn- und Fünfschillingnoten half dem Mangel an Gold und Silber in Schottland etwas ab, und die Unterdrückung der Zwanzigschillingnoten würde ihm wahrscheinlich noch mehr abhelfen. In Amerika sollen, seit einige der papiernen Umlaufsmittel unterdrückt worden sind, die edlen Metalle in größerer Menge vorhanden sein, wie dies ebenso vor der Einführung dieser Umlaufsmittel der Fall gewesen sein soll.

Wenn aber auch das Papiergeld fast ganz auf den Umlauf zwischen den Verkäufern beschränkt ist, können doch Banken und Bankiers der Industrie und dem Handel des Landes denselben Beistand gewähren, als wenn das Papiergeld fast den ganzen Umlauf ausfüllt. Das bare Geld, das ein Verkäufer in seiner Kasse haben muß, um gelegentliche Forderungen befriedigen zu können, ist lediglich für den Umlauf zwischen ihm und anderen Verkäufern, von denen er Waren kauft, bestimmt. Er hat nicht nötig, Geld für den Umlauf zwischen ihm und den Verbrauchern in seiner Kasse zu halten, da diese seine Kunden sind und ihm bares Geld bringen, nicht aber von ihm wegholen. Wenn daher Papiergeld nur in solchen Beträgen ausgegeben werden dürfte, daß es fast ganz auf den Umlauf zwischen den Verkäufern beschränkt wäre, so würden die Banken und Bankiers doch immer noch teils durch Diskontierung reeller Wechsel, teils durch Darlehen auf Kassenkonten

die Mehrzahl jener Verkäufer der Notwendigkeit entheben können, einen beträchtlichen Teil ihres Kapitals unbeschäftigt und bar in der Kasse zu halten, um gelegentliche Forderungen befriedigen zu können. Sie könnten immer noch den größten Beistand gewähren, den überhaupt Banken und Bankiers Geschäftsleuten füglich leisten können.

Privatleute daran zu hindern, die Noten eines Bankiers, ob auf einen großen oder kleinen Betrag ausgestellt, in Zahlung zu nehmen, wenn sie dazu bereit sind, oder einem Bankier die Ausgabe solcher Noten zu verbieten, obgleich die Leute zu ihrer Annahme bereit sind, sei — könnte man sagen — eine offenbare Verletzung der natürlichen Freiheit, die das Gesetz nicht schwächen, sondern aufrecht halten soll, und in gewisser Beziehung können solche Maßregeln in der Tat als Verletzungen der natürlichen Freiheit betrachtet werden; allein Handlungen der natürlichen Freiheit weniger einzelnen, die die Sicherheit der ganzen Gesellschaft gefährden, werden durch die Gesetze aller Staaten eingeschränkt und müssen eingeschränkt werden, in den freiesten nicht weniger als in den despotischsten Staaten. Die Nötigung, Brandmauern zu errichten, damit das Weitergreifen des Feuers verhindert werde, ist eine ganz ähnliche Verletzung der natürlichen Freiheit, wie die hier empfohlene Regelung des Bankwesens.

Ein Papiergeld, das in Banknoten besteht, von Leuten zweifellosen Kredits ausgegeben wird, auf Verlangen unbedingt eingelöst werden muß und tatsächlich stets gegen Metall eingelöst wird, wenn es zur Präsentation kommt, ist in jeder Rücksicht dem Gold- und Silbergeld an Wert gleich, weil zu jeder Zeit Gold- und Silbergeld dafür zu haben ist. Man muß für solches Papier ebenso wohlfeil kaufen oder verkaufen als für Gold und Silber.

Man hat behauptet, das Papiergeld erhöhe durch Vermehrung der Menge und der infolge davon eintretenden Wertverminderung des Gesamtumlaufs notwendig den Geldpreis der Waren. Da jedoch das hinzutretende Papier stets eine ebenso große Menge Gold und Silber dem Umlauf entzieht, so vergrößert das Papiergeld nicht notwendig die Menge des Gesamtumlaufs. Seit dem Anfang des letzten Jahrhunderts bis auf die gegenwärtige Zeit waren in Schottland die Lebensmittel niemals wohlfeiler, als im Jahre 1759, obgleich es damals infolge des Umlaufs der Zehn- und Fünfschillingnoten mehr Papiergeld im Lande gab als jetzt. Das Verhältnis zwischen dem Preise der Lebensmittel in Schottland und England ist jetzt dasselbe, wie vor der starken Vermehrung der schottischen Banken. Das Getreide ist in England meist ebenso wohlfeil als in Frankreich, obgleich im ersteren Lande eine große Menge Papiergeld umläuft, und in letzterem fast gar keins. 1751 und 1752, als Hume seine „Politischen Abhandlungen“ veröffentlichte, und bald nach der starken Vermehrung des Papiergeldes in Schottland, trat allerdings eine sehr empfindliche Steigerung der Lebensmittelpreise ein, woran indes wahrscheinlich nicht die Vermehrung des Papiergeldes, sondern die schlechte Ernte schuld war.

Anders freilich verhält es sich mit Noten, deren sofortige Einlösung entweder von dem guten Willen der Emissionshäuser, oder von einer Bedingung abhängt, die ihr Inhaber nicht immer zu erfüllen imstande ist, oder deren Zahlung nur nach einer bestimmten Reihe von Jahren gefordert werden könnte, und die in der Zwischenzeit keine Zinsen tragen. Ein solches Papiergeld würde ohne Zweifel mehr oder weniger unter den Wert des Goldes und Silbers sinken, je nachdem die Schwierigkeit und Unsicherheit einer sofortigen

Einlösung für größer oder geringer gälte, oder je nachdem der Zeitpunkt der Zahlbarkeit näher oder ferner läge.

Vor mehreren Jahren beliebten die schottischen Banken in ihre Noten eine sogenannte Optionsklausel zu setzen, durch welche sie dem Inhaber je nach Wahl der Direktoren die Zahlung entweder sogleich bei Vorzeigung, oder erst sechs Monate nachher mit Zinsvergütung für diese sechs Monate versprachen. Die Direktoren einiger Banken machten bald von dieser Klausel Gebrauch, bald drohten sie, wenn gerade für eine große Zahl ihrer Noten Gold und Silber verlangt wurde, sie würden davon Gebrauch machen, falls man sich nicht mit einem Teil des Verlangten begnüge. Die Noten dieser Banken machten damals den größten Teil der Zahlungsmittel in Schottland aus, und die Unsicherheit der Zahlung verringerte natürlich ihren Wert gegen Gold- und Silbergeld. Während der Dauer dieses Mißbrauchs, der hauptsächlich 1762, 1763 und 1764 überhand nahm, war der Wechselkurs zwischen London und Dumfries bisweilen vier Prozent gegen Dumfries, obgleich diese Stadt keine dreißig Meilen von Carlisle entfernt liegt, wo der Wechselkurs auf London *al pari* stand. In Carlisle wurden nämlich die Wechsel in Gold und Silber bezahlt, in Dumfries dagegen in schottischen Banknoten, die wegen der unsicheren Einlösbarkeit gegen Gold und Silber um vier Prozent niedriger standen, als das Bargeld. Die nämliche Parlamentsakte, durch welche die Zehn- und Fünfschillingnoten abgeschafft wurden, beseitigte auch jene Klausel, und brachte dadurch den Kurs zwischen England und Schottland auf seinen natürlichen Satz, d. h. auf denjenigen, den der Gang des Handels und die Rimessen herbeiführen.

Beim Papiergeld von Yorkshire hing die Bar-

zahlung so kleiner Beträge, wie ein Sixpence, mitunter von der Bedingung ab, daß der Inhaber für den ganzen Betrag einer Guinee Noten zum Umwecheln an das Emissionshaus bringen müsse — eine Bedingung, die die Inhaber der kleinen Noten oft unmöglich erfüllen konnten und die deshalb das Papier entwerten mußte. Eine Parlamentsakte erklärte daher alle solche Klauseln für ungesetzlich und schaffte ebenso, wie in Schottland, alle Banknoten unter 20 sh. ab.

Das nordamerikanische Papiergeld bestand nicht in Banknoten, die auf Verlangen an den Inhaber zahlbar waren, sondern in einem Staatspapier, dessen Zahlung erst einige Jahre nach der Ausgabe gefordert werden konnte; und obgleich die Kolonialregierungen den Inhabern dieser Papiere keine Zinsen zahlten, erklärten sie es gleichwohl zum gesetzlichen Zahlungsmittel für den vollen Wert seiner Bezeichnung und machten es auch wirklich dazu. Wenn man aber auch die Papiere der Kolonien für vollkommen gut hält, so sind doch z. B. £ 100, die erst in 15 Jahren zahlbar werden, in einem Lande, wo 6% Zinsen üblich sind, kaum mehr als £ 40 baren Geldes wert. Einen Gläubiger zu zwingen, ein solches Papier für eine bare Schuld von £ 100 anzunehmen, war daher eine so große Ungerechtigkeit, wie sie wohl kaum je von der Regierung eines anderen sich frei nennenden Landes begangen worden ist. Das Verfahren trägt den Stempel eines Plans betrügerischer Schuldner, ihre Gläubiger zu prellen, an sich und war es auch nach der Versicherung des ehrlichen und biedereren Dr. Douglas. Die Regierung von Pennsylvanien glaubte zwar bei ihrer ersten Papiergeldausgabe 1722 ihr Papier durch Strafandrohungen gegen alle die, die im Preise ihrer Waren je nach Zahlung in Kolonialpapier oder in Gold und Silber einen Unterschied machten, auf gleichen Fuß mit den edlen Metallen setzen

zu können, allein diese Maßnahme war ebenso tyrannisch und noch weniger wirksam als diejenige, zu deren Unterstützung sie getroffen wurde. Ein positives Gesetz kann wohl einen Schilling zu einem gesetzlichen Zahlungsmittel für eine Guinee machen, weil es die Gerichtshöfe anweisen kann, den Schuldner, der so bezahlt, zu entlasten; aber kein positives Gesetz kann einen Mann, der Waren verkauft und dem es freisteht, sie zu verkaufen oder nicht, dazu zwingen, als Bezahlung einen Schilling für eine Guinee zu nehmen. Trotz aller Maßregeln dieser Art ergab sich aus dem Wechselkurs mit Großbritannien, daß £ 100 in einigen Kolonien unter Umständen £ 130, in anderen gar £ 1100 galten; ein Unterschied im Wert, der sich nach dem Unterschiede der in den verschiedenen Kolonien ausgegebenen Menge Papiergeldes, sowie nach der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit und den Fristen der endlichen Einlösung und Wiederbezahlung richtete.

Kein Gesetz konnte mithin gerechter sein, als die in den Kolonien mit so großem Unrecht gescholtene Parlamentsakte, nach welcher künftig kein Papiergeld gesetzliches Zahlungsmittel sein solle.

Pennsylvanien war in seiner Papiergeldausgabe stets maßvoller als alle anderen unserer Kolonien. Sein Papiergeld soll daher niemals unter den Wert des Goldes und Silbers gesunken sein, das in der Kolonie vor der Ausgabe des Papiergeldes in Umlauf gewesen war. Vor dieser Emission hatte die Kolonie schon den Nennwert ihrer Münzen erhöht, und durch eine Akte ihrer Volksvertretung verordnet, daß 5 sh. sterl. in der Kolonie für 6 sh. 3 d., und später für 6 sh. 8 d. genommen werden sollten. Mithin stand 1 £ Kolonialgeld selbst zu der Zeit, als der Umlauf in Gold und Silber bestand, mehr als 30% unter dem Werte eines £ Sterling, und es fiel auch selten über 30% unter diesen

Wert, als der Umlauf in Papier bestand. Der Vorwand für diese Erhöhung des Nennwertes war die Verhütung der Ausfuhr von Gold und Silber, die man dadurch zu erreichen glaubte, daß man gleiche Metallmengen in der Kolonie größere Summen darstellen ließ, als im Mutterlande. Man fand aber bald, daß der Preis aller Waren aus dem Mutterlande genau im Verhältnis der Erhöhung des Nennwerts stieg, sodaß ihr Gold und Silber ebenso schnell ausgeführt wurde, wie früher.

Da das Papiergeld der Kolonien bei Bezahlung der Provinzialsteuern für den vollen Wert genommen wurde, zu dem es ausgegeben war, so erhielt es durch diesen Gebrauch notwendig einen höheren Wert, als es bei der wirklichen und vorausgesetzten Entfernthet des Einlösungstermins gehabt haben würde. Dieser zusätzliche Wert war größer oder geringer, je nachdem die Menge des ausgegebenen Papiers die Summe, die bei Zahlung der Steuern einer jeden Kolonie zu verwenden war, mehr oder weniger überstieg; und sie überstieg diese Summe in allen Kolonien sehr bedeutend.

Wenn ein Fürst verordnete, daß ein gewisser Teil der Steuern in einer bestimmten Art Papiergeldes entrichtet werden solle, so könnte er dadurch diesem Gelde einen bestimmten Wert geben, selbst wenn der Wiederbezahlungstermin ganz vom Willen des Fürsten abhinge; und wenn die Papier ausgebende Bank seine Menge stets etwas unter dem zu diesem Zweck erforderlichen Betrag hielte, so könnte die Nachfrage danach so groß werden, daß es sogar ein Agio erhielt, d. h. etwas teurer bezahlt würde, als das Gold- und Silbergeld, für das es ausgegeben wurde. Auf diese Weise erklären manche das Agio der Bank zu Amsterdam, d. h. den Umstand, daß das Bankogeld einen höheren Wert hat als Kurant, obgleich ersteres nicht nach Belieben des Eigentümers aus der Bank genommen werden kann.

Die meisten ausländischen Wechsel, sagen sie, müssen in Bankogeld, d. h. durch Übertragung in den Büchern der Bank gezahlt werden, und die Direktoren der Bank halten, so wird behauptet, die Menge des Bankogeldes stets unter der Summe, die zu jenem Zwecke erforderlich ist. Dies, sagt man, sei der Grund, weshalb das Bankogeld ein Agio von vier oder fünf Prozent gegen Kurant trage. Diese Sache ist jedoch, wie sich später zeigen wird, fast gänzlich grundlos.

Ein Papiergeld, das unter den Wert des Gold- und Silbergeldes sinkt, vermindert dadurch nicht den Wert dieser Metalle, oder verursacht nicht, daß mit gleichen Mengen jener Metalle kleinere Warenmengen gekauft werden können. Das Verhältnis zwischen dem Wert von Gold und Silber und dem der Waren aller Art hängt niemals von der Beschaffenheit oder Menge des in einem Lande umlaufenden Papiergeldes ab, sondern von dem Reichtum oder der Armut der Bergwerke, die zur Zeit den großen Markt der Handelswelt mit diesen Metallen versorgen; es hängt von dem Verhältnis zwischen der Arbeitsmenge ab, die erforderlich ist, um eine bestimmte Menge Gold und Silber, und der Arbeitsmenge, die erforderlich ist, um eine bestimmte Menge aller anderen Waren auf den Markt zu bringen.

Wenn die Bankiers verhindert werden, umlaufende, d. h. an den Inhaber zahlbare Noten unter einem gewissen Wertbetrag auszugeben, und wenn man ihnen die Verpflichtung auferlegt, ihre Banknoten sofort und unbedingt bei Vorzeigung zu bezahlen, so kann ihr Geschäft in allen anderen Beziehungen ohne Schaden für das Publikum vollkommen frei gegeben werden. Die jüngste Vermehrung der Bankgesellschaften in beiden Teilen des vereinigten Königreichs, die viele so stark beunruhigt, vermehrt die Sicherheit des Publikums, statt sie zu vermindern. Sie zwingt alle

Gesellschaften, umsichtiger zu sein, ihr Papiergeld nicht über das richtige Verhältnis zu ihrer Kasse auszudehnen, und sich vor jenen tückischen Stürmen auf die Bank in Acht zu nehmen, die ihnen die Nebenbuhlerschaft so vieler Mitbewerber stets zuzuziehen bereit ist. Sie schränkt ferner den Umlauf jeder einzelnen Gesellschaft auf einen engeren Kreis ein, und führt ihre Noten auf eine kleinere Anzahl zurück. Durch die Verteilung des Gesamtpapierumlaufs über eine größere Zahl von Beteiligten wird das Falliment einer einzelnen Gesellschaft, — ein Ereignis, das immerhin einmal eintreten kann, — dem Publikum weniger verderblich. Auch zwingt dieser freie Wettbewerb alle Bankiers zu einer liberaleren Behandlung ihrer Kunden, damit sie ihnen nicht von den Mitbewerbern abspenstig gemacht werden. Wenn im Allgemeinen jeder Geschäftszweig oder jede Arbeitsteilung für das Publikum von Vorteil ist, so wird es der freiere und allgemeinere Wettbewerb stets noch mehr sein.

Drittes Kapitel.

Kapitalanhäufung oder produktive und unproduktive Arbeit.

Es gibt eine Art von Arbeit, die dem Werte des Gegenstandes, auf den sie verwendet wird, etwas hinzufügt, und eine andere, die diese Wirkung nicht hat. Die erstere kann, da sie einen Wert hervorbringt und produziert, produktive, die letztere unproduktive*) Arbeit genannt werden. So fügt die Arbeit eines Handwerkers dem Werte der von ihm bearbeiteten Materialien in der Regel noch den Wert seines eignen Unterhalts und des Meistergewinnes hinzu. Die Arbeit eines Dienstboten hingegen fügt dem Werte keiner Sache etwas hinzu. Obgleich der Handwerksgesell seinen Arbeitslohn vom Meister vorgeschossen erhält, so verursacht er ihm tatsächlich doch keine Kosten, da der Betrag dieses Lohnes samt einem Gewinne gewöhnlich in dem erhöhten Werte des verfertigten Gegenstandes zurückerstattet wird, während der Unterhalt eines Dienstboten sich niemals wieder ersetzt. Durch Beschäftigung einer Menge von Gesellen wird man reich; durch das Halten einer Menge von Dienstboten wird man arm. Gleichwohl hat die Arbeit der letzteren ihren Wert, und verdient ebenso gut wie die der erste-

*) Einige sehr gelehrte und geistvolle französische Schriftsteller haben diese Worte in einem andern Sinne gebraucht. Im letzten Kapitel des vierten Buches werde ich zu zeigen suchen, daß der von ihnen diesen Worten beigelegte Sinn ein unrichtiger ist.

ren ihren Lohn; allein die Arbeit des Gesellen wird in einem bestimmten Gegenstande oder einer verkäuflichen Ware festgelegt und verwirklicht, die die Vollendung der Arbeit wenigstens noch eine Zeitlang überdauert. Die Ware ist gleichsam eine gewisse Menge Arbeit, die angesammelt und aufbewahrt wurde, um im Bedarfsfalle später benutzt zu werden. Dieser Gegenstand, oder, was dasselbe ist, der Preis dieses Gegenstandes, kann später, im Bedarfsfalle, eine ebenso große Arbeitsmenge in Bewegung setzen, als die, durch die er ursprünglich erzeugt wurde. Dagegen wird die Arbeit des Dienstboten durchaus in keinem bestimmten Gegenstande, in keiner verkäuflichen Ware festgelegt oder verwirklicht. Seine Dienste gehen gewöhnlich im Augenblick ihrer Leistung verloren, und lassen selten eine Spur oder einen Wert zurück, wofür eine gleiche Menge von Diensten später beschafft werden könnte.

Die Arbeit einiger der achtbarsten Klassen der Gesellschaft bringt gerade so wie die der Dienstboten keinen Wert hervor, und fixiert oder realisiert sich nicht in einem dauernden Gegenstande oder einer verkäuflichen Ware, welche die Vollbringung der Arbeit überdauerte, und für die sich später eine gleiche Arbeitsmenge beschaffen ließe. So sind z. B. der Monarch und alle seine Civil- und Militärbeamten mit der ganzen Armee und Flotte, unproduktive Arbeiter. Sie sind die Diener des Volkes, und empfangen ihren Unterhalt durch einen Teil vom Jahresprodukt des Fleißes anderer Leute. So ehrenvoll, nützlich und notwendig ihr Dienst auch ist, so erzeugt er doch nichts, wofür sich eine gleiche Menge von Diensten später beschaffen ließe. Der Schutz der Sicherheit und die Verteidigung des Staates, die Frucht ihrer diesjährigen Arbeit, können den Schutz, die Sicherheit und die Verteidigung nicht für das nächste Jahr erkaufen. In die nämliche Klasse

müssen sowohl einige der ernstesten und wichtigsten, als auch manche der unbedeutendsten Berufe eingereicht werden: Geistliche, Juristen, Ärzte, Gelehrte aller Art; Schauspieler, Musiker, Opernsänger, Tänzer usw. Die Arbeit der geringsten unter diesen hat einen gewissen Wert, der sich ganz nach denselben Grundsätzen regelt, die den Wert aller anderen Arten Arbeit regeln; und die Arbeit der edelsten und nützlichsten unter ihnen bringt nichts hervor, wofür sich später eine gleiche Menge Arbeit kaufen oder beschaffen ließe. Wie die Deklamation des Schauspielers, der Vortrag des Redners oder das Tonstück des Musikers, so geht die Arbeit all' dieser Leute im nämlichen Augenblicke der Produktion verloren.

Sowohl produktive und unproduktive Arbeiter wie die, die überhaupt nicht arbeiten, empfangen insgesamt ihren Unterhalt aus dem Jahresertrag des Bodens und der Arbeit des Landes. Dieser Ertrag kann, so groß er auch sein mag, doch niemals unbeschränkt sein, sondern muß seine gewissen Grenzen haben. Je nachdem daher ein kleinerer oder größerer Teil von ihm in einem Jahre auf den Unterhalt unproduktiver Menschen verwendet wird, um so mehr wird in dem einen, und um so weniger in dem anderen Falle für die produktiven übrig bleiben, und der Betrag des nächsten Jahres wird je nachdem größer oder kleiner sein: denn der gesamte Jahresertrag ist, abgesehen von den freiwilligen Gaben der Erde, lediglich durch produktive Arbeit hervorgebracht.

Wenn auch der gesamte Jahresertrag von dem Boden und der Arbeit eines Landes unzweifelhaft schließlich zur Befriedigung des Bedarfs seiner Bewohner und dazu dient, ihnen ein Einkommen zu verschaffen, so zerfällt er doch, wenn er zuerst aus dem Grund und Boden, oder aus den Händen der produk-

tiven Arbeiter heraustritt, in zwei Teile. Der eine von beiden, und oft der größte, hat in erster Linie ein Kapital wieder herzustellen, d. h. die Lebensmittel, Rohstoffe und Fabrikate, die dem Kapital entzogen worden waren, zu erneuern; der andere hat entweder dem Eigner dieses Kapitals als Gewinn, oder einem andern als Grundrente ein Einkommen zu liefern. So ersetzt ein Teil des Bodenertrags das Kapital des Pächters; der andere zahlt seinen Gewinn und die Rente des Grundeigentümers, und bildet sowohl für den Besitzer des Kapitals als Gewinn, als auch für eine andere Person als Grundrente ein Einkommen. Ebenso ersetzt auch von dem Ertrag einer großen Fabrik der eine Teil, und zwar stets der größte, das Kapital des Unternehmers, während der andere seinen Gewinn zahlt und somit dem Besitzer des Kapitals ein Einkommen liefert.

Derjenige Teil des jährlichen Boden- und Arbeitsertrags eines Landes, welcher ein Kapital wiederherstellt, wird unmittelbar stets nur zum Unterhalt produktiver Arbeit verwendet. Er zahlt nur den Lohn produktiver Arbeit. Der andere Teil, der unmittelbar entweder als Gewinn oder als Rente ein Einkommen zu bilden hat, kann ohne Unterschied sowohl produktive als unproduktive Hände unterhalten.

Welchen Teil seines Vermögens Jemand auch als Kapital anlegt, stets erwartet er ihn nebst einem Gewinn wieder ersetzt zu sehen. Er legt es also nur im Unterhalt produktiver Hände an, und nachdem es ihm als Kapital gedient hat, bildet es für sie ein Einkommen. Verwendet er einen Teil seines Vermögens zum Unterhalt unproduktiver Hände, so wird dieser Teil in demselben Augenblick dem Kapital entzogen und dem für unmittelbaren Verbrauch bestimmten Vorrat zugeteilt.

Unproduktive Arbeiter und solche, die gar nicht arbeiten, werden sämtlich durch ein Einkommen unter-

halten; entweder erstens durch den Teil des Jahresertrags, der ursprünglich bestimmt ist, für gewisse Personen als Grundrente oder als Kapitalgewinn ein Einkommen zu bilden, oder zweitens durch den Teil, der zwar ursprünglich bestimmt ist, ein Kapital wiederzusetzen und nur produktiven Arbeitern Unterhalt zu gewähren, aber wenn er in ihre Hände gekommen ist, soweit er ihren notwendigen Bedarf übersteigt, ohne Unterschied sowohl zum Unterhalt produktiver wie unproduktiver Hände verwendet werden kann. So kann nicht nur der große Grundherr oder der reiche Kaufmann, sondern selbst der gewöhnliche Arbeiter, wenn sein Arbeitslohn beträchtlich ist, einen Diensthofen unterhalten, oder manchmal in ein Schauspiel oder Puppenspiel gehen, und auf diese Weise seinen Teil zum Unterhalt einer Klasse unproduktiver Arbeiter beitragen; oder er zahlt Abgaben und hilft so einer anderen, zwar achtbareren und nützlicheren, aber ebenso unproduktiven Klasse Unterhalt gewähren. Kein Teil des Jahresertrages aber, der ursprünglich bestimmt ist, ein Kapital wieder zu ersetzen, wird jemals zum Unterhalt unproduktiver Hände dienen, ehe er nicht alle produktive Arbeit, oder was sonst bei der Art der Kapitalanlage in Bewegung zu setzen war, wirklich in Bewegung gesetzt hat. Der Arbeiter muß seinen Lohn durch Arbeit verdient haben, ehe er einen Teil von ihm auf diese Weise verwenden kann, und dieser Teil ist gewöhnlich nur klein, denn er muß ihn von seinem Einkommen erübrigen, und produktive Arbeiter vermögen selten viel zu erübrigen. Doch erübrigen sie immerhin etwas, und beim Steuerzahlen kann ihre Menge einigermassen die Geringfügigkeit ihres Beitrags ausgleichen. Die Grundrente und der Kapitalgewinn sind mithin überall die Hauptquellen, aus denen unproduktive Hände ihren Unterhalt empfangen. Es sind

die beiden Einkommensarten, deren Eigner gewöhnlich am meisten erübrigen. Sie können sowohl produktive wie unproduktive Hände damit unterhalten; doch scheinen sie zu letzterem vorzugsweise geneigt. Der Aufwand eines großen Lords ernährt gewöhnlich mehr müßige als gewerbsame Leute; der reiche Kaufmann unterhält zwar mit seinem Kapital nur gewerbtätige Leute, aber mit seinem Aufwande, d. h. mit seinem Einkommen ernährt er gewöhnlich dieselbe Art von Leuten, wie der große Lord.

Daher hängt das Verhältnis der produktiven zu den unproduktiven Händen in einem Lande gar sehr von dem Verhältnis ab, in welchem der Teil des Jahresertrags, der nach seinem Heraustreten aus der Produktion zum Wiedersatz eines Kapitals bestimmt ist, zu dem Teil steht, der entweder als Rente oder Gewinn ein Einkommen bilden soll. Dies Verhältnis ist ein ganz anderes in reichen Ländern, als in armen.

So ist gegenwärtig in den reichen Ländern Europas ein sehr großer, oft der größte Teil des Bodenertrags bestimmt, das Kapital des reichen und unabhängigen Pächters wiederzusetzen; das Übrige dient dazu, ihm seinen Gewinn und die Rente für den Grundherrschaft zu zahlen. Dagegen reichte in früherer Zeit während der Feudalherrschaft ein sehr kleiner Teil des Ertrags hin, das auf den Anbau verwendete Kapital zu ersetzen. Dies bestand gewöhnlich in ein Paar Stück elenden Viehes, das durch die freiwilligen Erzeugnisse un bebauten Landes ernährt wurde und als zu diesen freiwilligen Erzeugnissen gehörig angesehen werden konnte. Auch gehörte es gewöhnlich dem Grundeigentümer, und war von ihm dem Bauern nur geliehen, wie eigentlich auch der ganze Rest des Ertrags, sei es als Rente für sein Land oder als Gewinn seines unbedeutenden Kapitals, dem Grundherrschaft gehörte, denn die Bauern waren in der Regel Leibeigene, deren Personen und Güter sein

Eigentum waren. Die nicht Leibeigenen waren Pächter auf Zeit (Tenants at will), und obgleich die von ihnen bezahlte Rente nominell oft wenig mehr als ein Erbzins war, so machte es tatsächlich doch den ganzen Bodenertrag aus. Ihrem Herrn standen jederzeit im Frieden ihre Arbeit und im Kriege ihre Dienste zu Gebote. Obgleich sie nicht in seinem Hause wohnten, waren sie doch ebenso abhängig von ihm, wie seine Dienerschaft im Hause. Unstreitig gehört aber doch der ganze Bodenertrag dem, der über die Arbeit und die Dienste all' derer verfügen kann, die der Boden nährt. Im gegenwärtigen Zustande Europas übersteigt der Anteil des Grundherrn selten ein Drittel, oft nicht ein Viertel des ganzen Bodenertrags. Dennoch ist die Grundrente in allen kultivierten Gegenden seit jenen Zeiten um das Dreifache und Vierfache gestiegen, und dieses Drittel oder Viertel des Jahresertrags ist, wie es scheint, drei oder vier mal größer, als damals das Ganze. Unter den Fortschritten der Kultur vermindert sich die Rente im Verhältnis zum Bodenertrag, obgleich sie im Verhältnis zur Ausdehnung des Bodens zunimmt.

In den reichen europäischen Ländern werden jetzt große Kapitalien auf Handel und Fabriken verwendet; unter den früheren Verhältnissen dagegen erforderten der geringe Handel, der betrieben wurde, und die wenige Hausindustrie in groben Stoffen nur sehr unbedeutende Kapitalien. Doch müssen diese sehr große Gewinne abgeworfen haben, denn der Zinsfuß stand nirgends unter zehn Prozent, und die Gewinne müssen groß genug gewesen sein, um diesen hohen Zins zu bestreiten. Gegenwärtig ist in den kultivierten Ländern Europas der Zinsfuß nirgends höher als sechs Prozent, und in den entwickeltsten beträgt er gar nur vier, drei oder zwei Prozent. Ist gleichwohl der Einkommensteil, den man aus den Kapitalgewinnen zieht, in reichen Ländern

stets weit größer als in armen, so rührt dies daher, daß das Kapital weit größer ist; im Verhältnis zu dem Kapital sind die Gewinne gewöhnlich weit geringer.

Der Teil des Jahresertrags, der nach seinem Heraus-treten aus der Produktion ein Kapital zu ersetzen hat, ist mithin nicht nur weit größer in reichen Ländern als in armen, sondern er übertrifft auch bei weitem den Teil, der unmittelbar dazu dient, als Rente oder als Gewinn ein Einkommen zu bilden. Die zum Unterhalt produktiver Arbeit bestimmten Fonds sind in den ersteren nicht nur weit größer als in den letzteren, sondern stehen auch in einem weit größeren Verhältnis zu denen, die zwar ebenso produktiven wie unproduktiven Händen Unterhalt geben können, doch in der Regel mit Vorliebe für die letzteren verwendet werden.

Nach dem Verhältnis zwischen diesen verschiedenen Fonds richtet sich in jedem Lande die Betriebsamkeit oder der Müßiggang der Bewohner. Wir sind aber gewerbflüssiger als unsere Vorfahren, weil gegenwärtig die zum Unterhalt des Gewerbflusses bestimmten Fonds im Verhältnis zu denen, die auf den Unterhalt des Müßiggangs verwendet werden, weit größer sind, als vor zwei oder drei Jahrhunderten. Unsere Voreltern gingen müßig, weil es an hinlänglicher Aufmunterung des Gewerbflusses fehlte. Es ist besser, sagt ein Sprichwort, umsonst zu spielen, als umsonst zu arbeiten. In Handel- und Fabrikstädten, wo die unteren Volksklassen vorzugsweise durch Kapitalanlagen Unterhalt finden, sind diese im allgemeinen fleißig, nüchtern und wohlhabend, wie sich dies in vielen englischen und in den meisten holländischen Städten zeigt. In Städten, die ihren Wohlstand vorzugsweise einer beständigen oder zeitweiligen Hofhaltung verdanken, und wo die unteren Volksklassen ihren Unterhalt durch den mit jener verknüpften Aufwand finden, sind sie in der Regel träge, liederlich und

arm, wie in Rom, Versailles, Compiègne und Fontainebleau. In den Städten Frankreichs, wo die Parlamente ihren Sitz haben, findet sich, mit Ausnahme von Rouen und Bordeaux, nur wenig Handel oder Industrie, und die unteren Volksklassen, die hauptsächlich von dem Aufwande leben, den die Mitglieder der Gerichtshöfe und die prozessierenden Parteien machen, sind im ganzen träge und arm. Der bedeutende Handel von Rouen und Bordeaux scheint lediglich durch ihre Lage hervorgerufen zu sein. Rouen ist der natürliche Sammelplatz fast aller aus fremden Ländern oder aus den französischen Seeprovinzen der Hauptstadt Paris zum Verbrauch zugeführten Waren. Ebenso ist Bordeaux Niederlagsort der Weine, die an den Ufern der Garonne und ihrer Nebenflüsse wachsen, einem der reichsten Weinländer der Welt, dessen Weine sich am besten zur Ausfuhr eignen, da sie dem Geschmacke der Ausländer am meisten zusagen. So vorteilhafte Lagen gewähren natürlich die Möglichkeit günstiger Anlagen und locken daher ein großes Kapital herbei, und diese Kapitalanlagen sind die Ursache der Gewerbtätigkeit jener beiden Städte. In den übrigen französischen Parlamentsstädten scheint nicht mehr Kapital angelegt zu sein, als ihr Verbrauch erfordert, d. h. kaum mehr, als das kleinstmögliche Kapital, das überhaupt dort angelegt werden kann. Das nämliche kann man von Paris, Madrid und Wien sagen. Unter diesen drei Städten ist Paris die bei weitem gewerbtätigste; aber Paris ist auch selbst der Hauptmarkt für alles, was hier gearbeitet wird, und der eigene Verbrauch der Stadt bildet den Hauptzweck der in ihr betriebenen Geschäfte. London, Lissabon und Kopenhagen sind vielleicht die einzigen drei Städte in Europa, die beständige Residenzen eines Hofes sind und doch zugleich als Handelsstädte betrachtet werden können, d. h. als Städte, deren Geschäfte sich nicht bloß auf ihren eigenen

Verbrauch, sondern auch auf den anderer Städte und Länder erstrecken. Die Lage aller drei Städte ist außerordentlich vorteilhaft und macht sie zu natürlichen Niederlagen für einen großen Teil der für den Verbrauch entlegener Orte bestimmten Waren. In einer Stadt, wo großer Aufwand gemacht wird, ist die vorteilhafte Anlegung eines Kapitals zu anderen Zwecken als zur Versorgung der Stadt selbst wahrscheinlich schwieriger, als in Städten, wo die unteren Volksklassen ihren Unterhalt lediglich aus solchen Kapitalanlagen ziehen. Der Müßiggang der meisten Leute, die von ihrem Einkommen leben, übt wahrscheinlich einen verderblichen Einfluß auf den Fleiß derer, die in Kapitalanlagen Unterhalt finden sollten, und macht es weniger vorteilhaft, hier ein Kapital anzulegen. In Edinburg gab es vor der Union wenig Handel und Industrie. Als sich das schottische Parlament nicht mehr dort versammelte und die Stadt nicht mehr die Residenz des hohen und niederen schottischen Adels war, wurde sie ein wenig zur Handels- und Fabrikstadt. Sie ist immerhin noch der Sitz der höchsten Gerichtshöfe Schottlands, der Zoll- und Akzise-Ämter usw., und es werden daher noch immer bedeutende Einkünfte dort verausgabt. An Handel und Industrie steht sie weit hinter Glasgow zurück, dessen Einwohner vorzugsweise durch Kapitalanlagen ihren Unterhalt finden. Bewohner größerer Landstädte, die schon ziemliche Fortschritte im Gewerbefleiß gemacht hatten, sind, wie man öfters bemerkt hat, träge und arm geworden, nachdem ein großer Lord in ihrer Nähe seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte.

Das Verhältnis zwischen Kapital und Einkommen scheint daher überall das Verhältnis zwischen Fleiß und Müßiggang zu regeln: wo das Kapital vorherrscht, da waltet Fleiß, wo das Einkommen, Müßiggang. Jede Vermehrung oder Verminderung des Kapitals wirkt

daher naturgemäß darauf hin, die wirkliche Menge von Gewerbleiß, die Zahl produktiver Hände und folglich den Tauschwert des jährlichen Boden- und Arbeitsertrags, den wahren Reichtum und das wahre Einkommen aller Bewohner, zu vermehren oder zu vermindern.

Kapitalien mehren sich durch Sparsamkeit und mindern sich durch Verschwendung und Leichtsin.

Was jemand von seinem Einkommen erspart, fügt er seinem Kapital hinzu und verwendet es entweder selbst im Unterhalt einer weiteren Zahl produktiver Hände, oder läßt es andere tun, indem er es ihnen gegen Zinsen d. h. für einen Anteil am Gewinn leiht. Wie das Kapital eines einzelnen sich nur durch das vermehren kann, was er von seinem jährlichen Einkommen oder als Gewinn erspart, so kann sich auch das Gesellschaftskapital, das das nämliche ist, wie das Kapital der Gesellschaftsglieder zusammen, nur auf die gleiche Weise vermehren.

Sparsamkeit, und nicht Fleiß, ist die unmittelbare Ursache der Kapitalvermehrung. Der Fleiß schafft zwar die Sachen herbei, welche die Sparsamkeit anhäuft; aber soviel der Fleiß auch erwerben mag, wenn die Sparsamkeit es nicht erhält und sammelt, würde sich das Kapital niemals vergrößern.

Indem die Sparsamkeit den zum Unterhalt produktiver Hände bestimmten Fonds vergrößert, vermehrt sie die Zahl der Hände, deren Arbeit dem Wert der Gegenstände, auf die sie verwendet wird, etwas hinzufügt und erhöht also den Tauschwert des jährlichen Boden- und Arbeitsertrags. Sie setzt eine weitere Menge Gewerbleiß in Bewegung, der dann seinerseits den Wert des Jahresertrags erhöht.

Was jährlich gespart wird, wird ebenso regelmäßig verzehrt, als was jährlich vergeudet wird, und zwar fast in derselben Zeit; nur wird es von anderen Leuten verzehrt. Der Teil seines Einkommens, den ein reicher

Mann jährlich ausgibt, wird in den meisten Fällen von müßigen Gästen und Dienstboten aufgezehrt, die nichts zum Ersatz für ihren Verbrauch zurücklassen. Dagegen wird der Teil, den er jährlich erspart, und der behufs eines Gewinns sofort als Kapital angelegt wird, zwar ebenfalls, und fast in der nämlichen Zeit, aber von einer anderen Klasse von Leuten verzehrt, nämlich von Tagelöhnern, Fabrikarbeitern und Handwerkern, die den Wert ihres jährlichen Verbrauchs nebst einem Gewinn wiedererzeugen. Nehmen wir an, sein Einkommen werde ihm in Geld bezahlt. Gäbe er das Ganze aus, so würde sich die Nahrung, Kleidung und Wohnung, die dafür zu beschaffen waren, unter die erstere Klasse von Leuten verteilt haben. Sparte er dagegen einen Teil, so würde dieser Teil behufs eines Gewinns sofort entweder von ihm selbst oder von einem andern als Kapital angelegt sein, und die Nahrung, Kleidung und Wohnung, die dafür zu beschaffen waren, würde notwendig für die letztere Klasse zurückgelegt bleiben. Der Verbrauch ist der nämliche, aber die Verbraucher sind andere.

Durch das, was ein genügsamer Mann jährlich spart, gewährt er nicht nur einer neuen Zahl produktiver Hände für das laufende und folgende Jahr Unterhalt, sondern stellt auch, wie der Gründer eines öffentlichen Arbeitshauses, so zu sagen einen dauernden Fonds zum Unterhalt einer gleichen Zahl für alle Zeiten her. Freilich ist die beständige Verteilung und Bestimmung dieses Fonds nicht durch ein ausdrückliches Gesetz, ein Fideikommiß oder eine Unveräußerlichkeitsurkunde gesichert; allein er ist stets durch eine sehr mächtige Triebfeder, nämlich das klare Interesse aller einzelnen, denen ein Teil davon zufallen wird, gewahrt. Kein Teil dieses Fonds kann später zum Unterhalt anderer als produktiver Hände verwendet

werden, ohne offenbaren Verlust für den, der dessen eigentliche Bestimmung umkehrt.

Der Verschwender tut dies. Indem er seine Ausgaben nicht auf sein Einkommen beschränkt, greift er sein Kapital an. Wie jemand, der die Einkünfte einer frommen Stiftung zu profanen Zwecken mißbraucht, zahlt er den Lohn des Müßiggangs aus den Fonds, die die Sparsamkeit seiner Vorfahren dem Unterhalt des Fleißes gewidmet hatte. Indem er die zur Beschäftigung produktiver Arbeit bestimmten Fonds vermindert, vermindert er, soweit es von ihm abhängt, die Menge der Arbeit, die den bearbeiteten Gegenständen einen neuen Wert zusetzt, und folglich den Wert des jährlichen Boden- und Arbeitsertrages des ganzen Landes, in dem der wahre Reichtum und das tatsächliche Einkommen seiner Bewohner besteht. Würde die Verschwendung einiger nicht durch die Sparsamkeit anderer ausgeglichen, so würde das Verhalten jedes Verschwenders, der den Müßiggänger mit dem Brode des Fleißigen füttert, nicht nur ihn selbst zum Bettler machen, sondern auch sein Land beeinträchtigen.

Wenn auch die Ausgaben des Verschwenders gänzlich auf inländische und nicht teilweise auch auf fremde Waren draufgingen, würde ihre Wirkung auf die produktiven Fonds der Gesellschaft doch ganz die nämliche sein. Jedes Jahr würde eine gewisse Menge Nahrung und Kleidung, die produktive Hände hätte unterhalten sollen, zum Unterhalt unproduktiver Hände verwendet sein, und folglich würde jedes Jahr eine Verminderung des Wertes eintreten, den sonst der Jahresertrag des Bodens und der Arbeit des Landes gehabt hätte.

Allerdings kann man sagen, daß wenn dieser Aufwand nicht auf ausländische Waren draufgeht und keine Ausfuhr von Gold und Silber veranlaßt, die nämliche Menge Geldes im Lande bleiben würde, wie früher. Aber wenn die Menge Nahrung und Kleidung, die so von

unproduktiven Händen verbraucht wurde, sich unter produktive verteilt hätte, so würden diese den vollen Wert ihres Verbrauchs samt einem Gewinn wiedererzeugt haben. Auch in diesem Falle würde die nämliche Geldmenge im Lande geblieben sein, und außerdem zugleich eine Wiedererzeugung eines gleichen Wertes verbrauchbarer Güter stattgefunden haben. Es würden mithin zwei Werte anstatt eines vorhanden gewesen sein.

Überdies kann in einem Lande, in dem sich der Wert des Jahresertrags vermindert, nicht lange dieselbe Geldmenge bleiben. Der einzige Nutzen des Geldes besteht darin, daß es brauchbare Waren in Umlauf bringt. Mittelst des Geldes werden Nahrungsmittel, Rohstoffe und Fabrikate ge- und verkauft, und an ihre eigentlichen Verbraucher verteilt. Mithin muß sich die Geldmenge, die in einem Lande jährlich verwendet werden kann, nach dem Wert der brauchbaren Waren richten, die jährlich in ihm umlaufen. Diese bestehen entweder in den Boden- und Arbeitsprodukten des Landes selbst, oder in Dingen, die mit einem Teile dieser Produkte gekauft worden sind. Ihr Wert muß daher geringer werden, wenn sich der Wert dieser Produkte vermindert, und mit ihm muß sich auch die Geldmenge vermindern, die dazu dient, sie in Umlauf zu setzen. Das Geld aber, das durch diese jährliche Verminderung der Produktion dem inneren Umlauf entzogen wird, wird man nicht müßig liegen lassen. Das Interesse jedes Geldbesitzers fordert, daß er es anlege. Da sich ihm aber im Lande keine Gelegenheit dazu bietet, so wird er es trotz aller Gesetze und Verbote ins Ausland schicken, und zum Ankauf brauchbarer Waren verwenden, die man im Lande verlangt. Die jährliche Ausfuhr wird auf diese Weise eine Zeit lang den jährlichen Verbrauch des Landes über den Wert seines eigenen Jahresertrags steigern. Was in den Tagen

des Wohlstandes vom Jahresertrag gespart und zum Ankauf von Gold und Silber verwendet worden ist, wird nun in der Not eine Zeit lang dazu dienen, die Konsumtion zu versorgen. In diesem Falle ist die Ausfuhr von Gold und Silber nicht die Ursache, sondern die Wirkung des Verfalls, und kann selbst auf einige Zeit die damit verbundene Not erleichtern.

Dagegen muß die Geldmenge in einem Lande naturgemäß zunehmen, wenn der Wert des Jahresertrags steigt. Der größere Betrag der während eines Jahres unlaufenden brauchbaren Waren erfordert auch eine größere Summe Geldes, um sie in Umlauf zu setzen. Ein Teil des vermehrten Ertrags wird daher dazu angewandt werden, die weitere Menge Gold und Silber, die den Rest in Umlauf zu setzen hat, zu kaufen, wo sie eben zu haben ist. In diesem Falle wird die Zunahme jener Metalle die Wirkung und nicht die Ursache des öffentlichen Wohlstandes sein. Gold und Silber wird überall auf die nämliche Weise gekauft. Die Nahrung, Kleidung und Wohnung, das Einkommen und der Unterhalt aller derer, deren Arbeit oder Kapital dazu dient, die Metalle aus den Bergwerken auf den Markt zu bringen, ist der Preis, den man ebensowohl in Peru wie in England für sie bezahlt. Das Land, das diesen Preis zahlen kann, wird sich niemals lange ohne die ausreichende Menge jener Metalle zu behelfen brauchen, und hinwiederum wird ein Land nie lange eine Menge von ihnen behalten, wenn es ihrer nicht bedarf.

Worin man daher auch den wirklichen Reichtum und das wirkliche Einkommen eines Landes finden mag, sei es, wie die gesunde Vernunft zu fordern scheint, in dem Werte des jährlichen Boden- und Arbeitsertrags, oder sei es, wie vulgäre Vorurteile annehmen, in der Menge edler Metalle, die in ihnen umlaufen, so erscheint doch nach beiden Ansichten jeder

Verschwender als ein öffentlicher Feind, und jeder sparsame Mensch als ein öffentlicher Wohltäter.

Die Wirkungen des Leichtsinns sind oft die nämlichen, wie die der Verschwendung. Jede unbesonnene und fehlschlagende Unternehmung in der Landwirtschaft, im Bergbau, in den Fischereien, in Handel und Industrie bewirkt gleicherweise eine Verminderung der Fonds, die zum Unterhalt produktiver Arbeit bestimmt sind. Wenn auch bei derartigen Unternehmungen das Kapital nur von produktiven Händen verbraucht wird, so können diese bei der unbesonnenen Art ihrer Verwendung doch nicht den vollen Wert ihres Verbrauches wiedererzeugen, und es muß daher stets eine Verminderung der produktiven Fonds der Gesellschaft eintreten.

Daß die Lage einer großen Nation durch die Verschwendung oder Unbesonnenheit Einzelner stark beeinflußt wird, kann freilich nur selten vorkommen; denn diese Vergeudung oder Unbesonnenheit der einen wird stets durch die Sparsamkeit und Besonnenheit anderer mehr als ausgeglichen.

Was die Verschwendung betrifft, so ist der Antrieb dazu in der Begierde nach augenblicklichem Genuß zu suchen, die, so heftig und unwiderstehlich sie auch zuweilen sein mag, doch gewöhnlich vorübergehend und gelegentlich eintritt. Dagegen ist der Antrieb zum Sparen in dem Verlangen zu finden, unsere Lage zu verbessern, ein Verlangen, das zwar gewöhnlich ruhig und leidenschaftslos ist, aber uns auch von der Wiege bis ans Grab begleitet. In der ganzen Zeit zwischen diesen beiden Endpunkten gibt es vielleicht kaum einen einzigen Augenblick, wo ein Mensch so vollständig mit seiner Lage zufrieden wäre, daß er nicht den Wunsch hegen sollte, sie irgendwie zu verändern oder zu verbessern. Das Mittel, durch das die meisten Menschen ihre Lage zu verbessern wünschen, ist die Vergrößerung

ihres Vermögens. Es ist das gewöhnlichste und einleuchtendste Mittel; und die sicherste Art, wie man sein Vermögen vergrößern kann, besteht darin, daß man einen Teil des regelmäßigen Jahreserwerbs oder eines außerordentlichen Gewinns spart und aufhäuft. Obschon daher der Trieb zum Aufwande sich bei fast allen Menschen manchmal und bei manchen Menschen fast immer geltend macht, so scheint doch durchschnittlich bei den Meisten der Trieb zur Sparsamkeit nicht nur vorzuherrschen, sondern ganz bedeutend zu überwiegen.

Was den Leichtsinns betrifft, so ist die Zahl besonnener und glücklicher Unternehmungen überall weit größer, als die der unbesonnenen und fehlschlagenden. Trotz aller Klagen über häufige Bankerotte bilden die Bedauernswerten, die dies Mißgeschick trifft, doch nur einen sehr kleinen Teil aller, die sich mit Handel und Gewerben beschäftigen, und das Verhältnis ist vielleicht nicht viel höher, als eins zu tausend. Der Bankerott ist vielleicht das größte und niederschlagendste Unglück, das einen Unschuldigen treffen kann, und deshalb wenden die meisten alle Vorsicht an, ihn zu vermeiden. Manche freilich hüten sich nicht davor, wie Manche sich auch vor dem Galgen nicht hüten.

Große Nationen werden niemals durch die Verschwendung und den Leichtsinns von Privatleuten arm, wohl aber hie und da durch Verschwendung und Leichtsinns der Staatsbehörden. Das ganze, oder nahezu das ganze Staatseinkommen wird in den meisten Ländern zum Unterhalt unproduktiver Hände verwendet. Dahin gehören ein zahlreicher und glänzender Hofstaat, eine zahlreiche Geistlichkeit, große Flotten und Armeen, die im Frieden nichts hervorbringen und in Kriegszeiten nichts erwerben, wodurch die Kosten ihres Unterhalts selbst nur während der Dauer des Krieges gedeckt würden. Da Leute dieser Art selbst nichts hervor-

bringen, so werden sie durch den Ertrag der Arbeit anderer unterhalten. Werden sie also unnötigerweise vermehrt, so können sie in einem Jahre so viel von diesem Ertrag verbrauchen, daß nicht genug übrig bleibt, um die produktiven Arbeiter, die im nächsten Jahre den Gesamtertrag reproduzieren sollen zu unterhalten. Der Ertrag des nächsten Jahres wird also kleiner sein, als der des vorhergehenden, und, dauert der Übelstand fort, wird der Ertrag des dritten Jahres noch kleiner als der des zweiten. Diese unproduktiven Hände, die nur mit einem Teil des ersparten Einkommens unterhalten werden sollten, können so viel von dem Gesamteinkommen verbrauchen, und dadurch so viele zwingen, ihre Kapitalien, ihre für den Unterhalt produktiver Arbeit bestimmten Fonds anzugreifen, daß alle Sparsamkeit und Klugheit der Einzelnen nicht im Stande ist, die Vergeudung und Verschlechterung der Produktion wieder gut zu machen, die durch jene gewaltsame und aufgedrungene Schmälerung herbeigeführt wird.

Doch scheint erfahrungsmäßig Sparsamkeit und Umsicht meist hinreichend, um nicht nur die Verschwendung und den Leichtsinns einzelner, sondern auch die Ausschweifungen einer Regierung auszugleichen. Die gleichmäßige, beständige und ununterbrochene Anstrengung jedes Menschen, seine Lage zu verbessern, dieser Trieb, aus dem der öffentliche wie der Privatwohlstand entspringt, ist oft mächtig genug, um trotz der Ausschweifung der Regierung und der größten Mißgriffe der Verwaltung den natürlichen Fortschritt zum Besseren aufrecht zu erhalten. Gleich dem unbekanntem Triebe des tierischen Lebens stellt er oft trotz der albernen Vorschriften des Arztes Gesundheit und Kräfte des Körpers wieder her.

Das jährliche Arbeitsprodukt eines Volkes kann in seinem Werte nur durch Vermehrung ihrer produktiven

Arbeiter oder durch Erhöhung der Produktivkraft der bisher beschäftigten Arbeiter steigen. Die Zahl der produktiven Arbeiter kann offenbar nur infolge einer Zunahme des Kapitals bezw. der zu ihrem Unterhalt bestimmten Fonds zunehmen. Die Produktivkräfte einer gleichbleibenden Menge von Arbeitern können nur infolge einer Zunahme und Vervollkommnung in den zur Erleichterung und Abkürzung der Arbeit dienenden Maschinen und Werkzeugen, oder infolge einer geeigneteren Teilung und Verteilung der Arbeit zunehmen. In beiden Fällen ist fast immer ein neues Kapital erforderlich. Nur mittelst eines neu hinzugekommenen Kapitals wird es dem Unternehmer möglich, seine Arbeiter mit besseren Maschinen zu versorgen oder eine geeignetere Arbeitsteilung unter ihnen einzuführen. Wenn die zu verrichtende Arbeit aus einer Anzahl von Teilen besteht, so erfordert es ein weit größeres Kapital, jeden Arbeiter immer nur auf ein und dieselbe Art zu beschäftigen, als ihn abwechselnd an die verschiedenen Teile gehen zu lassen. Vergleicht man daher den Zustand eines Volkes in zwei verschiedenen Perioden, und findet man, daß ein jährlicher Boden- und Arbeitsertrag in der späteren größer ist, als in der früheren, daß seine Ländereien besser angebaut, seine Manufakturen zahlreicher und blühender sind und sein Handel ausgedehnter ist, so kann man überzeugt sein, daß sein Kapital zwischen diesen beiden Perioden sich vergrößert, und durch die verständige Wirtschaft der einen mehr gewonnen haben muß, als es durch den Leichtsinne anderer Privatpersonen oder die Mißgriffe der Regierung verloren hat. Und man wird finden, daß dies in allen einigermassen ruhigen und friedlichen Zeiten bei fast allen Nationen der Fall gewesen ist, selbst bei denen, die sich nicht gerade der weisesten und sparsamsten Regierungen zu erfreuen hatten. Um

sich hierüber ein richtiges Urteil zu bilden, muß man allerdings den Zustand des Landes in ziemlich weit von einander entlegenen Perioden betrachten. Der Fortschritt ist oft ein so allmählicher, daß er in zu nahe aneinander liegenden Perioden nicht nur nicht zu bemerken ist, sondern auch durch den Verfall entweder gewisser Gewerbe oder gewisser Gegenden — Dinge, die vorkommen können, obschon das Land im allgemeinen großen Wohlstand aufzuweisen hat —, oft die Vermutung genährt wird, daß der Reichtum und die Gewerbtätigkeit des Ganzen im Abnehmen sei.

Der jährliche Boden- und Arbeitsertrag Englands z. B. ist jetzt gewiß weit größer, als vor etwas mehr als einem Jahrhundert, zur Zeit der Restauration Karls des Zweiten. Obgleich heutzutage wohl wenige hieran zweifeln, so vergingen doch seitdem selten fünf Jahre, ohne daß ein Buch oder eine Broschüre erschien und durch seine geschickte Abfassung beim Publikum teilweise Glauben fand, welches sich zu zeigen bemühte, daß der Reichtum der Nation im Abnehmen, das Land entvölkert, der Ackerbau vernachlässigt, die Manufakturen im Verfall seien und der Handel darniederliege. Auch waren diese Schriften nicht immer Parteischriften, die elenden Ausgeburten der Lüge und Käuflichkeit; sondern viele von ihnen waren von ganz unbefangenen und einsichtigen Leuten geschrieben, die nur schrieben, was sie glaubten, und aus keinem anderen Grunde schrieben, als weil sie es glaubten.

Der jährliche Boden- und Arbeitsertrag Englands war hinwiederum zur Zeit der Restauration gewiß weit größer, als etwa hundert Jahre früher, beim Regierungsantritt Elisabeths. Und zu dieser Zeit war das Land, wie man allen Grund zu glauben hat, in der Kultur weit mehr vorgeschritten, als ein Jahrhundert früher, gegen den Schluß der Bürgerkriege zwischen den Häusern

York und Lancaster. Selbst damals aber war es wahrscheinlich in einer besseren Lage, als zur Zeit der normannischen Eroberung, und zur Zeit der normannischen Eroberung in einer besseren, als während der Wirren der sächsischen Heptarchie. Sogar in dieser frühen Zeit aber war das Land unstreitig kultivierter, als bei dem Einfalle Julius Cäsars, wo seine Bewohner sich fast in gleichem Zustande befanden, wie die Wilden Nordamerikas.

Dennoch fanden in allen diesen Perioden nicht nur viel Verschwendung sowohl einzelner wie des Staats, viele kostspielige und unnötige Kriege und großer Mißbrauch des Jahresertrags zu Unterhaltung unproduktiver statt produktiver Hände statt, sondern die Wirren der bürgerlichen Zwietracht veranlaßten auch eine so absolute Vergeudung und Zerstörung des Kapitals, daß man denken sollte, es würde nicht nur, wie es in der Tat geschah, die natürliche Anhäufung des Reichtums aufgehoben worden, sondern das Land müßte auch am Ende des Zeitraums ärmer gewesen sein, als an seinem Anfange. Wie viele Unordnungen und Unglücksfälle traten nicht selbst in der glücklichsten jener Perioden, dem Zeitraum seit der Restauration, ein, von denen man, wenn man sie hätte voraussehen können, nicht bloß die Verarmung, sondern den gänzlichen Untergang des Landes erwartet haben würde? So das Feuer und die Pest in London, die beiden Kriege mit Holland, die Wirren der Revolution, der Krieg in Irland, die vier kostspieligen französischen Kriege 1688, 1702, 1742 und 1756, und die beiden Rebellionen von 1715 und 1745. Im Laufe der vier französischen Kriege ging die Nation eine Schuld von mehr als 145 Millionen ein, ungerechnet die anderen außerordentlichen Ausgaben, die durch jene Kriege verursacht wurden, so daß man die Summe der Kosten nicht geringer als auf 200 Millionen ver-

anschlagen kann. Ein so großer Teil vom jährlichen Boden- und Arbeitsertrag des Landes ist seit der Revolution bei verschiedenen Gelegenheiten auf den Unterhalt einer außerordentlichen Zahl von unproduktiven Händen verwendet worden. Hätten jene Kriege nicht einem so großen Kapital diese besondere Richtung gegeben, so würde natürlich der größte Teil von ihm auf den Unterhalt produktiver Hände verwendet worden sein, deren Arbeit den ganzen Wert ihres Verbrauchs samt einem Gewinne zurückerstattet hätte. Der Wert des jährlichen Boden- und Arbeitsertrags wäre dadurch mit jedem Jahre bedeutend gestiegen, und jede jährliche Zunahme würde die des folgenden Jahres noch erhöht haben. Es würden mehr Häuser gebaut, mehr Ländereien in Kultur genommen und andere, die bereits angebaut waren, besser kultiviert worden sein; man hätte mehr Manufakturen errichtet, und die bereits errichteten weiter ausgedehnt; und man kann sich kaum vorstellen, bis zu welcher Höhe der wahre Reichtum und das wahre Einkommen des Landes sich in dieser Zeit hätte erheben können.

Mußte aber auch die Verschwendung der Regierung den natürlichen Fortschritt Englands zu Reichtum und Kultur zweifellos verzögern, so konnte sie ihn doch nicht verhindern. Sein jährlicher Boden- und Arbeitsertrag ist gegenwärtig unstreitig weit größer als zur Zeit der Restauration oder der Revolution, und daher muß auch das auf die Kultur dieses Bodens und den Unterhalt dieser Arbeit jährlich verwendete Kapital weit größer sein. Inmitten aller Anforderungen der Regierung ist dieses Kapital durch die Sparsamkeit und Klugheit einzelner, durch ihre allgemeine, stetige und ununterbrochene Anstrengung, ihre Lage zu verbessern, still und allmählich gewachsen. Diese Anstrengung, die durch das Gesetz geschützt und durch die Freiheit, sie

auf die vorteilhafteste Weise auszuüben, verstattet war, hat den Fortschritt Englands zu Reichtum und Kultur in der Vergangenheit zu Wege gebracht, und wird es hoffentlich in alle Zukunft tun. Wie jedoch England niemals mit einer sehr sparsamen Regierung gesegnet gewesen ist, so ist die Sparsamkeit auch zu keiner Zeit eine besonders charakteristische Tugend der Engländer gewesen. Es ist daher die höchste Unverschämtheit und Anmaßung von Königen und Ministern, die Wirtschaft der Privatleute überwachen und deren Ausgaben durch Luxusgesetze oder Verbote der Einfuhr fremder Luxuswaren einschränken zu wollen. Sie selbst sind immer und ohne alle Ausnahme die größten Verschwender in der Gesellschaft. Mögen sie doch auf ihren eigenen Aufwand acht haben, und den Privatleuten getrost den ihrigen überlassen. Stürzt ihre Ausschweifung den Staat nicht ins Verderben, so wird die der Untertanen es gewiß nicht tun.

Da die Sparsamkeit das Gesellschaftskapital vergrößert, und die Verschwendung es verringert, so kann das Verhalten derer, die gerade so viel ausgeben, wie sie einnehmen, ohne neues Vermögen zu erwerben, noch das alte Kapital anzugreifen, das Gesellschaftskapital weder vergrößern noch vermindern. Doch scheinen manche Arten von Ausgaben mehr zu dem Anwachsen des öffentlichen Reichtums beizutragen, als andere.

Das Einkommen eines einzelnen kann entweder für Dinge ausgegeben werden, die man sofort verbraucht und in denen die Ausgabe des einen Tages die eines anderen weder ermäßigen noch unterstützen kann; oder es kann für dauerhaftere Gegenstände ausgegeben werden, die sich anhäufen lassen, und in denen die Ausgabe des einen Tages je nach Wahl die des folgenden ermäßigen oder unterstützen und ihre Wirkung erhöhen kann. Ein reicher Mann kann z. B. sein Ein-

kommen auf eine verschwenderisch besetzte Tafel, auf den Unterhalt einer großen Zahl von Dienstboten und auf eine Menge Hunde und Pferde verwenden, oder er kann, indem er sich mit einem mäßigen Tische und wenigen Bedienten begnügt, seinen größten Teil zur Ausschmückung seines Hauses oder Landsitzes, auf nützliche oder prächtige Gebäude, auf nützliche oder prächtige Möbel, auf Bücher, Statuen und Gemälde, oder auf wertlosere Dinge, wie Edelsteine und Tand aller Art, oder auch, was das Nichtigste von Allem ist, zur Sammlung einer großen Garderobe verwenden, wie es der Günstling und Minister eines großen Fürsten getan hat, der vor einigen Jahren gestorben ist*). Wenn von zwei gleich vermögenden Männern der eine hauptsächlich auf jene, der andere auf diese Art sein Einkommen ausgiebt, so wird die Prachtentfaltung desjenigen, der hauptsächlich dauerhafte Waren kauft, beständig zunehmen, da der Aufwand jedes Tages die Wirkung des Aufwandes am folgenden Tage unterstützen und erhöhen hilft, wogegen die Prachtentfaltung des anderen am Ende des Zeitraums nicht größer sein würde, als am Anfang. Der erstere würde schließlich der reichere sein. Er würde einen Vorrat von Waren haben, die, wenn sie auch nicht ihren Kostenpreis wert wären, doch immer etwas wert wären. Von dem Aufwande des letzteren hingegen bliebe keine Spur zurück und die Wirkungen einer zeh- oder zwanzigjährigen Verschwendung würden so vollständig verschwunden sein, als hätten sie niemals bestanden.

Wie die eine Art des Aufwandes für den Reichtum eines Einzelnen günstiger ist, als die andere, so ist sie es auch für den Reichtum eines Volkes. Die Häuser, die Möbel, die Kleidungsstücke der Reichen werden

*) Anspielung auf den Grafen Brühl, der 365 Röcke hinterlassen haben soll.

nach kurzer Zeit den unteren und mittleren Volksklassen nützlich. Diese können sie kaufen, wenn die oberen Klassen sie satt bekommen, und so steigert sich allmählich der allgemeine Komfort des ganzen Volkes, wenn jene Art des Aufwandes unter vermögenden Leuten allgemein wird. In Ländern, die schon lange reich sind, findet man oft die unteren Volksklassen im Besitz von Häusern und Gerätschaften, die noch gut und vollkommen brauchbar, aber keineswegs für den Bedarf dieser Klassen hergestellt sind. Was früher ein Sitz der Familie Seymour war, ist jetzt ein Gasthaus an der Straße nach Bath. Das Hochzeitsbett Jakobs des Ersten von Großbritannien, welches ihm die Königin als fürstliches Geschenk aus Dänemark zugebracht hatte, war vor einigen Jahren die Zierde einer Bierschenke in Dunfermline. In manchen alten Städten, die entweder lange stillstehend geblieben oder etwas in Verfall geraten sind, findet man manchmal kein einziges Haus, das für seine gegenwärtigen Bewohner gebaut sein kann. Tritt man in ein solches Haus, so findet man nicht selten manche vortreffliche altmodische Möbel, die noch ganz gut zu gebrauchen sind, und für die jetzigen Besitzer ebensowenig gemacht sein können. Stattliche Paläste, herrliche Landhäuser, große Sammlungen von Büchern, Statuen, Gemälden und anderen Seltenheiten sind oft nicht bloß für die Nachbarschaft, sondern für das ganze Land, zu dem sie gehören, ein Schmuck und eine Ehre. Versailles ist ein Schmuck und ein Ruhm für Frankreich, Stowe und Wilton für England. Italien erfreut sich noch immer wegen der Menge solcher Denkmäler einer gewissen Verehrung, obgleich der Reichtum, der sie hervorrief, verfallen ist, und obgleich der Genius, der sie schuf, erloschen zu sein scheint, erloschen vielleicht deshalb, weil er nicht mehr die gleiche Beschäftigung fand.

Die Ausgaben für dauerhafte Gegenstände sind nicht nur der Anhäufung, sondern auch der Sparsamkeit günstig. Hat jemand einmal darin zu viel getan, so kann er sich leicht einschränken, ohne sich dem Tadel der Leute auszusetzen. Dagegen die Zahl der Dienerschaft sehr zu verringern, statt eines verschwenderischen Tisches einen mäßigen einzuführen, eine Equipage wieder aufzugeben, nachdem man sie einmal gehabt hat: das sind Veränderungen, die der Beobachtung der Nachbarn nicht entgehen können, und die für ein Anerkenntnis früherer Torheit gehalten werden. Darum haben auch wenige von denen, die einmal so unglücklich waren, sich in zu große Ausgaben dieser Art einzulassen, später den Mut einzulenken, ehe gänzlicher Verfall und Bankerott sie dazu zwingt. Hat dagegen jemand für Gebäude, Möbel, Bücher oder Gemälde zu viel Geld ausgegeben, so läßt sich noch nicht auf eine frühere Torheit schließen, wenn er sein Verhalten ändert. Die genannten Dinge sind der Art, daß weitere Ausgaben für sie durch die früheren Ausgaben unnötig gemacht werden, und wenn jemand damit innehält, so nimmt man nicht an, daß er es deshalb tue, weil es sein Vermögen übersteigt, sondern weil seine Laune befriedigt ist.

Nebenbei geben die Ausgaben für dauerhafte Sachen gewöhnlich einer größeren Menge von Leuten Unterhalt, als die Kosten verschwenderischer Gastfreundschaft. Von zwei- oder dreihundert Pfunden Lebensmittel, die manchmal bei einem großen Feste aufgetragen werden, wird vielleicht die Hälfte auf den Mist geworfen, und jedenfalls ein großer Teil vergeudet und mißbraucht. Wären die Kosten eines solchen Gastmahls dazu angewendet worden, Maurern, Zimmerleuten, Tapezierern, Mechanikern usw. Arbeit zu geben, so würde sich eine gleich große Menge Lebensmittel

unter eine viel größere Zahl von Leuten verteilt haben, die sie groschen- und pfundweise gekauft und auch nicht eine Unze davon unnötigerweise weggeworfen hätten. Davon abgesehen, unterhält jener Aufwand auf die eine Art produktive, auf die andere unproduktive Hände. Auf die eine Art vermehrt er also den Tauschwert des jährlichen Boden- und Arbeitsertrages des Landes, auf die andere Art tut er es nicht.

Doch möchte ich mit alle dem nicht so verstanden werden, als ob ich meinte, daß die eine Art des Aufwandes stets einen liberaleren oder edleren Geist anzeige, als die andere. Wenn ein reicher Mann sein Einkommen hauptsächlich auf Gastfreundschaft verwendet, so teilt er das Meiste davon mit seinen Freunden und Gefährten; wenn er es aber dazu anwendet, dauerhafte Sachen zu kaufen, so gibt er oft alles für seine eigene Person aus, und gibt niemandem etwas ohne ein Äquivalent. Die letztere Art des Aufwandes zeugt also zumal dann, wenn sie sich auf Nichtigkeiten richtet, z. B. auf den Tand in Kleidung und Geräten, auf Juwelen, Spielereien usw., oft nicht nur von kleinlichen, sondern von niedrigen und selbstsüchtigen Anlagen. Was ich sagen will, ist allein dies, daß die eine Art des Aufwandes, da sie immer zu einer Anhäufung wertvoller Dinge führt, der Sparsamkeit des Einzelnen günstiger ist, zum Wachstum des Gesellschaftskapitals beiträgt und eher produktive als unproduktive Hände unterhält, — auch mehr als die andere zum Wachstum des öffentlichen Wohlstandes beiträgt.

Viertes Kapitel.

Das auf Zinsen ausgeliehene Kapital.

Das auf Zins ausgeliehene Vermögen wird von dem Darleiher stets als ein Kapital betrachtet. Er erwartet, daß es ihm zur gehörigen Zeit zurückerstattet werde, und daß der Borger ihm mittlerweile für seinen Gebrauch eine gewisse Jahresrente zahle. Der Borger kann es entweder als ein Kapital oder als einen für den unmittelbaren Verbrauch bestimmten Vorrat benutzen. Benutzt er es als ein Kapital, so wendet er es zum Unterhalt produktiver Arbeiter an, die seinen Wert samt einem Gewinne wieder hervorbringen: in diesem Falle kann er das Kapital zurückerstatten und den Zins zahlen, ohne eine andere Einkommensquelle zu veräußern oder anzugreifen. Benutzt er es als einen für den unmittelbaren Verbrauch bestimmten Vorrat, so handelt er als ein Verschwender, und vergeudet im Unterhalt des Müßigen, was zur Förderung des Fleißigen bestimmt war. Er vermag in diesem Falle, ohne eine andere Einkommensquelle, wie Grundbesitz oder Grundrente, zu veräußern oder anzugreifen, weder das Kapital zurückzuerstatten, noch die Zinsen zu bezahlen.

Das auf Zins ausgeliehene Vermögen wird sicherlich unter Umständen auf beide Arten benutzt; auf die erstere jedoch öfter als auf die letztere. Wer Geld borgt, um es zu vergeuden, wird bald ruiniert sein, und wer ihm leiht, wird gewöhnlich seine Torheit zu bereuen haben. Zu einem solchen Zwecke zu borgen

oder zu leihen, ist in allen Fällen, wo es sich nicht um groben Wucher handelt, gegen das Interesse beider Teile, und obschon das eine wie das andere ohne Zweifel öfters geschieht, so macht es die Rücksicht, die jeder auf sein eigenes Interesse nimmt, doch wahrscheinlich, daß es keineswegs so häufig geschieht, wie man zuweilen glaubt. Man frage einen reichen Mann von gewöhnlichem Verstande, an was für Leute er seine meisten Kapitalien verliehen habe, an solche, die sie nach seiner Ansicht gewinnbringend anlegen, oder an solche, die sie durchbringen wollten, und er wird über die Frage lachen. Selbst unter den Borgern, einer Klasse von Leuten, die eben nicht wegen ihrer Genügsamkeit berühmt sind, ist daher die Zahl der Sparsamen und Fleißigen weit größer, als die der Verschwenderischen und Müßigen.

Die einzigen, denen oft Geld geborgt wird, ohne daß man von ihnen seine sehr einträgliche Verwendung erwartet, sind Gutsbesitzer, die Hypotheken aufnehmen. Doch borgen auch sie kaum jemals lediglich in der Absicht, das Geld zu verschwenden. Was sie borgen, kann man gewöhnlich als schon ausgegeben ansehen, ehe sie es borgen. Sie haben in der Regel von Krämern und Gewerbtreibenden schon so viele Waren auf Kredit genommen und verbraucht, daß sie ein Darlehn aufnehmen müssen, um ihre Schulden damit zu bezahlen. Das geborgte Kapital erstattet den Krämern und Gewerbtreibenden die Kapitalien wieder, die die Gutsbesitzer aus den Renten ihrer Güter nicht hätten ersetzen können. Es wird also eigentlich nicht zu dem Zwecke geborgt, um verausgabt zu werden, sondern um ein Kapital wieder zu erstatten, das schon früher verausgabt war.

Fast alle verzinslichen Darlehen werden in Geld, sei es Papier, oder Gold und Silber gemacht; was der Borger aber tatsächlich braucht, und was der Darleiher ihm

tatsächlich verschafft, ist nicht das Geld, sondern des Geldes Wert, oder die Waren, die er damit kaufen kann. Benutzt er es als einen zum unmittelbaren Verbrauch bestimmten Vorrat, so sind es Waren allein, die er in diesen Vorrat einstellen kann. Benutzt er es als ein Kapital zu gewerblichen Anlagen, so sind es wieder nur Waren, die dem Gewerbetreibenden die Werkzeuge, Rohstoffe und Lebensmittel verschaffen, deren er zum Betriebe bedarf. Mittelst des Darlehns überträgt so zu sagen der Darleiher auf den Borger sein Recht an einen gewissen Teil des jährlichen Boden- und Arbeitsertrages des Landes, den der Borger nach Belieben verwenden kann.

Die Menge Vermögen, oder, wie man gewöhnlich sagt, die Menge Geldes, die in einem Lande auf Zinsen ausgeliehen werden kann, bestimmt sich mithin nicht nach dem Betrage des Geldes sei es Papier oder Münze, das als Werkzeug der verschiedenen im Lande gemachten Darlehen dient, sondern nach dem Betrage des Teils vom Jahresertrage, der nach seinem Heraustreten aus der Boden- oder Arbeitsproduktion nicht nur ein Kapital überhaupt, sondern ein solches Kapital wieder zu erstatten bestimmt ist, das der Eigentümer selbst anzulegen sich die Mühe nicht machen will. Da solche Kapitalien gewöhnlich in Geld ausgeliehen und zurückgezahlt werden, so bilden sich die sogenannten Geldinteressen*) daraus. Diese sind nicht nur von den Interessen des Grundbesitzes, sondern auch von denen

*) „Interessen“ sind hier nicht im Sinne von Zinsen, sondern in der andern Bedeutung des Worts aufzufassen. Man redet in England von landed interests, manufacturing interests, Interessen des Grundbesitzes, der Industrie usw. Garve und ihm nachfolgend Stirner übersetzen „money interests“ hier geradezu mit „Geldeigentum“, was indessen dem Sinne nicht vollständig entspricht. Anm. d. Übers.

des Handels und der Industrie verschieden, da in letzteren die Eigentümer ihre Kapitalien selbst anlegen. Doch auch bei den Geldinteressen ist das Geld gleichsam nur eine Anweisung, die die Kapitalien, mit deren Anlegung die Eigentümer sich nicht selbst befassen mögen, von einer Hand in die andere überträgt. Diese Kapitalien können unvergleichlich größer sein, als der Betrag des Geldes, das zum Werkzeug ihrer Übertragung dient: denn die nämlichen Geldstücke können nach und nach zu vielen verschiedenen Darlehen dienen, ebenso wie zu vielen verschiedenen Käufen. A leiht z. B. dem W £ 1000, mit denen W sofort von B Güter zum Werte von £ 1000 kauft. Da B das Geld selbst nicht braucht, so leiht er die nämlichen Stücke dem X, und X kauft damit sofort von C andere Güter von £ 1000 Wert. C leiht sie wieder in derselben Weise und aus demselben Grunde dem Y, der gleichfalls damit Güter von D kauft. So können dieselben Stücke Papier- oder gemünzten Geldes im Laufe weniger Tage zum Werkzeug dreier Darlehen und dreier Käufe dienen, die jedes dem ganzen Betrage jener Stücke an Wert gleichkommen. Was die drei Kapitalisten A, B und C an die drei Borger W, X und Y übertragen, ist das Vermögen, jene Käufe zu machen. In diesem Vermögen besteht der Wert und der Nutzen dieser Darlehen. Der von den drei Kapitalisten ausgeliehene Fonds ist gleich dem Werte der Waren, die damit gekauft werden können, und dreimal so groß, wie der Betrag des Geldes, mit dem die Käufe gemacht wurden. Dennoch können alle Darlehen vollkommen gesichert sein, wenn die von den Schuldern gekauften Waren so verwendet worden sind, daß sie zu gehöriger Zeit einen gleichen Betrag Papier oder Geld mit Gewinn wieder einbringen. Und wie die nämlichen Geldstücke als Werkzeuge verschiedener Darlehen von dreimal oder auch dreißigmal

höherem Betrage dienen können, so können sie auch nach und nach als Werkzeug der Rückzahlung dienen.

Auf diese Weise läßt sich ein auf Zins ausgeliehenes Kapital als eine vom Darleiher auf den Borger übertragene Anweisung auf einen gewissen großen Teil des Jahresertrags betrachten, wobei die Bedingung gemacht wurde, daß der Borger dem Darleiher während der Dauer des Anlehens jährlich einen kleineren Teil, Zins genannt, und am Schluß einen ebenso großen Teil wie der ursprünglich angewiesene, Rückzahlung genannt, anweisen soll. Obgleich das Geld, es sei Papier- oder Metallgeld, gewöhnlich als Dokument der Anweisung sowohl auf den kleineren, als auch auf den größeren Teil dient, so ist es doch von dem, was dadurch angewiesen wird, durchaus verschieden.

In dem Verhältnis, wie der Teil des Jahresertrages zunimmt, der beim Heraustreten aus der Produktion ein Kapital wiederzuerstatten bestimmt ist, nehmen auch in einem Lande die sogenannten Geldinteressen zu. Die Zunahme der Kapitalien, aus denen die Besitzer ein Einkommen ziehen wollen, ohne sich mit ihrer Verwendung selbst zu befassen, schreitet natürlich mit der allgemeinen Zunahme des Kapitals überhaupt fort, oder mit anderen Worten, wenn das Kapital zunimmt, so wird die Menge der auf Zins ausgeliehenen Kapitalien allmählich größer und größer.

Je mehr die Menge der auszuleihenden Kapitalien wächst, desto mehr vermindert sich notwendig der Zins, oder der Preis, der für die Benutzung dieser Kapitalien bezahlt wird, und zwar nicht bloß aus den allgemeinen Gründen, die eine Ermäßigung des Marktpreises der Dinge herbeiführen, wenn ihre Menge größer wird, sondern auch aus anderen, diesem besonderen Falle eigentümlichen Gründen. Wenn die Kapitalien in einem Lande zunehmen, müssen die Gewinne, die durch ihre

Verwendung zu machen sind, notwendig kleiner werden; es wird immer schwerer und schwerer, in dem Lande für neue Kapitalien gewinnbringende Anlagen zu finden. Daraus entspringt dann eine Konkurrenz zwischen den verschiedenen Kapitalien, und der Besitzer des einen sucht sich derjenigen Anlagen zu bemächtigen, die ein anderer schon in Besitz hat. In den meisten Fällen kann er nur dann darauf rechnen, den andern zu verdrängen, wenn er billigere Bedingungen stellt; er muß seine Ware nicht nur wohlfeiler verkaufen, sondern auch manchmal, um den Verkauf zu ermöglichen, sie etwas teurer einkaufen. Die Nachfrage nach produktiver Arbeit wird durch die Zunahme der zu ihrem Unterhalt bestimmten Fonds mit jedem Tage größer. Die Arbeiter finden leicht Beschäftigung, aber den Besitzern der Kapitalien wird es schwer, Arbeiter zu finden. Ihre Konkurrenz steigert den Arbeitslohn und mindert die Gewinné. Werden aber so die aus der Nutzung eines Kapitals zu ziehenden Gewinne gleichsam an beiden Enden verkleinert, so muß notwendig zugleich der Preis, der für seine Nutzung gezahlt werden kann, d. h. der Zinsfuß, sinken.

Locke, Law und Montesquieu sowie viele andere Schriftsteller scheinen geglaubt zu haben, daß die durch die Entdeckung des spanischen Westindiens vermehrte Menge Goldes und Silbers die wahre Ursache des niedrigeren Zinsfußes in den meisten Ländern Europas sei. Da diese Metalle, sagen sie, selbst an Wert verloren haben, mußte auch die Nutzung eines Teils von ihnen an Wert einbüßen und folglich der Preis, der dafür bezahlt werden kann, sinken. Dieser auf den ersten Blick so richtig erscheinende Gedanke ist von Hume so vollständig widerlegt worden, daß man kaum noch etwas darüber zu sagen braucht. Doch mag das folgende kurze und einfache Argument dazu dienen,

die Täuschung, durch welche sich jene Schriftsteller haben irre leiten lassen, noch schärfer ins Licht zu stellen.

Vor der Entdeckung des spanischen Westindiens waren 10%, wie es scheint, der gewöhnliche Zinsfuß in den meisten Ländern Europas. Er ist seitdem in manchen Ländern auf 6, 5, 4 und 3% gesunken. Nehmen wir an, daß in jedem Lande der Wert des Silbers in dem nämlichen Verhältnis gesunken sei, wie der Zinsfuß, und daß z. B. in den Ländern, wo der Zins von 10 auf 5% herabgegangen ist, für die nämliche Menge Silbers nur halb soviel Waren gekauft werden können, als früher. Diese Annahme wird sich, wie ich glaube, nirgends richtig erweisen, aber sie ist für die Meinung, die wir prüfen wollen, die günstigste. Selbst unter dieser Voraussetzung ist es schlechterdings unmöglich, daß die Silberwertung auch nur den mindesten Einfluß auf das Sinken des Zinsfußes haben konnte. Wenn £ 100 in jenen Ländern jetzt keinen höheren Wert haben, als ehemals £ 50, so können £ 10 jetzt nicht mehr Wert haben, als ehemals £ 5. Welche Ursachen auch das Kapital entwertet haben, immer müssen sie auch den Zins ermäßigt haben, und zwar genau in demselben Verhältnis. Das Verhältnis zwischen dem Wert des Kapitals und dem des Zinses mußte das nämliche bleiben, wenn auch der Zinsfuß sich niemals änderte. Ändert sich aber der Zinsfuß, dann wird allerdings notwendig das Verhältnis zwischen diesen beiden Werten geändert. Wenn £ 100 jetzt nicht mehr wert sind, als ehemals £ 50, so können auch £ 5 jetzt nicht mehr wert sein, als £ 2 10 sh. ehemals. Wenn sich also der Zinsfuß von 10 auf 5% ermäßigt, so geben wir für den Gebrauch eines Kapitals, das der Annahme zufolge nur halb so viel wert ist wie früher, einen Zins, der nur ein Viertel des früheren Zinses beträgt.

Jede Vermehrung in der Silbermenge kann, so lange die Menge der mittelst des Silbers in Umlauf gesetzten Waren die nämliche bleibt, keine andere Folge haben, als die, den Wert dieses Metalls zu vermindern. Der Nominalwert aller Arten von Waren würde größer werden, ihr Sachwert aber ganz derselbe bleiben, wie früher. Sie würden gegen eine größere Zahl von Silberstücken vertauscht werden; aber die Arbeitsmenge, die dafür zu Gebote stände, die Zahl von Menschen, welche damit unterhalten und beschäftigt werden könnte, würde ganz die nämliche bleiben. Das Kapital des Landes wäre gleich groß und es könnte nur eine größere Zahl von Stücken erforderlich werden, um einen gleichen Teil von ihm aus einer Hand in die andere zu übertragen. Die Anweisungsdokumente würden, wie die Akten eines weitschweifigen Advokaten, umfangreicher werden; aber die angewiesenen Dinge blieben dieselben, wie früher, und könnten auch nur dieselbe Wirkung haben. Da die zum Unterhalt produktiver Arbeiter bestimmten Fonds sich gleich blieben, so würde auch die Nachfrage nach Arbeit die gleiche sein. Ihr Preis oder Lohn wäre zwar nominell höher, tatsächlich aber derselbe; er würde in einer größeren Zahl von Silberstücken ausgezahlt, aber man könnte mit ihnen nur die nämliche Menge Waren kaufen. Die Kapitalgewinne blieben nominell wie tatsächlich die nämlichen. Der Arbeitslohn wird gewöhnlich nach der Menge Silbers gerechnet, die dem Arbeiter gezahlt wird. Ist sie größer geworden, so ist der Lohn scheinbar gestiegen, ist aber tatsächlich oft nicht höher als früher. Dagegen werden die Kapitalgewinne nicht nach der Zahl der Silberstücke, mit denen sie gezahlt werden, sondern nach dem Verhältnis berechnet, in dem diese Stücke zum Gesamtkapital stehen. Man sagt: 5 sh. sind der gewöhnliche Wochenlohn und 10% der übliche Kapitalgewinn eines

Landes. Wenn aber das Gesamtkapital des Landes das nämliche ist, wie früher, so wird der Wettbewerb zwischen den verschiedenen Kapitalien der einzelnen, in die das Gesamtkapital zerfällt, gleichfalls nur der nämliche sein, und sie werden alle ihr Geschäft mit den gleichen Vorteilen und Nachteilen treiben. Das gewöhnliche Verhältnis zwischen Kapital und Gewinn, und deshalb auch der gewöhnliche Geldzins werden sich daher gleich bleiben, denn was für die Nutzung des Geldes gewöhnlich gegeben werden kann, richtet sich in der Regel danach, was sich durch diese Nutzung gewöhnlich gewinnen läßt.

Hingegen würde jede Zunahme in der Menge der jährlich in einem Lande umlaufenden Waren, wenn gleichzeitig die Menge des Geldes, mittelst dessen sie in Umlauf gesetzt werden, die nämliche bleibt, außer dem Steigen des Geldwertes noch manche andere wichtige Folgen haben. Das Kapital des Landes, obwohl nominell das gleiche, würde tatsächlich doch größer sein: man würde es noch immer durch dieselbe Menge Geldes ausdrücken, aber man würde damit über eine größere Menge Arbeit verfügen. Die Menge produktiver Arbeit, die mit dem Kapital unterhalten und in Bewegung gesetzt werden könnte, würde zunehmen und damit auch die Nachfrage nach Arbeit steigen. Ihr Lohn würde natürlich mit der Nachfrage steigen, und könnte doch zu sinken scheinen: er könnte in einer kleineren Summe Geldes ausgezahlt werden, aber die kleinere Summe würde eine größere Menge Waren erkaufen, als früher die größere. Die Kapitalgewinne würden sich ebensowohl tatsächlich, wie dem Ansehn nach vermindern; denn da das Gesamtkapital des Landes größer geworden ist, wird sich auch die Konkurrenz zwischen den verschiedenen Kapitalien, aus denen es besteht, mehren und ihre Besitzer nötigen, sich mit einem kleineren

Anteil am Produkte der durch ihre Kapitalien in Bewegung gesetzten Arbeit zu begnügen. Und so kann der Geldzins, der immer mit dem Kapitalgewinn gleichen Schritt hält, bedeutend sinken, wenn auch der Geldwert oder die Warenmenge, die sich mit einer bestimmten Summe kaufen läßt, bedeutend gestiegen ist.

In manchen Ländern war der Geldzins durch Gesetz verboten. Da sich jedoch durch die Nutzung des Geldes überall etwas gewinnen läßt, so muß auch etwas für diese Nutzung bezahlt werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Maßregel, statt dem Übel des Wuchers zu steuern, dieses vielmehr verschlimmerte; denn der Schuldner muß nun nicht bloß die Nutzung des Geldes, sondern auch die Gefahr bezahlen, die der Gläubiger läuft, wenn er sich die Nutzung bezahlen läßt. Er muß den Gläubiger so zu sagen gegen die Strafen auf Wucher versichern.

In Ländern, in denen das Zinsnehmen erlaubt ist, setzt das Gesetz, um wucherische Erpressungen zu verhüten, gewöhnlich den höchsten Zinsfuß fest, der straflos genommen werden darf. Dieser Zinsfuß muß stets etwas über dem niedrigsten Marktpreise, d. h. über dem Preise stehen, der von Leuten, die unzweifelhafte Sicherheit geben können, für die Nutzung des Geldes bezahlt zu werden pflegt. Wird der gesetzliche Zinsfuß unter dem niedrigsten Marktpreis festgesetzt, so müssen die Folgen fast die nämlichen sein, als wenn das Zinsnehmen überhaupt verboten ist. Der Gläubiger wird sein Geld nicht für weniger ausleihen, als seine Nutzung wert ist, und der Schuldner muß ihn noch für die Gefahr bezahlen, die er läuft, indem er den vollen Wert der Nutzung annimmt. Wird der gesetzliche Zinsfuß genau nach dem niedrigsten Marktpreise bestimmt, so vernichtet er bei ehrenhaften, die Gesetze ihres Landes beobachtenden Leuten den Kredit aller derer, die nicht

die allerbeste Sicherheit zu geben vermögen, und zwingt sie, sich an Wucherer zu wenden. In einem Lande, wie Großbritannien, wo der Regierung zu 3^{0/0} und Privatleuten bei guter Sicherheit zu 4 und 4^{1/2} ^{0/0} Geld geliehen wird, ist der gegenwärtige gesetzliche Zinsfuß, 5^{0/0}, wohl ein ganz angemessener.

Es ist jedoch darauf zu achten, daß der gesetzliche Zinsfuß zwar etwas, aber nicht viel über dem niedrigsten Marktpreise stehen muß. Würde z. B. der gesetzliche Zinsfuß in Großbritannien auf 8 oder 10^{0/0} festgesetzt, so würde das meiste auszuleihende Geld an Verschwender und Projektenmacher gegeben werden, da diese allein sich zu so hohen Zinsen verstehen. Besonnene Leute würden nicht mit ihnen zu konkurrieren wagen, da sie für die Nutzung des Geldes nicht mehr geben mögen, als einen Teil von dem, was sie durch diese Nutzung zu gewinnen hoffen können. Sonach würde ein großer Teil des Landeskapitals denjenigen Händen, die am ehesten einen einträglichen und vorteilhaften Gebrauch davon machen könnten, entzogen und anderen zugewendet, die es höchst wahrscheinlich durchbringen und vergeuden würden. Wo hingegen der gesetzliche Zinsfuß nur wenig über dem niedrigsten Marktpreis steht, genießen besonnene Leute als Borger immer den Vorzug vor Verschwendern und Projektenmachern. Der Darleiher erhält von den ersteren fast ebensoviel Zinsen, als er von den letzteren nehmen darf, und sein Geld ist dabei weit sicherer in den Händen der ersteren, als in denen der letzteren. In diesem Falle wird also ein großer Teil des Landeskapitals in solche Hände gebracht, von denen anzunehmen ist, daß sie es vorteilhaft verwenden.

Kein Gesetz vermag einen niedrigeren Zinsfuß zu erzwingen, als die zur Zeit niedrigste Marktrate. Trotz des Edikts von 1766, durch welches der König von

Frankreich den Zinsfuß von 5 auf 4% herabzusetzen versuchte, wurde doch immerfort zu 5% verliehen und das Gesetz auf allerlei Art umgangen.

Der gewöhnliche Preis des Grund und Bodens hängt überall von dem üblichen Zinsfuße ab. Wer ein Kapital hat, von dem er ein Einkommen zu beziehen wünscht, ohne sich mit seiner Verwendung selbst zu befassen, geht mit sich zu Rate, ob er Grundbesitz dafür kaufen, oder es auf Zinsen ausleihen soll. Die bessere Sicherheit der Ländereien in Verbindung mit manchen anderen Vorteilen, die fast überall mit dieser Art von Besitz verknüpft sind, wird ihn gewöhnlich geneigt machen, sich mit einem geringeren Einkommen aus Grundbesitz zu begnügen, um dem höheren, das er durch Ausleihen seines Geldes gewinnen könnte, zu entsagen. Jene Vorteile sind groß genug, um einen kleinen Verlust im Einkommen auszugleichen; aber sie gleichen doch nur einen kleinen Verlust aus, und wenn die Grundrente weiter hinter dem Geldzins zurückbliebe, würde niemand Grundbesitz kaufen und dieser letztere dadurch selbst bald im Preise sinken. Überträfen dagegen jene Vorteile den Unterschied erheblich, so würde jedermann Grundbesitz kaufen, und dieser würde dadurch bald wieder im Preise steigen. Als die Zinsen 10% betragen, verkaufte man Grundbesitz gewöhnlich für das zeh- bis zwölfwache seines jährlichen Ertrages. Als der Zinsfuß auf 6, 5 und 4% sank, stieg der Preis des Grundbesitzes auf das zwanzig-, fünfundzwanzig- und dreißigfache des jährlichen Ertrages. Der gewöhnliche Zinsfuß ist in Frankreich höher als in England; der gewöhnliche Preis des Grundbesitzes niedriger. In England verkauft man ihn in der Regel für das dreißigfache, in Frankreich für das zwanzigfache des Jahresertrages.

Fünftes Kapitel.

Die verschiedenen Kapitalanlagen.

Obwohl alle Kapitalien nur zum Unterhalt produktiver Arbeit bestimmt sind, so ist doch die Arbeitsmenge, die von gleich großen Kapitalien in Bewegung gesetzt werden kann, je nach der verschiedenen Verwendung der Kapitalien sehr verschieden und nicht minder ist dies der Wert, den ihre Anwendung zu dem jährlichen Boden- und Arbeitsertrag hinzufügt.

Ein Kapital kann in vier verschiedenen Arten angelegt werden, entweder erstens zur Hervorbringung der Rohprodukte, die jährlich für den Verbrauch der Gesellschaft erforderlich sind, oder zweitens zur Verarbeitung dieser Rohprodukte zum unmittelbaren Gebrauch und Verbrauch, oder drittens zum Transport der rohen oder verarbeiteten Produkte von den Plätzen, wo sie reichlich vorhanden sind, nach denen, wo man ihrer bedarf, oder endlich viertens zu ihrer Teilung in so kleine Teilchen wie sie dem unmittelbaren Bedürfnisse derer, die sie brauchen, entsprechen. In ersterer Art werden die Kapitalien aller derer angelegt, die die Kultur oder den Betrieb von Landgütern, Bergwerken und Fischeereien unternehmen, in der zweiten Art die Kapitalien der gewerblichen Unternehmer, in der dritten die Kapitalien der Grossisten, in der vierten die der Detaillisten. Kapitalanlagen, die nicht in die eine oder andere dieser Kategorien gehörten, lassen sich kaum denken.

Jede dieser vier Arten, Kapital anzulegen, ist für den Bestand oder die Ausdehnung der drei übrigen nicht minder wie zum allgemeinen Wohlbefinden der Gesellschaft durchaus erforderlich. Ohne Kapitalanlagen zur Hervorbringung von Produkten könnten weder Gewerbe noch Handel in ausreichender Menge bestehen. Ohne Kapitalanlagen zur industriellen Verarbeitung der Rohprodukte, die einer Veredelung bedürfen, ehe sie sich zum Ge- und Verbrauch eignen, würden diese niemals hervorgebracht werden, weil keine Nachfrage darnach vorhanden wäre, oder sie würden, falls sie freiwillig wachsen, keinen Tauschwert haben und zum Wohlstande der Gesellschaft nichts beitragen können. Ohne Kapitalanlagen zum Transport der rohen oder verarbeiteten Produkte von den Orten, wo sie reichlich vorhanden sind, nach denen, wo man ihrer bedarf, könnte von diesen Produkten nicht mehr hervorgebracht werden als für den Gebrauch der Umgegend erforderlich wäre. Das Kapital des Kaufmanns vertauscht das überschüssige Produkt des einen Orts gegen das eines anderen, ermutigt dadurch in beiden Orten die Gewerbtätigkeit und vermehrt deren Genußmittel. Ohne Kapitalanlagen zur Teilung der rohen und verarbeiteten Produkte in so kleine Teilchen, daß sie dem unmittelbaren Verbrauch derer, die ihrer bedürfen, entsprechen, würde jedermann gezwungen sein, eine größere Menge von Waren zu kaufen, als sein unmittelbares Bedürfnis erfordert. Gäbe es z. B. keinen Fleischhandel, so müßte jeder auf einmal einen Ochsen oder ein ganzes Schaf kaufen. Dies wäre gewöhnlich schon für die Reichen recht unbequem, für die Armen noch weit lästiger. Wenn ein armer Arbeiter genötigt wäre, auf einmal Lebensmittel für einen oder für sechs Monate zu kaufen, so müßte er einen großen Teil des Vorrats, den er in den Werkzeugen oder in den Geräten seiner Werkstätte als Kapital benutzt und

der ihm ein Einkommen bringt, dem zum unmittelbaren Verbrauch bestimmten Vorrat, der ihm kein Einkommen liefert, zuweisen. Nichts kann daher für einen solchen Mann bequemer sein, als daß er seine Lebensmittel von Tag zu Tag, oder selbst von Stunde zu Stunde, wie er sie gerade braucht, kaufen kann. Dadurch allein wird es ihm möglich, beinahe seinen ganzen Vorrat als Kapital zu verwenden. Er kann nun in größerem Maßstab arbeiten, und der dadurch erzielte Gewinn gleicht den höheren Preis, den der Kleinhändler als seinen Gewinn auf die Waren schlägt, reichlich aus. Die Vorurteile mancher Publizisten gegen die Krämer und kleinen Geschäftsleute sind völlig grundlos. Es ist keineswegs nötig, sie zu besteuern oder ihre Zahl zu beschränken, denn selbst bei der größten Vermehrung können sie dem Publikum nicht schaden, während sie allerdings gegenseitig sich Schaden zufügen. Die Menge von Materialwaren z. B., die in einer Stadt verkauft werden können, ist durch die Nachfrage in der Stadt und ihrer Umgegend begrenzt. Darum kann im Materialwarenhandel nicht mehr Kapital angelegt werden, als zum Ankauf dieser Menge erforderlich ist. Ist dieses Kapital zwischen zwei Händlern geteilt, so wird der Wettbewerb sie zwingen, wohlfeiler zu verkaufen, als wenn es in einer Hand vereinigt wäre, und wäre das Kapital unter zwanzig verteilt, so würde ihre Konkurrenz um soviel größer und die Möglichkeit, daß sie sich zu einer Preiserhöhung verabreden könnten, um ebensoviel geringer sein. Ihr Wettbewerb würde vielleicht einige von ihnen zu Grunde richten; dies ist jedoch ihre eigene Sorge und kann ihnen getrost überlassen werden. Es kann weder den Konsumenten noch den Produzenten schaden; im Gegenteil, es muß dahin führen, daß die Kleinhändler wohlfeiler verkaufen, als sie tun würden, wenn der ganze Handel von einer oder zwei Personen

monopolisiert wäre. Bisweilen mag freilich ein gutmütiger Kunde von ihnen verleitet werden, etwas zu kaufen, was er nicht braucht. Dies Übel ist jedoch nicht so groß, daß es die Beachtung der Behörden verdiente, und würde auch durch Beschränkung der Zahl der Kleinhändler schwerlich verhütet werden können. Es ist nicht die Menge der Bierhäuser, um hier das bedenklichste Beispiel anzuführen, die unter den Leuten den Hang zum Trunk hervorbringt, sondern umgekehrt, dieser Hang, der aus anderen Ursachen entspringt, setzt die vielen Bierhäuser in Nahrung.

Wer seine Kapitalien in einer jener vier Arten anlegt, ist selbst ein produktiver Arbeiter. Wird diese Arbeit richtig geleitet, so fixiert und realisiert sie sich in dem Gegenstande oder der verkäuflichen Ware, auf die sie verwendet wird, und fügt ihrem Preise mindestens den Wert ihrer eigenen Unterhaltung und Konsumtion hinzu. Die Gewinne des Pächters, des Gewerbetreibenden, des Grossisten und Kleinhändlers kommen sämtlich von dem Preise der Waren her, die die beiden ersteren hervorbringen und die beiden letzteren kaufen und verkaufen. Doch werden gleiche Kapitalien, je nachdem sie in der einen oder anderen Art angelegt sind, unmittelbar sehr verschiedene Mengen produktiver Arbeit in Bewegung setzen und auch den Wert des jährlichen Boden- und Arbeitsertrags in sehr ungleichem Verhältnis vermehren.

Das Kapital des Kleinhändlers erstattet das des Grossisten, von dem er seine Waren bezieht samt dessen Gewinn zurück und ermöglicht letzterem dadurch die Fortführung seines Geschäfts. Der Kleinhändler selbst ist hierbei der einzige produktive Arbeiter, den das Kapital unmittelbar beschäftigt. In seinem Gewinn besteht der ganze Wert, den diese Kapitalanlage dem jährlichen Boden- und Arbeitsertrage der Gesellschaft hinzufügt.

Das Kapital des Großhändlers erstattet das der Landwirte und Gewerbtreibenden, von denen er die rohen und verarbeiteten Produkte, mit denen er handelt, bezieht, samt deren Gewinn zurück und ermöglicht ihnen dadurch die Fortführung ihrer Geschäfte. Namentlich durch diesen Dienst trägt er indirekt dazu bei, die produktive Arbeit der Gesellschaft zu unterstützen und den Wert des Jahresertrags zu erhöhen. Sein Kapital beschäftigt auch die Seeleute und Frachtführer, die seine Waren von einem Ort zum andern befördern und erhöht den Preis der Waren nicht nur um den Betrag seiner eigenen Gewinne, sondern auch um den Betrag der an jene bezahlten Löhne. Dies ist die ganze produktive Arbeit, die sein Kapital unmittelbar in Bewegung setzt und der ganze Wert, den es unmittelbar dem Jahresertrag hinzufügt. In beiden Beziehungen ist jedoch die Wirkung eine viel bedeutendere als die des Kapitals der Kleinhändler.

Ein Teil der Kapitalien des Gewerbtreibenden ist als stehendes Kapital in den Werkzeugen angelegt und erstattet das Kapital anderer Gewerbtreibenden, von denen er sie kauft, mit den entsprechenden Gewinnen zurück. Ein Teil seines Umlaufkapitals wird auf den Ankauf von Rohstoffen verwendet und erstattet die Kapitalien der Landwirte und Bergwerksbesitzer, von denen er sie kauft, mit den entsprechenden Gewinnen zurück. Ein bedeutender Teil seines Kapitals jedoch ist stets entweder jährlich oder in kürzeren Zeiträumen unter die Arbeiter verteilt, die er beschäftigt. Es vermehrt den Wert der Rohstoffe um den Arbeitslohn und den Unternehmergewinn, der aus dem auf Arbeitslöhne, Rohstoffe und Werkzeuge verwendeten Gesamtkapital gezogen wird und es setzt daher unmittelbar eine weit größere Menge produktiver Arbeit in Bewegung und fügt dem jährlichen Boden- und Arbeitsertrage

der Gesellschaft einen weit größeren Wert hinzu, als durch ein gleiches Kapital in den Händen eines Grossisten geschieht. Kein Kapital von gleicher Größe setzt aber eine größere Menge produktiver Arbeit in Bewegung, als das des Landwirts. Nicht nur seine Knechte und Mägde, sondern auch seine Arbeitstiere sind produktive Arbeiter. Ja die Natur selbst arbeitet in der Landwirtschaft mit dem Menschen zusammen, und was sie hervorbringt, hat, obwohl die Arbeit nichts kostet, doch ebenso gut seinen Wert, als die Produkte der teuersten Arbeiter. Die wichtigsten Verrichtungen der Landwirtschaft haben den Zweck, die Fruchtbarkeit der Natur nicht sowohl zu erhöhen, obwohl auch dies geschieht, als sie auf die Erzeugung der dem Menschen nützlichen Pflanzen zu lenken. Ein mit Dornen und Disteln bewachsenes Feld kann oft ebensoviel Pflanzen hervorbringen, als der bestangebaute Weinberg oder Kornacker. Das Pflanzen und Beackern dient mehr dazu, die tätige Fruchtbarkeit der Natur zu regeln als zu beleben, und nach aller Arbeit der Menschen bleibt der Natur noch immer das meiste zu tun übrig. Die Arbeiter und die Arbeitstiere, die in der Landwirtschaft gebraucht werden, bringen also nicht nur, wie die Arbeit in den Manufakturen, den Wert ihres eigenen Verbrauchs oder des Kapitals, das sie beschäftigt, nebst den Gewinnen seines Besitzers, sondern einen weit höheren Wert hervor. Sie bringen außer dem Kapital und Gewinn des Pächters in der Regel auch eine Rente für den Grundherrn hervor. Diese Rente kann als der Ertrag der Naturkräfte angesehen werden, deren Nutzung der Grundherr dem Pächter überläßt. Sie ist je nach dem vorausgesetzten Umfang dieser Kräfte, oder mit anderen Worten, je nach der vorausgesetzten natürlichen oder künstlichen Fruchtbarkeit des Bodens größer oder kleiner. Sie ist das Werk der Natur, das nach

Abzug alles dessen, was als Menschenwerk betrachtet werden kann, übrig bleibt und beträgt selten weniger als ein Viertel, oft aber mehr als ein Drittel des Gesamtertrags. Niemals kann eine gleiche Menge produktiver Arbeit in den Gewerben eine so bedeutende Reproduktion erzielen. In den Gewerben tut die Natur nichts, der Mensch alles, und die Reproduktion richtet sich notwendig immer nach der Stärke der dabei tätigen Kräfte. Das in der Landwirtschaft angelegte Kapital setzt daher nicht allein eine größere Menge produktiver Arbeit in Bewegung, als ein gleich großes in den Gewerben angelegtes Kapital, sondern es fügt auch im Verhältnis zu der Menge produktiver Arbeit, die es beschäftigt, dem jährlichen Boden- und Arbeitsertrag des Landes, dem wahren Reichtum und Einkommen seiner Bewohner, einen weit größeren Wert hinzu. Es ist unter allen Arten der Kapitalanlagen die für die Gesellschaft bei weitem vorteilhafteste.

Die in der Landwirtschaft und im Kleinhandel einer Gesellschaft angelegten Kapitalien bleiben stets innerhalb dieser Gesellschaft. Ihre Verwendung ist auf einen bestimmten Ort, auf das Gut oder den Boden des Detaillisten beschränkt; auch gehören sie mit wenigen Ausnahmen ansässigen Mitgliedern der Gemeinde.

Das Kapital eines Grossisten scheint dagegen nirgends einen festen oder notwendigen Sitz zu haben, sondern kann von Ort zu Ort wandern, je nachdem es billig zu kaufen oder teuer zu verkaufen vermag.

Das Kapital des Gewerbetreibenden muß allerdings auch da bleiben, wo das Gewerbe betrieben wird, aber der Ort, wo dies geschieht, ist nicht immer notwendig festgesetzt, sondern kann vom Platze der Rohstoff-erzeugung wie des Verbrauchs weit entfernt sein. Lyon ist sowohl von dem Orte, der seine Fabrikmaterialien liefert, als von denen, wo seine Fabrikate ver-

braucht werden, weit entfernt. Die vornehmen Leute Siziliens tragen seidene Kleider von dem in Sizilien hervorgebrachten Rohstoff, die in anderen Ländern hergestellt wurden. Ein erheblicher Teil der Wolle Spaniens wird in Großbritannien verarbeitet und zum Teil als Tuch wieder nach Spanien zurückgesendet.

Ob der Kaufmann, dessen Kapital die überschüssigen Produkte eines Volks ausführt, ein Einheimischer oder Fremder ist, macht wenig Unterschied. Ist er ein Fremder, so ist die Zahl der produktiven Arbeiter im Volke notwendig um einen geringer, als wenn er ein Eingeborner wäre, und auch der Wert des Jahresertrags ist um den Gewinn dieses einen geringer. Die Seeleute oder Frachtführer, die er beschäftigt, können ohne Unterschied seinem Lande oder jenem oder einem dritten Lande angehören. Das Kapital eines Fremden verleiht den überschüssigen Produkten des Volks durch ihren Austausch gegen andere Dinge, für die im Lande Nachfrage besteht, ebenso gut einen Wert, wie das eines Einheimischen. Es erstattet das Kapital desjenigen, der den Überschuß erzeugt, ebensogut zurück und ermöglicht ihm die Fortführung seiner Geschäfte ebensogut. Und dies ist ja der Dienst, durch den das Kapital eines Grossisten hauptsächlich dazu beiträgt, die produktive Arbeit zu unterstützen und den Wert des Jahresertrags des Volks, dem er angehört, zu erhöhen.

Von größerem Belang ist es, ob das Kapital der Gewerbetreibenden im Lande seinen Sitz hat. Es setzt in diesem Falle notwendig eine größere Menge produktiver Arbeit in Bewegung, und fügt dem jährlichen Boden- und Arbeitsertrage der Gesellschaft einen größeren Wert hinzu. Doch kann es dem Lande immerhin sehr nützlich sein, wenn es auch nicht in ihm seinen Sitz hat. Die Kapitalien der britischen Fabri-

kanten, die den jährlich von den baltischen Küsten zugeführten Flachs und Hanf verarbeiten, sind den Ländern, wo er erzeugt wird, gewiß sehr nützlich. Diese Rohstoffe sind ein Teil des überschüssigen Produktes jener Länder, der, wenn er nicht jährlich gegen Dinge, die man dort begehrt, vertauscht würde, keinen Wert hätte, und bald gar nicht mehr erzeugt werden würde. Die Kaufleute, die ihn ausführen, erstatten die Kapitalien derer zurück, die ihn hervorbringen, und ermuntern sie dadurch, den Anbau fortzusetzen; und den Kaufleuten wird von britischen Fabrikanten ihr Kapital zurückerstattet.

Ein Land kann ebenso, wie eine Person, oft nicht Kapital genug haben, um sowohl alle seine Ländereien anzubauen, als auch seine ganzen Rohprodukte zu verarbeiten und den überschüssigen Teil der rohen oder verarbeiteten Produkte auf die entfernten Märkte zu bringen, wo er gegen andere daheim begehrte Waren vertauscht werden kann. Die Bewohner vieler Teile Großbritanniens haben nicht Kapital genug, um all' ihre Ländereien anzubauen. Die Wolle der südlichen Grafschaften Schottlands wird größtenteils, nach einer langen Landfracht auf jämmerlichen Straßen, in Yorkshire verarbeitet, weil es am Erzeugungsorte an Kapital zur Verarbeitung gebricht. Auch gibt es in Großbritannien viele kleine Fabrikstädte, deren Einwohner nicht Kapital genug haben, um die Erzeugnisse ihrer Industrie auf die entfernten Märkte zu schaffen, wo Nachfrage danach und Verbrauch davon ist. Wenn es einige Kaufleute unter ihnen gibt, so sind diese eigentlich doch nur die Agenten reicherer Kaufleute, die in größeren Handelsstädten wohnen.

Wenn das Kapital eines Landes nicht zu allen drei Zwecken hinreicht, so wird die Menge produktiver Arbeit, die es innerhalb des Landes in Gang setzt, um

so größer und der Wert, den es dem jährlichen Boden- und Arbeitsertrage der Gesellschaft hinzufügt, desto höher sein, je mehr Kapital auf die Landwirtschaft verwendet wird. Nächst der Landwirtschaft setzt das in der Industrie angelegte Kapital die größte Menge produktiver Arbeit in Bewegung, und fügt dem Jahresertrag den größten Wert hinzu. Das im Ausfuhrhandel angelegte Kapital hat unter allen dreien die geringste Wirkung.

Das Land, das nicht hinreichendes Kapital für alle drei Zwecke besitzt, ist allerdings noch nicht zu dem Grade von Wohlstand gelangt, für den es von der Natur bestimmt scheint. Allein der Versuch, vorzeitig und mit unzureichendem Kapital alle drei Zwecke zu verfolgen, wäre freilich für ein Volk ebensowenig wie für einen Einzelnen der kürzeste Weg, ein hinlängliches Kapital zu gewinnen. Das Kapital aller Individuen einer Nation hat gerade so, wie das eines Einzelnen, seine Grenzen, und vermag nur gewisse Zwecke zu erfüllen. Auch nimmt das Kapital aller Individuen einer Nation ebenso, wie das eines Einzelnen, nur durch langsame Anhäufung der Ersparnisse aus ihren Einkünften zu, und wird daher wahrscheinlich am schnellsten zunehmen, wenn es so angelegt wird, daß es allen Einwohnern des Landes das größte Einkommen liefert, da sie dann imstande sind, die größten Ersparnisse zu machen. Das Einkommen aller Einwohner eines Landes richtet sich aber notwendig nach dem Werte des jährlichen Ertrags ihres Bodens und ihrer Arbeit.

Die Hauptursache des schnellen Fortschritts unsrer amerikanischen Kolonien zu Reichtum und Größe war die, daß sie bisher fast alle ihre Kapitalien auf die Landwirtschaft verwendeten. Sie haben außer jenen aufs Haus beschränkten und gröberem Gewerben, die notwendig den Fortschritt des Ackerbaus begleiten und die Beschäftigung der Weiber und Kinder aller

Familien bilden, keine Manufakturen. Der größere Teil ihres Ausfuhr- und Küstenhandels wird mit den Kapitalien von Kaufleuten betrieben, die in Großbritannien wohnen. In einigen Provinzen, besonders in Virginien und Maryland, gehören selbst die Speicher und Warenhäuser der Detaillisten großenteils Kaufleuten, die im Mutterlande wohnen, und bieten eines der wenigen Beispiele dar, wie der Kleinhandel eines Volks mit den Kapitalien von Leuten betrieben wird, die nicht seine ansässigen Glieder sind. Wollten die Amerikaner durch Koalition oder andere gewaltsame Mittel die Einfuhr europäischer Manufakturwaren hemmen, denjenigen ihrer Landsleute, welche dieselben Waren herstellen könnten, ein Monopol geben und so einen großen Teil ihres Kapitals in diese Erwerbszweige lenken, so würden sie die weitere Zunahme im Werte ihres Jahresertrags verzögern, statt ihn zu beschleunigen, und den Fortschritt ihres Landes zu wahren Reichtum und wahrer Größe hemmen, statt ihn zu befördern. Dies würde noch mehr der Fall sein, wenn sie es versuchten, in derselben Weise ihren gesamten Ausfuhrhandel zu monopolisieren.

Der Aufschwung eines Volkes scheint in der That fast niemals so lange angedauert zu haben, um ein großes Land für alle drei Zwecke hinreichende Kapitalien erwerben zu lassen; man müßte denn den wunderbaren Erzählungen von dem Reichtum und der Kultur Chinas, des alten Egyptens und von dem früheren Zustande Hindostans Glauben schenken. Selbst diese drei Länder, nach allen Berichten die reichsten, die es jemals gegeben hat, sind vorzugsweise wegen der hohen Stufe ihrer Landwirtschaft und Industrie berühmt; dagegen ragten sie im auswärtigen Handel keineswegs hervor. Die alten Egypter hatten einen abergläubischen Widerwillen gegen das Meer; ein ganz ähnlicher Aberglaube herrschte unter den Indiern; und die Chinesen

zeichneten sich niemals im auswärtigen Handel aus. Die meisten überschüssigen Produkte dieser drei Länder scheinen von jeher durch Ausländer ausgeführt worden zu sein, die ihnen dafür andere Dinge, wonach dort Begehren war, am häufigsten Gold und Silber, in Tausch gaben.

Gleiche Kapitalien werden also in einem Lande je nach dem Verhältnis, in denen sie im Ackerbau, in den Gewerben und im Großhandel angelegt sind, eine größere oder geringere Menge produktiver Arbeit in Bewegung setzen und den Wert des Jahresertrags seines Bodens und seiner Arbeit mehr oder minder erhöhen. Auch ist der Unterschied je nach den verschiedenen Zweigen des Großhandels, in denen ein Teil davon angelegt ist, sehr bedeutend.

Aller Großhandel, alles Kaufen zum Zweck des Wiederverkaufs im Großen, läßt sich auf drei Gattungen zurückführen: den Binnenhandel, den auswärtigen Handel für den Verbrauch und den Zwischenhandel. Der Binnenhandel kauft die Produkte des Gewerbefleißes in einer Gegend des Landes und verkauft sie in der andern; er umfaßt sowohl den innern als den Küstenhandel. Der auswärtige Handel für den Verbrauch kauft fremde Waren für den inländischen Verbrauch. Der Zwischenhandel vermittelt den Verkehr fremder Länder, d. h. er führt die überschüssigen Produkte des einen dem andern zu.

Das Kapital, das dazu dient, in einem Teile des Landes die Produkte des heimischen Gewerbefleißes zu kaufen, um sie im andern zu verkaufen, ersetzt durch jede solche Tätigkeit in der Regel zwei gesonderte Kapitalien, die beide im Ackerbau oder in der Industrie des Landes angelegt waren, und macht es ihnen dadurch möglich, in dieser Anlage zu verbleiben. So oft es dem Kaufmann zur Entsendung einer Partie Waren dient, bringt es gewöhnlich einen mindestens gleichen

Wert in anderen Waren zurück. Sind beide Produkte des einheimischen Gewerbfließes, so ersetzt das Kapital notwendig mit jeder solchen Tätigkeit zwei verschiedene Kapitalien, die beide zum Unterhalt produktiver Arbeit dienen und es dadurch einander möglich machen, dies auch ferner zu tun. Das Kapital, das schottische Manufakturwaren nach London sendet und englisches Getreide und englische Manufakturwaren nach Edinburgh zurückbringt, ersetzt notwendig durch jede solche Tätigkeit zwei britische Kapitalien, die beide in der Landwirtschaft oder in der Industrie Großbritanniens angelegt waren.

Auch das zum Kauf ausländischer Waren für den heimischen Verbrauch verwendete Kapital ersetzt, wenn dieser Kauf mit Landeserzeugnissen bestritten wird, durch jede solche Tätigkeit zwei verschiedene Kapitalien; aber nur eins von ihnen dient zum Unterhalt des inländischen Gewerbfließes. Das Kapital, das britische Waren nach Portugal sendet und portugiesische nach Großbritannien zurückbringt, ersetzt durch jede solche Tätigkeit nur ein britisches Kapital. Das andere ist ein portugiesisches. Wenn daher auch der Umsatz im auswärtigen Handel eben so rasch wie im inländischen sein sollte, so gewährt er dem Gewerbfließ oder der produktiven Arbeit des Landes doch nur halb so viel Ermutigung.

Die Erträge des auswärtigen Handels gehen aber nur selten so schnell ein, wie die des Binnenhandels. Die Erträge des letzteren gehen gewöhnlich vor Ende des Jahres und zuweilen drei bis vier mal im Jahre, die Erträge des auswärtigen Handels dagegen selten vor Ende des Jahres und manchmal erst nach zwei oder drei Jahren ein. Ein im Binnenhandel angelegtes Kapital macht daher oft zwölf Umschläge oder geht zwölf Mal hin und her, ehe ein im auswärtigen Handel angelegtes einen einzigen gemacht hat. Sind also beide Kapitalien

gleich groß, so gewährt das eine dem Gewerbleiß des Landes vierundzwanzig Mal mehr Aufmunterung und Unterstützung als das andere.

Die ausländischen Waren für den inländischen Verbrauch werden häufig nicht mit Produkten des heimischen Fleißes, sondern mit anderen ausländischen Waren gekauft. Diese letzteren jedoch müssen entweder unmittelbar mit den Erzeugnissen des heimischen Fleißes oder mit sonst etwas, was mit diesen erkaufte wurde, gekauft worden sein; denn abgesehen von Krieg und Eroberung können ausländische Waren nie anders erworben werden, als durch Tausch für etwas, das im Lande, sei es unmittelbar oder nach zwei oder mehreren verschiedenen Umsätzen, produziert worden ist. Die Wirkungen des in einem weitschweifigen Außenhandel angelegten Kapitals sind mithin in jeder Hinsicht die nämlichen, wie die eines im direktesten Handel der Art angelegten, nur daß die schließlichen Erträge wohl noch später eingehen, da sie von den Erträgen zweier oder dreier verschiedener auswärtiger Umsätze abhängen. Wenn der Flachs und Hanf Rigas mit dem Tabak Virginians gekauft wird, der seinerseits mit britischen Manufakturwaren gekauft wurde, so muß der Kaufmann auf die Einnahmen zweier auswärtiger Umsätze warten, ehe er dasselbe Kapital zum erneuten Ankauf einer gleichen Menge britischer Manufakturwaren verwenden kann. Falls der virginische Tabak nicht mit britischen Manufakturwaren, sondern mit Rum und Zucker von Jamaika, der selbst erst für jene Manufakturwaren eingehandelt wurde, gekauft worden ist, muß er auf die Eingänge von drei Umsätzen warten. Würden diese zwei oder drei auswärtigen Umsätze von zwei oder drei Kaufleuten gemacht, von denen der zweite die vom ersten, und der dritte die vom zweiten eingeführten Waren behufs Wiederausfuhr kauft, so

würde allerdings jeder die Erträge seines Kapitals schneller erhalten; aber die schließlichen Eingänge vom ganzen in dem Geschäft angelegten Kapital würden gerade so langsam sein, wie sonst. Ob das gesamte in einem so weitschweifigen Handel angelegte Kapital einem oder drei Kaufleuten gehört, kann für das Land keinen Unterschied machen, sondern nur für die einzelnen Kaufleute. In beiden Fällen wird ein dreimal größeres Kapital gebraucht, um einen gewissen Betrag britischer Manufakturwaren gegen eine gewisse Menge Flachs und Hanf umzutauschen, als nötig gewesen wäre, wenn die Manufakturwaren und der Flachs und Hanf unmittelbar gegen einander vertauscht worden wären. Das in einem so weitschweifigen Außenhandel angelegte Gesamtkapital gewährt deshalb der produktiven Arbeit des Landes gewöhnlich weniger Aufmunterung und Unterstützung, als ein gleich großes Kapital, das auf einen mehr direkten Handel derselben Art verwendet wird.

Welche ausländische Ware es auch sei, mit der die ausländischen Waren für den innern Verbrauch gekauft werden, ein wesentlicher Unterschied kann dadurch weder in der Natur des Handels, noch in der Aufmunterung und Unterstützung, die er der produktiven Arbeit des ihn betreibenden Landes gewährt, herbeigeführt werden. Wird sie z. B. mit dem Golde Brasiliens oder dem Silber Perus gekauft, so muß dies Gold und Silber ebenso wie der virginische Tabak mit etwas gekauft worden sein, das entweder ein Produkt des Landes, oder mittelst eines solchen bezahlt war. Soweit also die produktive Arbeit des Landes in Betracht kommt, hat der mittelst Gold und Silber betriebene Außenhandel die Vorteile und Nachteile jedes anderen weitschweifigen Außenhandels, und erstattet das Kapital, das unmittelbar zur Unterstützung dieser produk-

tiven Arbeit verwendet wurde, nicht schneller und nicht langsamer zurück. Einen Vorzug scheint er allerdings vor jedem anderen gleich weitschweifigen Außenhandel zu haben. Die Versendung jener Metalle von einem Orte zum andern ist wegen ihres geringeren Umfangs und größeren Werts weniger kostspielig, als die Versendung fast aller anderen auswärtigen Waren von gleichem Werte. Ihre Frachtkosten sind weit geringer, und ihre Versicherungskosten nicht größer; überdies leiden sie weniger als irgend eine andere Ware durch den Transport. Man kann daher durch Vermittelung von Gold und Silber eine gleiche Menge ausländischer Waren oft mit einer kleineren Menge einheimischer Erzeugnisse kaufen, als durch Vermittelung einer anderen ausländischen Ware; die Nachfrage des Landes kann daher in dieser Weise vollständiger und mit weniger Kosten befriedigt werden, als in jeder andern. Ob ein Handel dieser Art durch die beständige Ausfuhr jener Metalle das Land, von dem er betrieben wird, in anderer Beziehung arm machen kann, werde ich später ausführlich zu untersuchen haben.

Der im Zwischenhandel angelegte Teil der Kapitalien eines Landes unterstützt nicht die produktive Arbeit dieses Landes, sondern diejenige anderer. Er kann zwar durch jede Tätigkeit zwei verschiedene Kapitalien wiedererstaten, aber keines von ihnen gehört diesem Lande. Das Kapital des holländischen Kaufmanns, das polnisches Getreide nach Portugal schafft und die Früchte und Weine Portugals zurückbringt, erstattet durch jede solche Tätigkeit zwei Kapitalien wieder, von denen keines zur Unterstützung der produktiven Arbeit Hollands verwendet ist, sondern eines zur Unterstützung derjenigen Polens, das andere zu derjenigen Portugals. Nur die Gewinne kehren regelmäßig nach Holland zurück und bilden den ganzen Zuwachs,

den dieser Handel dem jährlichen Boden- und Arbeitsertrage dieses Landes verschafft. Wenn freilich der Zwischenhandel eines Landes mit den eigenen Schiffen und Seeleuten betrieben wird, so verteilt sich der darin angelegte Teil des Kapitals, der die Fracht zahlt, unter eine gewisse Zahl produktiver Arbeiter dieses Landes. Fast alle Nationen, die einen beträchtlichen Frachthandel trieben, haben ihn tatsächlich so betrieben, und wahrscheinlich hat der Handel selbst seinen Namen davon erhalten, daß die Bewohner solcher Länder die Frachtführer für andere Länder sind. Doch ist diesem Handel ein derartiger Betrieb nicht unbedingt wesentlich. Ein holländischer Kaufmann kann z. B. sein Kapital in der Verkehrsvermittlung zwischen Polen und Portugal anlegen und einen Teil der überschüssigen Produkte des einen dem andern nicht in holländischen, sondern in britischen Fahrzeugen zuführen. In manchen Fällen geschieht dies wirklich. Man hat deshalb gemeint, der Zwischenhandel sei für Länder wie Großbritannien, dessen Verteidigung und Sicherheit auf der Zahl seiner Seeleute und Schiffe beruht, besonders vorteilhaft. Allein das gleiche Kapital kann im Außenhandel und selbst in der einheimischen Küstenschiffahrt ebenso viele Seeleute und Schiffe beschäftigen, als im Zwischenhandel. Die Zahl der Seeleute und Schiffe, die ein Land zu beschäftigen vermag, hängt nicht von der Natur des Handels, sondern teils vom Verhältnis des Umfangs der Waren zu ihrem Werte, teils von der Entfernung der Häfen, zwischen denen die Waren hin und her gehen, ab, und zwar hauptsächlich von dem ersteren dieser Umstände. Der Kohlenhandel von Newcastle nach London beschäftigt z. B. mehr Schiffe, als der ganze Zwischenhandel Englands, obgleich beide Häfen nicht weit von einander entfernt sind. Die Rhederei eines Landes wird daher nicht immer notwendig dadurch

vermehrt werden, daß man durch besondere Aufmunterung einen größeren Teil des Kapitals in den Zwischenhandel drängt, als ihm naturgemäß zufließen würde.

Das im Binnenhandel angelegte Kapital eines Landes wird also in der Regel einer größeren Menge produktiver Arbeit Aufmunterung und Unterstützung gewähren, und den Wert seines Jahresertrags mehr erhöhen, als ein gleich großes im auswärtigen Handel angelegtes Kapital; und das auf letztere Art angelegte Kapital ist wiederum in beiden Beziehungen vorteilhafter, als ein gleich großes im Zwischenhandel angelegtes Kapital. Der Reichtum und, sofern Macht vom Reichtum abhängt, die Macht eines jeden Landes richtet sich stets nach dem Wert seines Jahresertrags — des Fonds, aus welchem alle Steuern schließlich bestritten werden müssen. Das große Ziel der politischen Ökonomie aller Länder besteht aber darin, den Reichtum und die Macht des Landes zu vermehren. Sie sollte daher dem auswärtigen Handel keinen Vorzug geben oder ihn mehr ermuntern als den inländischen, noch den Zwischenhandel mehr als die beiden andern. Sie sollte in keinen dieser beiden Kanäle einen größeren Teil des Nationalkapitals drängen oder locken, als naturgemäß von selbst hineinfließen würde.

Jeder dieser Handelszweige ist jedoch nicht nur vorteilhaft, sondern auch notwendig und unausbleiblich, wenn der Lauf der Dinge ohne Zwang oder Gewaltbarkeit ihn auf natürliche Weise einführt.

Wenn die Produkte eines besonderen Industriezweiges den Bedarf des Landes übersteigen, so muß der Überschuß ins Ausland gesendet und gegen etwas vertauscht werden, wonach im Lande Nachfrage ist. Ohne eine solche Ausfuhr müßte ein Teil der produktiven Arbeit des Landes aufhören, und der Wert seines Jahresertrages sich vermindern. Großbritanniens Boden

und Arbeit bringt gewöhnlich mehr Getreide, Wollen- und Eisenwaren hervor, als der Bedarf des inneren Marktes erfordert. Der Überschuß muß daher ins Ausland gesendet und gegen etwas vertauscht werden, wonach im Lande Nachfrage ist. Nur durch solche Ausfuhr kann jener Überschuß einen hinlänglichen Wert erhalten, um die Arbeit und Kosten der Produktion einzubringen. Die Küstengegenden und die Ufer schiffbarer Flüsse bieten nur deshalb der Industrie eine vorteilhafte Lage dar, weil sie die Ausfuhr und den Austausch solcher überschüssigen Produkte gegen andere, die im Lande mehr begehrt sind, erleichtern.

Wenn die ausländischen Waren, die so mit den überschüssigen Produkten des heimischen Fleißes gekauft wurden, die Nachfrage des inländischen Marktes übersteigen, so muß der Überschuß wieder ins Ausland gesendet und gegen etwas vertauscht werden, wonach mehr Nachfrage im Lande ist. Alljährlich werden ungefähr 96000 Oxhopt Tabak in Virginien und Maryland mit überschüssigen Produkten des britischen Fleißes gekauft; die Nachfrage Großbritanniens jedoch erfordert kaum 14,000. Wenn also die übrigen 82,000 nicht ins Ausland geschickt und gegen etwas, wonach mehr Nachfrage im Lande ist, vertauscht würden, so müßte ihre Einfuhr sofort aufhören, und mit ihr auch die produktive Arbeit aller der Einwohner Großbritanniens, die gegenwärtig mit Herstellung der Waren beschäftigt sind, womit die 82,000 Oxhopt jährlich gekauft werden. Diese Waren, die ein Teil vom Boden- und Arbeitsprodukte Großbritanniens sind, haben im Lande selbst keinen Markt, und würden, wenn sie auch des ausländischen Marktes beraubt wären, nicht mehr hervorgebracht werden können. Selbst der weitschweifigste Außenhandel kann mithin in manchen Fällen zur Unterstützung der produktiven Arbeit des Landes und

zur Erhöhung des Betrages seiner Jahresproduktion ebenso notwendig sein, als der direkteste.

Wenn der Kapitalvorrat eines Landes sich bis zu dem Grade vermehrt hat, daß er in der Beschaffung des Bedarfs und in der Unterstützung der produktiven Arbeit des Landes nicht mehr volle Beschäftigung findet, so bemächtigt sich der Überschuß ganz von selbst des Zwischenhandels, und verrichtet dieselben Dienste für fremde Länder. Der Zwischenhandel ist die natürliche Wirkung und das Symptom eines großen Volkswohlstandes, scheint aber nicht seine natürliche Ursache zu sein. Staatsmänner, die ihn durch besondere Aufmunterung begünstigen wollten, scheinen die Wirkung und das Symptom irrtümlich als Ursache betrachtet zu haben. Holland im Verhältnis zu seiner Gebietsausdehnung und Einwohnerzahl bei weitem das reichste europäische Land, hat demgemäß den größten Zwischenhandel in Europa. England, wohl das zweitreichste Land Europas, wird gleichfalls als stark daran beteiligt angesehen, wiewohl bei näherer Betrachtung sein sogenannter Zwischenhandel nur ein weitschweifiger Außenhandel für den Konsum sein dürfte. Von dieser Art sind großenteils die Geschäfte, die die Waren Ost- und Westindiens sowie Amerikas nach den verschiedenen europäischen Märkten befördern. Diese Waren werden in der Regel entweder unmittelbar mit Erzeugnissen britischen Fleißes oder mit anderen durch sie bezahlten Waren gekauft, und die schließlichen Eingänge dieser Geschäfte werden fast immer in Großbritannien gebraucht und verzehrt. Der in britischen Schiffen zwischen den verschiedenen Häfen des Mittelmeeres und der in gleicher Weise von britischen Kaufleuten zwischen den verschiedenen Häfen Indiens betriebene Handel bilden wohl die Hauptzweige des eigentlichen Zwischenhandels von Großbritannien.

Der Umfang des Binnenhandels und des Kapitals, das darin angelegt werden kann, findet notwendig seine Grenze an dem Werte der überschüssigen Produkte aller der Plätze im Lande, die ihre Produkte mit einander austauschen; der Umfang des auswärtigen Handels für den Konsum an dem Betrage der überschüssigen Produkte des ganzen Landes und dessen, was damit gekauft werden kann; der Umfang des Zwischenhandels an Betrage der überschüssigen Produkte aller Länder der Welt. Sein möglicher Umfang ist daher im Vergleich mit dem der beiden anderen gewissermaßen unendlich, und vermag die größten Kapitalien in sich aufzunehmen.

Die Rücksicht auf den eigenen Gewinn ist der einzige Beweggrund, der den Besitzer eines Kapitals bestimmt, es im Ackerbau, in der Industrie oder in irgend einem Zweige des Groß- oder Kleinhandels anzulegen. Die verschiedenen Mengen produktiver Arbeit, die sein Kapital in Bewegung setzen, und die verschiedenen Werte, die es dem jährlichen Boden- und Arbeitsertrage des Volks hinzufügen kann, je nachdem er das Kapital in der einen oder anderen dieser drei Arten anwendet, kommen für ihn nicht in Betracht. Daher werden in Ländern, wo die Landwirtschaft das gewinnreichste Geschäft und Pachtung und Bodenkultur der geradeste Weg zu einem glänzenden Vermögen ist, die Kapitalien der Einzelnen naturgemäß in der für das ganze Volk ersprießlichsten Weise verwendet werden. Doch scheinen die landwirtschaftlichen Gewinne in keinem Teile Europas bedeutender zu sein, als in anderen Gewerben. Zwar haben Spekulanten seit einigen Jahren das Publikum an allen Ecken mit den glänzendsten Schilderungen der Gewinne belustigt, die sich durch Anbau und Verbesserung des Bodens machen ließen. Ohne in eine Erörterung ihrer Rechnungen einzugehen,

werden wir uns durch eine sehr einfache Beobachtung überzeugen, daß ihr Ergebnis falsch sein muß. Man sieht täglich die glänzendsten Vermögen, die im Laufe eines Menschenlebens durch Handel und Industrie erworben wurden, und zwar oft mit einem sehr kleinen, ja häufig ohne alles Kapital. Dagegen ist im Laufe dieses Jahrhunderts vielleicht kein einziges Beispiel in Europa vorgekommen, daß ein solches Vermögen in gleicher Zeitdauer und mit gleichem Kapital durch Landwirtschaft erworben worden wäre. Und doch liegt in allen großen Ländern Europas noch viel gutes Land unbebaut, und der größere Teil des bebauten ist weit davon entfernt, in so hohem Maße kultiviert zu sein, als er dessen fähig wäre. Der Ackerbau ist daher fast überall fähig, ein weit größeres Kapital aufzunehmen, als jemals in ihm angelegt worden ist. Welche Umstände in der europäischen Wirtschaftspolitik den in den Städten betriebenen Gewerben einen so großen Vorzug vor den auf dem Lande betriebenen verschafft haben, daß es Privatleute oft vorteilhafter finden, ihre Kapitalien in dem entferntesten Zwischenhandel Asiens und Amerikas anzulegen, als zur Verbesserung und Kultur der fruchtbarsten Ländereien in ihrer nächsten Umgebung, will ich in den beiden folgenden Büchern ausführlich zu erläutern suchen.

Drittes Buch.

Die verschiedenen Fortschritte zum Reichtum bei den verschiedenen Nationen.

Erstes Kapitel.

Der natürliche Fortschritt zum Reichtum.

Der wichtigste Verkehr jeder zivilisierten Gesellschaft ist der, welcher zwischen den Stadtbewohnern und den Landleuten geführt wird. Er besteht im Austausch der Rohprodukte gegen Fabrikate, entweder unmittelbar, oder durch Vermittelung des Geldes oder gewisser Geld vertretender Papiere. Das Land versorgt die Stadt mit Unterhaltsmitteln und Rohstoffen für die Fabrikation. Die Stadt bezahlt diese Lieferungen dadurch, daß sie den Landbewohnern einen Teil des verarbeiteten Produkts zurückschickt. Von der Stadt, in der eine Reproduktion von Substanzen weder stattfindet, noch stattfinden kann, darf man mit Recht sagen, daß sie ihren ganzen Reichtum und ihren Unterhalt vom Lande gewinnt. Wir dürfen aber deshalb nicht glauben, daß der Gewinn der Stadt ein Verlust für das Land sei. Beide gewinnen gegenseitig und wechselseitig, und die Teilung der Arbeit ist in diesem, wie in allen anderen Fällen vorteilhaft für alle die verschiedenen Personen, die in den mannigfaltigen Beschäftigungen, in die die Arbeit geteilt ist, Verwendung finden. Die Landbewohner kaufen von der Stadt eine größere Menge von Fabrikaten mit dem Ertrage einer

viel kleineren Arbeitsmenge, als sie aufwenden müßten, wenn sie die Fabrikate selbst zu verfertigen versuchten. Die Stadt bietet einen Markt dar für den überschüssigen Ertrag des Landes oder für das, was über den Unterhalt der Landwirte selbst erzeugt wird; und in der Stadt vertauschen die Landbewohner diesen Überschuß gegen andere Artikel, für die bei ihnen Nachfrage besteht. Je größer die Zahl und das Einkommen der Stadtbewohner ist, einen desto ausgedehnteren Markt bietet die Stadt den Landbewohnern dar; und je ausgedehnter der Markt ist, desto vorteilhafter ist er für eine größere Zahl von Personen. Das Korn, das eine Meile von der Stadt wächst, wird dort für denselben Preis verkauft wie dasjenige, das aus einer Entfernung von zwanzig Meilen kommt. Allein der Preis des letzteren muß im Allgemeinen nicht nur die Kosten der Pflanzung und der Beförderung auf den Markt decken, sondern auch den gewöhnlichen Wirtschaftsgewinn für den Landwirt. Deshalb gewinnen die Eigentümer und Bebauer des Landes, das in der Nähe der Stadt liegt, in dem Preise dessen, was sie verkaufen, außer dem gewöhnlichen Wirtschaftsgewinn den ganzen Wert der Fracht der von entfernteren Gegenden zugeführten Produkte; und sie sparen außerdem in dem Preise dessen, was sie verkaufen, den ganzen Wert der Fracht. Man vergleiche die Kultur der in der Nähe einer großen Stadt liegenden Ländereien mit der Kultur entfernter, und man wird sich leicht überzeugen, wie sehr das Land durch den Verkehr mit der Stadt gewinnt. Bei allen absurden Meinungen über die Handelsbilanz ist doch noch nie behauptet worden, daß das Land durch seinen Verkehr mit der Stadt oder die Stadt durch ihren Verkehr mit dem Lande verliere.

Da nach der Natur der Dinge der Lebensunter-

halt der Bequemlichkeit und dem Luxus vorangeht, so muß notwendig die Industrie, die den ersteren herbeischafft, älter sein, als die, die für die letzteren sorgt. Die Bodenkultur, die die Lebensmittel schafft, muß daher notwendig dem Entstehen der Stadt, die nur die Mittel zu Bequemlichkeit und Luxus liefert, vorangehen. Nur die überschüssigen Produkte des Landes, d. h. diejenigen, die nach Abzug des Unterhalts seiner Bebauung übrig bleiben, werden zur Ernährung der Stadt abgegeben, deren Zunahme daher mit der Zunahme jenes Überschusses gleichen Schritt halten muß. Allerdings braucht die Stadt nicht immer alle ihre Lebensmittel vom platten Lande der Umgegend oder sogar nur von dem Gebiete zu beziehen, zu dem sie gehört, sondern kann sie aus weit entfernten Ländern erhalten; und dies hat, obschon es keine Ausnahme von der allgemeinen Regel bildet, in verschiedenen Zeiten und Ländern doch beträchtliche Abweichungen im Fortschritt des Wohlstandes verursacht.

Die Ordnung der Dinge, die im allgemeinen, wenn auch nicht in jedem einzelnen Lande, durch die Notwendigkeit auferlegt ist, wird überall durch die natürlichen Neigungen des Menschen gefördert. Hätten niemals menschliche Einrichtungen diese natürlichen Neigungen durchkreuzt, so hätten sich die Städte nirgends über das Maß vergrößern können, das durch die Bodenkultur des umliegenden Gebietes vorgezeichnet war, wenigstens bis dahin, wo dies Gebiet vollständig kultiviert war. Bei gleichen oder fast gleichen Gewinnen werden es die meisten Menschen vorziehen, ihr Kapital lieber in der Landwirtschaft, als in der Industrie oder im auswärtigen Handel anzulegen. Wer sein Kapital in Grundbesitz anlegt, hat es mehr unter Aufsicht und zur Verfügung, und sein Vermögen ist weniger Unglücksfällen ausgesetzt, als das des Händlers, der es

nicht nur Wind und Wellen, sondern auch den unsicheren Elementen menschlicher Torheit und Ungerechtigkeit überlassen muß, indem er in entfernten Ländern Leuten Kredit gibt, deren Charakter und Lage er fast niemals genau kennt. Das Kapital des Grundherrn dagegen, das in dem Anbau des Bodens festgelegt ist, scheint so gesichert zu sein, als es überhaupt die Natur menschlicher Angelegenheiten erlaubt. Die Schönheit der Natur, die Freuden des Landlebens, die Ruhe des Gemüths, die es verspricht, und wo nicht die Ungerechtigkeit menschlicher Gesetze sie stört, die Unabhängigkeit, die es tatsächlich gewährt, sind Reize, die einen jeden mehr oder weniger anziehen; und wie der Bodenanbau die ursprüngliche Bestimmung des Menschen war, so scheint der letztere auf jeder Stufe seines Daseins eine Vorliebe für diese seine erste Beschäftigung behalten zu haben.

Ohne den Beistand einiger Handwerker läßt sich der Landbau allerdings nur in sehr unbequemer Weise und mit beständigen Unterbrechungen betreiben. Schmiede, Zimmerleute, Rad- und Pflugmacher, Maurer, Gerber, Schuhmacher und Schneider sind Leute, deren Dienste der Landmann oft gebraucht. Nicht minder bedürfen diese Handwerker einander, und da ihr Wohnplatz nicht wie der des Landmanns durchaus an einen bestimmten Fleck gebunden ist, so lassen sie sich naturgemäß in gegenseitiger Nähe nieder und bilden so eine kleine Stadt oder einen Flecken. Bald kommen Schlächter, Brauer, Bäcker und viele andere Handwerker und Krämer hinzu, die zur Versorgung mit dem Bedarf jener notwendig oder brauchbar sind, und die Stadt weiterhin vergrößern. So dienen die Stadt- und die Landbewohner einander gegenseitig. Die Stadt bildet einen beständigen Markt, wohin die Landleute sich begeben, um ihre Produkte gegen Gewerbserzeugnisse umzusetzen. Die Einwohner der Stadt

werden durch diesen Verkehr mit dem Material für ihre Arbeit und den Mitteln ihrer Ernährung versorgt. Die Menge veredelter Arbeit, die sie den Landleuten verkaufen, bestimmt notwendig die Menge von Materialien und Lebensmitteln, die sie kaufen. Folglich kann ihre Beschäftigung wie ihr Unterhalt nur in dem Verhältnis zunehmen, wie sich die Nachfrage des platten Landes nach veredelter Ware vermehrt; und diese Nachfrage kann wiederum nur in dem Verhältnis steigen, wie sich die Kultur des Bodens ausdehnt. Hätten daher menschliche Einrichtungen nie störend in den natürlichen Lauf der Dinge eingegriffen, so würde in allen politischen Gemeinschaften die steigende Wohlhabenheit und Vergrößerung der Städte die Folge der Besserung und Kultur des Landes gewesen und im Verhältnis zu dieser Kultur vorgeschritten sein.

In unsern nordamerikanischen Kolonien, wo unbebautes Land noch zu leichten Bedingungen zu haben ist, sind noch in keiner Stadt Gewerbe für den auswärtigen Verkauf eingerichtet worden. Wenn dort ein Handwerker etwas mehr Kapital gesammelt hat, als dazu nötig ist, sein Gewerbe behufs Versorgung der Umgegend zu betreiben, so ist er nicht versucht, damit eine Fabrik für entferntere Umsätze zu errichten, sondern er verwendet es auf den Ankauf und die Kultur unbebauter Ländereien. Aus einem Handwerker wird er ein Pflanze, und weder der hohe Arbeitslohn noch der leichte Unterhalt, den dies Land den Handwerkern gewährt, kann ihn bestechen, lieber für andere Leute, als für sich selbst zu arbeiten. Er fühlt, daß ein Handwerker der Knecht seiner Kunden ist, von denen er seinen Unterhalt empfängt, daß dagegen ein Pflanze, der sein eignes Land bebaut und seinen Lebensunterhalt durch die Arbeit seiner eigenen Familie gewinnt, tatsächlich ein Herr und von aller Welt unabhängig ist.

Dagegen sucht in Ländern, wo entweder unangebautes Land nicht mehr vorhanden oder nicht unter leichten Bedingungen zu haben ist, jeder Handwerker, der mehr Kapital gesammelt hat, als er in den Geschäften der Umgegend verwenden kann, für entfernte Umsätze zu arbeiten. Der Schmied errichtet eine Eisenwaren-, der Weber eine Leinen- oder Wollwaren-Fabrik. Diese verschiedenen Fabriken verzweigen sich mit der Zeit immer weiter, und vervollkommen und verfeinern sich daher auf die mannigfachste Art, wie es leicht begreiflich ist und also hier nicht weiter auseinandergesetzt zu werden braucht.

Industrielle Kapitalanlagen werden bei gleichen oder fast gleichen Gewinnen natürlich Anlagen im auswärtigen Handel vorgezogen, und zwar aus demselben Grunde, aus dem der Ackerbau der Industrie vorgezogen wird. Wie das Kapital des Grundherrn oder Pächters sicherer ist, als das des Industriellen, so ist das des letzteren, da er es immer unter Aufsicht und zu seiner Verfügung hat, sicherer als das Kapital des Kaufmanns, der auswärtigen Handel treibt. Zwar muß auf jeder Entwicklungsstufe jedes Volks der überschüssige Teil der rohen oder verarbeiteten Produkte, d. h. derjenige, wonach im Lande selbst keine Nachfrage ist, nach auswärts versandt und gegen etwas vertauscht werden, wofür im Lande Bedarf ist. Ob aber das Kapital, das jene überschüssigen Produkte ausführt, ein fremdes oder inländisches ist, hat wenig Bedeutung. Wenn das Volk nicht Kapital genug erworben hat, um alle seine Ländereien anzubauen und alle seine Rohprodukte in der vollständigsten Weise zu verarbeiten, so ist es sogar sehr vorteilhaft, daß die Rohprodukte mittelst fremden Kapitals ausgeführt werden, damit das ganze Volkskapital auf nützlichere Zwecke verwendet werden kann. Der Reichtum des alten

Ägypten, Chinas und Hindostans beweist hinlänglich, daß ein Volk einen hohen Grad von Wohlstand erreichen kann, wenn auch der größte Teil seines Ausfuhrhandels von Fremden betrieben wird. Der Fortschritt unserer nordamerikanischen und westindischen Kolonien würde weit weniger schnell gewesen sein, wenn kein anderes als das ihnen gehörige Kapital auf die Ausfuhr ihrer überschüssigen Produkte verwendet worden wäre.

Dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß ist also der größere Teil des Kapitals jeder aufblühenden Gesellschaft zuerst auf die Landwirtschaft, dann auf die Industrie, und erst zuletzt auf den auswärtigen Handel gerichtet. Diese Ordnung der Dinge ist so durchaus natürlich, daß sie, glaube ich, in jedem Volke, das ein größeres Gebiet bewohnt, stets in einem gewissen Grade inne gehalten wurde. Ein Teil der Ländereien mußte angebaut sein, ehe Städte von einiger Bedeutung entstehen konnten, und eine Art gröberer Gewerbe mußte in den Städten getrieben werden, ehe man daran denken konnte, sich auf auswärtigen Handel einzulassen.

Obwohl aber diese natürliche Reihenfolge der Dinge bis zu einem gewissen Grade bei jedem Volke eintreten mußte, so ist sie in allen neueren Staaten Europas in vielen Beziehungen gerade umgekehrt worden. Der auswärtige Handel einiger ihrer Städte hat alle ihre feineren Manufakturen, d. h. solche, die sich für entfernten Absatz eignen, eingeführt; und Industrie und auswärtiger Handel im Verein haben die wesentlichsten Fortschritte der Landwirtschaft veranlaßt. Die Sitten und Gewohnheiten, die der Charakter ihrer ursprünglichen Regierungen mit sich brachte, und die sich fort erhielten, nachdem diese Regierungen schon bedeutende Änderungen erlitten hatten, zwangen sie in diesen unnatürlichen und rückwärtsschreitenden Gang hinein.

Zweites Kapitel.

Entmutigung des Ackerbaus in dem früheren Zustand Europas nach dem Fall des römischen Reichs.

Als die germanischen und skythischen Völkerschaften die westlichen Provinzen des römischen Reichs überfluteten, dauerten die Wirren, die auf eine so große Umwälzung des Bestehenden folgten, mehrere Jahrhunderte fort. Die Räubereien und Gewalttätigkeiten, die die Barbaren gegen die früheren Einwohner verübten, unterbrachen den Verkehr zwischen Stadt und Land. Die Städte verödeten und das Land blieb unbebaut; die westlichen Provinzen Europas, die sich unter der Römerherrschaft eines hohen Grades von Wohlstand erfreut hatten, sanken in die tiefste Armut und Barbarei. Während dieser Wirren erwarben oder rissen die Häupter oder Anführer jener Völkerschaften die meisten Ländereien an sich. Ein großer Teil war unangebaut; aber kein Teil, ob angebaut oder nicht, war ohne einen Eigentümer. Das gesamte Land wurde in Beschlag genommen und der größte Teil durch einige wenige Eigentümer.

Diese ursprüngliche Beschlagnahme unangebauter Ländereien könnte zwar ein großes, doch vorübergehendes Übel gewesen sein. Sie hätten bald wieder durch Vererbung oder Veräußerung geteilt und in kleine Stücke zerschlagen werden können. Aber das Gesetz der Erstgeburt ließ die Teilung durch Erbfolge nicht

zu, und die Einführung der Fideikomnisse verhinderte die Parzellierung durch Veräußerung.

Wenn Grund und Boden wie bewegliches Eigentum nur als Mittel des Unterhalts und Genusses betrachtet wird, so teilt das natürliche Gesetz der Erbfolge jenen wie dieses unter alle Kinder der Familie: unter alle, deren Unterhalt und Genuß, wie angenommen werden darf, dem Vater gleich teuer ist. Dieses natürliche Erbfollegesetz galt demgemäß bei den Römern, die in der Vererbung von Grund und Boden so wenig einen Unterschied zwischen älteren und jüngeren, männlichen und weiblichen Kindern machten, als wir bei der Verteilung von beweglichem Eigentum. Solange man aber Grund und Boden nicht bloß als ein Mittel des Unterhalts, sondern der Macht und Schirmherrlichkeit ansah, hielt man es für besser, ihn ungeteilt auf einen zu vererben. In jenen gesetzlosen Zeiten war jeder Grundherr ein kleiner Fürst. Seine Bauern waren seine Untertanen. Er war ihr Richter und in gewissen Beziehungen ihr Gesetzgeber im Frieden und ihr Anführer im Kriege. Er führte nach Belieben Krieg, oft gegen seine Nachbarn, manchmal auch gegen seinen Fürsten. Daher hing die Sicherheit eines Landbesitzes, der Schutz, den sein Eigentümer denen, die darauf wohnten, gewähren konnte, von seiner Größe ab. Ihn teilen, hieß, ihn zu Grunde richten, und alle seine Bewohner der Gefahr aussetzen, durch die Einfälle der Nachbarn unterdrückt und vernichtet zu werden. Das Gesetz der Erstgeburt griff daher zwar nicht sofort, aber im Laufe der Zeit bei der Erbfolge in Grundbesitz aus demselben Grunde Platz, aus dem es sich bei der Vererbung des Throns in Monarchien, zwar auch nicht immer beim ersten Entstehen, so doch später geltend machte. Damit die Macht und folglich die Sicherheit der Monarchie nicht durch die Teilung geschwächt werde, muß sie ganz auf eins der Kinder übergehen.

Welchem unter ihnen ein so wichtiger Vorzug gegeben werden soll, muß durch eine allgemeine Regel, die sich nicht auf die zweifelhaften Unterschiede des persönlichen Verdienstes, sondern auf ein klares, augenfälliges und unbestreitbares Merkmal gründet, bestimmt werden. Unter den Kindern derselben Familie gibt es keinen anderen unbestreitbaren Unterschied als den des Geschlechts und des Alters. Das männliche Geschlecht hat allgemein den Vorzug vor dem weiblichen, und bei sonstiger Gleichheit erhält der Ältere überall den Vorrang vor dem Jüngeren. Daher das Recht der Erstgeburt und der sogenannten Erbfolge in gerader Linie.

Gesetze bleiben oft noch lange Zeit in Kraft, nachdem die Umstände, die sie zuerst hervorriefen und sie allein rechtfertigen konnten, nicht mehr vorhanden sind. Bei dem gegenwärtigen Zustande Europas ist der Eigentümer eines einzigen Morgen Landes genau ebenso sicher in seinem Besitz, als der Besitzer von hunderttausend. Dennoch wird das Erstgeburtsrecht noch immer respektiert, und dürfte sich, da unter allen Einrichtungen keine so geeignet ist, den Familienstolz zu nähren, noch manches Jahrhundert erhalten. In jeder anderen Beziehung kann nichts dem wahren Interesse einer zahlreichen Familie mehr zuwiderlaufen, als ein Recht, das, um eins der Kinder zu bereichern, alle übrigen zu Bettlern macht.

Fideikomnisse (*Entails*) sind die natürliche Folge des Erstgeburtsrechts. Sie wurden eingeführt, um eine gewisse Erbfolge in gerader Linie zu erhalten, zu welcher das Erstgeburtsrecht die erste Idee gab, und um zu verhindern, daß ein Teil des ursprünglichen Grundbesitzes durch Schenkung, Vermächtnis oder Verkauf, infolge Torheit oder Mißgeschick eines der späteren Erben der Stammlinie entfremdet werde. Den Römern waren sie gänzlich unbekannt; weder ihre Substitutionen, noch

ihre Fideikomnisse haben eine Ähnlichkeit mit den *Entails*, wenn auch einige französische Juristen der neueren Einrichtung Namen und Gewand jener alten zu geben beliebt haben.

Solange großer Grundbesitz eine Art Fürstentum war, mochten die Fideikomnisse nicht unvernünftig sein. Gleich den sogenannten Grundgesetzen einiger Monarchien konnten sie oft verhindern, daß die Sicherheit von Tausenden durch die Laune oder den Übermut eines Einzelnen gefährdet werde. Aber beim gegenwärtigen Zustande Europas, wo kleiner wie großer Besitz ihre Sicherheit in den Gesetzen des Staats finden, kann es nichts Albernere geben. Sie sind auf die albernste aller Voraussetzungen gegründet, auf die Voraussetzung, als ob alle folgenden Geschlechter der Menschen auf die Erde und alles, was sie trägt, nicht ein gleiches Recht hätten, wie die Vorfahren, und daß das Eigentum der heutigen Generation nach den Einfällen derer beschränkt und geordnet sein dürfte, die vielleicht schon fünfhundert Jahre tot sind. Gleichwohl werden Fideikomnisse noch im größeren Teile Europas, und namentlich in solchen Ländern respektiert, in denen adelige Geburt ein notwendiges Erfordernis zu bürgerlichen und militärischen Ehrenstellen ist. Man hält die Fideikomnisse für nötig zur Aufrechthaltung des ausschließlichen Vorrechts des Adels auf die hohen Ämter und Würden des Staats; und da dieser Stand nun einmal einen ungerechten Vorzug vor seinen Mitbürgern an sich gerissen hat, so hielt man es, damit ihn seine Armut nicht lächerlich mache, für recht, ihm auch noch einen zweiten zuzuerteilen. Das gemeine Recht in England ist zwar, wie man sagt, dem ewigen Eigentum entgegen, und dieses ist dort eingeschränkter, als in allen anderen europäischen Monarchien, obgleich auch England nicht ganz frei davon ist. In Schottland

soll mehr als ein Fünftel, vielleicht sogar mehr als ein Drittel alles Grundeigentums unter Fideikommiß stehen.

So wurden große Strecken unangebauten Landes nicht nur von einzelnen Familien in Beschlag genommen, sondern auch die Möglichkeit, wieder geteilt zu werden, so viel als möglich auf immer abgeschnitten. Ein großer Eigentümer ist jedoch selten ein guter Landwirt. In jenen gesetzlosen Zeiten, die so barbarische Einrichtungen entstehen ließen, hatte der große Eigentümer genug damit zu tun, sein Gebiet zu verteidigen, oder seine Gerichtsbarkeit und Autorität über das Gebiet seiner Nachbarn auszudehnen. Er hatte keine Muße, um auf Anbau und Verbesserung des Bodens zu denken. Als aber die Herstellung von Gesetz und Recht ihm diese Muße gewährte, fehlte es ihm oft an Neigung und fast immer an der nötigen Fähigkeit zur Landwirtschaft. Kam der Aufwand für sein Haus und seine Person, wie es sehr oft der Fall war, seinem Einkommen gleich oder überstieg es gar, so hatte er kein Kapital, um es auf die Bewirtschaftung zu verwenden. War er ein guter Wirt, so fand er es in der Regel vorteilhafter, seine jährlichen Ersparnisse auf neue Güterkäufe, als auf die Verbesserung seines alten Besitzes zu verwenden. Um Grundbesitz gewinnbringend zu verbessern, ist, wie bei allen anderen Geschäftsunternehmungen, ein genaues Achten auf kleine Ersparnisse und Gewinne erforderlich, dessen ein Mann, der in großem Reichtum geboren und erzogen ist, selten fähig ist, selbst wenn er von Natur einen Hang zur Sparsamkeit hat. Die Lage eines solchen Mannes macht ihn ganz natürlich mehr zu Luxusausgaben, als zu gewinnbringenden Anlagen geneigt, deren er nicht bedarf. Die Eleganz seiner Kleidung, seiner Equipage, seines Hauses und seiner Möbel, das sind die Dinge, auf die er von Kindheit an zu achten gewohnt ist, und diese Sinnesrichtung verläßt ihn auch nicht, wenn es sich

um die Melioration seiner Güter handelt. Er verschönert vielleicht vier oder fünfhundert Morgen in der Umgebung seines Hauses mit Kosten, die zehnmal so hoch sind, als das Land nach aller seiner Verbesserungswert ist, und findet, daß er bei derartigen Kulturen (und für andere hat er wenig Sinn) bankrott geworden sein würde, ehe nur der zehnte Teil seines Guts fertig wäre. Es gibt in beiden Teilen des vereinigten Königreichs noch große Gutskomplexe, die seit den Zeiten der Feudalanarchie ununterbrochen in den Händen derselben Familie geblieben sind. Man vergleiche den gegenwärtigen Zustand solcher Güter mit den Besitzungen der kleinen Eigentümer in ihrer Nähe, und man wird keinen anderen Beweis brauchen, um sich zu überzeugen, wie ungünstig so ausgedehntes Grundeigentum der Bodenkultur ist.

War schon von den großen Eigentümern wenig für die Bodenverbesserung zu erwarten, so ließ sich noch weniger von denen hoffen, die das Land unter ihnen inne hatten. Unter der früheren Verfassung Europas waren die Bauern alle vom Belieben des Gutsherrn abhängig; alle oder fast alle waren Sklaven; nur war ihre Sklaverei von milderer Art, als die unter den alten Griechen und Römern, oder selbst die in unseren westindischen Kolonien. Sie galten eigentlich mehr dem Gute als dem Gutsherrn gehörig, und konnten daher wohl mit dem Gute, aber nicht für ihre Person verkauft werden. Mit Einwilligung ihres Herrn konnten sie heiraten, und er durfte die Ehe später nicht durch den Verkauf des Mannes und des Weibes an verschiedene Personen trennen. Schädigte er einen an Leib oder Leben, so unterlag er einer Strafe, wenn auch in der Regel nur einer geringen. Aber Eigentum konnten die Bauern nicht erwerben; was sie erwarben, war für den Herrn erworben, und er konnte es ihnen nach Gefallen nehmen. Alle Bodenverbesserungen durch solche Skla-

ven waren eigentlich vom Herrn selbst ausgeführt, da sie auf seine Kosten ausgeführt wurden und Aussaat, Vieh und Ackergerät ihm gehörte. Er hatte allein den Gewinn davon. Die Sklaven konnten nichts als ihren täglichen Unterhalt erwerben. Eigentlich war es also der Eigentümer selbst, der sein Land inne hatte und durch seine Leibeigenen bebauen ließ. Diese Art von Sklaverei besteht noch in Rußland, Polen, Ungarn, Böhmen, Mähren und anderen Teilen Deutschlands. Nur in den westlichen und südwestlichen Ländern Europas ist sie nach und nach gänzlich abgeschafft worden.

Wenn aber bedeutende Verbesserungen selten von großen Eigentümern zu erwarten sind, so sind sie am wenigsten zu erwarten, wenn sie Sklaven als Arbeiter verwenden. Die Erfahrung aller Zeiten und Länder beweist, glaube ich, daß die von Sklaven verrichtete Arbeit, obgleich sie nur deren Unterhalt zu kosten scheint, am Ende doch die teuerste von allen ist. Ein Mensch, der kein Eigentum erwerben kann, kann auch kein anderes Interesse haben, als so viel wie möglich zu essen, und so wenig wie möglich zu arbeiten. Was er mehr tun soll, als genügend ist, um ihm Unterhalt zu verschaffen, läßt sich ihm nur mit Gewalt, nicht durch sein eignes Interesse abzwängen. Wie sehr der Getreidebau im alten Italien verfiel, wie unvorteilhaft er für den Gutsherrn wurde, als der Betrieb Sklaven anheimfiel, ist sowohl von Plinius wie von Columella geschildert worden. Nicht viel besser war es zur Zeit des Aristoteles im alten Griechenland. Von der idealen Republik redend, die Plato in seinen „Gesetzen“ schildert, meint er, um fünftausend müßige Menschen — die Zahl von Kriegern, die als zur Verteidigung der Republik erforderlich angenommen war — samt ihren Weibern und Knechten zu unterhalten, sei ein Gebiet von grenzenloser Ausdehnung und Fruchtbarkeit gleich den Ebenen von Babylon nötig.

Der Stolz macht den Menschen herrschsüchtig, und nichts ist ihm peinlicher, als sich herablassen zu sollen; niedriger stehende zu überzeugen (anstatt ihnen zu befehlen). Wenn das Gesetz es gestattet und die Natur der Arbeit es verträgt, zieht er deshalb in der Regel den Dienst der Sklaven dem freier Männer vor. Die Zucker- und Tabakpflanzungen können die Kosten der Sklavenkultur vertragen; der Getreidebau, scheint es, kann es heutigen Tages nicht. In den englischen Kolonien, deren hauptsächlichstes Erzeugnis Getreide ist, wird die Arbeit meist durch freie Leute getan. Der neuliche Beschluß der Quäker in Pennsylvanien, alle ihre Negersklaven in Freiheit zu setzen, kann uns überzeugen, daß deren Zahl nicht sehr groß gewesen sein wird. Hätten sie einen beträchtlichen Teil ihres Besitzes ausgemacht, so hätte ein solcher Beschluß niemals durchgehen können. In unsern Zuckerkolonien hingegen wird alle Arbeit und in unsern Tabakskolonien die meiste von Sklaven verrichtet. Die Gewinne einer Zuckerpflanzung in allen unseren westindischen Kolonien sind in der Regel weit größer, als die jeder andern Kultur in Europa oder Amerika; und die Gewinne einer Tabakpflanzung sind zwar nicht so hoch wie jene, aber doch, wie bereits bemerkt, höher als die des Getreidebaues. Beide können die Kosten einer Sklavenkultur tragen, nur kann es Zucker noch besser als Tabak. Daher ist die Zahl der Schwarzen im Verhältnis zu den Weißen in unsern Zuckerkolonien weit größer, als in unsern Tabakskolonien.

Auf die leibeigenen Bauern der früheren Zeiten folgte allmählig eine Art von Pächtern, die gegenwärtig in Frankreich unter dem Namen der *Métayers* bekannt sind. Im Lateinischen heißen sie *Coloni partiarii*. In England sind sie schon so lange abgekommen, daß ich jetzt keinen

englischen Namen für sie weiß. Der Eigentümer versah sie mit der Aussaat, dem Vieh und dem Ackergerät, kurz mit allem zum Anbau des Gutes erforderlichen Kapital. Der Ertrag wurde gleichmäßig zwischen dem Eigentümer und dem Pächter geteilt, jedoch mit Abzug dessen, was zur Erhaltung des Kapitals erforderlich schien, das, wenn der Pächter das Gut verließ oder ihm gekündigt wurde, dem Eigentümer zurückzuerstatten war.

Die Bewirtschaftung durch solche Pächter geschieht eigentlich ebenso auf Kosten des Eigentümers, wie die Bewirtschaftung durch Sklaven, doch ist ein sehr wesentlicher Unterschied vorhanden. Die Pächter können als freie Leute Eigentum erwerben, und haben, da sie einen bestimmten Anteil vom Bodenertrag erhalten, ein offenbares Interesse daran, daß der Gesamtertrag so groß als möglich sei, damit auch ihr Anteil es werde. Ein Sklave hingegen, der über seinen Unterhalt hinaus nichts erwerben kann, denkt nur an seine Bequemlichkeit und bringt außer seinem Unterhalt möglichst wenig hervor. Wahrscheinlich teils wegen dieses Vorzugs der freien Arbeit, teils wegen der Eingriffe in die Autorität der großen Barone, zu denen die Leibeigenen von den auf jene stets eifersüchtigen Landesherren ermuntert wurden, und die zuletzt jene Art Dienstbarkeit geradezu lästig gemacht zu haben scheinen, kam die Leibeigenschaft in den meisten Ländern Europas ab. Doch ist die Zeit und Art, in der eine so wichtige Umwälzung zustande kam, einer der unklarsten Punkte in der neueren Geschichte. Die römische Kirche schreibt sich ein großes Verdienst daran zu, und sicher ist, daß schon im zwölften Jahrhundert Alexander III. eine Bulle behufs allgemeiner Sklavenemancipation erließ. Sie scheint jedoch mehr eine fromme Ermahnung, als ein Gesetz gewesen zu sein, dem die Gläubigen unbedingten Gehorsam schuldig gewesen wären. Die Sklaverei

dauerte fast überall noch mehrere Jahrhunderte fort, bis sie nach und nach durch die vereinte Wirkung der oben erwähnten beiden Interessen des Grundeigentümers einerseits, und des Landesherrn andererseits abgeschafft wurde. Ein freigelassener Leibeigener, der gleichzeitig im Besitz des Landes gelassen wurde, konnte es, da er kein eigenes Kapital hatte, nur mit Hilfe dessen bewirtschaften, was ihm der Grundeigentümer vorschob, und muß deshalb das gewesen sein, was die Franzosen einen *Métayer* nennen.

Indessen auch diese letztere Klasse von Bauern konnte kein Interesse haben, einen kleinen Teil des Kapitals, das sie von ihrem Anteil am Ertrag etwa ersparten, für weitere Bodenverbesserungen zu verausgaben, da der Grundherr, der nichts verausgabte, doch den halben Ertrag erhielt. Schon der Zehnte, der doch nur ein Zehntel des Ertrags ist, hat sich als ein sehr großes Hinderniß der Bodenverbesserung erwiesen. Eine Abgabe, die sich auf die Hälfte belief, mußte daher eine förmliche Schranke dagegen sein. Es konnte allenfalls im Interesse eines *Métayer* liegen, dem Boden so viel abzugewinnen, wie mittelst des vom Eigentümer gelieferten Kapitals möglich war; aber niemals konnte er ein Interesse daran haben, einen Teil seines eignen Kapitals dazu zu tun. In Frankreich, wo noch fünf Sechstel des ganzen Reichs sich in den Händen dieser Art von Bauern befinden sollen, klagen die Grundbesitzer, daß ihre *Métayers* das Vieh ihrer Herren lieber zu Fuhrgelegenheiten als zum Ackerbau benutzen, weil sie in dem einen Falle den ganzen Gewinn für sich behalten, im anderen ihn mit ihrem Grundherrn teilen müssen. Diese Art von Pächtern besteht noch in einigen Teilen Schottlands, wo man sie *steel-bow tenants**) nennt. Jene

*) Unter *steel-bow-goods* versteht das schottische Recht diejenigen Bestandteile eines Landguts, die Eigentum des Be-

alten englischen Lehnsleute, die nach dem Oberrichter Gilbert und Doktor Blackstone eher Verwalter des Gutsherrn als eigentliche Pächter waren, gehörten wahr scheinlich zu derselben Kategorie.

Auf diese Art von Lehnsleuten folgten, obwohl nur ganz allmählich, die eigentlichen Pächter, die das Land mit ihrem eigenen Kapital bestellen, und dem Grund-eigentümer eine bestimmte Rente zahlen. Haben solche Pächter langjährige Kontrakte, so finden sie es zuweilen in ihrem Interesse, einen Teil ihres Kapitals auf Guts-verbesserungen zu wenden; denn sie können erwarten, es mit einem großen Gewinn vor Ablauf der Pachtzeit wieder zu erhalten. Doch war auch der Besitz solcher Pächter lange Zeit äußerst unsicher, und ist es in vielen Teilen Europas noch. Sie konnten vor Ablauf ihres Termins durch einen neuen Käufer gesetzlich aus ihrer Pacht getrieben werden; in England sogar durch eine erdichtete Klage auf Wiedereinsetzung in rechtmäßigen Besitz. Waren sie einmal ungesetzlicher-weise durch Gewalttat ihres Herrn vertrieben, so war das Rechtsmittel ein sehr mangelhaftes; sie wurden nicht immer in ihrem Besitz restituirt, sondern erhielten allenfalls Entschädigungen, die ihrem wirklichen Ver-luste niemals gleich kamen. Selbst in England, wo der freie Bauernstand immer am meisten geachtet war, wurde doch erst um das vierzehnte Jahr Heinrichs VII. die Besitzstörungsklage eingeführt, wodurch der Pächter nicht bloß Schadenersatz, sondern Wiedereinsetzung in den Besitz erlangt, und nach der über seinen Anspruch nicht bloß durch eine einzige Instanz entschieden werden kann. Diese Klage hat sich als ein so wirksames Rechts-mittel erwiesen, daß in der neueren Praxis der Grund-herr bei einer Klage auf Wiedereinsetzung selten von sitzers sind und die der abziehende Pächter (tenant) nicht mit-nehmen darf.

denjenigen Rechtsmitteln Gebrauch macht, die ihm als Grundherrn zustehen, sondern im Namen seines Pächters die Besitzstörungsklage anstellt. In England ist also die Sicherheit des Pächters ebenso groß, wie die des Eigentümers. Überdies ist in England eine Pacht auf Lebenszeit, die vierzig Schilling Pachtzins gibt, ein Freigut und berechtigt den Inhaber zu einer Stimme bei Parlamentswahlen; und da ein großer Teil der Bauern solche Freigüter hat, so wird der ganze Stand wegen der politischen Wichtigkeit, die er durch das Stimmrecht erlangt, in der Achtung der Grundherren gehoben. Es dürfte kaum irgendwo anders Beispiele geben, daß Pächter auf einem Grund und Boden, der ihnen nicht gehört, Gebäude aufführen, bloß im Vertrauen auf das Ehrgefühl ihres Grundherrn, das ihm nicht gestatten werde, sich eine so wichtige Gutsverbesserung zu Nutzen zu machen. Diese den Landleuten so günstigen Gesetze und Gewohnheiten haben vielleicht mehr zu der gegenwärtigen Größe Englands beigetragen, als alle seine viel gerühmten Handelsordnungen zusammengenommen.

Das Gesetz, das die längsten Pachtverträge gegen alle Gutsnachfolger sicherstellt, gehört, soviel ich weiß, Großbritannien an. Es wurde in Schottland schon 1449 von Jakob II. durch ein Gesetz eingeleitet, dessen wohlthätiger Einfluß jedoch durch Fideikommissse sehr gehemmt wurde, da die Erben von Fideikommissen gewöhnlich keine Pachtverträge auf eine längere Reihe von Jahren, zuweilen sogar nur auf ein Jahr, eingehen durften. Eine Parlamentsakte hat neuerdings ihre Fesseln in diesen Punkten etwas gelockert, obgleich sie noch immer viel zu fest sind. Da überdies in Schottland ein Pachtgut kein Stimmrecht bei Parlamentswahlen gibt, so stehen die Landleute bei ihren Gutsherren dort weniger in Achtung, als in England.

In anderen Ländern Europas fand man es zwar auch ratsam, die Pächter sowohl gegen die Erben wie gegen die Käufer zu schützen; aber man beschränkte diesen Schutz doch nur auf einen sehr kleinen Zeitraum: in Frankreich z. B. auf neun Jahre von Beginn der Pacht an. Allerdings ist er in diesem Lande vor Kurzem auf siebenundzwanzig Jahre ausgedehnt worden; aber auch dieser Zeitraum ist noch zu kurz, um den Pächter zu den wichtigsten Verbesserungen zu ermutigen. Früher waren die Grundeigentümer die Gesetzgeber in allen Ländern Europas. Die agrarischen Gesetze wurden daher alle auf die vermeintlichen Interessen des Eigentümers zugeschnitten. So meint man, es liege in seinem Interesse, wenn kein von seinen Vorfahren bewilligter Pachtvertrag ihn auf lange Zeit daran hindere, vom vollen Werte seines Landes den Genuß zu haben. Habsucht und Ungerechtigkeit sind immer kurzsichtig und man sah nicht, wie sehr diese Anordnung von Verbesserungen abhalten und dadurch mit der Zeit dem wahren Interesse der Grundeigentümer schaden mußte.

Auch hielt man die Bauern, außer zur Zahlung der Rente, auch noch zu einer Menge von Diensten gegen den Grundherrn verbunden, die selten in der Pacht ausdrücklich benannt oder durch eine genaue Regel bestimmt waren, sondern sich nach dem Herkommen des Edelhofs oder der Baronie richteten. Da also dabei für die Willkür ein großer Spielraum verblieb, waren die Pächter vielen Plackereien unterworfen. In Schottland hat die Abschaffung aller Dienste, die nicht ausdrücklich im Kontrakte stipuliert sind, innerhalb weniger Jahre den Zustand der Landleute wesentlich verbessert.

Die Leistungen für den Staat, die man den Landleuten auferlegte, waren nicht weniger willkürlich als jene Privatdienste. Die Herstellung und Unterhaltung der Landstraßen, eine Last, die, wenn auch nicht überall

gleich drückend, noch in allen Ländern bestehen dürfte, war nicht die einzige. Wenn die königlichen Truppen, der Hofstaat oder königliche Beamte eine Gegend passierten, so waren die Landleute verpflichtet, ihnen Pferde, Wagen und Lebensmittel um den vom Fourier festgesetzten Preis zu stellen. Großbritannien ist, glaube ich, die einzige Monarchie in Europa, wo dieser Druck gänzlich abgeschafft ist. In Frankreich und Deutschland besteht er noch.

Die Staatssteuern, denen die Landleute unterworfen wurden, waren ebenso regellos und drückend wie die Dienste. So ungern die Barone ihrerseits dem Landesherrn eine Geldbesteuer bewilligten, so erlaubten sie ihm doch leicht, ihre Hintersassen zu „besteuern“ (wie man es euphemistisch nannte), ohne einzusehen, wie sehr dies am Ende ihr eignes Einkommen treffen müsse. Die *taille*, wie sie noch jetzt in Frankreich besteht, kann als ein Beispiel jener alten Steuern dienen. Sie ist eine Abgabe auf die mutmaßlichen Gewinne des Pächters, die nach dem vorhandenen Inventar geschätzt werden. Es liegt folglich in seinem Interesse, so wenig als möglich zu haben, und also auch so wenig als möglich auf den Anbau und nichts auf die Verbesserung des Landes zu wenden. Wenn sich auch ein Kapital in der Hand eines französischen Pächters sammelte, so käme doch die *taille* einem Verbote gleich, es je in der Landwirtschaft anzulegen. Überdies gilt diese Steuer als eine Verunehrung für jeden, der ihr unterworfen ist, da sie ihn nicht nur unter den Rang eines Edelmanns, sondern unter den eines Bürgers stellt; und wer das Gut eines andern pachtet, unterliegt ihr. Dieser Herabsetzung wird sich weder ein Edelmann, noch selbst ein Bürger, der Kapital besitzt, unterwerfen. Die Steuer hindert also nicht nur das auf dem Lande angesammelte Kapital an der Anlage in Bodenverbesserung.

rungen, sondern macht ihnen auch alle übrigen Kapitalien abwendig. Die alten Zehnten und Fünfzehnten, die früher in England so üblich waren, scheinen, soweit sie Grund und Boden traf, ähnliche Steuern gewesen zu sein, wie die *taille*.

Unter allen diesen Entmutigungen ließ sich nicht erwarten, daß die Bauern viel für die Bodenkultur tun würden. Diese Menschenklasse hat selbst bei voller gesetzlicher Freiheit und Sicherheit mit großen Nachteilen zu kämpfen. Der Pächter verhält sich zum Eigentümer, wie ein Kaufmann, der mit geborgtem Gelde, zu einem anderen, der mit eigenem Kapital arbeitet. Beider Kapitalien können zunehmen, aber das des einen wird bei ebenso guter Anwendung stets langsamer zunehmen, als das des anderen, wegen des so großen Gewinntheils, der von den Zinsen des Darlehns aufgezehrt wird. Ebenso muß das vom Pächter bewirtschaftete Gut bei gleich verständiger Wirtschaft weit langsamer an Wert zunehmen als das vom Eigentümer bewirtschaftete, wegen des großen Theils vom Ertrag, der in der Rente draufgeht und der, wenn der Pächter Eigentümer gewesen wäre, von ihm zu weiteren Bodenverbesserungen hätte verwendet werden können. Überdies ist der Stand eines Pächters nach der Natur der Dinge geringer als der eines Eigentümers. In den meisten Ländern Europas werden die Landleute für eine geringere Klasse gehalten, als selbst die besseren Geschäftsleute und Handwerker, und überall für geringer, als die großen Kaufleute und Fabrikanten. Darum wird selten ein Mann von Vermögen den höheren Stand verlassen, um in den niedrigeren einzutreten. Selbst unter den gegenwärtigen Verhältnissen wird daher wenig Kapital aus anderen Gewerben auf die Bodenkultur im Pachtwege übergehen. Mehr als in jedem anderen Lande geschieht es vielleicht in Großbritannien, obgleich auch

hier die großen Kapitalien, die hie und da in Pachtungen angelegt sind, gewöhnlich auch in Pachtungen erworben worden, dem Erwerbszweige, in dem Kapitalien gewöhnlich am langsamsten erworben werden. Nächst kleinen Eigentümern sind aber in allen Ländern reiche und große Pächter die Hauptbeförderer der Bodenkultur. Sie sind es vielleicht in England noch mehr als in jeder anderen europäischen Monarchie. In den Republiken Holland und Bern sollen die Pächter nicht hinter den englischen zurückstehen.

Die frühere europäische Wirtschaftspolitik war auch in anderen Beziehungen der Landwirtschaft, gleichviel ob vom Eigentümer oder vom Pächter betrieben, ungünstig: erstens, durch das, wie es scheint, fast überall geltende Verbot, Korn ohne besondere Erlaubnis auszuführen; und zweitens durch die Beschränkungen, die dem inländischen Handel nicht bloß in Getreide, sondern in fast allen Produkten der Landwirtschaft durch die albernen Gesetze gegen Spekulanten, Höker und Aufkäufer, sowie durch die Marktprivilegien aufgelegt wurden. Es wurde bereits bemerkt, auf welche Weise durch das Getreideausfuhrverbot in Verbindung mit einigen Begünstigungen der Getreideeinfuhr die Kultur des alten Italiens, des von Natur fruchtbarsten Landes in Europa und zu jener Zeit Sitz des größten Reiches der Welt, gehemmt wurde. Bis zu welchem Grade solche dem inländischen Getreidehandel auferlegte Beschränkungen, verbunden mit dem allgemeinen Ausfuhrverbot, die Bodenkultur in weniger fruchtbaren und weniger begünstigten Ländern hemmen mußten, vermag man sich kaum vorzustellen.

Drittes Kapitel.

Entstehen und Wachsen der Städte nach dem Falle des römischen Reichs.

Die Einwohner der Städte und Flecken waren nach dem Falle des römischen Reichs nicht besser daran, als die des platten Landes. Freilich waren sie eine Menschenklasse, die von den ersten Einwohnern der alten griechischen und italischen Republiken sehr verschieden war. Diese bestanden vornehmlich aus den Grundeigentümern, unter die das Staatsgebiet ursprünglich verteilt war, und die es geraten fanden, ihre Häuser nahe bei einander zu bauen und sie behufs gemeinsamer Verteidigung mit einer Mauer zu umgeben. Nach dem Falle des römischen Reichs dagegen scheinen die Grundeigentümer gewöhnlich in befestigten Schlössern auf ihren Gütern und mitten unter ihren Pächtern und Dienstleuten gelebt zu haben. Die Städte wurden hauptsächlich von Gewerbetreibenden und Handwerkern bewohnt, die damals in einem sklavenähnlichen Zustande gelebt zu haben scheinen. Die Privilegien, die man in alten Dokumenten den Einwohnern einiger der bedeutendsten Städte von Europa bewilligt findet, zeigen hinlänglich, was sie vor jenen Verleihungen waren. Leute, denen es als ein Privilegium bewilligt wird, daß sie ihre Töchter ohne Erlaubnis ihres Herrn verheiraten dürfen, daß bei ihrem Tode ihre Kinder und nicht ihr Herr ihr Vermögen erben soll, und daß sie über ihren Nachlaß testamentarisch verfügen dürfen, müssen sich

vor jenen Verleihungen entweder ganz oder doch fast ganz in dem nämlichen Zustande der Leibeigenschaft befunden haben, wie die Bauern auf dem Lande.

Sie scheinen in der Tat eine sehr arme niedrige Klasse von Menschen gewesen zu sein, die, wie die Trödler und Hausierer heutzutage, mit ihren Waren von Ort zu Ort und von Markt zu Markt zu ziehen pflegten. In allen europäischen Ländern wurden damals ebenso, wie heute noch in verschiedenen tartarischen Staaten Asiens, von den Personen und Waren der Reisenden Abgaben erhoben, wenn sie durch gewisse Edelhöfe kamen, gewisse Brücken passierten, ihre Waren von Markt zu Markt führten und auf dem Markte eine Verkaufsbude errichteten. Diese Abgaben waren in England unter dem Namen von Passier-, Brücken-, Stand- und Marktzöllen bekannt. Bald vom König, bald von einem der großen Lords, die anscheinend in gewissen Fällen dazu ermächtigt waren, wurde einzelnen Handelsleuten, zumal solchen, die auf den Domänen des Königs oder des Lord wohnten, eine allgemeine Befreiung von diesen Abgaben bewilligt. Solche Handelsleute wurden deshalb, obgleich sie in anderer Beziehung noch leibeigen oder nicht viel besser als leibeigen waren, freie Handelsleute genannt. Zum Ersatz pflegten sie ihrem Schutzherrn eine Art jährlicher Kopfsteuer zu zahlen, denn in jenen Zeiten wurde Schutz selten ohne bare Bezahlung bewilligt, und diese Abgabe mochte als ein Ersatz für den Verlust angesehen werden, die ihre Patrone durch ihre Befreiung von andern Abgaben erlitten. Anfänglich scheinen sowohl die Kopfsteuern als die Befreiungen durchaus persönlich gewesen zu sein, und nur einzelne Individuen entweder lebenslänglich oder bis auf Widerruf berührt zu haben. In den sehr unvollständigen Nachrichten, die aus dem Domesday-book über verschiedene Städte Englands veröffentlicht worden sind,

werden oft bald die Abgaben, welche einzelne Bürger für diese Art Schutz an den König oder an einen anderen großen Herrn zahlten, bald nur der Gesamtbetrag aller solcher Abgaben erwähnt*).

So knechtisch aber auch die Lage der Stadtbewohner ursprünglich gewesen sein mag, so sind sie doch offenbar weit früher zu Freiheit und Unabhängigkeit gelangt, als die Bauern auf dem Lande. Der aus solchen städtischen Kopfsteuern sich ergebende Teil der königlichen Einkünfte wurde gewöhnlich gegen eine bestimmte Rente bald an den Sheriff der Grafschaft, bald an andere Leute auf eine Reihe von Jahren verpachtet. Oft hatten die Bürger selbst Kredit genug, um die Pachtung der aus ihrer Stadt fließenden Steuern zu übernehmen, indem sie solidarisch für die ganze Rente hafteten**). Derartige Verpachtungen scheinen dem damals üblichen Wirtschaftssystem der europäischen Fürsten entsprochen zu haben; denn sie überließen oft ganze Güter ihren Insassen pachtweise, wobei letztere solidarisch für die ganze Rente hafteten, aber die Eintreibung nach Gutdünken besorgen und die Rente durch eigene Verwalter an die königliche Schatzkammer zahlen konnten, so daß sie von der Zudringlichkeit der königlichen Beamten befreit blieben, was man in jener Zeit als äußerst wichtig ansah.

Anfänglich wurden die städtischen Pachtungen ebenso wie andere den Bürgern wahrscheinlich nur auf eine Reihe von Jahren überlassen. Im Laufe der Zeit jedoch scheint es allgemeine Praxis geworden zu sein, sie ihnen gegen eine bestimmte, nie zu erhöhende Rente gewissermaßen in Erbpacht zu geben. Da auf diese

*) Siehe: Brady's Historical Treatise of Cities and Boroughs, pag. 3 u. ff.

***) Siehe: Madox Firma Burgi pag. 18; und History of the Exchequer ch. X. sect. V. pag. 223, first edition.

Weise die Zahlung eine immerwährende geworden war, so wurden natürlich die Befreiungen, für die sie entrichtet wurde, es ebenfalls und hörten nunmehr auf, persönlich zu sein und konnten nicht mehr den Einzelnen als solchen, sondern als Bürgern einer gewissen Stadt zustehen, die deshalb eine Freistadt hieß, wie jene Personen Freibürger oder freie Handelsleute geheißen hatten.

Zugleich mit dieser Bewilligung wurden den Bürgern der Stadt die wichtigen oben genannten Privilegien erteilt, daß sie ihre Töchter nach Gutdünken verheiraten, daß ihre Kinder sie beerben und daß sie über ihr bewegliches Vermögen letztwillig verfügen durften. Ob Privilegien dieser Art schon früher einzelnen als solchen zugleich mit der Gewerbefreiheit bewilligt zu werden pflegten, weiß ich nicht; ich halte es jedoch nicht für unwahrscheinlich, obgleich ich keinen direkten Beweis dafür beibringen kann. Wie dem aber auch sei, die Hauptattribute der Leibeigenschaft und Sklaverei wurden nun wenigstens von ihnen genommen und sie wurden nun frei im heutigen Sinne des Worts.

Dies war nicht alles. In der Regel wurden sie gleichzeitig zu einer Gemeinde oder Korporation erhoben, mit dem Recht, ihre städtischen Beamten und Vertretungen selbst zu wählen, Ortsstatute zu erlassen, Mauern zu ihrer Verteidigung aufzuführen und sämtliche Einwohner einer gewissen militärischen Disziplin zu unterwerfen sowie zum Wachtdienst heranzuziehen d. h. zur Beschützung und Verteidigung jener Mauern gegen Angriffe und Überfälle sowohl bei Nacht wie bei Tage. In England waren sie in der Regel von der Hundertschafts- und Grafschafts-Gerichtsbarkeit befreit, und alle vorkommenden Rechtsstreitigkeiten außer den die Krone betreffenden der Entscheidung ihrer eigenen Obrigkeiten überlassen. In anderen Ländern war ihnen oft eine noch

weit größere und ausgedehntere Gerichtsbarkeit zugebilligt*).

Es mochte wohl notwendig sein, Städten, die ihre Einkünfte in Pacht hatten, auch eine gewisse Executiv-Gerichtsbarkeit zu verleihen, um ihre Bürger zur Zahlung anhalten zu können. In jenen gesetzlosen Zeiten würde es sehr bedenklich gewesen sein, wenn sie diese Art Justiz bei einem anderen Tribunal hätten suchen sollen. Gleichwohl muß es auffallend erscheinen, daß die Fürsten aller Länder Europas sich auf diese Weise für eine festbestimmte und niemals zu erhöhende Rente des Teils ihrer Einkünfte entäußerten, der unter allen am ehesten lediglich durch den natürlichen Gang der Dinge, ohne Kosten oder Mühe ihrerseits, wachsen konnte, und daß sie überdies aus freien Stücken eine Art unabhängiger Republiken im Herzen ihrer Reiche errichteten.

Um dies zu verstehen, muß man sich erinnern, daß damals vielleicht in keinem europäischen Staate ein Landesherr imstande war, im ganzen Umfang seines Gebietes den schwächeren Teil seiner Untertanen gegen die Bedrückung der Großen zu schützen. Diejenigen, welche das Gesetz nicht beschützen konnte, und die nicht stark genug waren, sich selbst zu verteidigen, mußten entweder zu dem Schutze eines Großen ihre Zuflucht nehmen und, um ihn zu erhalten, seine Sklaven oder Vassallen werden, oder sie mußten unter sich ein gemeinsames Schutz- und Trutzbündnis schließen. Die einzelnen Einwohner der Städte und Flecken waren zur Verteidigung ohnmächtig; dagegen mit ihren Nachbarn zu Schutz und Trutz verbunden, waren sie imstande, einen nicht verächtlichen Widerstand zu leisten. Die Barone verachteten die Bürger, die sie nicht bloß

*) Siehe: Madox Firma Burgi. Ferner; Pfeffel, *Abrégé chronologique de l'histoire d'Allemagne*.

als einen anderen Stand, sondern als einen Haufen emanzipirter Sklaven, und fast als eine andere Species von Geschöpfen ansahen. Der Wohlstand der Bürger weckte stets ihren Neid und Zorn, und sie plünderten sie bei jeder Gelegenheit ohne Gnade und Erbarmen. Die Bürger ihrerseits haßten und fürchteten die Adligen. Auch der König haßte und fürchtete die letzteren, wogegen er die Bürger wohl verachten konnte, aber keinen Grund hatte, sie zu hassen oder zu fürchten. So machte ein gegenseitiges Interesse die Bürger geneigt, den König zu unterstützen, und den König, ihnen gegen den Adel zu helfen. Die Bürger waren die Feinde seiner Feinde, und es lag in seinem Interesse, sie gegen diese Feinde so sicher und unabhängig wie möglich zu stellen. Durch die Erlaubnis, ihre Magistrate zu wählen und durch das Recht, Ortsstatute zu erlassen, Mauern zu ihrer Verteidigung zu bauen und alle Einwohner einer Art militärischer Disziplin zu unterwerfen, gab er ihnen alle Mittel zur Sicherheit und Unabhängigkeit von den Baronen, die er zu geben imstande war. Ohne die Herstellung einer geordneten Verfassung dieser Art und ohne die Macht, ihre Bewohner zu nötigen, nach einem bestimmten Plan oder System zu handeln, würde kein freiwilliger Bund zu Schutz und Trutz ihnen dauernde Sicherheit verschafft oder sie in Stand gesetzt haben, dem König ansehnlichen Beistand zu leisten. Indem dieser ihnen die Einkünfte ihrer Stadt in Erbpacht gab, benahm er denen, die er zu Freunden und gewissermaßen zu Verbündeten zu haben wünschte, allen Grund zur Eifersucht und zu dem Verdachte, daß er sie später etwa durch Erhöhung der Rente oder durch Vergebung der Pacht an einen anderen drücken werde.

Die Fürsten, die mit ihren Baronen am gespanntesten lebten, scheinen demgemäß in Bewilligungen an ihre Bürger am freigebigsten gewesen zu sein. Der

König Johann von England z. B. war anscheinend einer der größten Wohltäter der Städte*). Nachdem Philipp der Erste von Frankreich allen Einfluß auf seine Barone verloren hatte, zog, nach P. Daniel, gegen das Ende seiner Regierung sein Sohn Ludwig, später bekannt unter dem Namen Ludwigs des Dicken, die Bischöfe seines Königreiches darüber zu Rate, welches die geeignetsten Mittel sein dürften, die Gewalt der großen Barone einzuschränken. Sie machten zwei Vorschläge. Der eine ging dahin, eine neue Art Gerichtsbarkeit einzuführen und in jeder größeren Stadt seines Gebiets Magistrate und städtische Vertretungen herzustellen; der andere, eine neue Miliz zu bilden und die Einwohner der Städte unter dem Befehl ihrer Magistrate unter Umständen zum Beistande des Königs ausrücken zu lassen. Von diesem Zeitpunkte ist, den französischen Altertumsforschern zufolge, die Einführung der Magistrate und Stadtvertretungen in Frankreich zu datieren. In Deutschland erlangten die meisten freien Städte unter den unseligen Regierungen der Hohenstaufen zuerst ihre Privilegien und ward der berühmte hanseatische Bund zuerst furchtbar.**)

Die städtische Miliz scheint damals den Mannen der Adligen nicht nachgestanden zu haben, und da sie bei plötzlichen Vorfällen schneller versammelt werden konnte, so gewann sie oft in ihren Streitigkeiten mit den benachbarten Baronen die Oberhand. In Ländern wie Italien und die Schweiz, in denen wegen ihrer Entfernung vom Hauptsitze der Regierung oder wegen der natürlichen Stärke des Landes oder aus irgend einem anderen Grunde der Landesherr nach und nach sein ganzes Ansehen verlor, wurden die Städte in der Regel unabhängige Republiken, unterjochten den Adel

*) Siehe Madox. **) Siehe Pfefferl.

der Umgegend und zwangen ihn, seine Burgen niederzureißen und gleich anderen friedlichen Einwohnern in der Stadt zu wohnen. Dies ist die kurze Geschichte der Republik Bern, sowie verschiedener anderer Städte in der Schweiz. Mit Ausnahme von Venedig, dessen Geschichte etwas anders verlief, war es die Geschichte aller bedeutenden italienischen Republiken, deren sovieler zwischen dem Ende des zwölften und dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts entstanden und untergegangen sind. In Ländern wie Frankreich und England, wo das Ansehen des Landesherrn, so gering es oft war, doch niemals ganz erlosch, hatten die Städte keine Gelegenheit, völlig unabhängig zu werden. Indes wurden sie doch so mächtig, daß der Landesherr ihnen ohne ihre Einwilligung außer der festgesetzten Pachtrente keine Abgaben auflegen konnte. Sie wurden daher aufgefordert, Abgeordnete zu der allgemeinen Ständeversammlung des Reichs zu schicken, um im Verein mit der Geistlichkeit und den Baronen dem König bei dringenden Gelegenheiten außerordentliche Hilfe zu bewilligen. Da sie auch seine Macht gewöhnlich mehr begünstigten, so scheinen ihre Abgeordneten öfters als ein Gegengewicht gegen die Macht der großen Barone benutzt worden zu sein. Daher die Vertretung der Städte in den ständischen Versammlungen aller großen europäischen Monarchien.

Auf diese Weise wurde zu einer Zeit, wo die Bauern des platten Landes noch jeder Art von Gewalttätigkeit ausgesetzt waren, in den Städten Ordnung und gute Verwaltung und mit diesen zugleich Freiheit und Sicherheit der einzelnen begründet. Menschen in wehrloser Lage begnügen sich aber mit ihrem notwendigen Unterhalt, weil ihr Mehrerwerb nur die Ungerechtigkeit ihrer Unterdrücker reizen würde. Sind sie hingegen sicher, die Früchte ihres Fleißes zu genießen, so strengen sie sich natürlich an, ihre Lage zu verbessern, und nicht nur

das notwendige, sondern auch die Bequemlichkeiten und feineren Genüsse des Lebens zu erwerben. Dieser Fleiß, der auf etwas mehr als den notwendigen Unterhalt ausgeht, stellte sich daher weit früher in den Städten, als bei den Bewohnern des platten Landes ein. Wenn sich in den Händen eines armen Bauern, der unter dem Druck der Leibeigenschaft schmachtete, ein kleines Kapital sammelte, so verbarg er es sorgfältig vor seinem Herrn, dem es sonst gehört hätte, und ergriff die erste Gelegenheit, um in eine Stadt zu entfliehen. Das Gesetz war damals so nachsichtig gegen die Städter und so beifert, die Macht der Barone über die Landbewohner zu schmälern, daß der Flüchtling, wenn er sich ein Jahr lang vor der Verfolgung seines Herrn verbergen konnte, auf immer frei war. Alle Kapitalien, die sich in den Händen des fleißigen Teils der Landbewohner sammelten, flüchteten sich daher natürlich in die Städte, die einzigen Zufluchtsorte, wo sie ihrem Erwerber sicher waren.

Allerdings müssen die Einwohner einer Stadt zuletzt immer ihren Unterhalt und alle Stoffe und Hilfsmittel ihrer Industrie vom Lande empfangen. Doch sind die Einwohner einer Stadt, die entweder an der Meeresküste oder an den Ufern eines schiffbaren Flusses liegt, nicht notwendig darauf beschränkt, ihren Bedarf aus der Umgegend zu beziehen. Sie haben einen viel weiteren Spielraum und können ihren Bedarf aus den entlegensten Enden der Welt beziehen, entweder in Tausch gegen ihre gewerblichen Erzeugnisse, oder durch Rhederei zwischen fremden Ländern und Vermittelung ihres gegenseitigen Austausches. Auf solche Weise kann eine Stadt zu großem Wohlstand und Glanz gelangen, während nicht nur ihre Umgebung, sondern auch die Länder, mit denen sie Handel treibt, arm und elend bleiben. Jedes dieser Länder einzeln könnte der Stadt vielleicht nur einen kleinen Teil ihres Unterhalts oder ihrer Beschäftigung gewähren, aber alle zusammen sind sie imstande,

ihr Unterhalt und Beschäftigung im reichsten Maße zu verschaffen. Indes gab es doch in dem engen Verkehrskreise jener Zeiten einige Länder, die reich und gewerbsam waren; so das griechische Reich, solange es bestand, und das Reich der Sarazenen während der Herrschaft der Abbassiden; so auch Ägypten bis zu seiner Eroberung durch die Türken, ein Teil der Küsten der Berberei und alle Provinzen Spaniens, die unter der Herrschaft der Mauren standen.

Die Städte Italiens scheinen die ersten in Europa gewesen zu sein, die sich durch den Handel zu einem hohen Grade von Wohlstand aufschwangen. Italien lag im Mittelpunkte der damaligen Zivilisation. Auch die Kreuzzüge, die zwar durch die großen von ihnen zugefügten Verluste an Kapitalien und Menschen den Fortschritt der meisten europäischen Länder notwendig hemmen mußten, waren doch dem Aufschwunge einiger italienischen Städte äußerst günstig. Die großen Heere, welche von allen Seiten her zur Eroberung des heiligen Landes auszogen, gaben der Schifffahrt Venedigs, Genuas und Pisas teils durch die Beförderung der Heere, noch mehr aber durch ihre Versorgung mit Lebensmitteln, außerordentlichen Aufschwung. Sie waren gleichsam die Proviantmeister dieser Heere, und so wurde die verderblichste Tollheit, die jemals die europäischen Völker befallen hat, eine Quelle des Reichtums für jene Republiken.

Die Einwohner der Handelsstädte nährten durch Einfuhr der fertigen Fabrikate und kostspieligen Luxusartikel reicherer Länder die Eitelkeit der großen Eigentümer, die jene Waren mit großen Mengen ihrer Rohprodukte gierig kauften. Der Handel fast ganz Europas bestand damals vornehmlich in dem Austausch seiner Rohprodukte gegen die industriellen Erzeugnisse zivilisierterer Völker. So wurde die Wolle Englands ge-

gen französische Weine und die feinen Tücher Flanderns vertauscht, wie heutzutage das Getreide Polens gegen den Wein und Branntwein Frankreichs und die Seiden- und Sammetwaren Frankreichs und Italiens.

Auf diese Art wurde durch den auswärtigen Handel der Geschmack an den feineren und künstlicheren Fabrikaten in Länder verpflanzt, in denen solche Gegenstände nicht verfertigt wurden. Als jedoch dieser Geschmack so allgemein wurde, daß er eine beträchtliche Nachfrage hervorrief, suchten die Kaufleute, um die Frachtkosten zu ersparen, Manufakturen derselben Art in ihrem eigenen Lande zu errichten. Daher der Ursprung der ersten Fabriken für entfernte Absatzgebiete, die nach dem Falle des römischen Reichs in den westlichen Ländern Europas entstanden.

Kein großes Land hat, wie bemerkt werden muß, jemals ohne alle Industrie bestanden oder bestehen können; und wenn man von einem Lande sagt, es habe keine Industrie, so meint man damit die feineren und künstlicheren d. h. solche, die sich für entfernte Absatzgebiete eignen. In jedem großen Lande ist die Kleidung und das Hausgerät der großen Mehrzahl des Volkes das Produkt seiner eigenen Industrie. Dies ist sogar in den armen Ländern, die nach dem gewöhnlichen Ausdruck keine Industrie haben, noch allgemeiner der Fall, als in den reichen, wo sie als hoch entwickelt betrachtet wird. In den letzteren wird man im Allgemeinen unter den Kleidern und dem Hausgerät der niedrigsten Volksklasse einen weit größeren Teil ausländischer Produkte finden, als in den ersteren.

Die Industrien, die sich für entfernte Absatzgebiete eignen, scheinen auf zweierlei Art in die verschiedenen Länder verpflanzt worden zu sein.

Zuweilen wurden sie in der oben erwähnten Art durch die so zu sagen gewaltsame Einwirkung der

Kapitalien einzelner Kaufleute und Unternehmer eingeführt, die sie auf die Nachahmung fremder Industrien derselben Art verwendeten. Solche Industrien haben daher ihren Ursprung im auswärtigen Handel, und dies scheint mit der früheren Seiden-, Sammt- und Brokatindustrie, die im dreizehnten Jahrhundert in Lucca blühte, der Fall gewesen zu sein. Von da wurde sie durch die Tyrannei eines der Helden Macchiavell's, Castruccio Castracani, verbannt; er vertrieb im Jahre 1310 neun Hundert Familien aus Lucca, von denen einunddreißig nach Venedig flohen und sich erboten, daselbst die Seidenindustrie einzuführen*). Ihr Anerbieten wurde angenommen; sie erhielten viele Vorrechte und fingen die Geschäfte mit dreihundert Arbeitern an. Ähnlich scheint es mit der Manufaktur von feinen Tüchern gegangen zu sein, die schon vor Alters in Flandern blühte und in den ersten Regierungsjahren der Königin Elisabeth nach England verpflanzt wurde; und ebenso mit der jetzigen Seidenindustrie von Lyon und Spitalfields. Derartig verpflanzte Industrien verarbeiten in der Regel ausländische Stoffe, da sie ausländische Waren nachahmen. Beim ersten Aufblühen der venezianischen Industrie kamen die Stoffe, sämtlich aus Sicilien und der Levante. Die noch ältere Industrie Luccas wurde gleichfalls mit ausländischen Stoffen betrieben. Die Kultur des Maulbeerbaums und die Zucht der Seidenwürmer scheint im nördlichen Italien nicht vor dem sechzehnten Jahrhundert üblich gewesen zu sein; nach Frankreich kamen diese Geschäfte erst unter der Regierung Karls IX. Die flandrischen Manufakturen wurden hauptsächlich mit spanischer oder englischer Wolle betrieben. In England war die spanische Wolle zwar nicht das Material der ersten Wollmanufakturen überhaupt, aber doch das der ersten Manufakturen für entfernten Absatz. Rohstoff der Lyoner Manufak-

*) Siehe Sandi, *Istoria civile di Vinezia*, Parte II. Vol. I, pag. 247, 256.

turen ist bis zum heutigen Tag zur größern Hälfte ausländische Seide; bei ihrer ersten Errichtung bestand das ganze oder fast das ganze Material daraus. Unter den Rohstoffen der Manufakturen in Spitalfields ist wohl nichts von englischer Herkunft. Da solche Manufakturen in der Regel von wenigen Privatleuten eingeführt werden, so haben sie ihren Sitz bald in einer Seestadt, bald in einer Stadt im Innern des Landes, je nachdem Interesse, Einsicht oder Laune es fügt.

Ein andres Mal entstehen Manufakturen für entfernten Absatz auf natürlichem Wege und gleichsam von selbst durch die allmälige Verfeinerung jener groben, aufs Haus beschränkten Manufakturen, die auch in den ärmsten und rohesten Ländern immer betrieben werden müssen. Solche Manufakturen arbeitengewöhnlich mit Materialien, welche das Land hervorbringt, und scheinen oft zuerst in Gegenden vervollkommenet zu sein, die, wenn auch nicht allzuweit, so doch immer entfernt von der Seeküste, ja manchmal ohne alle Wasserverbindung waren. Ein von Natur fruchtbares und leicht zu bebauendes Binnenland bringt einen großen Überschuß von Lebensmitteln über die zum Unterhalt der Bauern nötige Menge hervor, und bei den hohen Kosten der Landfracht und der Schwierigkeit der Flußschiffahrt wird es oft schwer, diesen Überschuß auszuführen. Der Überfluß macht daher die Lebensmittel wohlfeil und veranlaßt zahlreiche Arbeiter, welche finden, daß sie sich hier durch Fleiß mehr Unterhaltungsmittel und Lebensgenuß verschaffen können, als anderwärts, sich in der Gegend niederzulassen. Sie verarbeiten nur die Rohstoffe, die das Land hervorbringt, und vertauschen ihre fertigen Waren, oder, was dasselbe ist, den Preis dieser Waren gegen neue Rohstoffe und Lebensmittel. Sie geben dem überschüssigen Teile der Bodenerzeugnisse einen neuen Wert, indem sie die Kosten, diese nach einem Seehafen oder auf

einen entfernten Markt zu schaffen, ersparen; und verschaffen zugleich im Tausch für die Bodenerzeugnisse dem Landmann wohlfeiler als zuvor die ihm nützlichen oder angenehmen Gegenstände. Die Landleute erhalten für ihre überschüssigen Erzeugnisse bessere Preise und kaufen ihren Bedarf an anderen Waren wohlfeiler. Dadurch werden sie ermutigt und befähigt, den Überschuß durch weitere Verbesserungen und vollkommnere Bodenkultur noch zu vermehren; und wie die Fruchtbarkeit des Landes den Manufakturen ihr Dasein gab, so wirkt der Fortschritt der Manufakturen wieder auf das Land zurück und erhöht dessen Fruchtbarkeit. Die Industriellen versorgen zuerst die Umgegend und später, wenn ihre Arbeit sich vervollkommenet und verfeinert, entferntere Märkte; denn wenn auch weder das Rohprodukt noch selbst die gröbereren Manufakturwaren die Kosten einer bedeutenden Landfracht ohne große Schwierigkeit tragen könnten, so vermag es doch die feinere und künstlichere Ware ganz leicht. Sie enthält oft in einem kleinen Raume den Preis einer großen Menge von Rohprodukten. Ein Stück Tuch z. B. das nur achtzig Pfund wiegt, schließt nicht nur den Preis von achtzig Pfund Wolle, sondern manchmal auch den von mehreren tausend Pfund Getreide, die den Unterhalt der verschiedenen Arbeiter und ihrer Arbeitgeber bildeten, in sich. Auf diese Weise wird das Getreide, welches in seiner eigenen Gestalt nur mit großer Schwierigkeit hätte versandt werden können, in der Gestalt eines fertigen Fabrikats wirksam ausgeführt und kann mit Leichtigkeit in die entlegensten Gegenden der Welt versendet werden. Auf diesem natürlichen Wege sind die Manufakturen von Leeds, Halifax, Sheffield, Birmingham und Wolverhampton entstanden. Sie sind Kinder des Ackerbaues. In der neueren Geschichte Europas ist ihre Ausbreitung und

Vervollkommnung gewöhnlich später eingetreten als die solcher Gewerbe, die dem auswärtigen Handel ihr Dasein verdanken. England war in der Fabrikation feiner Tücher aus spanischer Wolle schon länger als ein Jahrhundert berühmt, ehe eines der jetzt in den oben erwähnten Städten blühenden Gewerbe auf entfernten Absatz eingerichtet war. Die Ausbreitung und Vervollkommnung dieser letzteren konnte nur infolge der Ausbreitung und Vervollkommnung des Ackerbaues eintreten, — der letzten und größten Wirkung des auswärtigen Handels und der durch ihn unmittelbar verpflanzten Industrie, wie ich dies jetzt begründen werde.

Viertes Kapitel.

Wie der städtische Verkehr zur Vervollkommnung der Landwirtschaft beigetragen hat.

Die Zunahme und der Reichtum der Handels- und Industriestädte trug auf dreifache Weise zur Kultur und Verbesserung der Gegenden bei, in denen sie lagen:

Erstens ermutigten sie durch Gewährung eines großen und leichten Absatzes für die Rohprodukte des Landes zu seiner Kultur und weiteren Verbesserung. Dieser wohltätige Einfluß beschränkte sich nicht auf die Gegenden, in denen sie lagen, sondern breitete sich mehr oder weniger auf alle Länder aus, mit denen sie in Verkehr standen. Diesen allen eröffneten sie einen Markt für ihre rohen und verarbeiteten Produkte und erteilten ihnen infolge davon Antriebe zu Fleiß und Kultur. Doch zog ihr eigenes Land wegen seiner Nähe den größten Vorteil von diesem Markte. Da seine Rohprodukte weniger Frachtkosten zu tragen hatten, so konnten die Händler den Produzenten bessere Preise bewilligen, und sie den Konsumenten doch ebenso wohlfeil liefern, als die aus entfernteren Gegenden.

Zweitens wurde das von den Städtern erworbene Vermögen oft dazu verwendet, verkäufliche Ländereien an sich zu bringen, die sonst meist unbebaut geblieben wären. Kaufleute haben in der Regel den Ehrgeiz, Gutsbesitzer zu werden, und wenn sie es sind, erweisen sie sich gewöhnlich als die eifrigsten Förderer der Bodenkultur. Ein Kaufmann ist gewohnt, sein Geld haupt-

sächlich in gewinnreichen Unternehmungen anzulegen, während ein Landedelmann gewohnt ist, es hauptsächlich in großem Aufwande draufgehen zu lassen. Der eine sieht sein Geld oft davon gehen und mit Gewinn wieder zurückkehren; der andere hingegen erwartet, wenn er sich einmal davon getrennt hat, kaum je etwas davon wiederzusehen. Diese verschiedenen Gewohnheiten wirken auf ihre Sinnesart und Neigung in jeder Art von Geschäften. Ein Kaufmann ist in der Regel unternehmend, ein Landjunker ängstlich. Der eine scheut es nicht, auf einmal ein großes Kapital für die Verbesserung seines Landes zu verausgaben, wenn er nur die wahrscheinliche Aussicht hat, ein größeres Kapital wieder herauszuschlagen; der andere wagt, wenn er wirklich ein Kapital hat, was nicht immer der Fall ist, nur selten, es auf diese Weise zu verwenden. Wenn er überhaupt etwas für Verbesserungen tut, so geschieht es in der Regel nicht mit einem Kapital, sondern mit den Ersparnissen aus seinen jährlichen Einkünften. Wer jemals in einer Handelsstadt gelebt hat, die in einer wenig kultivierten Gegend liegt, muß oft bemerkt haben, um wie viel kühner Kaufleute in solchen Unternehmungen vorgehen, als Landedelleute. Überdies macht die Gewöhnung an Ordnung, Sparsamkeit und Aufmerksamkeit, wozu Handelsgeschäfte den Kaufmann von selbst heranbilden, diesen weit geschickter, Unternehmungen der Art mit Gewinn und Erfolg durchzuführen.

Drittens und letztens bringen Handel und Industrie nach und nach Ordnung und Verwaltung und damit zugleich individuelle Freiheit und Sicherheit unter den Landbewohnern mit sich, die zuvor fast in beständigem Kriegszustande mit ihren Nachbarn und in sklavischer Abhängigkeit von ihren Obern gelebt hatten. Diese Wirkung ist zwar am wenigsten beachtet worden, ist aber gleichwohl die wichtigste von allen. Hume ist

meines Wissens der einzige Schriftsteller, der darauf hingewiesen hat.

In einem Lande, das weder auswärtigen Handel, noch irgend eine der feineren Manufakturen besitzt, findet ein großer Eigentümer nichts, wofür er den Überschuß seiner Bodenprodukte vertauschen könnte, und verbraucht deshalb alles in bürgerlicher Gastlichkeit daheim. Ist der Überschuß seiner Bodenprodukte groß genug, um hundert oder tausend Menschen zu erhalten, so kann er doch keinen anderen Gebrauch davon machen, als hundert oder tausend Menschen damit zu ernähren. Er ist daher allezeit von einer Menge von Schmarotzern und Abhängigen umgeben, die, weil sie für ihren Unterhalt keinen Gegenwert zu geben haben, sondern nur von seiner Gnade leben, ihm gehorchen müssen, wie Soldaten dem Fürsten, der sie bezahlt. Vor der Ausbreitung des Handels und der Industrie in Europa überstieg die Gastlichkeit der Reichen und Großen, vom Landesherrn herab bis zum kleinsten Baron, alle Begriffe. Westminster-Hall war der Speisesaal Wilhelms des Roten und mag oft für seine Gesellschaft nicht zu groß gewesen sein. Als ein Beweis verschwenderischen Reichtums wurde es angesehen, daß Thomas Becket den Fußboden seiner Halle mit Stroh oder Heu bestreuen ließ, damit die Ritter oder Knappen, die keine Sitze bekommen konnten, sich ihre schönen Kleider nicht verderben sollten, wenn sie sich auf den Boden setzten, um ihr Mahl zu verzehren. Der große Graf von Warwick soll auf seinen verschiedenen Gütern jeden Tag dreißigtausend Menschen ernährt haben; und wenn diese Zahl auch übertrieben sein mag, so muß sie immerhin sehr groß gewesen sein, um eine solche Übertreibung zuzulassen. Eine ähnliche Gastfreiheit war noch vor wenigen Jahren in vielen Gegenden der schottischen Hochlande Sitte. Sie scheint allen Völkern eigen zu

sein, die wenig Handel und Industrie kennen. „Ich habe gesehen,“ erzählt Dr. Pococke, „wie ein arabischer Häuptling in einer Stadt, wohin er gegangen war, um Vieh zu verkaufen, auf offener Straße speiste, und alle Vorübergehenden, selbst gemeine Bettler, einlud, sich zu ihm zu setzen und an dem Mahle teilzunehmen.“

Die Bauern waren vom großen Grundeigentümer in jeder Beziehung ebenso abhängig wie seine Dienstleute. Die nicht Leibeigenen waren Pächter auf Zeit (Tenants at will), die eine dem Unterhalt, den ihnen das Land lieferte, in keiner Weise entsprechende Rente zahlten. Eine Krone (fünf Schilling), eine halbe Krone, ein Schaf, ein Lamm war noch vor wenigen Jahren in den schottischen Hochlanden ein üblicher Pachtzins für ein Stück Land, das eine Familie nährte. An einigen Orten ist es noch bis heute so; auch erhält man für Geld dort jetzt nicht mehr Waren als anderwärts. In einem Lande, wo die überschüssigen Produkte eines großen Gutes auf dem Gute selbst verzehrt werden müssen, wird es dem Eigentümer oft angenehmer sein, wenn es zum Teil nicht in seinem Hause geschieht, wofern nur die Verzehrer von ihm ebenso abhängig bleiben, als sein Gefolge oder sein Hausgesinde. Er erspart sich dadurch die Last einer zu großen Gesellschaft oder eines zu großen Hausstandes. Ein Pächter auf Zeit, der gerade genug Land hat, um seine Familie zu unterhalten und einen Erbzins zu zahlen, ist ebenso abhängig vom Eigentümer, und muß ihm ebenso bedingungslos gehorchen, wie ein Diener oder Angestellter. Seine Dienstboten und Angestellten füttert er in seinem Hause, und seine Zinsleute in den ihrigen. Beider Existenz hängt von seiner Gnade ab, und die Dauer des Verhältnisses von seinem Belieben.

Auf die Autorität, welche die großen Eigentümer unter solchen Verhältnissen über ihre Pächter und Dienst-

leute hatten, gründete sich die Macht der alten Barone. Sie wurden im Frieden die Richter und im Kriege die Anführer all' derer, die auf ihren Gütern wohnten. Sie konnten innerhalb ihrer Besitzungen die Ordnung aufrecht erhalten und das Gesetz zur Geltung bringen, weil sie die Gesamtkräfte aller Einwohner gegen das Unrecht eines einzelnen aufzubieten vermochten. Niemand sonst hatte hinlängliche Macht dazu. Namentlich hatte sie der König nicht. In jenen Zeiten war er wenig mehr als der größte Eigentümer auf seinen Domänen, dem die übrigen großen Eigentümer zur gemeinschaftlichen Verteidigung gegen gemeinsame Feinde eine gewisse Ehrerbietung zollten. Die Zahlung einer kleinen Schuld innerhalb des Gebiets eines großen Eigentümers, wo alle Einwohner bewaffnet und an gegenseitiges Zueinanderstehen gewöhnt waren, erzwingen zu wollen, würde dem König, wenn er es kraft eigener Gewalt versucht hätte, beinahe ebensoviel Anstrengung gekostet haben, als die Dämpfung eines Bürgerkriegs. Er war daher genötigt, im größten Teile des Landes die Rechtspflege denen zu überlassen, die sie zu handhaben vermochten, und aus dem nämlichen Grunde den Befehl über die Landmiliz denen zu überlassen, welchen diese Miliz gehorchte.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß diese Territorialgerichtsbarkeit ihren Ursprung in den Lehnsgesetzen habe. Nicht bloß die höchste Civil- und Kriminal-Gerichtsbarkeit, sondern auch die Macht, Truppen auszuheben, Geld zu schlagen, und selbst Provinzialgesetze für ihre Untertanen zu machen, dies alles waren Rechte, die schon Jahrhunderte früher, ehe nur der Name des Feudalrechts in Europa bekannt war, den großen Eigentümern als Allod zukamen. Die Macht der angelsächsischen Barone vor der Eroberung scheint ebenso groß gewesen zu sein, wie die Macht der normannischen

Barone nachher; aber das Lehnrecht ist erst nach der Eroberung in England gemeines Recht geworden. Daß die großen Barone in Frankreich lange vor Einführung des Feudalrechts die ausgedehnteste Macht und Gerichtsbarkeit besaßen, ist unzweifelhaft. Diese Macht und Gerichtsbarkeit entsprang notwendig aus den eben geschilderten Verhältnissen des Eigentums und der Gewohnheiten. Auch ohne auf das entfernte Altertum der französischen und englischen Monarchie zurückzugehen, kann man in weit späterer Zeit viele Belege dafür finden, daß aus derartigen Ursachen stets auch derartige Wirkungen entstehen müssen. Es ist noch keine dreißig Jahre her, daß Cameron von Lochiel, ein Edelmann von Lochabar in Schottland, der kein Staatsbeamter, ja nicht einmal ein reichsunmittelbarer Baron, sondern nur ein Vassall des Herzogs von Argyll und nicht einmal Friedensrichter war, dennoch die höchste Kriminaljustiz über seine Leute ausübte. Er soll es zwar ohne alle gerichtlichen Förmlichkeiten, aber mit großer Gerechtigkeit getan haben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Zustand jener Gegend es damals für ihn notwendig machte, sich diese Autorität anzumaßen, um den öffentlichen Frieden zu erhalten. Dieser Edelmann, dessen Rente nie über £ 500 jährlich betrug, führte 1745 achthundert seiner Leute gegen die Regierung ins Feld.

Die Einführung des Lehnrechts, weit entfernt, die Macht der großen Lehnsbarone zu erweitern, kann vielmehr als ein Versuch angesehen werden, sie einzuschränken. Das Lehnrecht führte eine geregelte Subordination mit einer langen Reihe von Diensten und Pflichten ein, vom König bis zum kleinsten Grundbesitzer herunter. Während der Minderjährigkeit des Grundherrn fiel die Rente und die Verwaltung des Gutes in die Hände des unmittelbaren Lehnsherrn, und folglich

bei allen großen Eigentümern in die Hände des Königs, der für den Unterhalt und die Erziehung des Mündels zu sorgen hatte und dem als Vormund das Recht zustand, ihn seinem Stande entsprechend zu verheiraten. Wenn nun diese Einrichtung schon darauf abzielte, die Macht des Königs zu heben und die der großen Grundherren zu schwächen, so konnte sie doch nicht ausreichen, um Ordnung und eine gute Verwaltung unter den Bewohnern des Landes herzustellen, weil sie jene Verhältnisse des Eigentums und der Sitten, aus denen die Mißstände erwachsen, nicht ausreichend ändern konnte. Die Macht der Regierung blieb, wie vorher, im Haupte zu schwach und in den untergeordneten Gliedern zu stark, und die übermäßige Stärke der untergeordneten Glieder war die Ursache der Schwäche des Hauptes. Nach der Einführung der Lehnordnung war der König noch ebenso unfähig, die Gewalttätigkeit der großen Barone einzuschränken, wie vorher. Sie fuhrn fort, nach Belieben mit einander fast ohne Unterlaß Krieg zu führen, oft genug auch gegen den König; und das offene Land blieb nach wie vor ein Schauplatz der Gewalttätigkeit, des Raubes und der Zerrüttung.

Aber was all' die Gewalt der Lehnseinrichtungen niemals hatte bewirken können, das brachte allmählich der stille und unmerkliche Einfluß des auswärtigen Handels und der Industrie zuwege. Diese lieferten den großen Besitzern allmählich Artikel, für die sie das ganze überschüssige Produkt ihrer Ländereien vertauschen, und die sie selber ganz verbrauchen konnten, ohne sie mit ihren Pächtern und Dienstleuten teilen zu müssen. Alles für uns und nichts für andere, das scheint auf allen Kulturstufen die elende Maxime der Herren des Menschengeschlechts gewesen zu sein. Sobald sie daher ein Mittel finden konnten, den ganzen Betrag ihrer Rente selbst zu verbrauchen, hatten sie keine Neigung mehr,

sie mit anderen Leuten zu teilen. Für ein Paar diamantene Schnallen oder derartigen Tand und Überfluß gaben sie den Unterhalt oder, was dasselbe ist, den Preis des Unterhalts von tausend Menschen auf ein Jahr, und damit die ganze Wucht und Macht hin, die dies ihnen verschaffen konnte. Doch die Schnallen waren ganz ihr eigen, und kein anderes Menschenkind konnte einen Anteil daran fordern, während sie bei der früheren Ausgabeart mit wenigstens tausend Menschen hätten teilen müssen. Für die Richter, die hier zu wählen hatten, war der Unterschied entscheidend; und so gaben sie allmählich für die Befriedigung der kindischsten, gemeinsten und armseligsten aller Eitelkeiten ihre ganze Macht und Autorität hin.

In einem Lande, wo es keinen auswärtigen Handel und keine feinere Industrie gibt, kann ein Mann von zehntausend Pfund jährlich sein Einkommen nicht wohl anders verwenden, als zum Unterhalt von etwa tausend Familien, die ihm natürlich untertan sind. Unter den jetzigen Verhältnissen Europas kann ein Mann von zehntausend Pfund jährlich sein ganzes Einkommen ausgeben (und tut es auch gewöhnlich), ohne unmittelbar zwanzig Leute zu ernähren oder mehr als zehn Soldaten zu kommandieren, die des Kommandierens nicht wert sind. Mittelbar erhält er vielleicht eine ebenso große oder noch größere Anzahl von Menschen, als bei seinem früheren Ausgabesystem; denn wenn auch die Menge der kostbaren Produkte, für welche er sein ganzes Einkommen hingibt, nur sehr klein ist, so muß doch die Anzahl der Arbeiter, von denen jene gesammelt und zubereitet wurden, sehr groß sein. Ihr hoher Preis rührt in der Regel vom Lohn ihrer Arbeit und den Gewinnen all' ihrer Arbeitgeber her. Indem er den Preis bezahlt, bezahlt er mittelbar all' den Lohn und Gewinn und trägt so mittelbar zum Unterhalt aller Arbeiter und

Arbeitgeber bei. Doch trägt er gewöhnlich nur einen sehr kleinen Teil zum Lohn oder Gewinn jedes einzelnen bei; bei sehr wenigen vielleicht ein Zehntel, bei vielen nicht ein Hundertstel, und bei manchen nicht ein Tausendstel, ja nicht ein Zehntausendstel des ganzen jährlichen Unterhalts. Wenn er also auch zu ihrer aller Unterhalt beiträgt, so sind sie doch alle mehr oder weniger unabhängig von ihm, weil sie alle im allgemeinen auch ohne ihn leben können.

Wenn die großen Grundeigentümer ihre Renten für den Unterhalt ihrer Pächter und Dienstleute ausgeben, so erhält ein jeder von ihnen alle seine Pächter und Dienstleute vollständig. Wenn sie die Renten hingegen für den Unterhalt von Gewerbsleuten und Handwerkern ausgeben, so können sie alle zusammen genommen eine ebenso große oder, wegen der mit einer rohen Gastlichkeit verknüpften Vergeudung, eine noch größere Anzahl von Leuten erhalten als früher; allein jeder von ihnen trägt, einzeln genommen, oft nur einen sehr kleinen Teil zum Unterhalt jedes einzelnen jener großen Anzahl bei. Der Gewerbsmann oder Handwerker zieht seinen Unterhalt nicht aus der Beschäftigung für einen, sondern für hundert oder tausend Kunden. Obwohl er daher ihnen allen in einem gewissen Maße verpflichtet ist, so ist er doch nicht von einem einzelnen völlig abhängig.

Wenn auf diese Weise der persönliche Aufwand der großen Grundeigentümer allmählich zunahm, so war es nicht anders möglich, als daß die Anzahl ihrer Leute ebenso allmählich abnahm, bis sie endlich alle entlassen wurden. Derselbe Grund bewog sie auch, nach und nach den unnötigen Teil ihrer Pächter zu entlassen. Die Pachtgüter wurden erweitert und die Bauern trotz aller Klagen über Entvölkerung bis zu der Anzahl vermindert, die nach dem damaligen unvollkommenen Zustande der

Landwirtschaft zum Anbau nötig war. Durch die Entfernung der unnötigen Mäuler und durch die Einforderung des vollen Pachtwortes vom Pächter gewann der Eigentümer einen größeren Überschuß oder, was dasselbe ist, den Preis eines größeren Überschusses, und Kaufleute und Fabrikanten sorgten bald dafür, daß er den größeren Überschuß in derselben Weise, wie früher den kleineren, für seine eigene Person ausgab. Dieselben Ursachen wirkten fort, und so wünschte er, seine Renten über die Summe zu steigern, die sein Grundbesitz im damaligen Zustande des Anbaues eintrug. Seine Pächter konnten aber nur unter der einen Bedingung in eine Erhöhung ihrer Pacht willigen, daß sie in ihrem Besitze auf eine hinreichende Reihe von Jahren gesichert würden, um Zeit zu haben, ihre Auslagen für die Verbesserung des Bodens mit Gewinn wieder zu erhalten. Die kostspielige Eitelkeit des Grundeigentümers machte ihn willig, auf diese Bedingung einzugehen, und so entstanden die langen Pachten.

Selbst ein Pächter auf Zeit, der den vollen Wert des Bodens bezahlt, ist nicht gänzlich vom Grundherrn abhängig. Die Geldvorteile, die sie von einander haben, sind gleich und beruhen auf Gegenseitigkeit, und ein solcher Pächter wird weder sein Leben noch sein Vermögen in dem Dienste des Eigentümers bloßstellen. Hat er aber einen Pachtvertrag auf eine lange Reihe von Jahren, so ist er völlig unabhängig, und sein Grundherr darf von ihm auch nicht den kleinsten Dienst erwarten, der nicht entweder ausdrücklich in dem Kontrakte bedungen, oder dem Pächter nach den allgemeinen Landesgesetzen auferlegt ist.

Nachdem so die Pächter unabhängig geworden und die Dienstleute entlassen waren, vermochten die großen Eigentümer nicht mehr die geregelte Rechtspflege zu unterbrechen oder den Landfrieden zu stören. Sie hatten

nicht wie Esau in Zeiten des Hungers und Not für ein Linsengericht, sondern im Übermut des Reichtums für Flitterkram und Tand, der sich besser zum Spielzeug für Kinder als zum Ziel der Wünsche von Männern eignet, ihr Erstgeburtsrecht verkauft und wurden ebenso unbedeutend, wie irgend ein wohlhabender Bürger und Geschäftsmann in einer Stadt. Nun wurde im offenen Lande nicht minder als in der Stadt eine feste Regierung eingeführt, da dort wie hier niemand mehr Macht genug besaß, um sich ihren Maßregeln zu widersetzen.

Es gehört vielleicht nicht hierher, aber ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß in handeltreibenden Ländern sehr alte Familien, die viele Generationen hindurch große Güter vom Vater auf den Sohn vererbten, sehr selten sind. In Ländern hingegen, die wenig Handel haben, wie Wales oder die schottischen Hochlande, sind sie sehr häufig. Die arabischen Geschichten sind alle mit Genealogie angefüllt und eine darunter, die von einem Tartarischen Chan geschrieben und in mehrere europäische Sprachen übersetzt worden ist, enthält fast nichts anderes; ein Beweis, daß unter diesen Völkern alte Familien sehr häufig sind. In Ländern, wo ein reicher Mann sein Einkommen nicht anders ausgeben kann, als zum Unterhalt von soviel Menschen, wie davon leben können, vermag er nicht weiter zu gehen; und sein Wohltätigkeitssinn wird selten so unbezähmbar sein, daß er mehr Menschen zu unterhalten suchen sollte, als er vermag. Aber wo er den größten Teil seines Einkommens für seine eigene Person ausgeben kann, gibt es oft für seinen Aufwand keine Schranken, weil seine Eitelkeit oder Eigenliebe keine Schranken hat. Deshalb bleiben in handeltreibenden Ländern die Reichtümer trotz der strengsten Gesetze gegen Verschwendung sehr selten lange in derselben Familie, bei einfachen Völkern dagegen geschieht es oft ohne alle

gesetzliche Vorkehrungen, denn unter Hirtenvölkern, wie den Tartaren und Arabern, macht die verzehrbare Natur ihres Eigentums alle solche Vorkehrungen überflüssig.

Auf diese Weise war eine für das Glück der Gesellschaft ungemein wichtige Revolution durch zwei Klassen von Leuten zuwege gekommen, die nicht im mindesten die Absicht hatten, der Allgemeinheit zu dienen. Das einzige Motiv der großen Eigentümer war die Befriedigung einer höchst kindischen Eitelkeit; die Kaufleute und Handwerker aber handelten zwar aus einem weit weniger lächerlichen aber durchaus eigenützigen Beweggrund, nämlich in Verfolgung ihres Krämertriebes, den Pfennig zu nehmen, wo er zu haben ist. Keine von beiden Klassen hatte eine Kenntnis oder Ahnung von der großen Revolution, welche die Torheit der einen und die Emsigkeit der anderen nach und nach zuwege brachte.

So sind Handel und Gewerbe der Städte in den meisten Ländern Europas die Ursache und Veranlassung zu den Fortschritten der Bodenkultur geworden, statt ihre Wirkung zu sein.

Da indessen dieser Vorgang dem natürlichen Laufe der Dinge entgegengesetzt ist, so ist er auch langsam und unsicher. Man vergleiche den langsamen Fortschritt derjenigen europäischen Länder, deren Wohlstand hauptsächlich von ihrem Handel und ihrer Industrie abhängt, mit den schnellen Fortschritten unserer nordamerikanischen Kolonien, deren Wohlstand gänzlich auf dem Ackerbau beruht. Im größten Teile Europas verdoppelt sich die Einwohnerzahl, wie man annimmt, erst in fünfhundert Jahren; in einigen unserer nordamerikanischen Kolonien verdoppelte sie sich in zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren. In Europa verhindern die Erstgeburtsrechte und verschiedene Methoden, das Eigentum der Familien zu verewigen, die Teilung der großen Güter,

und machen dadurch eine Vermehrung der kleinen Eigentümer unmöglich. Ein kleiner Eigentümer aber, der jeden Teil seines Gütchens kennt, der es mit all der Liebe betrachtet, welche Eigentum, zumal kleines Eigentum einflößt, und der deshalb seine Freude daran hat, es nicht bloß anzubauen, sondern auch zu schmücken, ist gewöhnlich der emsigste, verständigste und glücklichste Förderer der Bodenkultur. Überdies werden durch die nämlichen Gesetze so viele Ländereien dem Markte entzogen, daß stets mehr Kapitalien zum Kauf vorhanden sind, als Land zum Verkauf, sodaß der Rest stets zu einem Monopolpreise verkauft wird. Die Rente trägt niemals die Zinsen des Kaufgeldes aus und ist außerdem noch mit Kosten für die Erhaltung und anderen gelegentlichen Lasten beschwert, denen der Geldzins nicht unterliegt. Land zu kaufen, ist in Europa überall eine höchst unvorteilhafte Anlage eines kleinen Kapitals. Allerdings wird ein Mann von mäßigem Vermögen, wenn er sich vom Geschäft zurückzieht, sein kleines Kapital der größeren Sicherheit wegen manchmal in Grundbesitz anlegen. Auch pflegen oft Leute, deren Einkommen aus einer anderen Quelle fließt, ihre Ersparnisse auf diese Weise zu sichern. Aber ein junger Mann, der ein Kapital von zwei oder drei tausend £ auf den Kauf und Anbau eines kleinen Gutes verwendet, statt sich dem Handel oder einer Profession zu widmen, kann zwar hoffen, recht glücklich und unabhängig zu leben, muß aber aller Hoffnung auf großes Vermögen oder große Auszeichnung, die zu gewinnen er bei einer anderen Kapitalanlage dieselbe Chance hätte wie jeder andere, auf immer entsagen. Kann jedoch ein solcher Mann nicht Eigentümer werden, so verschmäh't er es auch oft, Pächter zu werden. Die geringe Menge und der hohe Preis des verkäuflichen Grundbesitzes hindert mithin zahlreiche Kapitalien, im Anbau und in der Verbesserung des Bodens Verwendung zu suchen, die

sonst diese Richtung eingeschlagen haben würden. In Nordamerika hingegen sind fünfzig oder sechzig £ oft ein hinlängliches Kapital, um eine Pflanzung damit anzufangen. Der Kauf und die Kultur unangebauten Bodens ist dort die gewinnbringendste Anlage für die kleinsten wie für die größten Kapitalien und der geradeste Weg zu all' dem Vermögen und Ansehen, die man daselbst zu erwerben vermag. Allerdings ist solcher Boden in Nordamerika fast für nichts oder zu einem Preise zu haben, der weit hinter dem Werte seiner freiwilligen Produkte zurückbleibt; was in Europa oder überhaupt in jedem Lande, wo sämtlicher Grund und Boden längst Privateigentum ist, nicht statthaben kann. Ginge jedoch Grundeigentum beim Tode eines Eigentümers, der eine zahlreiche Familie hinterläßt, auf alle Kinder zu gleichen Teilen über, so würde es gewöhnlich zum Verkauf kommen, und es käme dann soviel Land auf den Markt, daß es keinen Monopolpreis mehr haben könnte. Die freie Rente von Grund und Boden würde den Zinsen des Kaufgeldes näher kommen, und man könnte ein kleines Kapital ebenso vorteilhaft auf den Ankauf von Grund und Boden, wie auf irgend etwas anderes verwenden.

England ist wegen der natürlichen Fruchtbarkeit seines Bodens, wegen der großen Ausdehnung seiner Seeküste im Verhältnis zum ganzen Lande und wegen der vielen schiffbaren Flüsse, die es durchschneiden und vielen seiner Binnenplätze bequeme Wasserverbindung verschaffen, von Natur vielleicht ebenso geeignet wie irgend ein großes Land Europas der Sitz auswärtigen Handels, einer Industrie für entfernten Umsatz und aller Bodenkultur zu sein, die dadurch veranlaßt werden kann. Auch war seit Beginn der Regierung Elisabeths die englische Gesetzgebung auf die Interessen des Handels und der Industrie vorzugsweise bedacht, und in der Tat gibt es in Europa, selbst

Holland nicht ausgenommen, kein Land, dessen Gesetze im allgemeinen diesen Zweigen des Gewerbflusses günstiger wären. Daher sind auch Handel und Industrie während dieser ganzen Zeit immer mehr vorgeschritten. Auch die Landwirtschaft hat zweifellos Fortschritte gemacht; aber sie scheint dem weit schnelleren Fortschritt des Handels und der Industrie nur langsam und in einiger Entfernung gefolgt zu sein. Der größte Teil des Landes war wohl schon vor der Regierung Elisabeths angebaut; aber selbst jetzt noch liegt ein sehr großer Teil brach, und der bei weitem größte Teil ist noch lange nicht so kultiviert, wie er sein könnte. Gleichwohl begünstigt das englische Gesetz den Ackerbau nicht nur mittelbar durch den Schutz des Handels, sondern auch unmittelbar durch manche direkte Aufmunterungen. Außer in Zeiten der Teuerung ist die Getreideausfuhr nicht nur frei, sondern wird durch eine Prämie befördert; in Zeiten mäßiger Fülle aber ist die Einfuhr fremden Getreides mit Abgaben belegt, die einem Verbote gleichkommen. Die Einfuhr lebenden Viehs, außer von Irland, ist stets verboten, und auch von Irland ist sie erst seit kurzem frei gegeben worden. Die Landwirte haben also ein Monopol auf die zwei größten und wichtigsten Artikel der Landwirtschaft, Brot und Fleisch. Sind auch diese Ermunterungen, wie ich später zeigen werde, im Grunde wohl ganz illusorisch, so zeigen sie doch wenigstens zur Genüge den guten Willen der Gesetzgebung, den Ackerbau zu fördern. Aber was weit wichtiger ist als all' dies: die englischen Landleute genießen soviel Sicherheit, Unabhängigkeit und Achtung, als das Gesetz nur geben kann. Kein Land mithin, wo das Recht der Erstgeburt gilt, Zehnten gezahlt werden und Fideikomnisse gestattet sind, so sehr sie auch dem Geiste des Gesetzes zuwiderlaufen, kann der Landwirtschaft mehr Förderung zu teil werden lassen, als England. Und dennoch ist seine

Bodenkultur noch auf verhältnismäßig niedriger Stufe. Wie würde es damit aussehen, wenn das Gesetz der Landwirtschaft unmittelbar keine andere Förderung hätte zu teil werden lassen, als die aus dem Fortschritt des Handels unmittelbar entspringende, und wenn die Landleute in derselben Lage geblieben wären, wie in den meisten andern Ländern Europas? Seit Beginn der Regierung Elisabeths sind jetzt mehr als zweihundert Jahre verflossen, ein Zeitraum so lang, wie menschlicher Wohlstand zu dauern pflegt.

Frankreich scheint schon ein Jahr früher, ehe England sich als ein handeltreibendes Land auszeichnete, einen bedeutenden Handel getrieben zu haben. Die französische Marine war vor der Expedition Karls VIII. nach Neapel, nach den Begriffen der Zeit, bedeutend. Die Landwirtschaft Frankreichs steht jedoch im Ganzen auf einer niedrigeren Stufe als die Englands. Das Gesetz des Landes gab ihr niemals eine so direkte Aufmunterung.

Der Außenhandel Spaniens und Portugals nach anderen Teilen Europas wird zwar größtenteils auf fremden Schiffen betrieben, ist aber sehr bedeutend. Der Handel mit ihren Kolonien wird auf ihren eignen Schiffen betrieben und ist wegen des großen Umfangs und Reichtums jener Kolonien noch viel größer. Doch haben beide Länder niemals eine bedeutende Industrie für fernem Umsatz gehabt, und der größte Teil ihres Grund und Bodens liegt noch brach. Portugals auswärtiger Handel ist von älterem Datum als der jedes anderen großen Landes in Europa, mit Ausnahme von Italien.

Italien ist das einzige große Land Europas, das durch auswärtigen Handel und Industrie für fernem Umsatz in allen Teilen kultiviert und verbessert worden ist. Vor dem Einfall Karls VIII. war Italien nach Guicciar-

dini in seinen gebirgigsten und dürrsten Gegenden nicht weniger angebaut, als in den ebensten und fruchtbarsten. Die günstige Lage und die große Zahl unabhängiger Staaten, die damals dort bestanden, trugen wahrscheinlich zu dieser Kultur nicht wenig bei. Auch ist es, trotz dieser Erklärung eines der einsichtigsten und maßvollsten der neueren Geschichtsschreiber, nicht unmöglich, daß Italien zu jener Zeit nicht besser angebaut war, als England gegenwärtig.

Das in einem Lande durch Handel und Industrie erworbene Kapital ist jedoch ein sehr prekärer und unsicherer Besitz, bis ein Teil von ihm in der Kultur seines Bodens gesichert und realisiert ist. Ein Kaufmann ist, wie man sehr richtig sagt, nicht notwendig der Bürger eines bestimmten Landes. Es ist ihm höchst gleichgültig, an welchem Ort er seinen Handel treibt, und eine Kleinigkeit kann ihn veranlassen, sein Kapital und mit ihm alle Gewerbtätigkeit, die es unterstützt, von einem Lande nach einem anderen zu bringen. Kein Kapital kann als zum Lande gehörig betrachtet werden, ehe es nicht in Gebäuden oder in den dauernden Verbesserungen des Bodens so zu sagen über das Land ausgebreitet wurde. Von dem großen Reichtum, den die meisten Hansestädte besessen haben sollen, ist jetzt keine Spur mehr übrig, außer in den vergessenen Geschichten des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts. Es ist sogar ungewiß, wo einige dieser Städte gelegen haben, oder welchen europäischen Städten die lateinischen Namen zukommen, die ihnen gegeben waren. In Italien hingegen haben zwar die Unglücksfälle, die das Land am Ende des fünfzehnten und am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zu erleiden hatte, den Handel und die Industrie der lombardischen und toskanischen Städte bedeutend verringert; aber diese Länder gehören doch noch zu den bevölkertsten und

bestangebauten in Europa. Die Bürgerkriege Flanderns und die darauf folgende spanische Herrschaft vernichteten den großen Handel Antwerpens, Gents und Brügges; aber Flandern ist noch immer eines der reichsten, bestangebauten und bevölkertsten Länder Europas. Die gewöhnlichen Erschütterungen des Krieges und des Staats trocknen leicht die Quellen des nur dem Handel entsprossenen Reichthums aus; derjenige hingegen, der aus den solideren Verbesserungen des Ackerbaues hervorgeht, ist weit dauerhafter, und kann nur durch die gewaltsameren Zuckungen zerstört werden, wie sie durch jahrhundertlange Verheerungen feindlicher und barbarischer Völkerschaften veranlaßt werden, und wie sie einige Zeit vor und nach dem Falle des römischen Reiches im Westen Europas stattgefunden haben.

Viertes Buch.

Die Systeme der politischen Ökonomie.

Einleitung.

Die politische Ökonomie, als ein Zweig des Wissens eines Staatsmanns oder Gesetzgebers betrachtet, verfolgt zwei verschiedene Ziele: erstens, wie dem Volke reichliches Einkommen oder Unterhalt zu verschaffen, oder, richtiger, wie es instand zu setzen sei, sich selbst ein reichliches Einkommen oder Unterhalt zu verschaffen; und zweitens, wie dem Staat oder Gemeinwesen ein zur Bestreitung der öffentlichen Dienste hinreichendes Einkommen zu sichern sei. Sie hat den Zweck, sowohl die Staatsbürger, als auch den Herrscher zu bereichern.

Die verschiedene Entwicklung des Reichtums in verschiedenen Zeitaltern und bei verschiedenen Völkern hat zwei verschiedene Systeme der politischen Ökonomie in Hinsicht auf das Ziel, das Volk zu bereichern, hervorgerufen. Das eine von ihnen kann das Handels-, das andere das Landwirtschaftssystem genannt werden. Ich werde beide so vollständig und deutlich, wie ich kann, darzulegen suchen, und werde mit dem Handelssystem beginnen. Es ist das neuere System und unser Land wie unsere Zeit sind am besten damit vertraut.

Erstes Kapitel.

Grundsätze des Handels- oder Merkantilsystems.

Daß der Reichtum in Geld oder in Gold und Silber bestehe, ist eine vulgäre Vorstellung, die ihren natürlichen Entstehungsgrund in der doppelten Funktion des Geldes als Verkehrswerkzeug und als Wertmesser hat. Infolge seiner Eigenschaft als Verkehrswerkzeug können wir, wenn wir Geld haben, uns alles, was wir brauchen, leichter verschaffen, als mittelst jeder andern Ware. Das Wichtigste ist immer, Geld zu haben. Wenn wir das haben, hält es nicht schwer, jeden andern Kauf zu machen. Infolge seiner Eigenschaft als Wertmesser schätzen wir den Wert aller anderen Waren nach der Menge Geldes, für die sie zu haben sind. Wir sagen von einem reichen Manne, er sei viel, und von einem armen, er sei wenig Geld „wert“. Von einem sparsamen Manne, d. h. einem Manne, der gern reich sein möchte, sagt man, er liebe das Geld; und von einem sorglosen, freigebigen oder verschwenderischen Menschen, er achte das Geld nicht. Reich werden heißt Geld erwerben; kurz, Vermögen und Geld werden in der gewöhnlichen Sprachweise als durchaus gleichbedeutend angesehen.

Ein reiches Land, meint man, müßte ebenso wie ein reicher Mann Überfluß an Geld haben; und Gold und Silber in einem Lande anzuhäufen, sei der leichteste Weg, es zu bereichern. Nach der Entdeckung Amerikas pflegte die erste Frage der Spanier, wenn sie an einer

unbekannten Küste landeten, dahin zu lauten, ob Gold oder Silber in der Gegend zu finden sei. Nach den Nachrichten, die sie darüber einzogen, beurteilten sie, ob es der Mühe lohne, sich daselbst niederzulassen, bezw. ob das Land der Eroberung wert sei. Plano Carpino, ein Mönch, der vom König von Frankreich als Gesandter zu einem der Söhne des berühmten Dschingiskhan gesandt war, erzählt, die Tartaren hätten ihn oft gefragt, ob es in Frankreich viele Schafe und Ochsen gebe? Ihre Frage hatte denselben Zweck, wie die der Spanier; sie wollten wissen, ob das Land reich genug sei, um die Eroberung zu verlohnen. Unter den Tartaren, wie unter allen andern Hirtenvölkern, die gewöhnlich mit dem Gebrauche des Geldes nicht bekannt sind, ist Vieh das Verkehrswerkzeug und der Maßstab des Wertes. Nach ihrer Ansicht bestand daher der Reichtum in Vieh, wie er nach der Ansicht der Spanier in Gold und Silber bestand. Von beiden Ansichten kam vielleicht die tartarische der Wahrheit näher.

Locke findet folgenden Unterschied zwischen Geld und anderen beweglichen Gütern. Alle anderen beweglichen Güter, sagt er, sind so leicht zu verbrauchen, daß man sich auf den in ihnen bestehenden Reichtum nicht verlassen kann, und daß eine Nation, die in dem einen Jahre einen Überfluß daran hat, im nächsten Jahre, ohne alle Ausfuhr, sondern lediglich durch Verschwendung, großen Mangel daran haben kann. Geld hingegen sei ein beständiger Freund, der zwar von Hand zu Hand wandere, aber wenn man verhindern kann, daß er aus dem Lande geht, nicht leicht der Vergeudung und dem Verbrauch ausgesetzt sei. Daher sei Gold und Silber der solideste und wichtigste Teil des beweglichen Reichtums einer Nation, und die Vermehrung dieser Metalle sollte deshalb, wie er meint, das Hauptziel der Staatswirtschaft sein.

Andere räumen ein, daß wenn ein Volk sich von aller Welt isolieren könnte, wenig darauf ankommen würde, wie viel oder wie wenig Gold bei ihm umlaufe. Die Verbrauchsgegenstände, die mittelst dieses Geldes in Umlauf kämen, würden nur für eine größere oder kleinere Anzahl Geldstücke vertauscht werden; aber die tatsächliche Wohlhabenheit oder Armut des Landes würde, das geben sie zu, nur von dem Überfluß oder dem Mangel dieser Verbrauchsgegenstände abhängen. Anders hingegen, meinen sie, verhalte es sich mit Ländern, die mit fremden Völkern Verbindungen haben, auswärtige Kriege zu führen genötigt sind und Flotten und Heere in fernen Gegenden unterhalten müssen. Dies könne, sagen sie, nur dadurch geschehen, daß zu ihrer Bezahlung Geld außer Landes geschickt werde, und ein Volk könne nicht viel wegschicken, wenn es nicht viel habe. Mithin müsse jedes Volk in Friedenszeiten Gold und Silber aufhäufen, um eintretenden Falls die Mittel zur Führung auswärtiger Kriege zu besitzen.

Infolge dieser vulgären Vorstellungen haben alle europäischen Völker, freilich ohne sonderlichen Erfolg, auf alle möglichen Mittel gesonnen, Gold und Silber in ihren Ländern aufzuhäufen. Spanien und Portugal, die die bedeutendsten Minen besitzen, aus denen Europa mit diesen Metallen versorgt wird, haben ihre Ausfuhr entweder unter den härtesten Strafen verboten oder sie mit einer hohen Abgabe belegt. Ähnliche Verbote scheinen früher bei den meisten anderen europäischen Völkern gang und gäbe gewesen zu sein und finden sich sogar, wo man es am wenigsten erwarten sollte, in einigen alten schottischen Parlamentsakten, die die Ausfuhr von Gold und Silber aus dem Königreiche bei schwerer Strafe untersagen. Die gleiche Politik befolgten früher Frankreich und England.

Als diese Länder Handelsstaaten wurden, fanden die

Kaufleute dies Verbot in vielen Fällen äußerst lästig. Sie konnten oft die fremden Waren, die sie nach ihrem Land einführen oder in andere fremde Länder bringen wollten, vorteilhafter mit Gold oder Silber, als mit jeder andern Ware kaufen. Sie machten daher gegen das Verbot, als für den Handel schädlich, Vorstellungen.

Sie machten geltend, daß erstlich die Ausfuhr von Gold und Silber zum Ankauf fremder Waren nicht immer die Menge dieser Metalle im Reiche vermindere. Im Gegenteil könne sie sie oft vergrößern, weil jene Waren, wenn sich ihr Verbrauch im Lande nicht vermehre, nach fremden Ländern zurück exportiert werden könnten, und dann, mit großem Gewinn verkauft, mehr Geld zurückbrächten, als zu ihrem Ankauf fortgesendet war. Nun vergleicht diese Tätigkeit des auswärtigen Handels mit dem Säen und Ernten beim Ackerbau: „Betrachten wir die Tätigkeit des Landwirts nur zur Saatzeit, wo er viel gutes Korn in die Erde hineinwirft, so werden wir ihn eher für einen Narren als für einen Landwirt halten; sehen wir aber auf das Ziel seiner Arbeiten in der Ernte, so werden wir den Wert und reichen Erfolg seines Handels entdecken.“

Zweitens machten sie geltend, daß das Verbot die Ausfuhr von Gold und Silber nicht verhindern könne, die wegen ihres im Verhältnis zum Werte kleinen Umfangs leicht hinaus zu schmuggeln seien. Die Ausfuhr könne nur durch gehörige Beachtung dessen, was sie die Handelsbilanz nannten, verhütet werden. Wenn das Land Waren in einem höheren Betrag ausführe als einführe, so würden ihm fremde Völker einen Saldo schuldig bleiben, der notwendig in Gold und Silber bezahlt werden müsse und dadurch die Menge dieser Metalle im Reich vergrößere. Wenn hingegen das Land Waren im höheren Betrag einführe als ausführe, so würde es fremden Nationen einen Saldo schuldig

bleiben, der diesen auf dieselbe Weise gezahlt werden müsse und jene Menge verringern würde. In diesem Falle könne das Verbot die Ausfuhr nicht verhüten, sondern sie nur kostspieliger, weil gefahrvoller, machen. Der Wechselkurs werde dadurch noch ungünstiger für das schuldende Land, weil der Geschäftsmann, der einen Wechsel auf das Ausland kaufe, dem Bankier, der ihn verkauft, nicht nur das in der Natur der Sache liegende Risiko, sowie die Mühe und Kosten der Versendung des Geldes, sondern auch noch die aus dem Verbote entstehende Gefahr vergüten müsse. Je mehr aber der Wechselkurs gegen ein Land stehe, desto ungünstiger werde auch die Handelsbilanz für es, weil das Geld dieses Landes im Vergleich zu dem des Landes, das die Bilanz für sich habe, notwendig um ebensoviel im Werte sinken müsse. Sei z. B. der Wechselkurs zwischen England und Holland 5% gegen England, so würden in England 105 Unzen Silber nötig sein, um einen Wechsel von 100 Unzen Silber auf England zu kaufen; 105 Unzen Silber wären also in England nur soviel wert, wie 100 Unzen in Holland, und würden auch nur eine verhältnismäßige Menge holländischer Waren kaufen; 100 Unzen Silber in Holland würden dagegen soviel wert sein, wie 105 Unzen in England und eine verhältnismäßige Menge englischer Waren kaufen. Die englischen Waren, die man nach Holland verkaufe, würden um die Differenz des Wechselkurses wohlfeiler, und die holländischen Waren, die man nach England verkaufe, um soviel teurer verkauft; das eine würde um die Differenz des Wechselkurses weniger holländisches Geld nach England, und das andere um soviel mehr englisches Geld nach Holland ziehen; und die Handelsbilanz stehe mithin notwendig um soviel ungünstiger für England und erfordere die Ausfuhr eines größeren Saldo an Gold und Silber nach Holland.

Diese Argumente waren theils richtig und theils sophistisch. Sie waren richtig, so weit sie anführten, daß die Ausfuhr des Goldes und Silbers im Handel dem Lande oft vorteilhaft sein könne und daß kein Verbot ihre Ausfuhr zu verhüten vermöge, wenn Privatleute bei dieser Ausfuhr Vorteil fänden. Sophistisch aber waren sie in der Annahme, daß die Erhaltung oder Vermehrung jener Metalle die Beachtung der Regierung mehr verdiene, als die Erhaltung oder Vermehrung jeder anderen nützlichen Ware, die bei der Freiheit des Handels ohne jede Bedachtnahme von selbst in der nötigen Menge vorhanden sein wird. Sophistisch war auch vielleicht die Behauptung, der hohe Preis der Wechsel vermehre notwendig die sogenannte ungünstige Handelsbilanz, oder veranlasse die Ausfuhr einer größeren Menge Goldes und Silbers. Dieser hohe Preis war allerdings den Kaufleuten, die Geld ins Ausland zu schicken hatten, sehr nachtheilig, denn sie mußten die Wechsel, welche sie von ihren Bankiers auf ausländische Plätze erhielten, um so teurer bezahlen. Allein das aus dem Verbot entspringende Risiko verursachte zwar den Bankiers außergewöhnliche Kosten, aber deshalb wurde nicht notwendig mehr Geld aus dem Lande geführt. Diese Kosten wurden vielmehr gewöhnlich alle im Lande verauslagt, um das Geld aus dem Lande zu schmuggeln, und konnten kaum einen Sixpence mehr als die gezogene Summe hinaustreiben. Auch mußte der hohe Preis der Wechsel die Kaufleute bewegen, die Ausfuhr mit der Einfuhr womöglich ins Gleichgewicht zu bringen, um den hohen Wechselkurs auf eine möglichst kleine Summe zu bezahlen. Überdies mußte der hohe Preis der Wechsel wie eine Steuer wirken, den Preis der fremden Waren erhöhen und dadurch ihren Verbrauch vermindern. Er konnte daher die sogenannte ungünstige Handelsbilanz und folglich die Ausfuhr

des Goldes und Silbers nicht vermehren sondern nur vermindern.

Doch wie dem auch sei, diese Argumente überzeugten die Leute, an die sie gerichtet waren. Sie waren von Kaufleuten an Parlamente und Ministerien, an den Adel und die Gentry gerichtet, d. h. von Leuten, die man in Handelsangelegenheiten für sachverständig hielt, an Leute, die recht wohl wußten, daß sie nichts davon verständen. Daß der auswärtige Handel das Land bereichere, zeigte die Erfahrung dem Adel und der Gentry so gut wie den Kaufleuten; aber in welcher Weise, das wußte keiner von ihnen recht. Die Kaufleute wußten vollkommen, in welcher Weise er sie bereicherte; es war ihre Sache, das zu wissen; aber auf welche Art er das Land bereichere, ging sie nichts an. Daran dachten sie nur, wenn sich eine Gelegenheit bot, vom Lande eine Veränderung in den Gesetzen über den auswärtigen Handel zu verlangen. Dann wurde es nötig, etwas von den wohlthätigen Wirkungen des auswärtigen Handels zu reden und über die Art, wie diese Wirkungen durch die bestehenden Gesetze gehemmt würden. Den Richtern, die in der Sache zu entscheiden hatten, schien es sehr einleuchtend, wenn man ihnen sagte, daß der auswärtige Handel Geld ins Land bringe, daß aber die fraglichen Gesetze ihn verhinderten, es in dem Umfange zu tun, wie er es sonst könnte. Jene Argumente hatten daher den gewünschten Erfolg. Das Verbot der Gold- und Silberausfuhr war in Frankreich und England auf die Landesmünzen beschränkt, ausländische Münzen aber und Barren waren freigegeben. In Holland und an einigen anderen Orten war diese Freiheit sogar auf die Landesmünze ausgedehnt. Die Aufmerksamkeit der Regierung wurde von der Verhütung der Gold- und Silberausfuhr abgezogen und auf die Überwachung der Handelsbilanz als der einzigen Ursache,

die eine Vermehrung oder Verminderung jener Metalle bewirken könne, hingelenkt. Von einer fruchtlosen Sorge wurde sie auf eine noch weit verwickeltere schwierigere und doch ebenso fruchtlose gelenkt. Der Titel von Muns Buche: „Englands Schatz im auswärtigen Handel“ wurde ein Grundsatz in der politischen Ökonomie nicht allein Englands, sondern auch aller anderen Handelsstaaten. Der inländische oder Binnenhandel, der wichtigste von allen, der Handel in dem ein gleich großes Kapital das größte Einkommen liefert und dem Volke die ausgebreitetste Beschäftigung verschafft, wurde nur als nebensächlich gegenüber dem auswärtigen Handel betrachtet. Der Binnenhandel, hieß es, bringe weder Geld ins Land, noch führe er etwas hinaus. Das Land könne also durch ihn weder reicher noch ärmer werden, außer insofern seine Blüte oder sein Verfall indirekt auf den Zustand des auswärtigen Handels Einfluß übe.

Ein Land, das keine eignen Bergwerke hat, muß ohne Zweifel sein Gold und Silber aus fremden Ländern beziehen, gerade wie ein Land, das keine eignen Weinberge hat, seine Weine anderswoher beziehen muß. Es scheint jedoch nicht nötig zu sein, daß der Staat seine Aufmerksamkeit mehr auf den einen als auf den andern Gegenstand verwende. Ein Land, das die Mittel hat, Wein zu kaufen, wird immer soviel Wein erhalten, wie es braucht; und ein Land, das die Mittel hat, Gold und Silber zu kaufen, wird niemals um diese Metalle in Verlegenheit sein. Sie sind gleich allen anderen Waren für einen gewissen Preis zu kaufen, und wie sie der Preis aller anderen Waren sind, so sind diese wieder der Preis jener Metalle. Wir können mit vollkommener Sicherheit darauf rechnen, daß die Freiheit des Handels uns ohne alle Fürsorge der Regierung stets mit soviel Wein versorgen wird, wie wir brauchen, und können mit ebenso großer Sicherheit darauf rechnen, dadurch stets

auch mit allem Golde und Silber versorgt zu werden, das wir zu kaufen und, sei es zum Umlauf unsrer Waren oder zu andern Zwecken, zu verwenden imstande sind.

Die Menge jeder Ware, die menschliche Betriebsamkeit entweder zu kaufen oder zu produzieren vermag, richtet sich in jedem Lande nach der wirksamen Nachfrage, d. h. nach der Nachfrage derjenigen, die bereit sind, die gesamte Rente, Arbeit und Gewinn zu zahlen, die für die Herstellung der Sache und für ihre Versendung nach dem Markte zu zahlen sind. Keine Ware aber richtet sich leichter oder genauer nach dieser wirksamen Nachfrage, als Gold und Silber, weil wegen ihres geringen Volumens und großen Wertes keine leichter als diese Metalle von einem Orte nach dem anderen, von Orten, wo sie wohlfeil, nach anderen, wo sie teuer sind, von Orten, wo sie die wirksame Nachfrage überschreiten, nach anderen, wo sie hinter ihr zurückbleiben, gebracht werden kann. Ist z. B. in England eine Nachfrage nach einer größeren Menge Goldes, so kann ein Paketboot fünfzig Tonnen Gold von Lissabon, oder wo es sonst zu haben ist, hierherbringen, woraus mehr als fünf Millionen Guineen geprägt werden. Ist dagegen eine wirksame Nachfrage nach Getreide in ebenso hohem Betrag vorhanden, so würden, die Tonne zu fünf Guineen gerechnet, eine Million Schiffstonnen oder tausend Schiffe von je tausend Tonnen Gehalt dazu nötig sein. Die ganze englische Flotte reichte dazu nicht aus.

Wenn die in ein Land eingeführte Menge Goldes und Silbers die wirksame Nachfrage übersteigt, so kann keine Wachsamkeit der Regierung die Ausfuhr verhüten. All die harten Gesetze Spaniens und Portugals sind nicht imstande, ihr Gold und Silber im Lande zu halten. Die fortwährenden Einfuhren aus Peru und Brasilien übersteigen die wirksame Nachfrage jener Länder und drücken dort den Preis der Metalle unter das Niveau,

auf dem er in den benachbarten Ländern steht. Wenn hingegen in einem Lande ihre Menge hinter der wirklichen Nachfrage zurückbleibt, so daß ihr Preis über sein Niveau in den benachbarten Ländern steigt, so hat die Regierung nicht nötig, sich um ihre Einfuhr besondere Mühe zu geben. Selbst wenn sie die Einfuhr zu verhindern strebte, würde sie nicht imstande sein, dies durchzusetzen. Als die Spartaner die Mittel gewonnen hatten, Gold und Silber zu kaufen, durchbrachen diese Metalle alle Dämme, die die Lykurgischen Gesetze ihrem Eingange nach Lacedämon entgegengesetzt hatten. Alle harten Zollgesetze vermögen die Einfuhr des Tees der ostindischen Gesellschaften Hollands und Gothenburgs nicht zu verhindern, weil ihr Tee etwas wohlfeiler ist, als der der britischen Gesellschaft. Und doch ist ein Pfund Tee von der besten Qualität, das mit 16 sh. bezahlt wird, ungefähr hundertmal so groß wie die bezogene Menge Silbers und zweitausendmal so groß wie die bezogene Menge Gold, und folglich um soviel schwerer einzuschmuggeln.

Dem leichten Transport von Gold und Silber von Orten, wo sie im Überfluß vorhanden sind, nach anderen, wo sie fehlen, ist es teilweise zuzuschreiben, daß der Preis dieser Metalle nicht fortwährend ebenso schwankt, wie der der meisten anderen Waren, die durch ihren Umfang gehindert sind, ihren Platz bei Überfüllung oder Entleerung des Marktes leicht zu verändern. Zwar ist auch der Preis dieser Metalle nicht ganz von Schwankungen frei, aber sie sind in der Regel langsam, allmählich und gleichmäßig. Man nimmt z. B., vielleicht ohne rechten Grund, an, daß in Europa diese Metalle im gegenwärtigen und vorigen Jahrhundert wegen der beständigen Einfuhren aus dem spanischen Westindien ununterbrochen aber allmählich im Preise gesunken seien. Um jedoch eine plötzliche Veränderung im Preise von Gold und

Silber hervorzubringen, so daß der Geldpreis aller anderen Waren dadurch auf einmal auffallend gesteigert oder gedrückt würde, dazu würde eine ähnliche Revolution im Handel erforderlich sein, wie die, welche durch die Entdeckung Amerikas veranlaßt worden ist.

Wenn trotz alledem einmal Gold und Silber in einem Lande, das sie zu kaufen imstande ist, fehlen sollten, so gibt es dafür mehr Ersatzmittel, als für jede andere Ware. Wenn die Rohstoffe für die Industrie fehlen, so muß diese in Stockung geraten. Fehlt es an Lebensmitteln, so müssen die Leute darben. Doch wenn Geld fehlt, wird der Tausch an seine Stelle treten, wenn er auch mit großen Unbequemlichkeiten verknüpft ist. Kaufen und verkaufen auf Kredit und monatliche oder halbjährige Abrechnung der Kaufleute würde das Geld schon viel leichter ersetzen. Ein gut eingerichtetes Papiergeld aber wird seine Stelle nicht nur ohne Unbequemlichkeit, sondern oft sogar mit Vorteil ersetzen. Die Fürsorge der Regierung wäre daher in keiner Hinsicht so unnütz angewandt, als in der Überwachung der Goldmenge im Lande.

Gleichwohl ist keine Klage häufiger, als die über Geldmangel. Geld, wie Wein, ist stets selten bei Leuten, die keine Mittel haben, sie zu kaufen, noch Kredit, sie zu borgen. Wer eines oder das andere hat, wird selten um das Geld oder den Wein, die er braucht, verlegen sein. Die Klage über Geldmangel wird jedoch nicht bloß von leichtsinnigen Verschwendern erhoben. Man hört sie zuweilen allgemein in einer Handelsstadt und ihrer Umgegend. Ihre gewöhnliche Ursache ist Überspekulation. Nüchterne Männer, deren Unternehmungen nicht im richtigen Verhältnis zu ihren Kapitalien stehen, haben oft ebenso wenig Mittel, Geld zu kaufen, oder Kredit, es zu borgen, wie Verschwender, deren Aufwand in keinem richtigen Verhältnisse zu ihrem Einkommen steht. Ehe

ihre Unternehmungen etwas einbringen, ist ihr Kapital dahin, und mit ihm ihr Kredit. Sie laufen überall umher, um Geld zu borgen, und jedermann antwortet ihnen, er habe keines zu verleihen. Aber auch solche allgemeinen Klagen über Geldmangel beweisen nicht immer, daß nicht die gewöhnliche Zahl von Gold- und Silberstücken im Lande umlaufe, sondern nur, daß sie vielen Leuten fehlen, die nichts dafür zu geben haben. Wenn die Handelsgewinne einmal größer sind, als gewöhnlich, so verfallen in der Regel große wie kleine Geschäftsleute in den Fehler einer zu großen Ausdehnung der Geschäfte. Sie senden nicht immer mehr Geld als gewöhnlich aus dem Lande, aber sie kaufen im Lande selbst und auswärts eine ungewöhnliche Menge von Waren auf Kredit, die sie in der Hoffnung, daß die Remessen vor dem Zahltag eingehen werden, auf entfernte Märkte senden. Die Zahltag erscheinen jedoch vor dem Eingang der Remessen, und sie haben nichts in Händen, womit sie entweder Geld kaufen oder gute Sicherheit für Darlehen geben könnten. Es ist also nicht ein Mangel an Gold und Silber, sondern die Schwierigkeit, die es solchen Leuten macht, zu borgen, und die, welche ihre Gläubiger haben, Zahlung zu erhalten, was jene allgemeine Klage über Geldmangel verursacht.

Es würde zu lächerlich sein, allen Ernstes beweisen zu wollen, daß Reichtum nicht in Geld oder in Gold und Silber, sondern in dem besteht, was das Geld kauft und dieser Kaufkraft wegen wert ist. Das Geld macht ohne Zweifel immer einen Teil des Nationalkapitals aus; aber es ist schon gezeigt worden, daß es nur einen kleinen und immer den am wenigsten einträglichen Teil von ihm ausmacht.

Nicht deshalb findet es der Kaufmann im allgemeinen leichter, Waren mit Geld, als Geld mit Waren zu kaufen, weil der Reichtum wesentlicher in Geld als

Waren besteht, sondern deshalb, weil das Geld das bekannte und feststehende Verkehrswerkzeug ist, wofür alle Dinge leicht in Umtausch gegeben werden, das aber nicht immer mit gleicher Leichtigkeit für jedes Ding in Tausch zu erhalten ist. Überdies sind die meisten Waren dem Verderben mehr ausgesetzt als Geld, und der Kaufmann kann oft einen weit größeren Verlust durch das Behalten der Ware als lediglich den des Geldes erleiden. Wenn seine Waren ihm auf Lager bleiben, ist er auch Geldforderungen, denen er nicht nachzukommen vermag, mehr ausgesetzt, als wenn er ihren Preis in seiner Kasse hat. Vor allem entspringt sein Gewinn unmittelbarer aus dem Verkauf, als aus dem Kauf, und aus all' diesen Gründen ist er gewöhnlich vielmehr darauf bedacht, seine Waren gegen Geld, als sein Geld gegen Waren zu vertauschen. Ein Kaufmann kann bei einem noch so reichlich gefüllten Warenlager zuweilen ruiniert sein, weil er nicht zur rechten Zeit verkaufen kann; ein Volk oder Land dagegen ist solchen Unfällen nicht ausgesetzt. Das ganze Kapital eines Kaufmanns besteht oft in leicht verderblichen Waren, die Geld kaufen sollen; dagegen ist es immer nur ein sehr kleiner Teil der jährlichen Boden- und Arbeitsprodukte eines Landes, der von den Nachbarn Gold und Silber einkaufen soll. Der bei weitem größere Teil läuft unter ihnen selbst um und wird von ihnen verbraucht, und selbst von dem Überschusse, der nach anderen Ländern gesandt wird, hat das Meiste gewöhnlich die Bestimmung, anderè ausländische Waren zu erkaufen. Wäre daher Gold und Silber auch nicht für die zum Ankauf dieser Metalle bestimmten Waren zu haben, so ginge die Nation deshalb doch nicht zu Grunde. Sie könnte allerdings dadurch Verlust und Unbequemlichkeit erleiden und gezwungen sein, zu dem einen oder andern der Ersatzmittel des Geldes zu greifen; allein das jährliche Boden- und Arbeitsprodukt würde

das nämliche oder beinahe das nämliche bleiben, weil ein gleiches oder beinahe gleiches verzehrbares Kapital aufgewendet werden würde, es zu erzielen. Obschon Waren nicht immer ebenso leicht Geld verschaffen, wie Geld Waren, so verschaffen sie es auf die Länge doch gewisser, als dieses jene. Waren können zu manchen anderen Zwecken dienen, als zum Kaufe von Geld; Geld aber dient zu keinem anderen, als zum Kaufe von Waren. Das Geld sucht also notwendig Waren auf, aber Waren suchen nicht immer oder nicht notwendig das Geld auf. Wer kauft, ist nicht stets gewillt, wieder zu verkaufen, sondern will oft nur brauchen oder verzehren, wogegen derjenige, der verkauft, immer wieder zu kaufen beabsichtigt. Der eine kann oft mit dem Kauf sein Geschäft beendet haben, der andere dagegen hat immer nur die Hälfte der Arbeit gethan. Nicht um seiner selbst willen lieben die Menschen das Geld, sondern um dessen willen, was sie damit kaufen können.

Verbrauchbare Waren, sagt man, gehen bald zu Grunde, während Gold und Silber dauerhafterer Natur sind und ohne fortwährende Ausfuhr leicht Menschenalter hindurch aufgehäuft werden könnten, zur unglaublichen Vermehrung des wahren Reichthums des Landes. Nichts könne daher für ein Land so schädlich sein, als derjenige Handel, der im Vertauschen so dauerhafter Waren gegen so vergängliche bestehe. Den Handel aber, der im Tausch englischer Eisenwaren gegen französische Weine besteht, sehen wir nicht für nachtheilig an, obgleich Eisenwaren sehr dauerhaft sind und ohne die fortwährende Ausfuhr leicht Jahrhunderte hindurch aufgehäuft werden könnten, zur unglaublichen Vermehrung der Töpfe und Pfannen des Landes. Allein es leuchtet ein, daß die Zahl solcher Utensilien in jedem Lande notwendig durch den Gebrauch begrenzt ist, den man davon machen kann; daß es albern sein würde,

mehr Töpfe und Pfannen zu haben, als zum Kochen der Lebensmittel, die gewöhnlich verbraucht werden, nötig sind; und daß, wenn die Menge der Lebensmittel zunimmt, zugleich mit ihr die Zahl der Töpfe und Pfannen leicht vermehrt werden kann, indem ein Teil des Zuwachses an Lebensmitteln dazu verwendet würde, sie zu kaufen, oder mit andern Worten, eine weitere Anzahl Arbeiter damit ernährt würde, deren Geschäft es ist, sie zu verfertigen. Ebenso leicht sollte es einleuchten, daß in jedem Lande die Menge Gold und Silber durch den Bedarf an diesen Metallen begrenzt ist; daß man ihrer bedarf, um als Münzen Waren in Umlauf zu setzen oder als Geschirr eine Sorte Hausgerät zu liefern; daß die Menge gemünzten Geldes sich in jedem Lande nach dem Betrage der damit in Umlauf gesetzten Waren richtet, so daß, wenn sich dieser Betrag vermehrt, sofort ein Teil der Waren ins Ausland gesendet wird, um die frische Menge Geldes zu kaufen, die nötig ist, um sie in Umlauf zu setzen; daß die Menge des Gold- und Silbergerätes sich nach der Zahl und dem Reichtum der Familien richtet, die sich einen solchen Luxus erlauben können, so daß, wenn sich die Zahl und der Reichtum solcher Familien vermehrt, höchst wahrscheinlich ein Teil des vermehrten Reichtums dazu verwendet werden wird, eine neue Menge goldener und silberner Geräte da zu kaufen, wo man sie eben findet; und daß es endlich ebenso töricht wäre, den Reichtum eines Landes durch Einfuhr oder Zurückhalten einer unnötigen Menge Goldes und Silbers vermehren zu wollen, wie es töricht wäre, einer Familie dadurch zu einer besseren Mahlzeit verhelfen zu wollen, daß man sie zwänge, eine unnötige Menge Küchengerät zu halten. Wie die Kosten dieses unnötigen Gerätes die Menge oder die Güte der für den Haushalt erforderlichen Lebensmittel vermindern, aber nicht vermehren würden, so würden auch in einem Lande die

Kosten des Ankaufs einer unnötigen Menge Goldes und Silbers notwendig das Vermögen schmälern, das dem Volke Nahrung, Kleidung, Wohnung, Unterhalt und Arbeit verschafft. Gold und Silber sind, wie man festhalten muß, sei es als Münze oder als Geschirr, genau ebenso Geräte, wie das Küchengeschirr. Vermehrt sich der Bedarf an ihnen, vermehren sich die verzehrbaren Waren, die damit in Umlauf gesetzt oder daraus gefertigt werden, so wird sich unfehlbar auch die Menge jener Metalle vermehren. Versuchte man hingegen, diese Menge durch außerordentliche Mittel zu vermehren, so würde sich ebenso unfehlbar der Bedarf und damit zugleich die Menge vermindern, die niemals den Bedarf übersteigen kann. Sollten sie jemals über dies Maß hinaus zunehmen, so ist ihre Versendung so leicht und der Verlust, wenn sie müßig und unbenutzt liegen, so groß, daß kein Gesetz ihre sofortige Ausfuhr aus dem Lande verhindern könnte.

Es ist nicht immer notwendig, Gold und Silber aufzuhäufen, um ein Land in den Stand zu setzen, auswärtige Kriege zu führen und in entfernten Gegenden Flotten und Heere zu unterhalten. Flotten und Heere unterhält man nicht mit Gold und Silber, sondern mit verzehrbaren Waren. Ein Volk, das durch das Jahresprodukt seines heimischen Fleißes, durch das jährliche Einkommen aus seinem Grund und Boden, seiner Arbeit und seinem verzehrbaren Vorrat die Mittel gewinnt, jene verbrauchbaren Waren in entfernten Gegenden zu kaufen, kann dort auch Kriege führen.

Der Sold und die Lebensmittel für ein Heer in einem entfernten Lande lassen sich auf dreierlei Art beschaffen, erstens durch Hinsendung eines Teils des angesammelten Gold- und Silbervorrats, zweitens eines Teils vom Jahresprodukt der Industrie, oder endlich eines Teils der landwirtschaftlichen Produkte.

Das in einem Lande vorhandene oder angesammelte Gold und Silber kann man in drei Gattungen einteilen: erstens das umlaufende Geld, zweitens die Geräte der Familien und drittens das Geld, welches durch langjährige Sparsamkeit gesammelt und im Schatz des Fürsten niedergelegt ist.

Von dem umlaufenden Gelde des Landes kann nur selten viel entbehrt werden, weil selten ein Überfluß davon vorhanden sein kann. Der Betrag der in einem Lande jährlich gekauften und verkauften Waren erfordert eine gewisse Menge Geldes, um die Waren in Umlauf zu setzen und an ihre eigentlichen Verbraucher zu verteilen: mehr aber ist nicht verwendbar. Der Umlaufskanal zieht eine zu seiner Füllung hinreichende Summe an sich, und läßt niemals mehr zu. Doch wird gewöhnlich bei einem auswärtigen Kriege diesem Kanal etwas entzogen. Da eine große Zahl von Menschen außerhalb unterhalten wird, so werden weniger im Lande selbst unterhalten. Es sind das selbst weniger Waren im Umlaufe und es ist weniger Geld dazu nötig, sie in Umlauf zu setzen. Auch wird bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich eine größere Menge Papiergeld dieser oder jener Art, wie Schatzkammerscheine, Admiralitätswechsel und in England Banknoten, ausgegeben, und da dasselbe die Stelle des umlaufenden Goldes und Silbers vertritt, so wird dadurch die Ausfuhr einer größeren Menge des letzteren ermöglicht. Alles dies wäre jedoch nur eine dürftige Hilfsquelle zur Führung eines kostspieligen und mehrere Jahre lang dauernden Krieges.

Das Einschmelzen des Gold- und Silbergeräts der Privatleute hat sich auf alle Fälle als noch unwirksamer erwiesen. Die Franzosen hatten beim Beginn des letzten Kriegs von diesem Mittel nicht so viel Nutzen, um den Verlust der Fassung zu ersetzen.

Die angesammelten Schätze des Fürsten boten in

früheren Zeiten eine weit größere und dauerndere Hilfsquelle dar. Gegenwärtig scheint mit Ausnahme des Königs von Preußen kein europäischer Fürst einen Staatsschatz anzusammeln.

Die Fonds, aus denen die auswärtigen Kriege dieses Jahrhunderts, die kostspieligsten vielleicht, die je dagewesen sind, bestritten wurden, scheinen die Ausfuhr des umlaufenden Geldes oder der Gold- und Silbergeräte der Privaten oder des fürstlichen Schatzes wenig berührt zu haben. Der letzte französische Krieg kostete Großbritannien mehr als 90 Millionen, mit Einschluß nicht nur der 75 Millionen neu hinzugekommener Staatsschulden, sondern auch der zwei Zuschlags-Schillinge auf jedes £ Grundsteuer und der jährlichen Darlehen aus dem Tilgungsfonds. Mehr als zwei Drittel dieser Summe wurde in fernen Ländern ausgegeben: in Deutschland, Portugal, Amerika, in den Häfen des mittelländischen Meeres, in Ost- und Westindien. Die Könige von England hatten keinen Staatsschatz. Nie hat man davon gehört, daß eine außergewöhnliche Menge von Geräten eingeschmolzen worden wäre. Das im Lande umlaufende Gold und Silber wird auf nicht mehr als achtzehn Millionen geschätzt, doch gilt diese Schätzung nach der letzten Umprägung des Goldes als zu gering. Nehmen wir daher nach der übertriebensten Berechnung, von der ich je gesehen oder gehört habe, an, daß der Umlauf in Gold und Silber zusammen 30 Millionen £ betrug. Wäre der Krieg mittelst unseres Geldes geführt worden, so würde auch nach dieser höchsten Berechnung das ganze Geld in einem Zeitraum von sechs bis sieben Jahren zwei mal hin und her geschickt worden sein. Dies angenommen, würde es den sprechendsten Beweis liefern, wie unnötig die Überwachung des Geldumlaufs durch die Regierung ist, da nach jener Voraussetzung das ganze Geld des Landes in einer kurzen Zeit zweimal

hin und her gegangen sein muß, ohne daß irgend ein Mensch etwas davon gemerkt hat. Der Umlaufskanal war anscheinend keinen Augenblick leerer, als er sonst zu sein pflegte. Es fehlte wenig Leuten an Geld, wenn sie nur Mittel hatten, es zu kaufen. Die Gewinne des Außenhandels sind während des ganzen Krieges, namentlich aber gegen sein Ende, größer als gewöhnlich. Dies verursachte, wie gewöhnlich, eine allgemeine Überspekulation in allen großbritannischen Häfen, und daraus entstand wieder die gewöhnliche auf jede Überspekulation folgende Klage über Geldmangel. Nun fehlte es vielen Leuten an Geld, da sie weder Mittel hatten, es zu kaufen, noch Kredit, es zu borgen; und weil die Schuldner es schwer fanden zu borgen, war es auch für die Gläubiger schwer, Bezahlung zu erhalten. Für die jedoch, die den Wert des Goldes und Silbers bezahlen konnten, war es auch für diesen Wert zu haben.

Die ungeheuren Kosten des letzten Krieges müssen also nicht durch die Ausfuhr von Gold und Silber, sondern durch die britischer Waren dieser oder jener Art bestritten worden sein. Wenn die Regierung, oder wer in ihrem Namen handelte, mit einem Kaufmann Rimessen nach dem Auslande verabredete, so suchte dieser natürlich seinen auswärtigen Korrespondenten, auf den er einen Wechsel zog, lieber durch Waren als durch Geld zu bezahlen. War für britische Waren dort kein Begehrt, so suchte er sie in ein anderes Land zu senden, wo er einen Wechsel auf das erstere kaufen konnte. Die Versendung von Waren auf einen geeigneten Markt wirft stets erheblichen Gewinn ab, die Versendung von Gold und Silber selten irgend einen. Werden diese Metalle behufs Ankaufs fremder Waren weggesendet, so entspringt der Gewinn des Kaufmanns nicht aus dem Kaufe, sondern aus dem Verkaufe der Rückladung. Werden sie aber bloß zur Bezahlung einer

Schuld fortgeschickt, so erhält er nichts dafür zurück und macht folglich keinen Gewinn. Darum sinnt er auf Mittel, seine auswärtigen Schulden durch Ausfuhr von Waren und nicht von Gold und Silber zu bezahlen. Daher ist von dem Verfasser des Buches: „the present state of the nation“ mit Recht auf die große Ausfuhr britischer Waren während des letzten Kriegs, ohne entsprechende Einfuhr, aufmerksam gemacht worden.

Außer den oben erwähnten drei Sorten von Gold und Silber gibt es in allen großen Handelsstaaten eine ganze Anzahl Barren, die zum Behuf des auswärtigen Handels abwechselnd ein- und ausgeführt werden. Da diese Barren unter den verschiedenen Handelsstaaten auf gleiche Weise umlaufen, wie die Landesmünze in jedem einzelnen Lande, so kann man sie als das Geld der großen Handelsrepublik ansehen. Die Landesmünze erhält ihre Bewegung und Richtung von den Waren, die innerhalb eines einzelnen Gebietes umlaufen; das Geld der Handelsrepublik erhält sie von denen, die zwischen verschiedenen Ländern in Umlauf sind. Beide dienen zur Erleichterung der Tausche: jene zwischen verschiedenen Individuen desselben Volks, diese zwischen den Individuen verschiedener Völker. Etwas von diesem Gelde der großen Handelsrepublik kann wohl zur Führung des letzten Krieges verwendet worden sein und ist wahrscheinlich in der Tat so verwendet worden. Natürlich wird es in der Zeit eines allgemeinen Krieges eine andere Bewegung und Richtung erhalten, als die, welche es mitten im tiefsten Frieden einhält; es wird mehr auf dem Schauplatze des Krieges umlaufen und mehr dazu dienen, dort und in benachbarten Gegenden den Sold und Unterhalt der verschiedenen Armeen zu bezahlen. Wie viel aber auch Großbritannien von diesem Gelde der Handelsrepublik jährlich gebraucht haben mag, so muß das Land es doch alle Jahre entweder mit britischen

Waren oder mit sonst etwas, das mittelst dieser Waren gekauft worden war, angeschafft haben, und dies führt uns doch wieder zu dem jährlichen Boden- und Arbeits-ertrage des Landes als der schließlichen Hilfsquelle der Kriegsführung zurück. Natürlich muß ein so großer jährlicher Aufwand mit einem großen jährlichen Ertrag bestritten worden sein. So beliefen sich z. B. die Ausgaben 1761 auf mehr als neunzehn Millionen. Keine Ansammlung hätte eine so große jährliche Verschwendung ertragen können. Keine Produktion, selbst nicht die Gold- und Silberproduktion, hätte dazu hingereicht. Alles Gold und Silber, das in einem Jahre nach Spanien und Portugal eingeführt wird, beläuft sich nach den besten Quellen gewöhnlich nicht auf viel über 6 Millionen £, was in gewissen Jahren kaum hingereicht hätte, die Kriegskosten für vier Monate zu decken.

Die Waren, die sich am besten zur Ausfuhr in ferne-Länder eignen, um daselbst entweder den Sold und Unterhalt eines Heeres oder einen Teil des hierzu bestimmten Geldes der Handelsrepublik zu kaufen, scheinen die feineren und künstlichen Fabrikate zu sein, die bei kleinem Umfang großen Wert haben und deshalb mit wenigen Kosten weit versandt werden können. Ein Land, dessen Industrie einen großen jährlichen Überschuß an solchen Fabrikaten, die im Ausland Absatz finden, hervorbringt, kann jahrelang einen kostspieligen Krieg aus- halten, ohne viel Gold und Silber auszuführen, oder über- haupt viel zur Ausfuhr übrig zu haben. Allerdings muß in diesem Falle ein beträchtlicher Teil des jährlichen Überschusses seiner Fabrikate ausgeführt werden, ohne dem Lande einen Ersatz zurückzubringen, wiewohl ihn der Kaufmann erhält; denn die Regierung kauft letzterem seine Wechsel aufs Ausland ab, um dort den Sold und Unterhalt einer Armee damit zu bezahlen. Ein Teil jenes Überschusses kann auch dem Lande noch etwas

zurückbringen. Im Kriege pflegt an die Fabrikanten eine doppelte Nachfrage heranzutreten, und sie finden sich berufen, erstens Waren zur Ausfuhr herzustellen, mit denen die aufs Ausland behufs Bezahlung des Soldes und Unterhalts der Armee gezogenen Wechsel gezahlt werden können, und zweitens diejenigen Waren, die zum Ankauf der gewöhnlichen Rückladungen dienen sollen, die im Lande selbst verbraucht zu werden pflegen. Daher können oft mitten im verheerendsten auswärtigen Kriege die meisten Fabriken in großem Flor stehen und umgekehrt bei Wiederkehr des Friedens zurückgehen. Sie können mitten im Ruin ihres Landes blühen und mit der Wiederkehr seines Wohlstandes verfallen. Die Verschiedenheit der Lage vieler britischer Industriezweige während des letzten Krieges und einige Zeit nach dem Frieden können zur Erläuterung des eben Gesagten dienen.

Kein sehr kostspieliger oder lange dauernder auswärtiger Krieg kann füglich durch Ausfuhr von Rohprodukten bestritten werden. Die Transportkosten einer so großen Menge davon, daß der Sold und Unterhalt eines Heeres damit bezahlt werden könnte, wären zu groß. Auch bringen nur wenige Länder viel mehr Rohprodukte hervor, als zum Unterhalt der eigenen Bewohner hinreicht. Eine große Menge von ihnen hinausenden, hieß also einen Teil der dem Volke unentbehrlichen Unterhaltsmittel wegsenden. Anders verhält es sich mit der Ausfuhr von Fabrikaten. Der Unterhalt der mit ihrer Verfertigung beschäftigten Leute bleibt im Lande, und nur der Überschuß ihrer Arbeiten wird ausgeführt. Hume macht wiederholt auf die Unfähigkeit der alten Könige von England aufmerksam, ohne Unterbrechung einen langwierigen auswärtigen Krieg zu führen. Die Engländer jener Zeit hatten, um den Sold und Unterhalt ihrer Heere im Auslande zu kaufen,

nichts weiter, als entweder die Rohprodukte ihres Bodens, von denen dem heimischen Verbrauch nicht viel entzogen werden konnte, oder einige wenige Fabrikate der größten Art, deren Versendung gleich der der Rohprodukte zu kostspielig war. Jene Unfähigkeit entsprang nicht aus dem Geldmangel, sondern dem Mangel an feineren und künstlicheren Fabrikwaren. Kaufen und Verkaufen wurde in England damals wie jetzt mittelst des Geldes bewirkt. Die Summe des umlaufenden Geldes muß sich damals zu der Zahl und dem Werte der durchschnittlichen Käufe und Verkäufe ebenso verhalten haben, wie jetzt, oder muß vielmehr größer gewesen sein, weil es damals kein Papiergeld gab, welches jetzt zum großen Teil die Stelle des Goldes und Silbers vertritt. Unter Völkern, die wenig Handel und Industrie kennen, kann aus Gründen, die wir später entwickeln werden, der Landesherr bei außerordentlichen Gelegenheiten nur selten viel Beistand von seinen Untertanen erhalten. In solchen Ländern sucht er daher in der Regel einen Schatz zu sammeln, der in Fällen der Not seine einzige Zuflucht ist. Aber auch abgesehen von dieser Notwendigkeit ist er in einer Lage, welche der zur Sammlung eines Schatzes erforderlichen Sparsamkeit günstig ist. In einfachen Verhältnissen ist der Aufwand selbst des Landesherrn nicht von der eiteln Lust an einer glänzenden Hofhaltung bestimmt, sondern wird zu Gnadenbezeugungen für die Lehnsleute und zur Gastfreiheit gegen das Gefolge verwendet. Freigebigkeit und Gastlichkeit arten aber sehr selten in Verschwendung aus, wie es die Eitelkeit fast immer tut. Jeder Tartarenfürst hat demzufolge einen Schatz. Die Schätze des Mazeppa, des Kosackenhäuptlings in der Ukraine und berühmten Bundesgenossen Karls XII., sollen sehr groß gewesen sein. Die merovingischen Könige von Frankreich hatten jeder einen Schatz, und wenn sie ihr Reich

unter ihre Kinder teilten, teilten sie auch den Schatz. Die sächsischen Fürsten und die ersten Könige nach der Eroberung scheinen ebenfalls einen Schatz angesammelt zu haben. Der erste Schritt jedes neuen Regenten war, sich des Schatzes des vorigen Königs zu bemächtigen, denn dies sicherte die Nachfolge am besten. Die Fürsten zivilisierter und handeltreibender Staaten haben es nicht in dem Grade nötig, einen Schatz aufzuhäufen, weil sie in außerordentlichen Fällen gewöhnlich außerordentliche Beihülfe von ihren Untertanen erhalten können, und sind deshalb auch weniger darauf bedacht. Sie folgen naturgemäß oder vielleicht notgedrungen der Mode der Zeit, und ihr Aufwand richtet sich nach derselben übertriebenen Eitelkeit, die den Aufwand aller übrigen großen Eigentümer in ihren Staaten leitet. Der bedeutungslose Prunk ihres Hofes wird von Tag zu Tag glänzender, und die Ausgaben für ihn verhindern nicht nur die Ansammlung, sondern greifen auch oft den zu nötigeren Ausgaben bestimmten Fonds an. Was Dercyllidas vom persischen Hofe sagte, daß er dort viel Glanz, aber wenig Kraft, viele Diener, aber wenig Krieger gesehen habe, läßt sich auch auf den Hof mancher europäischen Fürsten anwenden.

Die Einfuhr von Gold und Silber ist nicht der wichtigste, und noch weit weniger der einzige Gewinn, den eine Nation aus ihrem auswärtigen Handel zieht. Zwischen welchen Plätzen auch der auswärtige Handel getrieben werden mag: sie haben alle zwei verschiedenartige Vorteile von ihm. Er führt den Überschuß ihrer Boden- und Arbeitsprodukte, wonach im Lande keine Nachfrage ist, aus, und bringt dafür etwas anderes zurück, was im Lande begehrt wird. So gibt er dem, was für sie Überfluß ist, durch Austausch gegen etwas anderes, das einen Teil ihrer Bedürfnisse befriedigen und ihre Genüsse vermehren kann, einen Wert. Die Schranken

des heimischen Marktes werden durch seine Dazwischenkunft kein Hindernis, die Teilung der Arbeit in jedem Industriezweige bis zur höchsten Vollkommenheit zu entwickeln. Indem er einen ausgedehnteren Markt für den Überschuß der Arbeitserzeugnisse eröffnet, ermutigt er zur Vervollkommnung der hervorbringenden Kräfte, zur äußersten Vermehrung der Jahresproduktion und dadurch zur Vergrößerung des wahren Einkommens und Reichthums des Volkes. Diese großen und wichtigen Dienste leistet der auswärtige Handel unausgesetzt allen Ländern, zwischen denen er getrieben wird. Sie alle haben großen Vorteil von ihm, den größten aber dasjenige, in dem der Kaufmann seinen Sitz hat, da dieser sich gewöhnlich die Befriedigung des Bedarfs seines eignen Landes und die Ausfuhr von seinem Überfluß am meisten angelegen sein läßt. Die Einfuhr des nötigen Goldes und Silbers in Länder, die keine Bergwerke haben, ist ohne Zweifel ein Gegenstand des auswärtigen Handels, aber jedenfalls nur ein höchst unbedeutender. Ein Land, das lediglich in dieser Absicht auswärtigen Handel triebe, würde kaum in einem Jahrhundert ein Schiff zu befrachten haben.

Nicht durch die Einfuhr von Gold und Silber hat die Entdeckung Amerikas Europa reicher gemacht. Durch den Reichtum der amerikanischen Minen sind diese Metalle wohlfeiler geworden. Silbergerät kann jetzt für etwa den dritten Teil des Getreides oder der Arbeit gekauft werden, die es im fünfzehnten Jahrhundert gekostet haben würde. Mit dem nämlichen Aufwande von Arbeit und Waren kann Europa jährlich etwa dreimal soviel Silbergeschirr kaufen, als zu jener Zeit. Wenn aber eine Ware für den dritten Teil des bisherigen Preises verkauft wird, so können nicht nur die früheren Käufer dreimal soviel davon kaufen, sondern sie ist nun auch für eine weit größere Zahl von Käufern, vielleicht für

zehn- oder zwanzigmal mehr als früher, erreichbar geworden, so daß jetzt nicht dreimal, sondern zwanzig- oder dreißigmal soviel Silbergeschirr in Europa sein kann, als selbst bei dem jetzigen Kulturzustande vorhanden sein würde, wenn die amerikanischen Minen nicht entdeckt worden wären. Insofern hat Europa allerdings einen wirklichen, wenn auch sehr unbedeutenden Vorteil gewonnen. Die Wohlfeilheit des Goldes und Silbers macht diese Metalle eher weniger zu Münzen geeignet, als sie es früher waren. Um die nämlichen Käufe zu machen, müssen wir uns jetzt mit einer größeren Menge dieser Münzen beladen und einen Schilling bei uns tragen, wo vorher ein Grot (4 d.) genügte. Es ist schwer zu sagen, was geringfügiger ist, dieser Nachteil oder jener Vorteil. Keins von beiden konnte im Zustand Europas eine wesentliche Veränderung hervorbringen. Dennoch hat die Entdeckung Amerikas gewiß eine sehr wichtige Veränderung hervorgebracht. Indem sie allen Waren Europas einen neuen und unerschöpflichen Markt öffnete, gab sie zu neuen Arbeitsteilungen und technischen Verbesserungen Anlaß, die in dem engen Kreise des früheren Handels aus Mangel an einem für den größten Teil seiner Erzeugnisse hinreichend aufnahmefähigen Markte nie hätten Platz greifen können. Die produktiven Kräfte der Arbeit entwickelten sich, und ihr Erzeugnis und mit ihm das wahre Einkommen und der wahre Reichtum der Einwohner nahm in allen Ländern Europas zu. Fast alle europäischen Waren waren für Amerika neu und viele waren es für Europa. So entstand eine neue Reihe von Tauschen, an die man vorher nie gedacht hatte, und die für den neuen Erdteil ebenso vorteilhaft hätten werden können, wie sie es für den alten unstreitig waren. Allein die barbarische Ungerechtigkeit der Europäer machte ein Ereignis, das für alle wohlthätig sein konnte, für manche dieser unglücklichen Länder verderblich und zerstörend.

Die ziemlich gleichzeitige Entdeckung eines Weges nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung eröffnete trotz der größeren Entfernung dem auswärtigen Handel vielleicht einen noch größeren Spielraum, als selbst die Entdeckung Amerikas. In Amerika gab es nur zwei Völkerschaften, die höher als die Wilden standen, und diese wurden fast zu gleicher Zeit vertilgt wie entdeckt. Die übrigen waren vollständig wild. Dagegen waren China, Hindostan, Japan, so wie mehrere andere ostindische Reiche, ohne ergiebige Gold- und Silberminen zu besitzen, in jeder anderen Beziehung weit reicher, kultivierter und in Künsten und Gewerben vorgeschrittener, als Mexiko oder Peru, selbst wenn wir den übertriebenen durchaus unglauwürdigen Berichten spanischer Schriftsteller über den alten Zustand jener Reiche Glauben schenken wollten. Reiche und zivilisierte Nationen können aber stets mit einander viel größere Werte austauschen als mit Wilden und Barbaren. Gleichwohl hat Europa bisher von seinem Handel mit Ostindien viel weniger Vorteil gezogen, als von dem mit Amerika. Die Portugiesen monopolisierten den ostindischen Handel fast ein Jahrhundert lang für sich, und die übrigen europäischen Nationen konnten nur mittelbar durch die Portugiesen Waren nach jenem Lande senden oder von dorthier empfangen. Als die Holländer im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Portugiesen zu verdrängen anfangen, überließen sie ihren ganzen Ostindien-Handel einer privilegierten Gesellschaft. Engländer, Franzosen, Schweden und Dänen folgten diesem Beispiel, so daß bis jetzt keine einzige große europäische Nation den Vorteil freien Verkehrs nach Ostindien gehabt hat. Dies erklärt hinreichend, warum dieser Verkehr niemals so vorteilhaft gewesen ist, wie der nach Amerika, der zwischen fast allen europäischen Nationen und ihren Kolonien für alle Staats-

bürger frei war. Die ausschließenden Privilegien jener ostindischen Gesellschaften, ihre großen Reichtümer, die hohe Begünstigung und Beschützung, die diese ihnen seitens der Regierungen verschafften, haben vielen Neid gegen sie erregt. Dieser Neid hat oft ihren Handel als durchaus verderblich geschildert, weil er alle Jahre so große Mengen Silbers aus dem Lande führe. Die Gegenpartei hat erwidert, ihr Handel könne wohl durch die stete Silberausfuhr Europa im allgemeinen ärmer machen, aber nicht das einzelne Land, von dem der Handel getrieben werde: denn durch die Ausfuhr eines Theils der Rückladungen nach anderen europäischen Ländern komme jährlich eine weit größere Summe jenes Metalls ins Land, als ausgeführt worden sei. Sowohl jener Vorwurf, als diese Antwort gründen sich auf die populäre Vorstellung, die ich eben geprüft habe; es ist daher unnötig, mehr darüber zu sagen. Wegen der jährlichen Silberausfuhr nach Ostindien ist wahrscheinlich das Silbergeschirr in Europa etwas teurer, als es sonst sein würde, und das gemünzte Silber verschafft wahrscheinlich eine größere Menge Arbeit und Waren. Die erste dieser beiden Wirkungen ist ein sehr geringfügiger Verlust, die letztere ein sehr kleiner Vorteil; beide sind zu unbedeutend, um irgendwie von Seiten des Staates Aufmerksamkeit zu verdienen. Dadurch daß der Handel nach Ostindien den europäischen Waren, oder, was so ziemlich dasselbe ist, dem mit diesen Waren gekauften Gold und Silber einen Markt eröffnet, muß er notwendig die jährliche Produktion europäischer Waren, und folglich den wahren Reichtum und das wahre Einkommen Europas vermehren. Daß er es bis heute so wenig gethan hat, ist wahrscheinlich den Einschränkungen zu danken, mit denen er überall zu kämpfen hat.

Ich hielt es selbst auf die Gefahr hin, ermüdend zu werden, für nötig, die populäre Vorstellung, daß der Reichtum in Geld oder in Gold und Silber bestehe, ausführlich zu untersuchen. Geld bedeutet, wie bereits bemerkt, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch oft so viel wie Reichtum, und diese Zweideutigkeit des Ausdrucks hat uns jene volkstümliche Vorstellung so geläufig gemacht, daß selbst diejenigen, welche von ihrer Ungereintheit überzeugt sind, sehr leicht ihre Grundsätze vergessen und sie im Verlauf ihres Raisonnements als eine ausgemachte und unleugbare Wahrheit annehmen. Einige der besten englischen Schriftsteller über den Handel fangen mit der Bemerkung an, daß der Reichtum eines Landes nicht bloß in seinem Gold und Silber, sondern auch in seinen Ländereien, Häusern und verbrauchbaren Waren aller Art bestehe. Im Laufe ihrer Darlegungen scheinen aber die Ländereien, Häuser und Waren ihrem Gedächtnisse zu entschwinden, und die Kraft ihrer Gründe beruht oft auf der Voraussetzung, daß aller Reichtum in Gold und Silber bestehe, und daß sie zu vermehren die große Aufgabe der nationalen Industrie und des Handels sei.

Die beiden Grundsätze einmal aufgestellt, daß der Reichtum in Gold und Silber bestehe, und daß diese Metalle in ein Land, das keine Bergwerke habe, nur mittelst der Handelsbilanz oder mittelst einer die Einfuhr überwiegenden Ausfuhr gebracht werden können, — wurde es notwendig die Hauptaufgabe der politischen Ökonomie, die Einfuhr fremder Waren zum inneren Verbrauch möglichst zu vermindern, und die Ausfuhr der Erzeugnisse einheimischen Fleißes möglichst zu vermehren. Die beiden großen Hebel, das Land zu bereichern, waren daher Beschränkungen der Einfuhr und Ermunterungen der Ausfuhr.

Die Einfuhrbeschränkungen waren doppelter Art: Erstens Beschränkungen der Einfuhr solcher zum inneren Verbrauch bestimmter fremder Waren, die im Lande selbst erzeugt werden konnten: gleichviel aus welchem Lande sie kamen. Zweitens, Beschränkungen der Einfuhr fast aller Arten von Waren aus Ländern, denen gegenüber eine nachtheilige Handelsbilanz vorausgesetzt wurde. Diese Beschränkungen bestanden bald in hohen Zöllen und bald in gänzlichen Verboten.

Die Ausfuhr wurde bald durch Rückzölle, bald durch Prämien, bald durch vorteilhafte Handelsverträge mit fremden Staaten und bald durch Begründung von Kolonien in entfernten Ländern begünstigt.

Rückzölle gab man in zweierlei Fällen. Wenn die heimischen Fabrikate einem Zoll oder einer Akzise unterworfen waren, wurde bei der Ausfuhr oft das Ganze oder ein Teil davon zurückgegeben; und wenn ausländische einem Zoll unterworfenen Waren eingeführt wurden, um wieder ausgeführt zu werden, wurde bei der Ausfuhr entweder der ganze Zoll, oder ein Teil davon zurückerstattet.

Ausfuhrprämien gab man zur Ermunterung mancher erst beginnender oder solcher Industrien, denen man eine besondere Begünstigung glaubte angedeihen lassen zu müssen.

Durch vorteilhafte Handelsverträge verschaffte man den Waren und Kaufleuten des eignen Landes in fremden Staaten gewisse Vorrechte vor den Waren und Kaufleuten anderer Staaten.

Durch die Begründung von Kolonien in entfernten Ländern wurden den Waren und Kaufleuten des die Kolonie gründenden Landes nicht nur besondere Vorrechte, sondern oft auch ein Monopol erteilt.

Die beiden oben erwähnten Einfuhrbeschränkungen zusammen mit diesen vier Ausfuhrbegünstigungen bilden

die sechs Hauptmittel, durch die das Handelssystem die Menge des Goldes und Silbers in einem Lande zu vermehren gedenkt, indem es die Handelsbilanz zu seinen Gunsten wendet. Ich werde jedes dieser Mittel in einem besonderen Kapitel erörtern, und ohne auf ihre angebliche Wirkung, Gold ins Land zu bringen, weiter Rücksicht zu nehmen, hauptsächlich untersuchen, welchen Einfluß ein jedes auf das jährliche Produkt seines Fleißes haben muß. Je nachdem sie dazu dienen, den Wert dieses Jahresprodukts zu vermehren oder zu vermindern, müssen sie offenbar den wahren Reichtum und das Einkommen des Landes vermehren oder vermindern.

Zweites Kapitel.

Beschränkungen der Einfuhr solcher Waren, die im Lande selbst hervorgebracht werden können.

Schränkt man die Einfuhr solcher Waren, die im Lande selbst hervorgebracht werden können, entweder durch hohe Zölle ein oder verhindert sie durch gänzliche Verbote, so wird dadurch der einheimischen mit ihrer Erzeugung beschäftigten Industrie mehr oder weniger das Monopol auf dem inländischen Markte gesichert. So sichert das Verbot, Vieh oder gesalzenes Fleisch aus fremden Ländern einzuführen, den britischen Viehzüchtern das Monopol auf dem inländischen Fleischmarkte. Die hohen Getreidezölle, die in Zeiten mäßiger Ernten prohibitiv wirken, verschaffen den Getreideproduzenten einen gleichen Vorteil. Das Verbot der Einfuhr fremder Wollwaren begünstigt ebenso die Wollwarenfabrikanten. Die Seidenindustrie hat neuerdings, obwohl sie nur ausländische Materialien verarbeitet, denselben Vorteil erhalten. Die Leinenindustrie hat ihn zwar noch nicht, ist aber auf dem besten Wege dazu. Ebenso haben auch manche andere Industrielle ganze oder partielle Monopole gegen ihre Landsleute erlangt. Die Menge der Waren, deren Einfuhr in Großbritannien ganz oder teilweise verboten ist, ist viel größer, als man sich in der Regel denkt, wenn man mit den Zollgesetzen nicht vertraut ist.

Daß dieses Monopol des inländischen Marktes die Industriezweige, denen es zuteil wird, oft sehr fördert

und ihnen einen größeren Teil der Arbeitskräfte und des Kapitals zuwendet, als es sonst der Fall gewesen sein würde, unterliegt keinem Zweifel. Ob es aber den allgemeinen Gewerbleiß des Volkes vermehrt oder ihm die vorteilhafteste Richtung gibt, ist wohl nicht ganz ebenso ausgemacht.

Der allgemeine Gewerbleiß des Volkes kann niemals die Grenzen überschreiten, die ihm das Nationalkapital setzt. Wie die Zahl der Arbeiter, die ein Privatmann beschäftigen kann, in bestimmtem Verhältnis zu seinem Kapital stehen muß, so muß auch die Zahl derjenigen, die von sämtlichen Gliedern eines großen Volks fortwährend beschäftigt werden, im Verhältnis zum Gesamtkapital dieses Volkes stehen, und kann dieses Verhältnis niemals überschreiten. Keine Handelsregelungen können den Gewerbleiß eines Volkes höher entwickeln, als sein Kapital es erlaubt. Sie können nur einen Teil von ihm in eine Richtung lenken, die er sonst nicht genommen haben würde, und es ist keineswegs sicher, daß diese künstliche Richtung für das Volk vorteilhafter sei, als die, welche er von selbst genommen haben würde.

Jeder einzelne ist stets darauf bedacht, die vorteilhafteste Anlage für das Kapital, über das er zu gebieten hat, ausfindig zu machen. Er hat allerdings nur seinen eignen Vorteil und nicht den des Volkes im Auge; aber gerade die Bedachtnahme auf seinen eignen Vorteil führt ganz von selbst dazu, daß er diejenige Anlage bevorzugt, welche zugleich für die Gesellschaft die vorteilhafteste ist.

Erstens sucht jeder sein Kapital möglichst nahe bei seinem Wohnsitz, und folglich möglichst im heimischen Gewerbleiß anzulegen, falls er dabei den üblichen Kapitalgewinn oder doch nicht viel weniger zu erzielen vermag.

So zieht jeder Großhändler bei gleichem oder annähernd gleichem Gewinn den inneren dem auswärtigen Handel, und wiederum den auswärtigen Handel zum Konsum dem Zwischenhandel vor. Im Binnenhandel kommt ihm sein Kapital niemals so weit aus dem Gesicht, wie gewöhnlich bei dem auswärtigen. Er wird den Charakter und die Lage der Leute, denen er Kredit gibt, besser kennen lernen, und wenn er getäuscht werden sollte, so kennt er die Landesgesetze besser, die Abhilfe schaffen können. Im Zwischenhandel ist das Kapital des Kaufmanns so zu sagen auf zwei fremde Länder verteilt, und kein Teil kehrt notwendig unter seine unmittelbare Aufsicht und Verfügung zurück. Das Kapital, das ein Amsterdamer Kaufmann verwendet, um Getreide von Königsberg nach Lissabon und Früchte und Wein von Lissabon nach Königsberg zu schaffen, ist in der Regel zur Hälfte in Königsberg und zur Hälfte in Lissabon und braucht niemals nach Amsterdam zu kommen. Der natürliche Wohnsitz eines solchen Kaufmanns müßte Königsberg oder Lissabon sein, und nur ganz besondere Umstände können ihn bestimmen, den Aufenthalt in Amsterdam vorzuziehen. Das Unbehagen, von seinem Kapital so weit getrennt zu sein, bestimmt ihn aber gewöhnlich, einen Teil der Königsberger Waren, die für den Lissaboner Markt, und einen Teil der Lissaboner Waren, die für Königsberg bestimmt waren, nach Amsterdam kommen zu lassen; und obwohl er sich dadurch den doppelten Kosten des Ein- und Anladens, sowie der Bezahlung einiger Abgaben und Zölle unterwirft, so läßt er sich doch diesen Übelstand gern gefallen, um nur einen Teil seines Kapitals immer unter seiner Aufsicht und zur Verfügung zu haben; und so kommt es, daß jedes Land, das bedeutenden Zwischenhandel treibt, stets das Emporium oder der Hauptmarkt für die Waren all' der Länder

wird, deren Handel es betreibt. Der Kaufmann sucht stets, um ein zweites Ein- und Ausladen zu ersparen, möglichst viele Waren dieser Länder auf dem heimischen Markte zu verkaufen und dadurch, soviel an ihm liegt, den Zwischenhandel in einen auswärtigen Handel zu verwandeln. Ebenso wird ein Kaufmann, der auswärtigen Handel treibt, immer froh sein, möglichst viel der für auswärtige Märkte aufgehäuften Waren mit gleichem oder annähernd gleichem Gewinn im Lande selbst verkaufen zu können. Durch tunlichste Verwandlung des auswärtigen Handels in einen Binnenhandel erspart er sich die Gefahr und Mühe der Ausfuhr. Die Heimat ist auf diese Weise so zu sagen der Mittelpunkt, um welchen die Kapitalien der Einwohner fortwährend umlaufen und nach welchem sie beständig streben, obgleich sie manehmal durch besondere Ursachen abgestoßen und nach entfernteren Anlagen hingetrieben werden können. Ein im Binnenhandel angelegtes Kapital setzt aber, wie bereits gezeigt wurde, notwendig eine größere Menge heimischen Fleißes in Bewegung und schafft einer größeren Anzahl von Einwohnern Einkommen und Beschäftigung, als ein gleich großes Kapital, das im auswärtigen Handel angelegt ist, und ein in dem auswärtigen Handel angelegtes hat den gleichen Vorzug vor einem ebenso großen im Zwischenhandel angelegten Kapital. Bei gleichem oder auch nur annähernd gleichem Gewinn ist mithin jeder von selbst geneigt, sein Kapital in der Weise anzulegen, wie es dem heimischen Fleiße wahrscheinlich die meiste Unterstützung gewährt und der größten Anzahl von Menschen in seinem Lande Einkommen und Beschäftigung verschafft.

Zweitens sucht jeder, der sein Kapital zur Unterstützung des heimischen Gewerbefleißes verwendet, diesen Gewerbefleiß natürlich so zu lenken, daß der Ertrag einen möglichst großen Wert darstellt.

Der Ertrag des Gewerbfließes besteht in dem, was er dem zu bearbeitenden Gegenstande oder Stoffe an Wert zusetzt. Je nachdem dieser Ertrag groß oder gering ist, sind es auch die Gewinne des Kapitalisten. Kapitalien werden aber nur des Gewinns halber auf die Gewerbe verwendet, und man wird sie daher stets demjenigen Gewerbe zuzuwenden suchen, deren Produkte den größten Wert hoffen lassen, d. h. die größte Menge Geldes oder anderer Waren einzutauschen versprechen.

Nun ist das Jahreseinkommen jedes Volkes immer gerade so groß, wie der Tauschwert der gesamten Jahresergebnisse seines Fleißes oder vielmehr das Einkommen ist nichts anderes, als dieser Tauschwert selber. Da aber jeder sein Kapital möglichst zur Unterstützung des inländischen Gewerbfließes zu verwenden und diesen Gewerbfließ so zu leiten sucht, daß sein Produkt den größten Wert erhält, so arbeitet auch jeder notwendig dahin, das Jahreseinkommen des Volks so groß zu machen, als er kann. Allerdings beabsichtigt er in der Regel weder, das allgemeine Wohl zu fördern, noch weiß er, in welchem Maß er es befördert. Wenn er dem heimischen Gewerbfließ vor dem fremden den Vorzug gibt, so hat er nur seine eigene Sicherheit vor Augen, und wenn er diesen Gewerbfließ so lenkt, daß sein Produkt den größten Wert erhält, so bezweckt er lediglich seinen eignen Gewinn und wird in diesem wie in vielen anderen Fällen von einer unsichtbaren Hand geleitet, einen Zweck zu befördern, der ihm keineswegs vorschwebte. Das Volk hat davon keinen Schaden, daß jenes seine Absicht nicht war. Oft fördert er durch die Verfolgung seines eignen Interesses das der Gesellschaft weit wirksamer, als wenn er es zu befördern wirklich beabsichtigte. Ich habe niemals gesehen, daß Leute, die zum allgemeinen Besten Handel zu treiben vorgaben, viel Gutes ausgerichtet hätten. In der Tat

geben es die Kaufleute auch nur selten vor und es bedarf nur weniger Worte, es ihnen auszureden.

Auf welche Gattungen des heimischen Gewerbleißes jemand sein Kapital verwenden soll, und bei welcher das Produkt den größten Wert verspricht, kann offenbar jeder einzelne nach seinen örtlichen Verhältnissen weit besser beurteilen, als es ein Staatsmann oder Gesetzgeber für ihn tun könnte. Der Staatsmann, der sich versucht fühlte, Privatleuten Anleitung zu geben, wie sie ihre Kapitalien anlegen sollen, würde sich nicht allein eine höchst unnötige Fürsorge aufladen, sondern sich eine Autorität anmaßen, die nicht einmal einem Ministerium oder einem Senat, geschweige denn einem einzelnen Manne getrost überlassen werden könnte, und die nirgends so gefährlich sein würde, als in der Hand eines Mannes, der töricht und dünkelfhaft genug wäre, sich dazu fähig zu erachten.

Den Erzeugnissen inländischen Gewerbleißes irgend welcher Art das Monopol des heimischen Marktes zugestehen, heißt aber gewissermaßen nichts anderes, als Privatleuten die Art vorzeichnen, wie sie ihre Kapitalien anlegen sollen, und muß fast in allen Fällen eine nutzlose oder schädliche Maßnahme sein. Können die Produkte des heimischen Gewerbleißes ebenso wohlfeil geliefert werden, wie die des ausländischen, so ist die Maßnahme offenbar nutzlos; wo nicht, so muß sie in der Regel schädlich sein. Bei jedem klugen Hausvater ist es Grundsatz, niemals etwas im Hause machen zu lassen, was er billiger kaufen kann. Der Schneider macht sich seine Schuhe nicht selbst, sondern kauft sie vom Schuhmacher; der Schuhmacher macht sich seine Kleider nicht, sondern beschäftigt den Schneider; und der Landmann macht weder das eine noch das andere, sondern gibt den beiden Handwerkern zu tun. Sie alle finden es in ihrem Interesse, ihren

ganzen Fleiß auf dasjenige zu verwenden, worin sie etwas vor ihren Nachbarn voraus haben, und mit einem Teile ihrer Erzeugnisse, oder, was dasselbe ist, mit dem Preise eines Theils davon ihren übrigen Bedarf zu kaufen.

Was im Verfahren jeder Familie Klugheit ist, kann in dem eines großen Reichs schwerlich töricht sein. Wenn uns ein fremdes Land mit einer Ware wohlfeiler versehen kann, als wir selbst sie zu machen imstande sind, so ist es besser, daß wir sie ihm mit einem Teile vom Erzeugnis unserer Industrien, in denen wir vor dem Auslande etwas voraushaben, abkaufen. Der allgemeine Gewerbefleiß des Landes, der sich immer nach dem darin angelegten Kapital richtet, wird dadurch so wenig vermindert, wie der Gewerbefleiß der oben erwähnten Handwerker, sondern es bleibt ihm nur überlassen, die einträglichste Beschäftigung zu wählen. Sicherlich verfehlt er diesen Zweck, wenn er auf eine Sache gelenkt wird, die man wohlfeiler kaufen kann, als er sie zu verfertigen vermag. Der Wert seines jährlichen Erzeugnisses wird gewiß mehr oder weniger vermindert, wenn er von der Verfertigung offenbar wertvollere Waren ab- und auf die Verfertigung minder wertvoller hingelenkt wird. Vorausgesetzt, die Ware könnte vom Auslande wohlfeiler bezogen, als im Lande hergestellt werden, so wäre man imstande, sie bloß mit einem Teile der Waren, oder, was dasselbe ist, einem Teil vom Preise der Waren zu kaufen, welche die mit einem gleich großen Kapital betriebene Industrie im Lande selbst hätte erzeugen können, wenn man sie ihrem natürlichen Laufe überlassen hätte. Die Landesindustrie wird mithin durch jede solche Maßnahme nur von einem mehr oder weniger vorteilhaften Gewerbe abgelenkt, und der Tauschwert ihres jährlichen Produkts muß sich notwendig vermindern, anstatt sich, wie es der Gesetzgeber gewollt hat, zu vergrößern.

Zwar kann eine oder die andere Industrie sich durch solche Maßnahmen bisweilen schneller entwickeln, als es sonst hätte geschehen können, und die Ware kann nach einer gewissen Zeit im Lande ebenso wohlfeil oder noch wohlfeiler hergestellt werden, als im Auslande; aber wenn auch auf diese Weise die Industrie des Volks früher, als es sonst hätte geschehen können, mit Vorteil in einen besonderen Kanal geleitet wird, so folgt doch keineswegs daraus, daß die Totalsumme der Landesindustrie oder des Volkseinkommens durch eine solche Maßnahme vermehrt werden könne. Der Gewerbefleiß des Volkes kann sich nur in dem Maße vermehren, wie sein Kapital zunimmt, und sein Kapital kann nur in dem Maße zunehmen, wie nach und nach etwas vom Volkseinkommen erspart wird. Aber die unmittelbare Wirkung jeder solchen Maßnahme ist eine Verminderung ihres Einkommens, und was ihr Einkommen vermindert, wird gewiß ihr Kapital nicht schneller vermehren, als es sich von selbst vermehrt haben würde, wenn man beide, Kapital und Industrie, ihrem natürlichen Gange überlassen hätte.

Wenn auch das Volk ohne solche Maßnahmen die gewünschte Industrie niemals erhalten hätte, so würde es darum in irgend einer Periode seiner Dauer doch nicht notwendig ärmer sein. In jeder Periode seiner Dauer könnte doch sein ganzes Kapital und sein ganzer Gewerbefleiß zwar auf andere Gegenstände, aber in einer Weise verwendet worden sein, die zur Zeit die vorteilhafteste war. In jeder Periode hätte ihr Einkommen das größte sein können, welches das Kapital zu liefern vermochte, und sowohl Kapital als Einkommen könnten mit der größtmöglichen Schnelligkeit gewachsen sein.

Die natürlichen Vorteile, welche ein Land in Hervorbringung gewisser Waren vor einem andern voraus hat, sind mitunter so groß, daß es, wie alle Welt zugibt,

vergeblich sein würde, dagegen anzukämpfen. In Treibhäusern, Mistbeeten und dergleichen lassen sich in Schottland sehr gute Trauben ziehen und auch recht guter Wein davon gewinnen; nur würde dieser etwa dreißigmal soviel kosten, als ein mindestens ebenso guter Wein des Auslandes. Wäre es ein vernünftiges Gesetz, die Einfuhr aller fremden Weine zu verbieten, bloß um die Erzeugung des Clarets und Burgunders in Schottland zu befördern? Wenn es aber eine offenbare Albernheit wäre, auf ein Gewerbe dreißigmal mehr Kapital und Fleiß zu verwenden, als nötig ist, um eine gleiche Menge der begehrten Waren aus fremden Ländern zu kaufen, so muß es auch eine, zwar nicht ganz so auffällige, doch durchaus ähnliche Albernheit sein, auf ein Gewerbe den dreißigsten oder auch nur den dreihundertsten Teil mehr an Kapital und Fleiß zu verwenden. Ob die Vorteile, welche ein Land vor dem anderen voraus hat, natürliche oder erworbene sind, kommt hierbei nicht in Betracht. Solange das eine Land diese Vorteile hat und das andere sie entbehrt, solange ist es auch für das letztere vorteilhafter, von dem ersteren zu kaufen, als selbst zu erzeugen. Der Vorteil, den ein Handwerker über seinen Nachbar hat, der ein anderes Handwerk treibt, ist nur ein erworbener, und doch finden es beide vorteilhafter, von einander zu kaufen, als Dinge zu verfertigen, die nicht zu ihrem Geschäft gehören.

Kaufleute und Fabrikanten ziehen von dem Monopol des inländischen Marktes den größten Vorteil. Das Verbot der Einfuhr fremden Viehs und gesalzenen Fleisches, so wie die hohen Getreidezölle, die in Zeiten mäßiger Ernten einem Verbote gleichkommen, sind lange nicht so vorteilhaft für die Viehzüchter und Landwirte Großbritanniens, als andere ähnliche Verordnungen es für die Kaufleute und Fabrikanten sind. Fabrikate,

besonders feinere, sind leichter aus einem Lande in das andere zu schaffen, als Getreide oder Vieh. Daher ist auch der auswärtige Handel namentlich mit Einfuhr oder Ausfuhr von Fabrikaten beschäftigt. Bei Fabrikaten wird schon ein sehr kleiner Vorteil den Ausländer in Stand setzen, unsere Arbeiter zu unterbieten, selbst auf dem inländischen Markte. Dagegen müßte er sehr große Vorteile voraus haben, wenn er das nämliche auch bei den Rohprodukten des Bodens sollte tun können. Wäre die freie Einfuhr fremder Fabrikwaren erlaubt, so würden manche heimische Industrien wahrscheinlich zu leiden haben, einige vielleicht sogar zu Grunde gehen, und ein bedeutender Teil des gegenwärtig in ihnen angelegten Kapitals und Gewerbfließes würde eine andere Beschäftigung suchen müssen. Aber auch die freieste Einfuhr der Rohprodukte könnte auf den Ackerbau keinen solchen Einfluß haben.

Würde z. B. die Einfuhr fremden Viehs jemals gänzlich freigegeben, so könnte doch so wenig eingeführt werden, daß der britische Viehhandel nur unbedeutend davon betroffen würde. Lebendes Vieh ist vielleicht die einzige Ware, deren Transport zur See kostspieliger ist als zu Lande. Zu Lande geht es selbst auf den Markt; zur See muß nicht nur das Vieh, sondern auch sein Futter und Wasser nicht ohne viele Kosten und Schwierigkeiten transportiert werden. Die kurze Überfahrt zwischen Irland und Großbritannien erleichtert zwar die Einfuhr irischen Viehs; wenn aber auch seine freie Einfuhr, die jüngst nur auf eine gewisse Zeit bewilligt worden ist, auf immer nachgegeben würde, so könnte sie doch die Interessen der britischen Viehzüchter nicht sonderlich berühren. Die Teile Großbritanniens, die an die irische See grenzen, sind sämtlich Weideländer. Zu ihrem Gebrauch kann irländisches Vieh nicht eingeführt und müßte erst mit vielen Kosten

und Schwierigkeiten durch diese weiten Landstriche getrieben werden, ehe es auf seinen eigentlichen Markt gelangen könnte. Fettes Vieh ließe sich so weit gar nicht treiben. Es wäre daher nur möglich, mageres Vieh einzuführen, und diese Einfuhr würde mit dem Interesse der Landschaften, die sich mit Viehmast abgeben, nicht streiten, durch den verminderten Preis des mageren Viehes ihnen vielmehr vorteilhaft werden: sie würde also nur mit dem Interesse der Gegenden, in denen man Vieh züchtet, streiten. Die geringe Menge des seit der freien Einfuhr aus Irland eingebrachten Viehs, sowie der gute Preis, zu dem mageres Vieh noch immer verkauft wird, scheint jedoch zu beweisen, daß auch die Viehzucht treibenden Gegenden Großbritanniens durch die freie Einfuhr irischen Viehes nicht sonderlich leiden. Das gewöhnliche Volk Irlands soll sich zwar der Ausfuhr des Viehs bisweilen mit Gewalt widersetzt haben; wenn aber die Exporteure einen bedeutenden Nutzen dabei gehabt hätten, so würden sie, da das Gesetz auf ihrer Seite war, den Widerstand des Pöbels wohl mit Leichtigkeit überwunden haben.

Überdies müssen Gegenden, in denen Viehmast getrieben wird, stets hoch kultiviert sein, während die Vieh züchtenden in der Regel noch weit im Anbau zurück sind. Der hohe Preis des mageren Viehs vermehrt den Wert des unangebauten Bodens, und ist dadurch gleichsam eine Prämie auf die Unterlassung des Anbaues. Für ein durchaus gut angebautes Land ist es vorteilhafter mageres Vieh einzuführen, als es selbst zu ziehen. Die Provinz Holland soll daher jetzt auch diesen Grundsatz befolgen. Die gebirgigen Teile von Schottland, Wales und Northumberland sind keiner hohen Kultur fähig und scheinen von der Natur zu den viehzüchtenden Gegenden Großbritanniens bestimmt zu sein. Die völlig freie Einfuhr fremden Viehs könnte keine andere Wir-

kung haben, als diese viehzüchtenden Gegenden zu hindern, aus der zunehmenden Bevölkerung und Kultur des übrigen Reichs Vorteil zu ziehen, ihre Preise auf eine unmäßige Höhe zu treiben und allen besser angebauten und kultivierten Teilen des Landes eine effektive Steuer aufzulegen.

Die völlig freie Einfuhr gesalzenen Fleisches könnte das Interesse der großbritannischen Viehzüchter ebenso wenig berühren, wie die Einfuhr lebenden Viehs. Gesalzenes Fleisch ist nicht nur eine sehr voluminöse Ware, sondern auch im Vergleich mit frischem Fleisch von geringerer Güte und, da es mehr Arbeit und Kosten verursacht, von höherem Preise. Es kann daher niemals mit dem frischen, sondern höchstens mit dem Salzfleisch des Landes in Wettbewerb treten. Es dient zur Verproviantierung der Schiffe für weite Reisen und zu ähnlichen Zwecken, kann aber niemals einen beträchtlichen Teil der Volksnahrung ausmachen. Die geringe Einfuhr von Salzfleisch aus Irland seit der Freigabe der Einfuhr ist ein Erfahrungsbeweis, daß unsere Viehzüchter nichts davon zu fürchten haben. Es scheint nicht, daß der Fleischpreis davon erheblich berührt worden wäre.

Selbst die freie Einfuhr fremden Getreides könnte das Interesse der großbritannischen Landwirte nur wenig berühren. Getreide ist eine noch weit voluminösere Ware als Fleisch. Ein Pfund Weizen zu einem Penny ist so teuer, wie ein Pfund Fleisch zu vier Pence. Die geringe Menge fremden Getreides, die selbst in Zeiten des größten Mangels eingeführt worden ist, kann unsere Landwirte überzeugen, daß sie auch von der freiesten Einfuhr nichts zu fürchten haben. Die durchschnittliche Jahreseinfuhr beträgt nach dem sehr gut unterrichteten Verfasser der Abhandlungen über den Getreidelandel (*Tracts upon the corn trade*) nur 23,728 Quarters aller Getreidesorten und übersteigt nicht $\frac{1}{571}$ des jährlichen Verbrauchs. Wie aber die Ausfuhrprämie

auf Getreide in fruchtbaren Jahren eine größere Ausfuhr veranlaßt, so muß sie auch in Jahren des Mangels eine größere Einfuhr bewirken, als bei dem dormaligen Zustande der Landwirtschaft sonst stattfinden würde. In Folge der Prämie kann der Überfluß des einen Jahres den Mangel des andern nicht ausgleichen, und da die durchschnittliche Ausfuhrmenge dadurch vermehrt wird, so muß es auch bei dem dormaligen Zustande des Ackerbaus mit der durchschnittlichen Einfuhr geschehen. Da ohne die Prämie weniger Getreide ausgeführt werden würde, so ist es wahrscheinlich, daß durchschnittlich auch weniger eingeführt werden würde, als jetzt. Die Getreidehändler, die den Getreidehandel zwischen Großbritannien und dem Auslande vermitteln, würden viel weniger zu tun haben und sehr dabei zu kurz kommen; aber die Landwirte könnten sehr wenig dabei verlieren. Daher habe ich auch die Getreidehändler viel mehr als die Landwirte um die Erneuerung und Fortdauer der Prämie besorgt gesehen.

Gutsbesitzer und Pächter sind, sehr zu ihrer Ehre, von dem elenden Monopolgeiste am wenigsten angesteckt. Der Unternehmer einer großen Fabrik ist zuweilen schon beunruhigt, wenn innerhalb zwanzig Meilen ein gleichartiges Werk errichtet wird. Der holländische Unternehmer der Wollwarenfabrik zu Abbeville stellte die Bedingung, daß innerhalb dreißig Meilen von dieser Stadt kein gleichartiges Werk errichtet werden dürfe. Pächter und Gutsbesitzer sind dagegen in der Regel eher geneigt, Anbau und Kultur auf den benachbarten Pachtungen und Gütern zu befördern, als sie zu hindern. Sie haben keine Geheimnisse der Art, wie die meisten Fabrikanten, und lieben es vielmehr, ein neues Verfahren, das sie vorteilhaft befunden haben, ihren Nachbarn mitzuteilen und nach Kräften zu verbreiten. *Pius quaestus*, sagt der alte Cato, *stabilissimusque mini-*

meque invidiosus; minimeque male cogitantes sunt, qui in eo studio occupati sunt. Gutsbesitzer und Pächter sind in allen Theilen des Landes zerstreut und können daher nicht so leicht zusammentreten, wie Kaufleute und Fabrikanten, die, in Städten zusammenlebend und an jenen exklusiven Korporationsgeist gewöhnt, der in Städten herrschend ist, natürlich allen ihren Landsleuten gegenüber das nämliche ausschließliche Vorrecht zu behaupten suchen, das sie gewöhnlich gegenüber den Bürgern ihrer Stadt besitzen. Sie scheinen demgemäß die ursprünglichen Erfinder jener auf die Einfuhr fremder Waren gelegten Beschränkungen zu sein, die ihnen das Monopol des inneren Marktes sichern. Wahrscheinlich um ihnen nachzuahmen und sich mit Leuten, die allem Anscheine nach sie drücken wollten, ins Gleichgewicht zu setzen, vergaßen Gutsbesitzer und Pächter Großbritanniens so sehr den ihrem Stande natürlichen Edelmut, daß sie um das ausschließliche Vorrecht nachsuchten, ihre Landsleute mit Getreide und Fleisch zu versorgen. Sie haben sich wohl nicht Zeit genommen, zu überlegen, wieviel weniger ihr Interesse durch die Freiheit des Handels berührt werde, als das der Leute, deren Beispiel sie folgten.

Das dauernde Verbot der Getreide- und Vieheinfuhr bedeutet in der That eine Verordnung, daß die Bevölkerung und Industrie des Landes niemals das Maaß übersteigen soll, das die Rohprodukte des eigenen Bodens unterhalten können.

Es gibt indessen zwei Fälle, in denen es im Allgemeinen vorteilhaft zu sein scheint, die fremde Industrie zu Gunsten der einheimischen etwas zu belasten.

Der erste ist der, wenn eine gewisse Industrie zur Verteidigung des Landes notwendig ist. Die Verteidigung Großbritanniens hängt z. B. sehr erheblich von der Zahl seiner Matrosen und Schiffe ab. Die Navigationsakte sucht daher mit vollem Rechte den

großbritannischen Matrosen und Schiffen das Monopol der Rhederei ihres Landes zu geben, in einigen Fällen durch gänzliche Verbote, in anderen durch schwere Belastung der Schiffe fremder Länder. Die hauptsächlichsten Anordnungen dieser Akte sind folgende:

Erstens: allen Schiffen, deren Mannschaft nicht zu $\frac{3}{4}$ und deren Eigentümer und Kapitäne nicht britische Untertanen sind, ist bei Strafe des Verlustes von Schiff und Ladung verboten, nach britischen Kolonien und Pflanzungen Handel zu treiben oder sich mit dem Küstenhandel Großbritanniens zu befassen.

Zweitens: viele der voluminösesten Einfuhrartikel können nach Großbritannien nur entweder in den eben beschriebenen Schiffen oder in Schiffen desjenigen Landes gebracht werden, in dem die Waren erzeugt worden sind, und wenn deren Eigentümer, Kapitäne und $\frac{3}{4}$ der Seeleute dem bez. Lande angehören; werden sie in Schiffen der letzteren Art eingeführt, so sind sie dem doppelten Eingangszoll unterworfen. Werden sie in Schiffen eines andern Landes eingeführt, so steht Verlust von Schiff und Ladung darauf. Als jene Akte erlassen wurde, waren die Holländer, wie noch heute, die größten Frachtführer Europas, und durch diese Verordnung wurden sie gänzlich davon ausgeschlossen, die Frachtführer Großbritanniens zu sein, d. h. uns die Waren irgend eines anderen europäischen Landes zuzuführen.

Drittens: viele der voluminösesten Einfuhrartikel dürfen auch in britischen Schiffen nur aus dem Ursprungslande eingeführt werden, bei Strafe des Verlustes von Schiff und Ladung. Auch diese Verordnung war vermutlich gegen die Holländer gerichtet. Holland war damals wie jetzt das große Emporium für alle europäischen Waren, und durch diese Verordnung wurden die britischen Schiffe abgehalten, die Waren anderer europäischer Länder in Holland einzunehmen.

Viertens: gesalzene Fische aller Art, Wallfischbarten, Fischbein, Tran und Fett unterliegen, wenn sie nicht von britischen Schiffen gefangen und an ihrem Bord bereitet sind, dem doppelten Eingangszoll. Die Holländer, die noch jetzt die größten Fischer in Europa sind, waren damals die einzigen, die fremde Nationen mit Fischen zu versorgen suchten. Durch diese Verordnung wurde es ihnen sehr erschwert, Großbritannien ferner damit zu versorgen.

Als die Navigationsakte erlassen wurde, bestand zwischen England und Holland zwar kein eigentlicher Krieg, aber doch die heftigste Erbitterung. Diese nahm ihren Anfang unter dem langen Parlament, das die Akte auch zuerst entwarf, und brach bald nachher in den holländischen Kriegen unter dem Protektor und Karl dem Zweiten aus. Es ist daher nicht unmöglich, daß manche der Verordnungen dieser berühmten Akte aus der nationalen Erbitterung hervorgegangen sind; dennoch sind sie so weise, als wenn sie von dem besonnensten Verstande eingegeben wären. Die nationale Erbitterung ging zu jener Zeit ganz auf dasselbe Ziel, welches die bedächtigste Weisheit hätte empfehlen können — auf die Verminderung der holländischen Seemacht, der einzigen, welche die Sicherheit Englands zu gefährden imstande war.

Das Navigationsgesetz ist dem auswärtigen Handel oder dem Zuwachs an Reichtum, der aus ihm entstehen kann, nicht günstig. Das Interesse einer Nation in ihren Handelsbeziehungen zu anderen Nationen ist, wie das eines Kaufmanns zu seinen Kunden: so wohlfeil zu kaufen und so teuer zu verkaufen, als möglich. Sie wird aber wahrscheinlich dann wohlfeil kaufen, wenn sie durch die vollkommenste Handelsfreiheit aller Nationen aufmuntert, die Waren, die sie braucht, zu ihr zu bringen, und aus demselben Grunde wird sie teuer

verkaufen können, wenn so ihre Märkte sich mit der größten Zahl von Käufern füllen. Allerdings legt die Navigationsakte den fremden Schiffen, die die Erzeugnisse britischen Gewerbfließes zu holen kommen, keine Last auf; sogar der frühere Eingangszoll, der von allen aus- und eingeführten Waren erhoben wurde, ist durch verschiedene spätere Akte bei den meisten Ausfuhrartikeln aufgehoben worden: Allein wenn die Ausländer durch Verbote oder hohe Zölle verhindert werden, behufs Verkaufs zu kommen, so können sie oft auch behufs Einkaufs nicht kommen, weil sie ohne Ladung die Fracht von ihrem Lande nach Großbritannien verlieren müßten. Wenn wir also die Zahl der Verkäufer vermindern, vermindern wir damit auch die der Käufer und müssen dann höchst wahrscheinlich nicht nur die fremden Waren teurer kaufen, sondern auch die unsrigen wohlfeiler verkaufen, als es bei vollkommener Handelsfreiheit geschehen würde. Da jedoch Verteidigung weit wichtiger ist als Reichthum, so ist die Navigationsakte vielleicht das weiseste aller Handelsgesetze Englands.

Der zweite Fall, in dem es im allgemeinen vortheilhaft sein wird, fremde Waren zur Ermunterung des heimischen Gewerbfließes mit Abgaben zu belasten, ist der, wenn im Lande selbst auf die Erzeugnisse des letzteren Steuern gelegt sind. In diesem Falle scheint es billig, daß von den gleichen Erzeugnissen des auswärtigen Gewerbfließes dieselben Steuern erhoben werden. Dies würde dem einheimischen Gewerbfließes kein Monopol auf dem inneren Markt geben, noch einem einzelnen Gewerbe einen größeren Anteil an dem Kapital und der Arbeit des Landes zuwenden, als es von selbst geschähe. Es würde nur verhindern, daß ein Teil der ihm naturgemäß zuströmenden Kapitalien und Arbeitskräfte durch die Steuer in eine minder natürliche Richtung gelenkt würde, und die Konkurrenz

zwischen dem fremden und einheimischen Gewerbflöße nach der Steuer möglichst auf dem Fuße lassen, wie zuvor. Wenn in Großbritannien eine solche Steuer auf Erzeugnisse heimischen Gewerbflößes gelegt wird, so pflegt man gleichzeitig, um die lauten Klagen unsrer Kaufleute und Fabrikanten über drückende Konkurrenz zu beschwichtigen, eine viel stärkere Abgabe auf die Einfuhr aller gleichartigen fremden Waren zu legen.

Diese zweite Beschränkung der Handelsfreiheit sollte, nach einigen, in manchen Fällen viel weiter ausgedehnt werden, als gerade nur auf solche fremde Waren, die mit den im Lande besteuerten in Wettbewerb geraten können. Wenn in einem Lande die Lebensbedürfnisse besteuert werden, behauptet man, sei es angemessen, nicht allein die aus andern Ländern eingeführten gleichen Lebensbedürfnisse, sondern alle Arten fremder Waren zu besteuern, die mit irgend einem Erzeugnisse des einheimischen Gewerbflößes in Konkurrenz geraten könnten. Die Lebensmittel, sagt man, werden durch solche Steuern notwendig teurer, und der Preis der Arbeit muß stets mit dem Preise des Unterhalts der Arbeiter steigen. Folglich werde jede Ware, die das Erzeugnis einheimischen Gewerbflößes sei, selbst wenn sie nicht unmittelbar besteuert ist, infolge solcher Steuern doch teurer, weil die Arbeit, durch die sie entstehe, teurer werde. Solche Steuern wirkten also ebenso, als wenn auf jede einzelne im Lande verfertigte Ware eine Steuer gelegt sei, und um den einheimischen Gewerbflöß mit dem fremden auf gleichen Fuß zu setzen, werde es notwendig, auf jede fremde Ware einen Zoll zu legen, der der Preiserhöhung der einheimischen Waren, mit denen jene in Wettbewerb treten könne, gleich komme.

Ob Steuern auf den Lebensbedarf, wie in Großbritannien auf Seife, Salz, Leder, Lichter usw., den

Preis der Arbeit und folglich den aller anderen Waren steigern, werde ich später in dem Kapitel über die Besteuerung erörtern. Angenommen einstweilen, daß sie diese Wirkung haben, wie es unzweifelhaft der Fall ist, so ist doch diese allgemeine Preiserhöhung aller Waren infolge des erhöhten Arbeitspreises ein Fall, der sich von der Preiserhöhung einer einzelnen Ware durch eine unmittelbar auf sie gelegte Steuer in folgenden zwei Beziehungen unterscheidet.

Erstens weiß man immer ganz genau, um wieviel der Preis einer solchen Ware durch die Steuer erhöht wird; wieviel Einfluß aber die allgemeine Preiserhöhung der Arbeit auf jedes besondere Arbeitserzeugnis hat, läßt sich niemals auch nur mit einiger Genauigkeit angeben. Es wäre daher unmöglich, die Steuer auf jede fremde Ware mit dieser Preiserhöhung jeder einheimischen in ein nur einigermaßen genaues Verhältnis zu bringen.

Zweitens haben Steuern auf den Lebensbedarf beinahe denselben Einfluß auf die Umstände des Volkes, wie ein unfruchtbarer Boden und ein ungünstiges Klima. Die Lebensmittel werden dadurch auf dieselbe Art verteuert, als wenn zu ihrer Erzeugung mehr Arbeit und Kosten erforderlich wären. Wie es aber bei dem natürlichen, vom Boden und Klima herrührenden Mangel albern wäre, die Leute anzuleiten, wie sie ihre Kapitalien und ihren Fleiß anwenden sollen, so auch bei der künstlichen aus den Steuern entspringenden Teuerung. In beiden Fällen würde es offenbar das Beste sein, es ihnen zu überlassen, ihren Fleiß tunlichst ihrer Lage anzupassen und diejenigen Beschäftigungen ausfindig zu machen, in denen sie, trotz ihrer ungünstigen Verhältnisse, einen Vorteil auf dem heimischen oder fremden Markte haben könnten. Ihnen eine neue Steuer aufzulegen, weil sie schon mit Steuern überbürdet sind; und weil sie schon den Lebensbedarf zu teuer bezahlen,

ihnen auch noch die meisten andern Waren zu verteuern, das ist gewiß der törichtste Weg, sie schadlos zu halten.

Solche Steuern sind, wenn sie eine gewisse Höhe erreicht haben, ein Fluch, wie die Unfruchtbarkeit des Bodens und die Rauhheit des Klimas; und dennoch werden sie gerade in den reichsten und gewerbthätigsten Ländern am allermeisten aufgelegt. Andere Länder könnten so große Übel nicht ertragen. Wie nur die kräftigsten Körper bei einer ungesunden Diät leben und gesund bleiben können, so können auch nur solche Nationen bei so großen Steuern bestehen und gedeihen, die in jeder Art von Gewerbthätigkeit die größten natürlichen und erworbenen Vorteile genießen. Holland ist das schwerstbesteuerte Land in Europa und bleibt unter besonders günstigen Umständen blühend; nicht, wie man törichter Weise geglaubt hat, wegen seiner Steuern, sondern trotz ihrer.

Wie es zwei Fälle gibt, in denen es in der Regel vorteilhaft ist, den fremden Gewerbthätigkeit behufs Aufmunterung des heimischen zu belasten, so gibt es zwei andere, wo man bisweilen zu überlegen hat: erstens, inwieweit es angemessen ist, die freie Einfuhr gewisser fremder Waren fort dauern zu lassen, und zweitens, inwieweit oder auf welche Art diese freie Einfuhr, nachdem sie eine Zeit lang unterbrochen war, wiederherzustellen angemessen wäre.

Der Fall, in welchem man bisweilen zu überlegen hat, inwieweit es gut ist, die freie Einfuhr gewisser fremder Waren fort dauern zu lassen, ist der, wenn eine andere Nation die Einfuhr mancher unserer Fabrikate durch hohe Zölle oder Verbote beschränkt. Die Rache schreibt in diesem Falle natürlich Wiedervergeltung durch Auflage derselben Zölle und Verbote auf die Einfuhr einiger oder aller ihrer Fabrikate vor.

Selten unterlassen es die Nationen, in dieser Weise Vergeltung zu üben. Die Franzosen waren schon früh darauf bedacht, ihre Industrie durch die Beschränkung der Einfuhr fremder Waren, die mit den ihrigen hätten in Wettbewerb treten können, zu begünstigen. Hierin bestand größtenteils die Wirtschaftspolitik Colberts, der hierin trotz seines großen Talents durch die Sophisterei der Kaufleute und Fabrikanten, die stets Monopole gegen ihre Landsleute verlangen, getäuscht worden zu sein scheint. Heute sind die einsichtsvollsten Männer in Frankreich der Meinung, daß seine derartigen Maßnahmen dem Lande nicht heilsam gewesen sind. Durch den Tarif von 1667 belegte dieser Minister eine große Menge fremder Fabrikate mit hohen Zöllen. Auf seine Weigerung, sie zu Gunsten der Holländer zu mildern, verboten diese 1676 die Einfuhr der französischen Weine, Branntweine und Manufakturwaren. Der Krieg von 1672 scheint zum Teil durch diese Handelsstreitigkeiten hervorgerufen zu sein; der Friede zu Nimwegen machte ihnen 1678 ein Ende. Einige Zölle wurden zu Gunsten der Holländer gemildert, die ihrerseits ihr Verbot aufhoben. Um dieselbe Zeit begannen die Franzosen und Engländer ihren Gewerbefleiß gegenseitig durch Zölle und Verbote zu drücken; doch scheinen die Franzosen das erste Beispiel gegeben zu haben. Der Geist der Feindseligkeit, der seitdem immer zwischen diesen beiden Nationen geherrscht hat, hat bis jetzt auf beiden Seiten eine Zollermäßigung verhindert. 1697 verboten die Engländer die Einfuhr von Spitzen flandrischen Fabrikats, wofür die Regierung Flanderns, das damals unter spanischer Herrschaft stand, die Einfuhr der englischen Wollenwaren verbot. Im Jahre 1700 wurde in England das Einfuhrverbot gegen Spitzen unter der Bedingung aufgehoben, daß die Einfuhr englischer Wollenwaren in Flandern wieder auf den alten Fuß gesetzt würde.

Solche Wiedervergeltungen mögen angemessen sein, wenn eine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, dadurch die Aufhebung der beklagten Verbote und hohen Zölle zu bewirken. Die Wiedergewinnung eines großen auswärtigen Marktes wird in der Regel den vorübergehenden Nachteil, eine Zeitlang gewisse Waren teurer bezahlen zu müssen, mehr als ausgleichen. Ob solche Wiedervergeltungen aber die gewünschte Wirkung hoffen lassen, dies zu beurteilen, ist vielleicht weniger die Sache des Gesetzgebers, der sich allein von allgemeinen sich immer gleich bleibenden Prinzipien leiten lassen sollte, als der Geschicklichkeit jenes hinterlistigen, verschlagenen Tiers, das man einen Staatsmann oder Politiker zu nennen pflegt, und dessen Entschlüsse sich nach den momentanen Schwankungen richten. Wenn keine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, einen solchen Widerruf durchsetzen zu können, so scheint es eine schlechte Methode zu sein, den Schaden, der gewissen Klassen unseres Volkes zugefügt worden, dadurch wieder gut machen zu wollen, daß wir selbst nicht nur diesen Klassen, sondern auch fast allen übrigen Schaden zufügen. Wenn unsere Nachbarn irgend einen unserer Industrieartikel verbieten, so verbieten wir gewöhnlich nicht nur dieselbe Ware, denn dies würde kaum schwer empfunden werden, sondern mehrere andere der ihrigen. Dies mag unzweifelhaft einigen Klassen unserer Arbeiter Aufmunterung geben und sie durch den Ausschluß einiger ihrer Mitbewerber instand setzen, ihre Preise auf dem inländischen Markt zu erhöhen. Aber die Arbeiter, die durch das Verbot der Nachbarn leiden, haben keinen Vorteil von den unsrigen. Im Gegenteile werden sie und fast alle übrigen Klassen unserer Mitbürger durch unser Verbot gezwungen, gewisse Waren teurer zu bezahlen als früher. Jedes derartige Gesetz legt mithin dem Lande eine faktische Abgabe auf, nicht

zugunsten derjenigen Klasse von Gewerbtreibenden, die von des Nachbarn Verbot Schaden hat, sondern zugunsten anderer.

Der Fall, in welchem man bisweilen zu überlegen hat, in wieweit und auf welche Art es angemessen ist, die freie Einfuhr, nachdem sie eine Zeit lang unterbrochen war, wiederherzustellen, ist der, wenn gewisse Industrien durch hohe Zölle und Verbote auf die konkurrierenden fremden Waren dermaßen in Aufnahme gekommen sind, daß sie eine große Menge Hände beschäftigen. Dann kann die Humanität fordern, daß die Handelsfreiheit nur langsam, stufenweise und mit vieler Zurückhaltung und Behutsamkeit hergestellt werde. Würden die hohen Zölle und Verbote auf einmal fortgenommen, so könnten sich die wohlfeileren fremden Waren so plötzlich auf den heimischen Markt stürzen, daß auf einmal viele Tausende unsres Volkes ihres gewohnten Geschäfts und Unterhalts beraubt würden. Ohne Zweifel könnten daraus sehr bedeutende Wirren entstehen; doch aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so schlimm, wie man gewöhnlich denkt, und dies zwar aus folgenden beiden Gründen:

Erstens, alle die Fabrikate, von denen ein Teil nach anderen europäischen Ländern zu gehen pflegt, ohne eine Ausfuhrprämie zu genießen, können durch die freieste Einfuhr fremder Waren nur wenig leiden. Solche Fabrikate müssen auswärts ebenso wohlfeil verkauft werden, wie die fremden Waren gleicher Art, und müssen folglich im Lande selbst noch wohlfeiler sein. Sie würden daher den inneren Markt doch behaupten; und wenn auch mitunter ein launischer Mann der Mode die fremden Waren den wohlfeileren und besseren inländischen bloß aus dem Grunde vorziehen sollte, weil sie fremd sind, so könnte diese Torheit der Natur der Sache nach doch so wenig einreißen,

daß ihr Einfluß auf die allgemeinen Geschäfte des Volks nicht fühlbar sein dürfte. Nun wird jährlich ein großer Teil unserer Wollenwaren, unseres Leders und unserer Eisenwaren nach anderen europäischen Ländern ausgeführt, ohne Ausfuhrprämien zu erhalten, und gerade dies sind diejenigen Industrien, welche bei uns die meisten Hände beschäftigen. Die Seidenindustrie würde vielleicht bei dieser Handelsfreiheit am meisten leiden, und nächst ihr die Leinenindustrie, obwohl letztere weit weniger als erstere.

Zweitens, wenn auch durch Wiederherstellung der Handelsfreiheit eine große Anzahl von Leuten aus ihrer gewöhnlichen Beschäftigung und ihrem bisherigen Broderwerb getrieben würden, so folgt daraus doch keineswegs, das sie dadurch aller Beschäftigung und alles Broderwerbes beraubt seien. Durch die Verminderung der Armee und Flotte wurden am Schluß des letzten Krieges mehr als hunderttausend Soldaten und Seeleute (eine gleiche Zahl, wie sie in den größten Industrien beschäftigt wird), auf einmal aus ihrer bisherigen Beschäftigung gerissen; aber wenn sie auch sicherlich hart davon getroffen wurden, so waren sie doch nicht aller Beschäftigung und alles Broderwerbes beraubt. Die meisten Seeleute begaben sich wahrscheinlich nach und nach, wie sich die Gelegenheit zeigte, in den Dienst der Handelsmarine, und in der Zwischenzeit verloren sie und die Soldaten sich in der großen Masse des Volkes und fanden in vielerlei Geschäften Arbeit. Aus einer so großen Änderung der Lage von mehr als hunderttausend Menschen, alle an das Waffenhandwerk und zum Teil an Raub und Plünderung gewöhnt, entsprang nicht nur keine gewaltige Erschütterung, sondern auch kaum eine merkliche Unordnung. Die Zahl der Landstreicher nahm kaum irgendwo auffallend zu, und selbst die Arbeitslöhne ermäßigten sich, soviel

ich erfahren konnte, bei keinem Gewerbe, außer in der Handelsmarine. Vergleicht man aber die Gewohnheiten eines Soldaten und eines Fabrikarbeiters, so wird man zugeben müssen, daß die des letzteren ihn für die Verwendung in einem neuen Gewerbe weniger untauglich machen, als die des ersteren für Verwendung in einem Geschäft überhaupt. Der Fabrikarbeiter war immer gewöhnt, seinen Unterhalt nur seiner Arbeit zu verdanken; der Soldat erwartet ihn von seinem Solde. Anstrengung und Fleiß sind dem einen, Müßiggang und Zerstreung dem anderen vertraut. Es ist aber gewiß viel leichter, seinen Fleiß von einer Art Arbeit auf die andere hinüber zu leiten, als Müßiggang und Zerstreung überhaupt zur Arbeit zu bringen. Überdies haben, wie schon bemerkt, die meisten Industrien so viel Verwandtschaft mit anderen, daß ein Arbeiter seinen Fleiß leicht von der einen auf die andere übertragen kann. Auch wird die Mehrzahl solcher Arbeiter gelegentlich zu ländlichen Arbeiten verwendet. Das Kapital, das sie zuvor in einem Gewerbe beschäftigte, wird doch im Lande bleiben, um eine gleiche Anzahl von Menschen auf andere Weise zu beschäftigen. Wenn aber das Kapital des Landes dasselbe bleibt, wird auch die Nachfrage nach Arbeitern die nämliche oder beinahe die nämliche bleiben, ob schon sie an anderen Orten und in anderen Gewerben beschäftigt werden. Allerdings haben Soldaten und Seeleute, wenn sie aus dem königlichen Dienst entlassen sind, die Freiheit, überall in Großbritannien oder Irland ein Gewerbe zu treiben. Stellt man aber die gleiche natürliche Freiheit des Gewerbes für alle Staatsbürger ebenso her, wie für die Soldaten und Seeleute; d. h. bricht man mit den Zunftprivilegien und schafft das Lehrlingsgesetz ab, die beide wahre Eingriffe in die natürliche Freiheit sind; nimmt man endlich das

Ansäßigkeitsgesetz zurück, so daß ein armer Arbeiter, der in einem Gewerbe oder an einem Orte außer Beschäftigung kommt, diese in einem anderen Gewerbe oder an einem anderen Orte suchen darf, ohne eine Verfolgung oder Zurückweisung fürchten zu müssen — so werden weder der Staat noch Einzelne von der gelegentlichen Entlassung gewisser Gattungen von Fabrikarbeitern viel mehr zu fürchten haben, als von der Verabschiedung von Soldaten. Unsere Fabrikanten haben ohne Zweifel große Verdienste um das Land; aber sie können keine größeren haben als diejenigen, die es mit ihrem Blute verteidigen, und verdienen daher auch nicht mit mehr Schonung behandelt zu werden.

Zu erwarten, daß die Handels- und Gewerbefreiheit in Großbritannien jemals vollkommen hergestellt werde, ist freilich ebenso töricht, als zu erwarten, daß hier einmal ein Ozeanien oder Utopien gegründet werden könnte. Nicht nur die Vorurteile des Publikums, sondern, was schwerer zu besiegen ist, die Privatinteressen vieler einzelnen stehen dem schnurstracks entgegen. Wenn sich die Offiziere der Armee einer Verminderung der Truppenzahl mit gleichem Eifer und gleicher Einmütigkeit widersetzen, wie die Fabrikanten jedem Gesetz, das die Zahl ihrer Mitbewerber auf dem inländischen Markte vermehren könnte; wenn die ersteren ihre Soldaten ebenso aufhetzen, wie die letzteren ihre Arbeiter gegen die, die derartige Anordnungen in Vorschlag bringen, so würde es ebenso gefährlich sein, die Militärmacht zu vermindern, wie es jetzt gefährlich geworden ist, das Monopol, das unsere Fabrikanten gegen uns erhalten haben, irgendwie einschränken zu wollen. Dieses Monopol hat in einigen Zünften ihre Anzahl so vermehrt, daß sie gleich einem übermäßigen stehenden Heere der Regierung furchtbar geworden sind, und vielfach die

gesetzgebende Gewalt einschüchtern. Das Parlamentsmitglied, das jeden Vorschlag zur Kräftigung dieses Monopols unterstützt, kann sicher darauf rechnen, nicht nur den Ruf eines Mannes zu gewinnen, der sich auf die Geschäfte versteht, sondern sich auch bei einer Klasse von Leuten, die durch Zahl und Reichtum ein großes Gewicht haben, Einfluß und Popularität zu verschaffen. Widersetzt er sich ihnen dagegen, oder hat er gar Ansehen genug, um ihre Absichten zu durchkreuzen, so kann weder die anerkannteste Rechtschaffenheit, noch der höchste Rang, noch das größte Verdienst um den Staat ihn vor der schmähhlichsten Beschimpfung und Verläumdung, vor persönlicher Beleidigung und selbst vor wirklicher Gefahr schützen, wie sie aus der insolenten Beschimpfung wütender und in ihren Hoffnungen getäuschter Monopolisten entsteht.

Der Unternehmer einer großen Fabrik, der durch plötzliche Freigebung der heimischen Märkte genötigt würde, sein Geschäft aufzugeben, würde ohne Zweifel sehr empfindlich leiden. Der Teil seines Kapitals, der bisher zum Ankauf von Stoffen und zur Bezahlung der Arbeiter verwendet wurde, kann vielleicht ohne große Schwierigkeit eine andere Verwendung finden. Aber derjenige Teil von ihm, der in den Fabrikgebäuden, Maschinen usw. festgelegt ist, ließe sich schwerlich ohne beträchtlichen Verlust veräußern. Die billige Rücksicht auf sein Interesse fordert daher, daß Veränderungen dieser Art nie plötzlich, sondern langsam, stufenweise, und nach einer sehr langen Ankündigung eingeführt werden. Die Gesetzgebung sollte deshalb, wenn es möglich ist, daß ihre Erwägungen nicht durch die laute Zudringlichkeit parteiischer Interessen, sondern durch eine großartige Auffassung des allgemeinen Besten geleitet werden, vielleicht gerade darum besonders darauf bedacht sein, weder neue Monopole

zu bewilligen, noch die bereits bewilligten weiter auszudehnen. Jede solche Maßregel führt zu Störungen im Staatsleben, denen ohne neue Störungen schwer abzuhelpen ist.

Wie weit es angemessen sein kann, Zölle auf die Einfuhr fremder Waren zu legen, nicht behufs Verhinderung ihres Imports, sondern behufs Vermehrung des Staatseinkommens, werde ich später im Kapitel von den Steuern erörtern. Steuern, die die Einfuhr verhindern oder auch nur vermindern sollen, sind offenbar für die Zolleinkünfte ebenso nachteilig, wie für die Handelsfreiheit.

Drittes Kapitel.

Die außergewöhnlichen Einfuhrbeschränkungen von Waren aus solchen Ländern, von denen angenommen wird, daß die Handelsbilanz mit ihnen ungünstig ist.

Erster Teil.

Die Unvernunft solcher Einschränkungen selbst nach den Grundsätzen des Handelssystems.

Auf die Wareneinfuhr von den Ländern, von denen angenommen wird, daß die Handelsbilanz mit ihnen ungünstig ist, außergewöhnliche Einschränkungen zu legen, ist das zweite Auskunftsmittel, wodurch das Handelssystem die Menge von Gold und Silber zu steigern gedenkt. So können in Großbritannien schlesische Leinen zum heimischen Verbrauch gegen Erstattung gewisser Zölle eingeführt werden. Französische Cambries und Linons sind dagegen verboten und dürfen nur in London behufs Wiederausfuhr in Lagerhäuser aufgenommen werden. Auf die französischen Weine sind höhere Zölle gelegt, als auf diejenigen Portugals und jedes anderen Landes. Durch den sogenannten Impost von 1692 wurden alle französischen Waren mit einem Wertzoll von 25% belegt, während die Waren anderer Völker größtenteils viel niedrigeren Zöllen, die kaum 5% übersteigen, unterworfen waren. Allerdings waren französischer Wein, Branntwein, Salz und Essig davon ausgenommen; diese Waren sind entweder durch andere Gesetze, oder durch besondere

Klauseln des nämlichen Gesetzes, anderen schweren Zöllen unterworfen. 1696 wurde, da der erste Zoll die Einfuhr nicht hinlänglich abgeschreckt zu haben schien, ein zweiter Zoll von 25% auf alle französischen Waren mit Ausnahme des Branntweins gelegt und zugleich auf die Tonne französischen Weins ein neuer Zoll von £ 25 und auf die Tonne französischen Essigs ein Zuschlagszoll von £ 15. Bei den allgemeinen sogenannten Subsidien oder Zöllen von 5%, die auf alle oder die meisten der im Zolltarif aufgezählten Waren gelegt sind, wurden französische Waren niemals vergessen. Rechnen wir die Eindrittel- und Zweidrittel-Subsidie für eine ganze, so gab es fünf solcher allgemeinen Subsidien, sodaß vor dem Anfang des jetzigen Kriegs 75% als der niedrigste Zoll betrachtet werden kann, dem die meisten Rohprodukte oder Fabrikate Frankreichs unterworfen waren. Bei den meisten Waren kommen diese Zölle einem Verbote gleich. Die Franzosen haben, glaube ich, unsere Waren ebenso behandelt; doch bin ich mit den einzelnen Erschwerungen, die sie auf sie gelegt haben, nicht so genau bekannt. Diese gegenseitigen Beschränkungen haben allem billigen Verkehr zwischen den beiden Völkern fast ein Ende gemacht, und die Schmuggler sind jetzt die Hauptimporteure sowohl britischer Waren nach Frankreich, als französischer Waren nach Großbritannien. Die Grundsätze, die ich im vorigen Kapitel erörtert habe, hatten ihren Ursprung in Privatinteressen und dem Monopolgeiste; diejenigen, die ich in diesem Kapitel prüfen will, in nationalen Vorurteilen und feindseliger Gesinnung. Sie sind demgemäß wohl als noch unvernünftiger zu betrachten, und sind es selbst nach den Grundsätzen des Handelssystems.

Erstens: Selbst wenn es sicher wäre, daß bei freiem Handel z. B. zwischen Frankreich und England die Handelsbilanz zu Gunsten Frankreichs ausfallen würde,

so wäre daraus keineswegs zu folgern, daß ein solcher Handel nachtheilig für England wäre, oder daß die Handelsbilanz seines Gesamthandels sich dadurch mehr gegen England wenden würde. Sind die Weine Frankreichs besser und billiger als diejenigen Portugals, oder seine Leinenwaren billiger und besser, als diejenigen Deutschlands, so ist es für Großbritannien vorteilhafter, sowohl den Wein wie die fremden Leinenwaren, die es braucht, von Frankreich zu kaufen, als von Portugal und Deutschland. Müßte auch der Wert der jährlichen Einfuhren von Frankreich dadurch bedeutend steigen, so würde sich doch der Wert der gesamten Jahreseinfuhr in dem Maße vermindern, als die französischen Waren derselben Güte billiger wären als diejenigen der anderen beiden Länder. Dies würde der Fall sein selbst bei der Annahme, daß sämtliche eingeführten französischen Waren in Großbritannien verbraucht würden.

Zweitens: Ein großer Teil von ihnen kann nach anderen Ländern wieder ausgeführt werden, wo sie, mit Gewinn verkauft, einen dem Kaufpreis der gesamten eingeführten französischen Waren an Wert vielleicht gleichkommenden Ertrag zurückbringen können. Was man oft von dem Ostindienhandel gesagt hat, könnte möglicherweise von dem Handel mit Frankreich richtig sein, daß nämlich, obwohl die meisten ostindischen Waren mit Gold und Silber gekauft werden, die Wiederausfuhr eines Theils von ihnen nach anderen Ländern mehr Gold und Silber in das den Handel treibende Land zurückbringe, als der Kaufpreis der gesamten Waren betrage. Einer der wichtigsten Zweige des holländischen Handels besteht dermalen in der Verfrachtung französischer Waren nach anderen europäischen Ländern. Selbst ein Teil der in Großbritannien getrunkenen französischen Weine wird heimlich aus Holland

und Seeland eingeführt. Wäre der Handel zwischen Frankreich und England frei, oder könnten französische Waren wenigstens zu denselben Zöllen eingeführt werden, wie diejenigen anderer europäischer Völker, und würde bei der Ausfuhr der Zoll wieder zurückgezahlt, so könnte England einen Anteil an dem für Holland so vorteilhaften Handel erhalten.

Drittens und letztens gibt es kein sicheres Urteil, wodurch wir bestimmen könnten, auf welcher Seite die sogenannte Bilanz zwischen den Ländern liegt, oder welche von ihren Waren im größten Betrag ausführen. Nationale Vorurtheile und Feindseligkeiten, die stets durch das Privatinteresse gewisser Händler genährt werden, sind die Antriebe, die bei allen hierher gehörigen Fragen in der Regel unser Urteil leiten. Doch gibt es zwei Prüfsteine, die bei solchen Gelegenheiten oft angewandt werden, nämlich die Zolltabellen und der Wechselkurs. Die Zolltabellen sind, wie jetzt wohl allgemein anerkannt ist, ein sehr unsicherer Prüfstein, weil die Schätzung des Wertes bei den meisten Waren eine sehr ungenaue ist. Der Gang des Wechselkurses ist es vielleicht fast ebenso.

Wenn der Wechselkurs zwischen zwei Plätzen wie London und Paris pari steht, so soll dies ein Zeichen sein, daß die gegenseitigen Schulden von London und Paris und umgekehrt gleich stehen. Wenn dagegen in London auf einen Wechsel auf Paris ein Agio gezahlt wird, so soll dies ein Zeichen sein, daß die Schulden von London an Paris durch diejenigen von Paris an London nicht ausgeglichen werden, sondern daß von letzterem Platze ein Saldo in Geld weggesendet werden müsse — eine Sendung für deren Gefahr, Mühe und Kosten das Agio gefordert und bewilligt werde. Der gewöhnliche Stand des Soll und Haben zwischen diesen beiden Städten muß jedoch, so behauptet man, durch

den gewöhnlichen Gang der gegenseitigen Geschäfte geregelt werden. Wenn keine von ihnen von der anderen mehr einführe, als nach ihr ausführe, so würde sich das Soll und Haben einer jeden ausgleichen. Wenn hingegen eine von ihnen von der anderen für einen größeren Betrag einführe, als nach ihr ausführe, so werde die erstere notwendig der anderen mit einer größeren Summe verschuldet, als die andere ihr. Das Soll und Haben einer jeden gleiche sich nicht aus, und von dem Platze, dessen Soll das Haben übersteigt, müsse Geld weggesendet werden. Da also der gewöhnliche Wechselkurs ein Anzeichen von dem gewöhnlichen Stand der Rechnung zwischen den beiden Plätzen sei, so müsse er auch ein Anzeichen von dem gewöhnlichen Gang ihrer Ein- und Ausfuhren sein, da diese jenen Stand notwendig bestimmen.

Allein wenn selbst der gewöhnliche Gang des Wechselkurses ein genügendes Beweismittel für den gewöhnlichen Stand der Rechnung zwischen zwei Ländern wäre, so würde daraus nicht folgen, daß die Handelsbilanz zu Gunsten des Platzes sei, der den gewöhnlichen Stand des Soll und Haben zu seinen Gunsten hat. Der gewöhnliche Stand des Soll und Haben zwischen zwei Plätzen wird nicht immer durch den gewöhnlichen Gang ihrer Geschäfte miteinander ausschließlich bestimmt, sondern ist oft durch den Gang der Geschäfte eines von ihnen mit anderen Plätzen beeinflußt. So ist es z. B. üblich, die Waren, welche englische Kaufleute von Hamburg, Danzig, Riga usw. kaufen, mit Wechseln auf Holland zu bezahlen, und der gewöhnliche Stand des Soll und Haben zwischen England und Holland wird daher nicht ausschließlich durch den gewöhnlichen Gang der Geschäfte dieser beiden Länder miteinander bestimmt, sondern durch den Gang der Geschäfte Englands mit diesen anderen Plätzen beeinflußt. England

kann genötigt sein, jedes Jahr Geld nach Holland zu senden, obwohl seine jährlichen Ausfuhr nach diesem Lande den Jahresbetrag seiner Einfuhren von dorther weit übersteigen und obwohl die sogenannte Handelsbilanz sehr beträchtlich zu Gunsten Englands sein kann.

Auf die Art übrigens, wie das *pari* des Wechselkurses bisher berechnet wurde, kann der gewöhnliche Gang des Wechselkurses kein hinlängliches Anzeichen sein, daß der gewöhnliche Stand des Soll und Haben zu Gunsten des Landes ist, welches den gewöhnlichen Gang des Wechselkurses zu seinen Gunsten zu haben scheint, oder, mit anderen Worten, der wirkliche Wechselkurs kann von dem berechneten oft so gänzlich verschieden sein, daß aus dem Gang des letzteren in vielen Fällen kein sicherer Schluß auf den ersteren gezogen werden kann.

Wenn man für eine in England zahlbare Summe Geldes, die dem englischen Münzfuß entsprechend, eine gewisse Anzahl Unzen reinen Silbers enthält, einen Wechsel für eine in Frankreich zahlbare Geldsumme, die dem französischen Münzfuß entsprechend, die gleiche Zahl Unzen Feinsilber enthält, empfängt, so steht, wie man sagt, der Wechselkurs zwischen England und Frankreich *pari*. Zahlt man mehr, so gibt man angeblich ein *Agio* und der Wechselkurs, sagt man, ist gegen England und zu Gunsten Frankreichs. Zahlt man weniger, so erhält man nach der Voraussetzung ein *Agio* und der Wechselkurs, heißt es, ist gegen Frankreich und zu Gunsten Englands.

Allein erstens läßt sich der Wert des Kurantgeldes verschiedener Länder nicht immer nach dem Münzfuß ihrer betreffenden Münzen beurteilen. In einigen ist die Münze mehr, in den anderen weniger abgenutzt, beschnitten oder sonst verschlechtert. Der Wert des Kurantgeldes in einem Lande steht aber im Vergleich

zu dem eines anderen nicht im Verhältniß zu der Menge reinen Silbers, die es enthalten sollte, sondern zu der, die es wirklich enthält. Vor der Umprägung der Silbermünzen zu König Wilhelms Zeit wurde der Wechselkurs zwischen England und Holland in der üblichen Manier nach dem Münzfuß ihrer betreffenden Münzen auf 25^{0/0} gegen England berechnet. Allein der Wert der Kurantmünze Englands war damals, wie wir von Lowndes erfahren, mehr als 25^{0/0} unter seinem Münzwerte. Der wirkliche Wechselkurs kann daher damals sogar zu Gunsten Englands gewesen sein, trotzdem, daß der berechnete Kurs so sehr gegen England war; eine geringere Zahl Unzen reinen Silbers, die in England effektiv gezahlt wurden, können einen Wechsel auf eine größere Zahl Unzen reinen Silbers, in Holland zahlbar, gekauft haben, und wer ein Agio zu geben glaubte, kann in Wahrheit eines erhalten haben. Die französische Münze war vor der letzten Umprägung der englischen Goldmünze viel weniger abgenutzt, als die englische und vielleicht zwei oder drei Prozent ihrem Münzwert näher. Wenn daher der berechnete Kurs mit Frankreich nur zwei oder drei Prozent gegen England stand, so konnte der wirkliche Kurs zu seinen Gunsten sein. Seit der Umprägung der Goldmünze ist der Wechselkurs beständig zu Gunsten Englands und gegen Frankreich gewesen.

Zweitens werden in einigen Ländern die Kosten der Ausmünzung von der Regierung bestritten; in anderen von Privatleuten, welche ihre Barren nach der Münze bringen, wobei die Regierung aus der Ausmünzung eine Einnahme zieht. In England werden die Münzkosten von der Regierung getragen, und wenn man ein Pfund Standardsilber nach der Münze bringt, erhält man 62 Schillinge dafür, welche ein Pfund des gleichen Standardsilbers enthalten. In Frankreich wird

für die Ausprägung eine Gebühr von 8% abgezogen, die nicht allein die Kosten der Prägung deckt, sondern auch der Regierung eine kleine Einnahme gewährt. Da in England die Prägung nichts kostet, so kann die Kurantmünze niemals viel wertvoller sein, als die Menge Rohmetall, die sie faktisch enthält. In Frankreich, wo die Arbeit bezahlt wird, erhöht sich der Wert in derselben Art, wie bei der Verarbeitung des Silbers zu Geschirr. Eine Summe französischen Geldes, die ein gewisses Gewicht reinen Silbers enthält, ist mithin mehr wert, als eine Summe englischen Geldes, das ein gleiches Gewicht reinen Silbers enthält und muß mehr Rohmetall oder andere Waren erfordern, um sie zu kaufen. Wenn daher auch die Kurantmünzen der beiden Länder dem Münzfuß ihrer betreffenden Münzen gleich nahe kommen, so könnte doch eine Summe englischen Geldes nicht wohl eine Summe französischen Geldes kaufen, die eine gleiche Zahl Unzen reinen Silbers enthält, und folglich auch nicht einen Wechsel auf Frankreich für eine solche Summe. Wenn für einen solchen Wechsel nicht mehr Aufgeld bezahlt würde, als hinreicht, um die Kosten der französischen Prägung zu decken, so könnte der wirkliche Wechselkurs zwischen beiden Ländern pari sein, ihr Soll und Haben könnte gegenseitig sich ausgleichen und der berechnete Kurs wäre trotzdem bedeutend zu Gunsten Frankreichs. Wenn weniger als diese Summe bezahlt würde, so könnte der wirkliche Wechselkurs zu Gunsten Englands sein und der berechnete gleichwohl zu Gunsten Frankreichs.

Drittens und letztens werden an einigen Plätzen, wie Rotterdam, Hamburg, Venedig usw., ausländische Wechsel in dem sogenannten Bankogeld gezahlt, an anderen dagegen, wie London, Lissabon, Antwerpen, Livorno, usw., in dem gewöhnlichen Umlaufmittel des Landes. Das sogenannte Bankogeld ist stets von

größerem Wert, als dieselbe Nominalsumme in gewöhnlichen Umlaufsmitteln. Tausend Gulden in der Bank von Amsterdam z. B. sind mehr wert als tausend Gulden holländisch Kurant. Die Differenz zwischen ihnen wird Bankagio genannt, das in Amsterdam in der Regel etwa 5⁰ 0 beträgt. Angenommen, das Kurantgeld der beiden Länder komme dem Münzfuß ihrer bezüglichen Münzen gleich nahe und das eine zahle ausländische Wechsel in diesem gewöhnlichen Umlaufsmittel, während das andere sie in Bankogeld zahlt, so ist es klar, daß der berechnete Wechselkurs zu Gunsten desjenigen Landes sein kann, das in Bankogeld zahlt, wenn auch der wirkliche Kurs zu Gunsten desjenigen sein sollte, das in Kurantgeld zahlt; und zwar aus dem nämlichen Grunde, aus welchem der berechnete Kurs zu Gunsten des Landes sein kann, welches in besserem Gelde, d. h. in dem seinem Münzfuß näher kommenden Gelde zahlt, obwohl der wirkliche Kurs zu Gunsten des Landes sein kann, das in schlechterem zahlt. Der berechnete Wechselkurs war, vor der letzten Umprägung der Goldmünze, mit Amsterdam, Hamburg, Venedig und ich glaube mit allen anderen Plätzen, die in sogenanntem Bankogeld zahlen, in der Regel gegen London. Daraus folgt aber keineswegs, daß der wirkliche Kurs gegen London gewesen ist. Seit der Umprägung der Goldmünze hat er sich selbst mit diesen Plätzen zu Gunsten Londons gewendet. Der berechnete Wechselkurs war in der Regel mit Lissabon, Antwerpen, Livorno und, Frankreich ausgenommen, wohl mit den meisten anderen Plätzen Europas, die in dem gewöhnlichen Kurant zahlen, zu Gunsten Londons, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der wirkliche Kurs es ebenfalls war.

Abschweifung über die Depositenbanken, namentlich diejenige Amsterdams.

Die Umlaufsmittel eines großen Staats wie Frankreich und England bestehen in der Regel fast ausschließlich aus seiner eigenen Münze. Sollte das Umlaufsmittel mithin einmal abgenutzt, beschnitten oder sonst unter seinen Währungswert gesunken sein, so kann der Staat durch eine Umprägung seiner Münze den Nennwert leicht wiederherstellen. Das Kurantgeld eines kleinen Staats wie Genua oder Hamburg dagegen kann schwerlich durchaus in seiner eigenen Münze bestehen, sondern wird zu einem großen Teil aus Münzen aller benachbarten Staaten bestehen, mit denen seine Einwohner einen ununterbrochenen Verkehr haben. Ein derartiger Staat kann mithin durch Umprägung seiner Münze nicht immer seine Umlaufsmittel reformieren. Werden in diesem Umlaufsmittel auswärtige Wechsel gezahlt, so muß der unsichere Wert einer Summe Geldes, das seiner Natur nach selbst so unbestimmt ist, den Wechselkurs stets erheblich gegen einen solchen Staat wenden, da seine Umlaufsmittel in allen auswärtigen Ländern unter ihrem wirklichen Wert stehen.

Um nun den Schaden abzuwenden, den dieser ungünstige Wechselkurs für die Kaufleute solcher kleinen Staaten herbeiführen muß, haben diese, sobald sie ihrem Handel größere Teilnahme zuwendeten, oft verordnet, daß auswärtige Wechsel von einem gewissen Betrag nicht in dem gewöhnlichen Kurantgeld, sondern durch eine Anweisung auf eine bestimmte Bank oder durch eine Übertragung in deren Büchern bezahlt werden solle, einer Bank, die auf Kredit gegründet war und unter dem Schutz des Staates stand; und diese Bank war stets verpflichtet, in gutem und richtigem, dem Münzfuß des Staats genau entsprechendem Gelde zu

zahlen. Die Banken von Venedig, Genua, Amsterdam, Hamburg und Nürnberg scheinen sämtlich ursprünglich mit dieser Absicht gegründet zu sein, wenn auch einige von ihnen später anderen Zwecken dienstbar gemacht worden sind. Da das Geld solcher Banken besser ist, als das gewöhnliche Kurantgeld des Landes, so trug es natürlich ein größeres oder kleineres Agio, je nachdem das Kurant als mehr oder weniger gegen den Münzfuß des Staates verschlechtert galt. Das Agio der Bank von Hamburg z. B., das gewöhnlich etwa 14% betragen soll, ist die vorausgesetzte Differenz zwischen dem Normalgelde des Staats und dem beschnittenen, abgenutzten und verschlechterten Kurant, das von allen benachbarten Ländern hereinströmt.

Vor 1609 verringerte die große Menge beschnittener und abgenutzter ausländischer Münzen, die der ausge dehnte Handel Amsterdams aus allen Teilen Europas zusammenbrachte, den Wert des dortigen Kurant etwa 9% unter denjenigen des guten, frisch aus der Münze kommenden Geldes. Das gute Geld kam nicht so bald in Umlauf, als es auch schon eingeschmolzen oder ausgeführt wurde, wie es in solchen Fällen stets geschieht. Die Kaufleute konnten bei reichlich vorhandenen Umlaufsmitteln nicht immer eine hinreichende Menge guter Münzen finden, um ihre Wechsel zu zahlen, und der Wert dieser Wechsel wurde trotz verschiedener Verordnungen, die es verhüten sollten, in hohem Maße unsicher.

Um diesem Übelstande abzuhelfen, wurde 1609 unter der Garantie der Stadt eine Bank gegründet. Diese Bank nahm sowohl die ausländischen, wie die leichten und abgenutzten Landesmünzen zu ihrem wahren inneren Werte nach der Landeswährung an und zog nur so viel ab, wie für die Deckung der Prägungs- und anderer notwendigen Verwaltungskosten erforder-

lich war. Für den nach diesem geringfügigen Abzug übrig bleibenden Betrag gab sie einen Kredit in ihren Büchern, der Bankgeld genannt wurde, das, da es ein genau dem Währungswerte entsprechendes Geld darstellte, stets von demselben tatsächlichen Wert war, wie dies, und einen höheren inneren Wert hatte, als das Kurantgeld. Gleichzeitig wurde bestimmt, daß alle auf Amsterdam gezogenen Wechsel im Werte von 600 Gulden und darüber in Bankgeld gezahlt werden sollten, was auf einmal alle Unsicherheit im Werte dieser Wechsel beseitigte. Infolge dieser Bestimmung war jeder Kaufmann genötigt, sich ein Konto bei dieser Bank zu verschaffen, um seine auswärtigen Wechsel zu bezahlen, was natürlich eine bestimmte Nachfrage nach Bankgeld veranlaßte.

Außer seinem großen inneren Wert im Verhältnis zum Kurantgeld und dem durch jene Nachfrage ihm erteilten Wert, besitzt das Bankgeld noch andere Vorzüge. Es ist sicher vor Feuersgefahr, Diebstahl und anderen Unfällen; die Stadt Amsterdam leistet dafür Bürgschaft; es kann durch eine einfache Übertragung ohne die Mühe des Zählens oder das Risiko des Transports von einem nach dem andern Platze, gezahlt werden. In Folge dieser verschiedenen Vorzüge scheint es von Anfang an ein Agio gebracht zu haben, und man glaubt allgemein, daß all das Geld, das ursprünglich in der Bank deponiert war, darin geblieben ist, da Niemandem daran lag, Zahlung für eine Schuld zu fordern, die er gegen ein Agio verkaufen konnte. Fordert der Besitzer eines Bankkredits Zahlung von der Bank, so verliert er dieses Agio. Wie ein frisch von der Münze kommender Schilling nicht mehr Waren kaufen wird, als ein außergewöhnlich abgenutzter Schilling, so würde auch das gute und vollwichtige Geld der Bank, wenn es in die Hände eines Privatmanns übergeht und mit

dem gewöhnlichen Kurant des Landes vermischt und vertauscht wird, nicht mehr Wert haben, als dieses Kurant, von dem es ferner nicht leicht zu unterscheiden wäre. So lange es in der Bank blieb, war sein Vorzug bekannt und unzweifelhaft. Kommt es dagegen an eine Privatperson, so würde es vielleicht mühsamer sein, seinen höheren Wert festzustellen, als es die Differenz wert ist. Durch sein Heraustreten aus den Kassen der Bank verliert es überdies alle die anderen Vorzüge des Bankgeldes: seine Sicherheit, seine leichte und sichere Übertragbarkeit, seine Verwendbarkeit als Zahlungsmittel für ausländische Wechsel. Überdies konnte man, wie sich zeigen wird, es nicht aus den Kassen der Bank entnehmen, ohne vorher die Aufbewahrungskosten zu bezahlen.

Die Depositen an Bargeld, d. h. die Depositen, welche die Bank in Münze wiederzuerstatten verpflichtet war, bildeten das Stammkapital der Bank, oder den ganzen Wert dessen, was durch das sogenannte Bankgeld repräsentiert war. Gegenwärtig nimmt man an, daß sie nur einen sehr kleinen Teil davon bilden. Um den Bullionhandel zu erleichtern, pflegt die Bank seit diesen vielen Jahren auf Depositen von Gold- und Silberbarren Kredit in ihren Büchern zu erteilen. Dieser Kredit ist in der Regel etwa 5% unter dem Münzpreise solcher Barren. Die Bank erteilt dagegen einen Schein, der den Deponenten oder Inhaber berechtigt, die deponierten Barren innerhalb sechs Monaten jederzeit wieder herauszunehmen, wenn er an die Bank eine gleiche Menge Bankgeld, wie die, worauf ihm in ihren Büchern auf das Depositum Kredit gegeben war, zurücküberträgt und für die Aufbewahrung des Deposits, falls es in Silber bestand, $\frac{1}{4}\%$ und falls in Gold $1\frac{1}{2}\%$ zahlt, gleichzeitig aber erklärt, daß mangels solcher Zahlung und beim Erlöschen dieses Termins das

Depositum der Bank zu dem Preise gehören soll, zu welchem sie es angenommen oder wofür sie in ihren Büchern Kredit eröffnet hatte. Was so für die Aufbewahrung des Deposits gezahlt wird, kann als eine Art von Lagerhauszins betrachtet werden; und warum dieser Lagerhauszins für Gold um soviel teurer sein soll, als für Silber, dafür hat man verschiedene Gründe geltend gemacht. Die Feinheit des Goldes, hat man gesagt, ist schwieriger festzustellen, als die des Silbers. Betrügereien sind leichter möglich und veranlassen bei dem edleren Metall einen größeren Verlust. Überdies ist Silber das Währungsmetall, und der Staat, sagte man, wünsche mehr die Hinterlegung von Silberdepositen als von Golddepositen zu begünstigen.

Depositen von Barren werden am häufigsten gemacht, wenn der Preis etwas niedriger als gewöhnlich steht, und werden herausgezogen, wenn er steigt. In Holland steht der Marktpreis des Bullion gewöhnlich über dem Münzpreise, aus demselben Grunde, aus dem es in England vor der letzten Umprägung der Goldmünzen der Fall war. Die Differenz soll in der Regel 6—16 Stüber auf die Mark, oder 8 Unzen Silber zu $\frac{11}{12}$ fein und $\frac{1}{12}$ Zusatz betragen. Der Bankpreis, oder der Kredit, den die Bank für Depositen von solchem Silber (auch in ausländischen Münzen von bekannter und anerkannter Feinheit, wie die mexikanischen Dollars) erteilt, beträgt 22 Gulden für die Mark; der Münzpreis ist ungefähr 23 Gulden und der Marktpreis 23 fl. 6 St. bis 23 fl. 16 Stüber, oder 2 bis 3⁰/₁₀ über dem Münzpreise.*)

*) Die Sätze, zu denen die Bank von Amsterdam in diesem Augenblick (September 1775) Metall und Münzen annimmt, sind folgende:

Silber:		
Mexikanische Piaster (Dollars)	}	Gulden 22. — pr. Mark
Französische Kronen		
Englische Silbermünzen		

Die Verhältnisse zwischen dem Bankpreise, Münzpreise und Marktpreise der Goldbarren sind boinahe die gleichen. Man kann in der Regel seinen Bankschein für die Differenz zwischen dem Münzpreise der Barren und dem Marktpreise verkaufen. Ein Schein für Bullion ist fast stets etwas wert und es kommt daher selten vor, daß jemand ihn erlöschten, oder seine Barren zu dem Preise, zu dem sie die Bank angenommen hat, verfallen läßt, indem er sie entweder nicht vor Ablauf der 6 Monate zurücknimmt, oder die Zahlung des $\frac{1}{10}$ oder $\frac{1}{2}\%$ für die Verlängerung auf abermalige 6 Monate verabsäumt. Immerhin soll es, zwar selten, aber doch gelegentlich vorgekommen sein, und zwar bei Gold häufiger als bei Silber, wegen der höheren Lagerhausgebühr, die für die Aufbewahrung des edleren Metalles zu zahlen ist.

Wer gegen ein Depositum von Bullion sowohl einen Bankkredit wie einen Schein erhält, zahlt seine Wechsel bei Fälligwerden mit diesem Bankkredit und verkauft

Mexikanische neue Piaster	Gulden 21. — pr. Mark
Ducats	„ 3. — pr. Stück
Reichstaler	„ 2. 8 „

Silber in Barren $\frac{11}{12}$ fein = 21 pr. Mark, und in demselben Verhältnis herab bis zu $\frac{1}{4}$ fein, wofür 5 Gulden gegeben werden. Barren fein Silber = 23 pr. Mark.

Gold:

Portugiesische Münzen	} Gulden 340. — pr. Mark
Guineen	
Louis'd'or, neue	
Louis'd'or, alte,	
Neue Dukaten	„ 4. 19. 8 per Duc.

Gold in Barren wird im Verhältnis seiner Feinheit zu den genannten Münzen angenommen; auf Barren fein Gold gibt die Bank 340 fl. pr. Mark. Im Allgemeinen wird indessen auf Münzen von anerkannter Feinheit etwas mehr gegeben als auf Gold- und Silberbarren, deren Feinheit erst durch Schmelzen und Probieren zu ermitteln ist.

oder behält seinen Schein, je nachdem er glaubt, daß der Preis des Bullion steigen oder fallen wird. Der Schein oder der Bankkredit bleiben selten lange in einer Hand, und es ist dazu auch kein Anlaß vorhanden. Wer einen Schein hat und Bullion braucht, findet stets eine Menge Bankgeld zum gewöhnlichen Preis, und wer Bankgeld hat und Bullion braucht, findet stets Bankscheine in gleicher Menge.

Die Besitzer von Bankkrediten und die Inhaber von Scheinen bilden zwei verschiedene Sorten von Gläubigern der Bank. Der Inhaber eines Scheins kann das Bullion, auf das der Schein ausgestellt ist, nicht herausziehen, ohne der Bank eine dem Preis, zu dem sie das Bullion angenommen hatte, gleichkommende Summe Bankgeld zu verschreiben. Wenn er kein Bankgeld selbst besitzt, muß er es von anderen kaufen. Der Besitzer von Bankgeld kann Bullion nicht herausziehen, ohne der Bank Scheine für die Menge, die er braucht, zu produzieren. Wenn er in eigenen Besitz keine hat, muß er sie von anderen kaufen. Der Inhaber eines Scheins, der Bankgeld kauft, kauft damit die Mittel, eine Menge Bullion herauszunehmen, dessen Münzpreis 5% unter dem pari-Preis steht. Das Agio von 5%, das er in der Regel dafür bezahlt, wird mithin nicht für einen eingebildeten, sondern für einen tatsächlichen Wert gezahlt. Kauft der Besitzer von Bankgeld einen Schein, so kauft er das Mittel, eine gewisse Menge Bullion herauszunehmen, dessen Marktpreis in der Regel 2 bis 3% über dem Münzpreis steht. Der Preis, den er dafür zahlt, wird mithin ebenfalls für einen tatsächlichen Wert gezahlt. Der Preis des Scheins und der Preis des Bankgeldes machen zusammen den vollen Wert oder Preis des Bullion aus.

Auf Depositen in der Landesmünze gewährt die Bank ebensowohl Scheine wie Bankkredite. Allein diese

Scheine sind oft von keinem Wert und haben daher auch keinen Marktpreis. Auf Ducatons z. B., die im Umlauf 3 Gulden 3 Stüber gelten, gibt die Bank nur einen Kredit von 3 Gulden, oder 5% weniger als ihren Kurantwert. Sie gibt einen Schein, der den Inhaber gleicherweise berechtigt, die deponierte Anzahl von Dukatons innerhalb 6 Monaten gegen Zahlung von $\frac{1}{4}\%$ für die Aufbewahrung wieder herauszunehmen. Dieser Schein wird oft keinen Marktpreis haben. Drei Gulden Bankgeld sind in der Regel auf dem Markt 3 Gulden 3 Stüber, d. h. den vollen Wert der Dukatons, wenn sie aus der Bank genommen würden, wert, und ehe sie herausgenommen werden können, müssen sie $\frac{1}{4}\%$ für die Aufbewahrung zahlen, was für den Inhaber des Scheines lediglich ein Verlust sein würde. Fällt jedoch das Agio der Bank einmal auf 3%, so können diese Scheine einen Marktpreis haben und für 1% Agio verkauft werden. Jetzt steht das Agio der Bank in der Regel 5% und man läßt daher solche Scheine oft verfallen. Die Scheine, welche für Depositen von Golddukaten gegeben werden, läßt man noch öfter verfallen, weil auf sie ein höherer Lagerhauszins, nämlich $\frac{1}{2}\%$ für die Aufbewahrung bezahlt werden muß, wenn man sie wieder haben will. Die 5%, welche die Bank verdient, wenn die Depositen von Münze oder Bullion verfallen, können als der Lagerhauszins für die Aufbewahrung solcher Depositen gelten.

Die Summe des Bankgeldes, für die die Scheine verfallen, muß sehr bedeutend sein und das ganze Stammkapital der Bank umfassen, das, wie man annimmt, seit der Zeit der ersten Depositen darin geblieben ist, weil niemand ein Interesse daran hatte, seinen Schein erneuern zu lassen, oder sein Depositum zu erheben, da aus den bereits angeführten Gründen niemand das eine oder andere ohne Verlust tun konnte. Welches aber

auch der Betrag dieser Summe *s. in mag*, im Verhältnis zur Gesamtmenge des Bankgeldes gilt sie doch nur für sehr klein. Die Bank von Amsterdam ist seit dieser langen Zeit das größte Lagerhaus Europas für Bullion gewesen, wofür man die Scheine selten verfallen ließ. Der bei weitem größte Teil des Bankgeldes oder der Buchkredite der Bank soll seit diesen vielen Jahren durch die Depositen geschaffen sein, welche die Edelmetallhändler ununterbrochen machen und herausziehen.

Forderungen an die Bank können nur auf Grund eines Scheines erhoben werden. Der kleinere Teil des Bankgeldes, wofür die Scheine erloschen sind, ist mit der weit größeren Masse, für die sie noch in Kraft bestehen, gemischt, sodaß, wenn auch eine beträchtliche Summe vorhanden ist, für die es keine Scheine gibt, dennoch kein besonderer Teil sich darunter befindet, der nicht zu irgend einer Zeit von irgend wem eingefordert werden könnte. Die Bank kann nicht an zwei Personen für dieselbe Sache Schuldnerin sein und der Besitzer von Bankgeld, der keinen Schein hat, kann von der Bank nicht eher Zahlung fordern, als bis er einen kauft. In gewöhnlichen und ruhigen Zeiten kann es ihm nicht schwer werden, einen Schein zum Marktpreise zu kaufen, der in der Regel dem Preis entspricht, zu welchem er die Münze oder das Bullion verkaufen kann, das aus der Bank zu nehmen der Schein berechtigt.

Anders kann es freilich während einer öffentlichen Notlage sich gestalten, bei einem kriegerischen Einfall z. B., wie der der Franzosen im Jahre 1672. Die Besitzer von Bankgeld sind dann alle bestrebt, es aus der Bank in eigene Verwahrung zu nehmen, und die Nachfrage nach Scheinen kann dann ihren Preis auf eine exorbitante Höhe steigern. Ihre Besitzer können sich ausschweifenden Erwartungen hingeben und anstatt 2 bis 3% die Hälfte des Bankgeldes fordern, das auf die

Depositen, auf welche die Scheine lauten, kreditiert wurde. Der Feind, der die Verfassung der Bank kennt, könnte selbst die Scheine aufkaufen, um zu verhindern, daß der Barschatz fortgeführt werde. In solchen Notlagen würde indeß, wie man annimmt, die Bank wohl ihre gewöhnliche Regel, nur an die Inhaber von Scheinen Zahlung zu leisten, durchbrechen. Die Inhaber von Scheinen, die kein Bankgeld hätten, müßten doch den Wert des Deposits, wofür ihre Scheine ausgestellt worden sind, bis auf 2 oder 3% erhalten haben. Die Bank, sagt man, würde daher in diesem Fall kein Bedenken tragen, den vollen Wert dessen, was den Besitzern von Bankgeld, die keine Scheine erhalten können, als Kredit in ihre Bücher eingeschrieben war, entweder in Geld oder Bullion zu zahlen und gleichzeitig auch die 2 oder 3% an solche Inhaber von Scheinen, die kein Bankgeld haben, da dies der ganze Betrag ist, auf den sie unter solchen Umständen mit Recht Anspruch hätten.

Selbst in gewöhnlichen und ruhigen Zeiten liegt es im Interesse der Inhaber von Scheinen, das Agio zu drücken, um entweder Bankgeld (und folglich das Bullion, welches aus der Bank zu nehmen ihr Schein sie in den Stand setzen würde) um so billiger zu kaufen, oder ihre Scheine an Leute, die Bankgeld haben und Bullion herausnehmen wollen, desto teurer zu verkaufen, da der Preis eines Scheins in der Regel der Differenz zwischen dem Marktpreise des Bankgeldes und dem der Münze oder des Bullion, wofür der Schein bewilligt war, gleich ist. Im Interesse der Inhaber des Bankgeldes hingegen liegt es, das Agio zu steigern und entweder ihr Bankgeld um so teurer zu verkaufen, oder einen Schein um so billiger zu kaufen. Um die Machenschaften der Börsenjobber zu verhüten, die durch diese entgegenstehenden Interessen veranlaßt werden können, war die Bank vor einigen Jahren zu dem Entschluß

gekommen, jederzeit Bankgeld für Kurant mit 5% Agio zu verkaufen und es mit 4% Agio wieder zu kaufen. Infolge dieses Beschlusses kann das Agio niemals über 5% steigen oder unter 4% fallen und das Verhältnis zwischen dem Marktpreis und dem Bank- und Kurantgeld ist zu allen Zeiten dem Verhältnis zwischen ihren inneren Werten beinahe gleich. Bevor dieser Beschluß gefaßt war, pflegte der Marktpreis des Bankgeldes zuweilen bis auf 9% Agio zu steigen und zuweilen auf pari zu sinken, je nachdem die entgegenstehenden Interessen den Markt beeinflussten.

Die Bank von Amsterdam erklärt, daß sie von ihren Depositen nichts ausleihe, sondern für jeden Gulden, wofür man in ihren Büchern kreditiert steht, den Wert eines Gulden entweder in Geld oder Barren liegen habe. Daß sie in ihren Kassen all das Geld oder Rohmetall hat, wofür Scheine ausgestellt wurden, die jederzeit zur Einlösung präsentiert werden können und die tatsächlich beständig hin- und zurückgehen, ist nicht wohl zu bezweifeln. Ob es aber hinsichtlich derjenigen Teile ihres Kapitals der Fall ist, wofür die Scheine schon längst erloschen sind, die in gewöhnlichen und ruhigen Zeiten nicht eingefordert werden können und die tatsächlich aller Wahrscheinlichkeit nach für immer oder wenigstens so lange, wie die Generalstaaten bestehen, bei ihr bleiben werden, ist wohl nicht so unzweifelhaft. In Amsterdam indessen steht kein Glaubensartikel fester, als daß für jeden Gulden, der als Bankgeld umläuft, ein entsprechender Gulden in Gold oder Silber im Schatze der Bank zu finden sei. Die Stadt leistet dafür Garantie. Die Bank steht unter der Direktion der vier regierenden Bürgermeister, die jedes Jahr wechseln. Jede neue Reihe von Bürgermeistern untersucht den Schatz, vergleicht ihn mit den Büchern, leistet einen Eid darauf und liefert ihn mit

derselben hergebrachten Feierlichkeit ihren Nachfolgern ab; und in diesem ordentlichen und religiösen Lande sind Eide noch heilig. Ein derartiger Turnus scheint allein schon eine ausreichende Sicherheit gegen alle unzulässigen Praktiken darzubieten. Inmitten aller der Revolutionen, die der Parteigeist in der Regierung von Amsterdam veranlaßt hat, klagte die herrschende Partei ihre Vorgänger niemals einer Untreue in der Bankverwaltung an. Keine Anklage hätte das Ansehen und das Glück der unterlegenen Partei tiefer schädigen können, und wenn eine solche Anklage Grund gehabt hätte, darf man überzeugt sein, daß sie erhoben worden wäre. Im Jahre 1672, als der König von Frankreich in Utrecht war, zahlte die Bank von Amsterdam so leicht, daß an der treuen Erfüllung ihrer Verpflichtungen kein Zweifel bleiben konnte. Manche Stücke, die damals aus ihren Kassen kamen, schienen von dem Feuer angegriffen zu sein, das im Stadthause bald nach Gründung der Bank ausgebrochen war, und mußten mithin seit dieser Zeit dort gelegen haben.

Welchen Betrag der Barschatz der Bank erreicht, ist eine Frage, die die Berechnungen der Neugierigen lange beschäftigt hat; doch können darüber nur Vermutungen angestellt werden. Im Allgemeinen rechnet man, daß ungefähr zweitausend Leute bei der Bank Konten haben, und wenn man annimmt, daß jeder durchschnittlich £ 1500 auf seinem Konto habe (was sehr hoch gerechnet ist), so würde die Gesamtmenge des Bankgeldes, und folglich auch des Schatzes in der Bank, sich auf etwa 3 Millionen Pfund oder, zu 11 Gulden das Pfund, auf 33 Millionen Gulden belaufen; eine bedeutende Summe und hinreichend, um einen sehr ausgedehnten Umlauf zu unterhalten, aber gleichwohl weit unter den ausschweifenden Ideen, die manche Leute sich von diesem Schatz gebildet haben.

Die Stadt Amsterdam zieht aus der Bank eine bedeutende Einnahme. Außer dem, was man den oben berührten Lagerhauszins nennen kann, zahlt jeder bei der ersten Eröffnung eines Kontos eine Gebühr von 10 Gulden und für jedes neue Konto 3 Gulden 3 Stüber; für jede Übertragung 2 Stüber, und wenn die Übertragung weniger als 300 Gulden beträgt, 6 Stüber, um die häufige Übertragung so kleiner Beträge zu verhindern. Wer es verabsäumt, sein Konto zweimal im Jahr auszugleichen, verfällt in eine Strafe von 25 Gulden. Wer eine Übertragung für mehr als sein Guthaben anweist, hat 3% für die überschüssige Summe zu zahlen und seine Anweisung wird überdies bei Seite gelegt. Auch macht, wie man annimmt, die Bank durch den Verkauf fremder Münzen oder Barren, die zuweilen durch Erlöschen der Scheine ihr anheimfallen und die sie stets liegen läßt, bis sie sie mit Vorteil verkaufen kann, einen beträchtlichen Gewinn. Ebenso durch Verkauf des Bankgeldes zu 5% Agio und durch seinen Kauf zu 4%. Diese verschiedenen Einnahmequellen betragen bei weitem mehr, als zur Bezahlung der Gehälter der Beamten und zur Deckung der Verwaltungskosten erforderlich ist. Die Zahlungen für die Aufbewahrung des Bullion gegen Scheine sollen allein eine jährliche Nettoeinnahme von 150,000 bis 200,000 Gulden ausmachen. Der ursprüngliche Zweck dieser Einrichtung war jedoch nicht die Erzielung einer Einnahme, sondern der öffentliche Nutzen. Ihr Zweck war, die Kaufleute von den Nachteilen eines ungünstigen Wechselkurses zu befreien. Die Einnahme, welche daraus entstanden ist, war eine unvorhergesehene und kann als nebensächlich betrachtet werden.

Es ist nun Zeit, von dieser langen Abschweifung, in die ich unvermerkt geraten bin, um die Gründe zu erklären, warum der Wechselkurs zwischen den Län-

den, die in sogenanntem Bankgeld zahlen und denen, die in gewöhnlichem Kurant zahlen, in der Regel zu Gunsten der ersteren und gegen die letzteren zu sein scheint, zurückzukehren. Das erstere zahlt in einer Geldsorte, deren innerer Wert stets derselbe ist und sich genau dem Münzfuß der bezüglichen Münzen anpaßt; das letztere in einer Geldsorte, deren innerer Wert beständig schwankt und fast stets mehr oder weniger unter jenem Münzfüße steht.

Zweiter Teil.

Von der Unvernunft solcher außerordentlichen Beschränkungen nach anderen Grundsätzen.

Im Vorhergehenden habe ich zu zeigen gesucht, wie unnötig es sogar nach den Grundsätzen des Handelssystems ist, außergewöhnliche Beschränkungen auf die Einfuhr von Waren aus solchen Ländern zu legen, mit denen die Handelsbilanz als ungünstig angenommen wird.

Nichts kann jedoch alberner sein, als diese ganze Lehre von der Handelsbilanz, auf welche nicht allein diese Einschränkungen, sondern fast alle anderen Handelsregelungen gegründet sind. Wenn zwei Plätze miteinander Handel treiben, so nimmt diese Lehre an, daß, wenn die Handelsbilanz sich ausgleicht, keiner von ihnen etwas verliert oder gewinnt; wenn sie sich aber in irgend einem Grade auf die eine Seite neigt, einer von ihnen verliert und der andere gewinnt, genau in dem Verhältnis ihrer Abweichung von dem Gleichgewicht. Beide Annahmen sind falsch. Ein Handel, der mittelst Ausfuhrprämien und Monopolen gewaltsam herbeigeführt ist, kann für das Land, zu dessen Gunsten er angeblich eingerichtet worden ist, ungünstig sein und ist es in der That gewöhnlich, wie ich später zeigen

werde. Der Handel aber, der ohne Gewalt oder Zwang zwischen zwei Plätzen naturgemäß besteht, ist stets vorteilhaft für beide, wenn auch nicht für jeden gleich vorteilhaft.

Unter Vorteil oder Gewinn verstehe ich nicht die Zunahme der Gold- und Silbermenge, sondern die Zunahme des Tauschwertes des jährlichen Boden- und Arbeitsertrags des Landes, oder die Zunahme der jährlichen Einkünfte seiner Bewohner.

Gleicht sich die Bilanz aus, und besteht der Handel zwischen den beiden Plätzen lediglich im Austausch ihrer selbsterzeugten Waren, so werden sie in den meisten Fällen nicht allein beide gewinnen, sondern gleichmäßig oder beinahe gleichmäßig gewinnen; jeder wird in diesem Fall einen Markt für einen Teil der überschüssigen Produkte des andern darbieten; jeder wird ein Kapital ersetzen, das in der Produktion und Veredlung dieses Teils von überschüssigen Produkten des andern angelegt war und das unter eine gewisse Zahl seiner Einwohner verteilt, ihnen Einkommen und Unterhalt gab. Ein Teil der Einwohner eines jeden wird daher indirekt sein Einkommen und seinen Unterhalt von dem andern beziehen. Da die umgesetzten Waren ebenfalls als gleichwertig angenommen sind, so werden auch die im Handel angelegten Kapitalien in den meisten Fällen gleich oder nahezu gleich sein, und da beide in der Produktion heimischer Erzeugnisse der beiden Länder angelegt sind, so wird das Einkommen und der Unterhalt, die ihre Verteilung den Einwohnern eines jeden darbieten wird, gleich oder nahezu gleich sein. Diese Einkünfte und dieser Unterhalt, die man sich gegenwärtig gewährt, werden je nach dem Umfang ihrer Geschäfte größer oder kleiner sein. Wenn sie sich jährlich z. B. auf £ 100,000 oder auf eine Million auf jeder Seite belaufen, so würde jeder der Plätze den

Einwohnern des andern in dem einen Fall ein jährliches Einkommen von € 100,000, in dem andern ein solches von einer Million gewähren.

Wäre ihr Handel so beschaffen, daß einer der Plätze dem andern nur heimische Produkte zuführte, während die Rücksendungen des andern lediglich aus fremden Waren beständen, so würde die Bilanz sich dennoch ausgleichen, da Waren mit Waren bezahlt werden. Beide Plätze würden in diesem Falle gewinnen, aber nicht gleichmäßig gewinnen, und die Einwohner des Landes, das nur heimische Erzeugnisse ausführte, würden die größten Einkünfte aus dem Handel ziehen. Wenn England z. B. von Frankreich nur die heimischen Erzeugnisse dieses Landes einführt und keine Waren heimischer Erzeugung hat, die dort im Begehr sind, mithin jene durch Hinsendung einer großen Menge auswärtiger Waren, wie Taback oder ostindische Waren, zahlt, so würde dieser Handel zwar den Einwohnern beider Länder ein gewisses Einkommen verschaffen, aber denen Frankreichs mehr als denen Englands. Das ganze jährlich darin angelegte französische Kapital würde jährlich unter die Einwohner Frankreichs verteilt werden. Unter die Engländer dagegen würde nur der Teil des englischen Kapitals, der zur Erzeugung der englischen Waren diente, mit denen jene auswärtigen Waren gekauft wurden, jährlich verteilt werden. Der größere Teil von ihm würde die Kapitalien ersetzen, welche in Virginien, Hindostan und China angelegt sind und den Einwohnern dieser fernen Länder Einnahmen und Unterhalt gegeben hatten. Wären die Kapitalien mithin gleich oder nahezu gleich, so würde die Anlage des französischen Kapitals das Einkommen des französischen Volkes weit mehr vermehren, als diejenige des englischen Kapitals das Einkommen des englischen Volkes. Frankreich würde in diesem Fall einen direkten

Außenhandel mit England treiben, während England einen weitschweifigen Handel derselben Art mit Frankreich treiben würde. Die verschiedenen Wirkungen eines im direkten und eines in einem weitschweifigen Außenhandel angelegten Kapitals sind bereits ausführlich erörtert worden.

Es gibt wahrscheinlich nirgends zwischen zwei Ländern einen Handel, der gänzlich im beiderseitigen Austausch heimischer Erzeugnisse, oder heimischer Erzeugnisse einerseits und fremder Waren andererseits, bestände. Fast alle Länder tauschen miteinander theils heimische, theils ausländische Waren aus. Das Land aber, in dessen Ausfuhr der größte Theil von heimischer Erzeugung und der mindeste fremdländischen Ursprungs ist, wird stets am meisten gewinnen.

Wenn England die jährlich von Frankreich eingeführten Waren nicht mit Tabak und ostindischen Waren, sondern mit Gold und Silber bezahlte, so würde in diesem Fall die Bilanz als ungleich gelten, da Waren nicht mit Waren, sondern mit Gold und Silber bezahlt würden. Doch auch in diesem Fall, wie in dem vorhergehenden, würde der Handel den Einwohnern beider Länder ein Einkommen verschaffen, obwohl denen Frankreichs ein größeres als denen Englands. Einiges Einkommen würde er auch denen Englands verschaffen. Das Kapital, das in der Erzeugung englischer Waren, welche dieses Gold und Silber ankauften, angelegt war; das Kapital, das unter gewisse Einwohner Englands verteilt war und ihnen ein Einkommen verschafft hatte, würde dadurch ersetzt sein und ihnen die Fortsetzung ihrer Geschäfte ermöglicht haben. Das Gesamtkapital Englands würde durch diese Gold- und Silberausfuhr nicht mehr vermindert werden, als durch die Ausfuhr eines gleichen Betrags an anderen Waren. Im Gegenteil, in den meisten Fällen würde es vermehrt werden.

Es werden keine anderen Waren ins Ausland gesendet, als für die eine größere Nachfrage im Auslande als daheim angenommen wird und für die, der Erwartung zufolge, ein größerer Wert zurückkommt, als ausgeführt wird. Wenn der Tabak, der in England nur £ 100,000 wert ist, in Frankreich Wein kauft, der in England £ 110,000 wert ist, so wird der Tausch das Kapital Englands um £ 10,000 vermehren. Ebenso wenn £ 100,000 englisches Gold französischen Wein kaufen, der in England £ 110,000 wert ist, wird dieser Tausch das Kapital Englands gleichfalls um £ 10,000 vermehren. Da ein Kaufmann, der für £ 110,000 Wein in seinem Keller hat, ein reicherer Mann ist, als der, welcher nur für £ 100,000 Tabak in seinem Speicher hat, so ist er gleicherweise ein reicherer Mann, als der, welcher nur für £ 100,000 Gold in seiner Kasse hat. Er kann eine größere Menge Fleiß in Bewegung setzen und einer größeren Menge von Leuten Einkommen, Unterhalt und Beschäftigung gewähren, als jeder der beiden anderen. Aber das Kapital des Landes ist den Kapitalien aller seiner verschiedenen Einwohner gleich, und die Menge des Fleißes, die darin jährlich unterhalten werden kann, ist derjenigen gleich, die diese Kapitalien insgesamt zu erhalten vermögen. Sowohl das Kapital des Landes, wie die Menge des Gewerbefleißes, die darin jährlich unterhalten werden kann, müssen daher in der Regel durch diese Ausfuhr vermehrt werden. Allerdings würde es vorteilhafter für England sein, wenn es die Weine Frankreichs mit seinen Eisenwaren und Tuchen kaufen könnte, als daß es sie mit dem Tabak Virginians oder mit dem Gold und Silber Brasiliens und Perus kaufen muß. Ein direkter Außenhandel ist stets vorteilhafter als ein weitschweifiger; aber ein weitschweifiger Außenhandel, der mit Gold und Silber betrieben wird, scheint nicht

weniger vorteilhaft zu sein, als ein gleich weitschweifiger mit anderen Waren. Auch wird ein Land, das keine Minen besitzt, durch seine jährliche Ausfuhr von Gold und Silber nicht wahrscheinlicher an diesen Metallen erschöpft, als ein Land, das keinen Tabak baut, durch die gleiche jährliche Ausfuhr dieser Pflanze. Wie ein Land, das die Mittel hat, Tabak zu kaufen, ihn niemals lange entbehren wird, so wird auch ein Land, das die Mittel hat, Gold und Silber zu kaufen, niemals lange an ihnen Mangel leiden.

Das Geschäft, das ein Arbeiter mit dem Bierhaus treibt, sagt man, ist ein verlustbringendes Geschäft; und das Geschäft, das ein Industrievolk mit einem Weinlande treibt, kann als ein Geschäft von gleicher Art betrachtet werden. Ich antworte, daß das Geschäft mit dem Bierhaus nicht notwendig ein verlustbringendes ist. Seiner eigenen Natur nach ist es genau so vorteilhaft, wie jedes andere, obwohl vielleicht eher dem Mißbrauch ausgesetzt. Die Beschäftigung eines Brauers, und selbst diejenige eines Branntweinschenkers, sind so notwendige Arbeitsteilungen, wie irgend eine. Es wird im Allgemeinen für einen Arbeiter vorteilhafter sein, die Menge, die er braucht, vom Brauer zu kaufen, als sie selbst zu brauen, und ist er arm, so wird es in der Regel vorteilhafter für ihn sein, seinen Bedarf im kleinen von dem Detaillisten zu kaufen, als im großen vom Brauer. Er kann unzweifelhaft zuviel von beiden kaufen, ebenso wie von jedem andern Geschäftsmann in seiner Gegend, vom Fleischer, wenn er ein Schlemmer ist, vom Tuchhändler, wenn er gerne unter seinesgleichen durch seine äußere Erscheinung glänzt. Trotzdem ist es für die große Masse der Arbeiter vorteilhafter, daß alle diese Geschäfte frei sind, obwohl diese Freiheit in allen gemißbraucht werden kann und in einigen vielleicht mehr gemißbraucht wird, als in andern.

Einzelne können zwar ihr Vermögen durch übermäßigen Verbrauch geistiger Getränke zu Grunde richten; aber es scheint keine Gefahr zu haben, daß eine ganze Nation es tun werde. In jedem Lande gibt es eine Menge Leute, die für solche Getränke mehr ausgeben, als sie dürften; aber die allermeisten werden dafür weniger ausgeben. Es verdient auch bemerkt zu werden, daß, wenn wir die Erfahrung zu Rate ziehen, die Billigkeit des Weins eine Ursache nicht der Trunkenheit, sondern der Nüchternheit zu sein scheint. Die Einwohner der Weinländer sind in der Regel die nüchternsten Leute in Europa, wie die Spanier, Italiener und die Einwohner der südfranzösischen Provinzen beweisen. In ihrer täglichen Kost sind die Leute selten unmäßig. Niemand gibt sich die Miene der Freigebigkeit und Gastfreiheit, wenn er von einem Getränke reichlich spendet, das so billig ist wie Dünnbier. Im Gegenteil, in den Ländern, welche entweder wegen zu großer Hitze oder Kälte keine Trauben hervorbringen und wo der Wein mithin teuer und selten ist, ist Trunkenheit ein allgemeines Laster, wie unter den nördlichen Nationen und allen denen, die unter den Tropen leben, z. B. den Negern an der Küste Guineas. Wenn ein französisches Regiment von einer der Nordprovinzen Frankreichs kommt, wo der Wein ziemlich teuer ist, und in den Südprovinzen einquartiert wird, wo er sehr billig ist, so lassen sich die Soldaten, wie ich oft habe bemerken hören, zuerst durch die Billigkeit des guten Weines und die Neuheit der Sache verführen; aber nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt werden die meisten von ihnen so nüchtern, wie die anderen Bewohner. Würden die Zölle auf fremde Weine und die Akzise auf Malz, Bier und Äle plötzlich beseitigt, so könnte es in Großbritannien gleichfalls vorkommen, daß das Militär und die unteren Klassen des Volks ganz allgemein sich zeitweilig der

Trunkenheit hingäßen; aber vermutlich würde bald eine dauernde und fast allgemeine Mäßigkeit darauf folgen. Gegenwärtig ist Trunkenheit keineswegs das Laster der vornehmeren Leute oder derjenigen, die sich die kostspieligsten Getränke leicht anschaffen können. Ein von Bier trunkener Edelmann wird kaum jemals unter uns zu sehen sein. Die Beschränkungen des Weinhandels in Großbritannien scheinen überdies nicht sowohl darauf berechnet, die Leute zu hindern, wenn ich so sagen soll, ins Bierhaus zu gehen, als dahin zu gehen, wo sie das beste und billigste Getränk kaufen können. Die Einfuhr portugiesischen Weins ist begünstigt, diejenige französischen Weins erschwert. Die Portugiesen, sagt man allerdings, sind bessere Kunden für unsre Fabrikanten, als die Franzosen und müssen daher einen Vorzug vor ihnen genießen. Da sie unsre Kunden sind, meint man, müssen wir auch die ihrigen sein. So erhebt man die kleinen Kunstgriffe der Krämer zu politischen Grundsätzen für das Verhalten eines großen Reichs; denn nur der geringste Krämer macht sich die Beschäftigung seiner Kunden zur Regel. Ein großer Kaufmann kauft seine Waren stots da, wo sie am billigsten und am besten sind, ohne Rücksicht auf irgend ein Interesse der Art.

Durch Grundsätze wie diese jedoch, sind die Nationen überredet worden, daß ihr Interesse erheische, alle ihre Nachbarn an den Bettelstab zu bringen. Jedes Volk soll mit neidischem Auge auf die Wohlfahrt aller der Völker, mit denen es Handel treibt, blicken und ihren Gewinn als seinen eigenen Verlust betrachten. Der Verkehr, der unter Nationen wie unter Individuen naturgemäß ein Band der Einigung und Freundschaft sein sollte, ist die fruchtbarste Quelle der Zwietracht und Feindschaft geworden. Der launische Ehrgeiz von Königen und Ministern ist während des gegenwärtigen

und des verflorbenen Jahrhunderts der Ruhe nicht minder verhängnisvoll gewesen, als der schamlose Neid der Kaufleute und Fabrikanten. Die Gewalttätigkeit und Ungerechtigkeit der Beherrscher des Menschengeschlechts ist ein altes Übel, gegen das, fürchte ich, die Natur der menschlichen Dinge kaum eine Abhülle zuläßt. Allein die niedrige Habsucht und der Monopolgeist der Kaufleute und Fabrikanten, die niemals die Beherrscher der Menschen sind, noch sein sollten, können zwar vielleicht nicht gebessert werden, aber sehr leicht ist es zu verhindern, daß sie die Ruhe irgend eines anderen Standes, als des eigenen, stören.

Daß es der Monopolgeist war, der ursprünglich diese Lehre sowohl ersann wie verbreitete, ist unzweifelhaft; und die Leute, welche sie zuerst lehrten, waren keineswegs solche Toren, wie man glauben könnte. In allen Ländern ist es und muß es stets das Interesse der großen Masse des Volks sein, ihre Bedürfnisse von denen, die verkaufen, so billig wie möglich zu kaufen. Der Satz ist so einleuchtend, daß es lächerlich wäre, sich die Mühe zu geben ihn zu beweisen; auch würde er niemals in Frage gestellt worden sein, wenn nicht die interessierte Sophistik der Kaufleute und Fabrikanten den gesunden Menschenverstand beirrt hätte. Ihr Interesse ist in dieser Beziehung demjenigen der großen Masse des Volkes genau entgegengesetzt. Wie es das Interesse der Zunftmeister ist, die übrigen Einwohner zu verhindern, andere Leute als sie selbst zu beschäftigen, so ist es das Interesse der Kaufleute und Fabrikanten eines jeden Landes, sich das Monopol des heimischen Marktes zu sichern. Daher rühren in Großbritannien und in den meisten anderen europäischen Ländern die hohen Zölle auf fast alle von fremden Kaufleuten eingeführte Waren; daher die hohen Zölle und Verbote auf alle die ausländischen Fabrikate, die

mit den eigenen in Wettbewerb treten können; daher auch die außerordentlichen Einschränkungen auf die Einfuhr fast aller Sorten von Waren aus denjenigen Ländern, mit denen die Handelsbilanz für ungünstig gilt, d. h. gegen die die nationale Feindseligkeit am gewaltigsten entflanmt ist.

Der Reichtum einer benachbarten Nation aber, wie gefährlich im Krieg und in der Politik er sein mag, ist im Handel sicherlich vorteilhaft. In einem Zustande der Feindseligkeit kann er unsere Feinde in den Stand setzen, den unsrigen überlegene Flotten und Armeen zu unterhalten; aber in einem Stande des Friedens und Verkehrs, muß er sie ebenso befähigen, mehr Werte mit uns auszutauschen und den direkten Produkten unsrer Industrie, oder was mit ihnen gekauft sein mag, einen besseren Markt darzubieten. Wie ein reicher Mann wahrscheinlich ein besserer Kunde für die gewerbefleißigen Leute in seiner Nachbarschaft ist, als ein armer, so ist es gleicherweise ein reiches Volk. Ein reicher Mann, der selbst Fabrikant ist, ist allerdings ein sehr gefährlicher Nachbar für alle diejenigen, welche dasselbe Geschäft treiben. Allein seine übrigen Nachbarn, also bei weitem die Mehrzahl, gewinnen durch den guten Absatz, den sein Aufwand ihnen gewährt. Sie gewinnen selbst dadurch, daß er seine ärmeren Wettbewerber unterbietet. Die Fabrikanten eines reichen Volkes können auf dieselbe Art unzweifelhaft sehr gefährliche Nebenbuhler für diejenigen seiner Nachbarn sein. Allein gerade dieser Wettbewerb ist für die große Masse des Volkes vorteilhaft, das außerdem durch den guten Absatz, den der große Aufwand eines solchen Volkes in jeder anderen Beziehung darbietet, erheblich gewinnt. Privatleute, die ein Vermögen erwerben wollen, denken niemals daran, sich in entfernte und arme Provinzen des Landes zurückzuziehen, sondern gehen entweder in die

Hauptstadt oder in eine der großen Handelsstädte. Sie wissen, daß, wo wenige Kapitalien umlaufen, wenig zu gewinnen ist, daß hingegen, wo viele in Bewegung sind, ein Teil davon ihnen zufallen kann. Dieselben Grundsätze, welche auf diese Art den gesunden Menschenverstand von einem oder zehn oder zwanzig Individuen leiten, müssen auch das Urtheil von einer oder zehn oder zwanzig Millionen bestimmen und ein ganzes Volk veranlassen, den Reichtum seiner Nachbarn als eine mutmaßliche Ursache und Gelegenheit, für sich selbst Reichtum zu erwerben, anzusehen. Ein Volk, das sich durch auswärtigen Handel bereichern will, wird es sicherlich am wahrscheinlichsten tun, wenn seine Nachbarn sämtlich reiche, gewerbfleißige und handeltreibende Völker sind. Ein großes Volk, das auf allen Seiten von nomadenhaften armen, unzivilisierten Völkerschaften umgeben ist, kann ohne Zweifel durch die Kultur seines Bodens und durch seinen inneren Handel Reichtum erwerben, aber nicht durch auswärtigen Handel. Es scheint, daß auf diese Art die alten Egyptianer und in der Neuzeit die Chinesen ihren großen Reichtum erworben haben. Die alten Egyptianer, so wird behauptet, vernachlässigten den auswärtigen Handel, und die neueren Chinesen blicken auf ihn bekanntermaßen mit der äußersten Verachtung und halten ihn kaum des leisesten gesetzlichen Schutzes wert. Die neueren Grundsätze des auswärtigen Handels haben wegen der Neigung, alle unsre Nachbarn arm zu machen, soweit sie diese beabsichtigte Wirkung hervorbringen können, die Tendenz, eben diesen Handel unbedeutend und verächtlich zu machen.

Es geschah infolge dieser Grundsätze, daß der Handel zwischen Frankreich und England in beiden Ländern so viel Entmutigungen und Beschränkungen unterworfen ist. Wenn diese beiden Länder jedoch ihr

wirkliches Interesse zu Rate zögen, ohne jede Handelseifersucht oder nationale Feindseligkeit, so könnte der Handel Frankreichs für Großbritannien vorteilhafter werden als der jedes anderen Landes, und aus demselben Grund der Handel Großbritanniens für Frankreich. Frankreich ist der nächste Nachbar Großbritanniens. In dem Handel zwischen der Südküste Englands und den nördlichen und nordwestlichen Küsten Frankreichs können die Zahlungen, ebenso wie im Binnenhandel 4, 5 oder 6 mal im Jahr erwartet werden. Das in diesem Handel angelegte Kapital könnte daher in jedem der beiden Länder 4, 5 oder 6 mal soviel Gewerbleiß in Bewegung setzen und 4, 5 oder 6 mal soviel Leuten Arbeit und Unterhalt verschaffen, als ein gleiches Kapital in den meisten anderen Zweigen des auswärtigen Handels. Zwischen den entferntesten Teilen Frankreichs und Großbritanniens könnten die Zahlungen mindestens einmal im Jahr erwartet werden, und auch dieser Handel würde demnach mindestens ebenso vorteilhaft sein, wie die meisten anderen Zweige unseres europäischen Handels. Er würde mindestens dreimal so vorteilhaft sein, als der berühmte Handel mit unseren nordamerikanischen Kolonien, in welchem die Eingänge selten in kürzeren Zeiträumen als drei Jahren, oft erst in vier oder fünf Jahren, erfolgen. Überdies faßt Frankreich ungefähr 24 Millionen Einwohner, während unsere nordamerikanischen Kolonien kaum mehr als 3 Millionen haben dürften; und Frankreich ist ein viel reicheres Land, als Nordamerika, obwohl dort wegen der ungleichen Verteilung des Reichtums mehr Armut und Bettelei herrscht, als im anderen Lande. Frankreich könnte deshalb einen mindestens achtmal so umfangreichen und wegen der großen Häufigkeit der Zahlungen einen 24 mal so vorteilhaften Markt darbieten, als der ist, den unsere nordamerikanischen Ko-

lonien jemals darboten. Der Handel mit Großbritannien würde für Frankreich genau ebenso vorteilhaft sein und dem Reichtum der Bevölkerung und der Nähe der beiden Länder entsprechend dieselbe Überlegenheit über den Handel Frankreichs mit seinen Kolonien besitzen. Dies ist der ungeheure Unterschied zwischen dem Handel, den die Weisheit beider Nationen entmutigen zu müssen glaubte und dem, den sie am meisten begünstigt hat.

Dieselben Umstände aber, die einen offenen und freien Verkehr zwischen den beiden Ländern für beide so vorteilhaft gemacht haben würden, haben diesem Handel gerade die größten Hindernisse bereitet. Da sie Nachbarn sind, sind sie notwendig Feinde, und der Reichtum und die Macht eines jeden wird deswegen für den andern desto furchtbarer; und was die Vorteile nationaler Freundschaft vermehren würde, dient nur dazu, die Heftigkeit des Nationalhasses zu entflammen. Beide sind reiche und gewerbsame Nationen und die Kaufleute und Fabrikanten einer jeden fürchten die wetteifernde Geschicklichkeit und Tätigkeit der andern. Die Handelseifersucht ist erwacht und sie nährt den Nationalhaß und wird wiederum von ihm genährt. Und die Handeltreibenden beider Länder behaupten mit all der leidenschaftlichen Anmaßung interessierter Heuchelei den sicheren Untergang eines jeden infolge jener ungünstigen Handelsbilanz, die, wie sie behaupten, die unfehlbare Wirkung eines ungehemmten Verkehrs mit dem andern sein würde.

Es gibt keinen Handelsstaat in Europa, dem der herannahende Ruin von den Doctoren dieses Systems aus einer ungünstigen Handelsbilanz nicht oft vorausgesagt worden wäre. Nach all der Angst jedoch, die sie davor erregt haben, nach all den vergeblichen Versuchen fast aller handeltreibenden Nationen, diese

Bilanz zu ihren Gunsten und gegen ihre Nachbarn zu wenden, scheint es nicht, daß irgend ein Volk in Europa durch diese Ursache in irgend einer Beziehung verarmt wäre. Vielmehr sind alle Städte und Länder in dem Verhältnis, wie sie ihre Häfen allen Nationen geöffnet haben, durch diesen freien Handel, statt davon wie nach den Satzungen des Handelssystems hätte erwartet werden müssen, ruiniert worden zu sein, bereichert worden. Allerdings gibt es in Europa einige wenige Städte, die in gewisser Beziehung den Namen von Freihäfen verdienen, aber kein Land, das ihn verdient. Holland nähert sich vielleicht diesem Charakter am meisten, obwohl es noch sehr entfernt davon ist, und Holland zieht anerkanntermaßen nicht allein seinen ganzen Reichtum, sondern auch die meisten seiner anderen notwendigen Unterhaltsmittel aus dem auswärtigen Handel.

In der That gibt es eine andere bereits erörterte, von der Handelsbilanz sehr verschiedene Bilanz, die, je nachdem sie günstig oder ungünstig ist, notwendig die Blüte oder den Verfall eines jeden Volkes veranlaßt. Dies ist die Bilanz der jährlichen Produktion oder Konsumtion. Wenn, wie bereits bemerkt, der Tauschwert der Jahreserzeugung denjenigen des Verbrauchs übersteigt, muß das Volkskapital jährlich im Verhältnis zunehmen. Das Volk lebt in diesem Falle von seinem Einkommen, und was es jährlich davon erspart, kommt natürlich zu seinem Kapital hinzu und wird so angelegt, daß es die Jahresproduktion auch weiterhin vermehrt. Wenn der Tauschwert der Jahresproduktion hinter dem der Jahreskonsumtion zurückbleibt, so muß das Volkskapital jährlich nach Maßgabe des Defizits abnehmen. Die Ausgaben des Volks überschreiten in diesem Falle seine Einnahmen, und es greift notwendig sein Kapital an. Sein Kapital, und zugleich mit ihm der Tauschwert

des Jahresprodukts seines Fleißes muß daher notwendig abnehmen. Diese Bilanz der Erzeugung und des Verbrauchs ist von der sogenannten Handelsbilanz durchaus verschieden. Sie könnte auch bei einem Volk, das keinen auswärtigen Handel hat, sondern von aller Welt isoliert wäre, platzgreifen. Sie kann auf dem ganzen Erdenrund platzgreifen, dessen Reichtum, Bevölkerung und Kultur sowohl allmählich steigen, wie allmählich sinken kann.

Die Bilanz der Produktion und Konsuntion kann beständig zu Gunsten einer Nation sein, wenn auch die Handelsbilanz in der Regel gegen sie ist. Eine Nation kann vielleicht ein halbes Jahrhundert lang mehr einführen als ausführen; das Gold und Silber, das während dieser ganzen Zeit zu ihr kommt, kann sofort wieder weggehen; ihre umlaufende Münze kann allmählich abnehmen und verschiedenes Papiergeld an deren Stelle treten, und selbst die Schulden, die sie bei den Völkern, mit denen sie hauptsächlich Handel treibt, eingeht, können allmählich wachsen, und dennoch kann ihr wirklicher Reichtum, der Tauschwert des jährlichen Produkts ihres Bodens und ihrer Arbeit, während derselben Periode in viel größerem Maße wachsen. Der Zustand unserer nordamerikanischen Kolonien und der Handel, den sie vor Beginn der gegenwärtigen Unruhen*) mit Großbritannien trieben, können zum Beweis dienen, daß dies keineswegs eine unmögliche Annahme ist.

*) Dies wurde im Jahre 1775 geschrieben.

Viertes Kapitel.

Über Rückzölle.

Kaufleute und Fabrikanten begnügen sich nicht mit dem Monopol des heimischen Marktes, sondern verlangen auch den ausgedehntesten Absatz im Auslande für ihre Waren. Ihr Land kann fremden Nationen kein Gesetz vorschreiben und kann daher selten ihnen dort ein Monopol verschaffen. Sie sind deshalb in der Regel genötigt, sich mit Petitionen um gewisse Begünstigungen der Ausfuhr zu begnügen. Von diesen Begünstigungen scheinen die sogenannten Rückzölle die billigsten zu sein. Dem Kaufmann bei der Ausfuhr die ganze Summe oder einen Teil der Verbrauchssteuern oder Binnenzölle, die auf heimische Erzeugnisse gelegt sind, zurückzuerstatten, kann niemals die Ausfuhr einer größeren Menge von Waren zur Folge haben, als ausgeführt worden wären, wenn keine Steuer darauf bestände. Solche Begünstigungen haben nicht die Tendenz, in eine bestimmte Anlage einen größeren Teil des Landeskapitals zu lenken, als was von selbst hineingeflossen wäre, sondern kann nur den Zoll hindern, einen Teil dieses Teils nach anderen Anlagen hinzutreiben. Sie können nicht zur Zerstörung des Gleichgewichts führen, das sich unter allen verschiedenen Beschäftigungen des Volkes naturgemäß herstellt, sondern nur verhindern, daß es durch den Zoll umgestoßen werde. Sie können die natürliche Teilung und Verteilung der Arbeit im

Volk, die aufrecht zu erhalten in den meisten Fällen vorteilhaft ist, nicht zerstören, sondern nur aufrecht erhalten.

Ein Gleiches kann von den Rückzöllen auf die Wiederausfuhr eingeführter fremder Waren gesagt werden, Rückzölle, die in Großbritannien in der Regel beinahe den Einfuhrzoll erreichen. Nach der zweiten der Bestimmungen, die der Parlamentsakte, die die jetzige sogenannte alte Subsidie auflegte, beigefügt sind, hatte jeder Kaufmann, ob Engländer oder Fremder, den Anspruch, die Hälfte des Einfuhrzolles bei der Ausfuhr zurückerstattet zu erhalten; der englische Kaufmann unter der Voraussetzung, daß sie innerhalb neun Monaten erfolge. Wein, Korinthen und verarbeitete Seide waren die einzigen Artikel, die nicht unter diese Bestimmung fielen, sondern andere und noch höhere Begünstigungen genossen. Die durch jene Parlamentsakte aufgelegten Zölle waren damals die einzigen Einfuhrzölle. Der Termin, innerhalb dessen diese und alle anderen Rückzölle reklamiert werden konnten, wurde späterhin (Stat. 7 Geo. I. ch. 21. sect. 10) auf drei Jahre verlängert.

Die Zölle, welche seit der alten Subsidie aufgelegt worden sind, werden bei der Ausfuhr meist vollständig zurückerstattet. Diese allgemeine Bestimmung unterliegt jedoch vielfachen Ausnahmen und das Kapitel von den Rückzöllen ist ein viel komplizierteres geworden, als es bei der ersten Einrichtung gewesen war.

Bei der Ausfuhr gewisser ausländischer Waren, von denen man voraussetzte, daß die Einfuhr weit über den inländischen Bedarf hinausgehe, wurde der volle Zoll zurückerstattet, ohne daß auch nur die Hälfte der alten Subsidie einbehalten wurde. Vor der Empörung unserer nordamerikanischen Kolonien hatten wir das Tabakmonopol in Maryland und Virginien. Wir importierten ungefähr 96000 Oxhoft und der heimische

Verbrauch soll 14000 Oxhoft nicht überstiegen haben. Zur Beförderung des großen Exports, der erforderlich war, um uns von dem übrigen zu befreien, wurden die vollen Zölle zurückerstattet, falls die Ausfuhr innerhalb dreier Jahre erfolgte.

Noch jetzt haben wir, obwohl nicht vollständig, so doch nahezu, das Zuckermonopol unserer westindischen Inseln. Deshalb werden, wenn der Zucker innerhalb eines Jahres ausgeführt wird, alle Einfuhrzölle zurückerstattet, und wenn er innerhalb dreier Jahre ausgeführt wird, der volle Zoll bis auf die Hälfte der alten Subsidie, die noch auf die Ausfuhr der meisten Waren einbehalten wird. Obwohl die Einfuhr von Zucker den inländischen Bedarf erheblich übersteigt, so ist der Überschuß doch im Verhältnis zu dem beim Tabak üblichen unbedeutend.

Einige die Eifersucht unserer Fabrikanten besonders erregende Objekte sind einzuführen verboten. Nur für den Export können sie gegen gewisse Zölle eingeführt und in Niederlagen untergebracht werden. Auf diese werden aber beim Export keine Zölle rückvergütet. Unsere Fabrikanten, scheint es, sehen es ungern, daß auch nur diese beschränkte Einfuhr gestattet ist, und fürchten, ein Teil dieser Waren möchte aus den Niederlagen gestohlen werden und in Wettbewerb mit ihren eigenen treten. Die Waren, die unter dieser Beschränkung eingeführt werden dürfen, sind Seidenzeuge, französische Cambrics und Linons, gefärbte und bedruckte Baumwollenzeuge usw.

Wir wollen nicht einmal die Frachtführer französischer Waren sein und uns lieber einen Gewinn entgehen lassen, als durch unsere Vermittelung denen, die wir als unsre Feinde ansehen, einen Gewinn zufließen lassen. Auf die Ausfuhr aller französischen Waren wird nicht nur die Hälfte der alten Subsidie, sondern auch ein Viertel der anderen Hälfte einbehalten.

Nach der vierten der der alten Subsidie beigegebenen Bestimmungen belief sich der Rückzoll auf die Ausfuhr aller Weine auf weit mehr als die Hälfte des Zolls, der zur Zeit auf ihre Einfuhr gelegt war; und es scheint damals der Zweck der Gesetzgebung gewesen zu sein, den Zwischenhandel in Wein etwas mehr zu begünstigen. Auch verschiedene andere Abgaben, die entweder damals oder später als die alte Subsidie eingeführt wurden: der sogenannte Zuschlagszoll, die neue Subsidie, die Eindrittel- und Zweidrittelsubsidie, der Impost von 1692, der Weinstempel, wurden bei der Ausfuhr zurückgegeben. Da indessen alle diese Abgaben, mit Ausnahme des Zuschlagszolls und des Imposts von 1692 bei der Einfuhr in barem Gelde bezahlt wurden, so ging bei einer so großen Summe so viel an Zinsen verloren, daß man vernünftigerweise auf keinen vorteilhaften Zwischenhandel in diesen Artikeln rechnen konnte. Es wurde also nur ein Teil des sogenannten Weinimposts, und von den £ 25 Zoll auf eine Schiffstonne französischen Wein, oder von den in den Jahren 1745, 1763 und 1778 eingeführten Auflagen gar nichts bei der Ausfuhr zurückgegeben. Die zwei Imposte zu 5%, um die 1779 und 1781 alle früheren Zölle erhöht wurden, werden bei allen übrigen ausgeführten Waren, mithin auch beim Wein zurückgegeben. Die neueste Abgabe, welche namentlich auf den Wein gelegt ist, die vom Jahre 1780, wird voll zurückbezahlt, — eine Vergünstigung die wohl niemals die Ausfuhr von nur einer einzigen Tonne Wein veranlassen wird, solange man so viele andere schwere Abgaben einbehält. Diese Bestimmungen galten für alle Plätze, wohin die Ausfuhr erlaubt ist, außer nach den britischen Kolonien in Amerika.

Die siebente Akte vom fünfzehnten Regierungsjahre Karls II. unter dem Titel: „Akte zur Begünstigung

des Handels“, hatte Großbritannien das Monopol erteilt, die Kolonien mit allen Produkten und Fabrikaten Europas zu versorgen und folglich auch mit Weinen. In einem Lande mit so ausgedehnter Küste, wie unsere nordamerikanischen und westindischen Kolonien, wo unsere Gewalt stets so schwach und den Einwohnern gestattet war, gewisse Waren in eigenen Schiffen nach allen Teilen Europas und später wenigstens nach allen Teilen Europas südlich vom Cap Finisterre zu schaffen, ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß dieses Monopol jemals volle Wirkung erlangen konnte, und sie fanden wahrscheinlich jederzeit Mittel, aus den Ländern, nach denen sie Waren bringen durften, Ladung zurückzunehmen. Doch scheint es ihnen Schwierigkeiten gemacht zu haben, Weine aus den Erzeugungsländern einzuführen; und von Großbritannien, wo sie mit vielen schweren Zöllen belastet waren, von denen ein erheblicher Teil bei der Ausfuhr nicht rückvergütet wurde, konnten sie sie nicht wohl einführen. Madeirawein, der keine europäische Ware ist, konnte direkt nach Amerika und den westindischen Inseln importiert werden, da der Handel mit der Insel Madeira in allen nicht ausdrücklich verbotenen Waren frei war. Dieser Umstand hatte wahrscheinlich jene allgemeine Vorliebe für Madeirawein veranlaßt, die unsere Offiziere beim Beginn des Krieges 1755 in allen unseren Kolonien vorfanden und die sie nach dem Mutterlande zurückbrachten, wo jener Wein zuvor nie viel begehrt gewesen war. Am Schlusse dieses Krieges 1763 wurde (durch die fünfzehnte Akte Sekt. 12 vom 4. Jahre Georgs III.) die Rückvergütung aller Zölle bis auf £ 3 10 sh. bei der Ausfuhr von Weinen nach den Kolonien, mit alleiniger Ausnahme der französischen Weine, deren Vertrieb und Verbrauch der Nationalhaß auf keine Weise begünstigen wollte, nachgegeben. Die Periode von

der Ertheilung dieser Begünstigung bis zur Empörung unserer nordamerikanischen Kolonien war wohl zu kurz, um in den Gewohnheiten dieser Länder eine erhebliche Veränderung zu veranlassen.

Dieselbe Akte, welche hinsichtlich des Rückzolls von Wein, mit Ausschluß des französischen, die Kolonien vor anderen Ländern so sehr begünstigte, begünstigte sie um so weniger hinsichtlich der Rückzölle auf die meisten anderen Waren. Auf die Ausfuhr der meisten Waren nach anderen Ländern wurde die Hälfte der alten Subsidie zurückvergütet. Aber dieses Gesetz verordnete, daß auf die Ausfuhr aller europäischen oder ostindischen Produkte oder Fabrikate, mit Ausnahme der Weine, weißen Kalikos und Mousselins, kein Zoll zurückvergütet werden solle.

Die Rückzölle wurden ursprünglich vielleicht behufs Förderung des Zwischenhandels bewilligt, der, da die Schiffsfracht von den Ausländern häufig in Geld bezahlt wird, als ein Mittel betrachtet wurde, Gold und Silber ins Land zu bringen. Wenn nun auch der Zwischenhandel sicherlich keiner besonderen Beförderung bedarf und der Beweggrund der Einrichtung vielleicht töricht genug war, so scheint die Einrichtung selbst doch billig zu sein. Solche Rückzölle können keinen größeren Teil des Landeskapitals in dieses Gewerbe drängen, als von selbst hineingegangen wäre, wenn es keine Einfuhrzölle gegeben hätte. Sie verhindern nur, daß das Geschäft durch diese Zölle gänzlich ausgeschlossen wird. Der Zwischenhandel sollte aber, obwohl er keine Bevorzugung verdient, nicht ausgeschlossen, sondern gleich allen anderen Gewerben frei sein. Er ist eine notwendige Hilfsquelle für diejenigen Kapitalien, die weder in der Landwirtschaft noch in der Industrie des Landes, noch in seinem Binnenhandel, oder in seinem auswärtigen

Handel zum einheimischen Verbrauch Beschäftigung finden können.

Die Zolleinnahmen leiden nicht, sondern gewinnen durch solche Rückzölle durch den Teil des Zolls, der einbehalten wird. Würden die vollen Zölle einbehalten, so könnten die fremden Waren, auf die sie bezahlt wurden, selten ausgeführt und folglich auch wegen Mangel an Absatz nicht eingeführt werden. Die Zölle, von denen ein Teil einbehalten wird, würden mithin überhaupt nicht bezahlt worden sein.

Diese Gründe scheinen die Rückzölle hinreichend zu rechtfertigen und würden sie rechtfertigen, wenn auch die vollen Zölle, sei es auf die Produkte der heimischen Industrie oder auf fremde Waren, bei der Ausfuhr stets rückvergütet würden. Die Akziseeinnahmen würden allerdings in diesem Falle ein wenig leiden und die Zolleinnahmen sehr viel mehr; aber die natürliche Bilanz des Gewerbfließes, die natürliche Teilung und Verteilung der Arbeit, welche durch solche Zölle stets mehr oder weniger gestört ist, würden durch eine derartige Maßnahme in etwas wieder hergestellt werden.

Diese Gründe rechtfertigen indessen die Rückzölle nur auf den Warenexport nach den völlig unabhängigen Ländern, nicht nach denen, wo unsere Kaufleute und Fabrikanten ein Monopol haben. Ein Rückzoll z. B. auf die Ausfuhr europäischer Waren nach unseren amerikanischen Kolonien wird nicht immer eine größere Ausfuhr veranlassen, als ohne ihn eingetreten wäre. In Folge des Monopols, das unsere Kaufleute und Fabrikanten dort genießen, könnte oft vielleicht dieselbe Menge dorthin gesendet werden, wenn auch die vollen Zölle einbehalten würden. Der Rückzoll kann daher oft für die Akzise- und Zolleinnahmen ein reiner Verlust sein, ohne den Handel zu berühren, oder irgendwie auszudehnen. Wieweit solche Rückzölle als ein

Förderungsmittel für den Gewerbefleiß unserer Kolonien zu rechtfertigen sind, oder wieweit es für das Mutterland vorteilhaft ist, die Kolonien von den Steuern zu befreien, die von allen übrigen Untertanen bezahlt werden, wird sich nachher ergeben, wenn ich auf das Kapitel der Kolonien zu reden komme.

Rückzölle sind indessen, wie stets festzuhalten ist, nur in den Fällen nützlich, in denen die Waren zum Export, von denen man sie erhebt, wirklich nach dem Auslande ausgeführt, und nicht heimlich in unser eigenes Land zurückgebracht werden. Daß manche Rückzölle, namentlich die auf Tabak, oft auf diese Art mißbraucht worden sind und zu vielen, die Einnahmen ebenso wie den ehrlichen Geschäftsmann schädigenden, Unterschleifen Veranlassungen gegeben haben, ist wohl bekannt.

VERLAGS- UND PARTIE-ARTIKEL

von

R. L. PRAGER

Spezialgeschäft für Rechts- u. Staatswissenschaften u. Geschichte

in

BERLIN

1872—1906.



Berlin, NW. 7

No. 21, Mittelstrasse (zwischen Friedrich- und Neustädt. Kirchstr.)
1907.

Die Firma *R. L. Prager* wurde als Antiquariat und Sortiment begründet zu Berlin am 1. April 1872 von Robert Ludwig Prager, welcher noch heute Besitzer der Firma ist. Prokurist ist Paul Schulz. Anfänglich als gemischtes Geschäft geführt, ist der von Anfang an mit Liebe gepflegten Spezialität:

„Rechts- und Staatswissenschaften und Geschichte“

in Sortiment, Antiquariat und Verlag nunmehr weitaus der Hauptteil der Geschäftstätigkeit gewidmet. Der Verlag gehört ausschliesslich dieser Richtung an und wird gebildet aus teils selbst gedruckten, teils in Restauflage oder in Partien übernommenen Werken.

Der Drucklegung von Dissertationen, kleineren Abhandlungen und grösseren Werken für Rechnung der Verfasser sowie deren Vertrieb im Buchhandel wird besondere Sorgfalt zugewandt.

Das Antiquarlager umfasst mehr als 200,000 Bände und sind darüber bis Ende 1906 173 Kataloge veröffentlicht worden, ausserdem gibt die Firma seit 1886 vierteljährlich einen

„Bericht über Neue Erscheinungen und Antiquaria

aus dem Gesamtgebiete der

Rechts- und Staatswissenschaften“

Preis jährlich postfrei M 1,—

heraus, welcher neben Personalmeldungen und Totenschau, Mitteilungen über künftig erscheinende Bücher und Antiquarkataloge, die *Neuen Erscheinungen des betreffenden Vierteljahres in sämtlichen Kultursprachen* verzeichnet.

Von grösseren Lagerkatalogen sei des letzten, unter dem Titel:

„Bibliotheca juridico-oeconomico-politica“

erschienenen gedacht, welcher auf 618 Seiten beinahe 20,000 Werke in wissenschaftlicher Anordnung verzeichnet (Preis M 6,—) und ein wertvolles Repertorium der einschlägigen Wissenschaften bildet, sowie der augenblicklich vergriffenen

„Collectio plusquam 4000 dissertationum“

(Preis M 1,—) welche den Bestand des Lagers an rechtswissenschaftlichen Dissertationen, Programmen etc. vom 16. Jahrh. bis zur neuesten Zeit zur Kenntnis des gelehrten Publikums bringt.

An Auktionen wurden im Laufe der Zeit sieben abgehalten.

Die Geschäftsräume befanden sich vom 1. April 1872 bis 31. März 1877 Linienstrasse 138; vom 1. April 1877 bis 30. Sept. 1881 Charlottenstr. 19; vom 1. Oct. 1881 bis 30. Sept. 1890 Universitätstrasse 5; vom 1. Oct. 1890 an befinden sie sich Mittelstrasse 21 im eigenen Hause.

Kommissionär in Leipzig: *Carl Fr. Fleischer*. Bankverbindung: *Deutsche Bank in Berlin, Dep.-Kasse A*. Fernsprecher: *Amt I No. 7369*. Telegramm-adresse: *Prager Mittelstrasse Berlin*.

M. Pf.

- Adickes, Fr.** Zur Lehre von den Rechtsquellen, insbes. üb. d. Vernunft u. d. Natur d. Sache als Rechtsquellen u. über das Gewohnheitsrecht. (XII, 81 SS.) gr. 8. Cass. 1872. (M 2) 1 —
- Alexi, S.** John Law und sein System. Ein Beitrag zur Finanz- u. Münzgeschichte. (VII, 67 SS. m. 2 Tfn. Abb. u. 3 Tabb.) 8. 1885. 5 —
- Antiqua,** Die westgoth., od. das Gesetzbuch Reccareds. Bruchst. e. Par. Palimps., hrsg. v. F. Blume. (XXIV, 47 SS.) 8. Halle 1847. — 80
- Arnold, W.** Verfassungsgesch. d. deutschen Freistädte. 2 Bde. (XL, 444 SS.; XVI, 502 SS.) 8. Hamb. 1854. (M 16) 8 —
- Barbovescu, Jón.** Geschichte d. röm. Prov. Dacien. (35 SS.) gr. 8. 1885. — 80
- Die Basch-Araba u. d. Anfänge d. rumän. Staates. Zugl. e. Beitrag z. Gesch. d. Dtschn. in Siebenbürgen. (V, 41 SS.) gr. 8. 1892. 1 20
- Der autonome Zoll-Tarif von Rumänien vom 17./29. Mai 1886 nebst den Conventional-Tarifsätzen sowie e. Uebersicht der Veränderungen, welche durch den Ablauf des Rumän.-Oesterr. Handelsvertrages vom 22. Juni 1875 hervorgerufen sind, zusammengestellt. (68 S Tab.) 4. 1886. 2 —
- Basch, J.** Wirthschaftliche Weltlage. Börse und Geldmarkt. Für die Jahre 1891—1901. (2.—12. Folge.) 8. 1892—1902. à 1 —
- Die erste Folge erschien bei Leonhard Simion in Berlin.
- Baumstark, E.** 15 Jahre Gründung der staats- u. landw. Acad. Eldena. (82 SS.) 8. Gr. 1860. — 60
- Zur Gesch. d. arbeit. Klasse. (54 SS.) 8. Gr. 1853. — 60
- Beiträge zur mittelalterlichen Rechtsgeschichte.** Hrsg. v. G. Pescatore.
- Hft. 1: *Incerti auctoris summa de success.* Eine syst. Darstellung d. Erbrechts a. d. ält. Glossatorenzeit. (X, 37 SS.) gr. 8. 1889. 1 60
- „ 1a: **Canis, J. J. De modo studendi in jure libellus.** N. d. Ed. princ. v. J. 1476. Hrsg. v. G. Pescatore. (58 SS.) gr. 8. 1889. 2 —
- „ 2: *Miscellen.* (No. 1—13.) (VI, 122 SS.) gr. 8. 1889. 3 —
- „ 3: **Thomae Diplovatati Opus de praestantia doctorum.** Erste Abth.: Prooemium. Justinianus. Isidorus Hispalensis. Accursius. (48 u. 184 SS.) gr. 8. 1890. 7 —
- Bericht über neue Erscheinungen und Antiquaria aus dem Gesamtgebiete der Rechts- und Staatswissenschaften.** 4 Nos. jährlich. Jahrg. I—XXI. 1886—1906. (à 4 Nos., jede 3 Bg.) gr. 8.
- Preis postfrei der Jahrgang 1 —
- Inhalt: Personalnachrichten. Nachrichten über künftig erscheinende Bücher. Kataloge. Neue Erscheinungen. Antiquaria. Anzeigen.
- Berlinisches Stadtbuch** aus dem Ende des XIV. Jahrh. Neue Ausg. veranstaltet v. d. Städt. Behörden Berlins. Mit 2 farb. Bildern u. 3 Schriftproben. (XLIX, 303 SS.) gr. 8. 1883. (M 12) 4 —
- Bernhard, M.** Die Holzindustrie in der Grafschaft Glatz. (VIII, 144 SS.) gr. 8. 1906. 2 —
- Bibliotheca juridico-oeconomico-politica.** Verz. e. Sammlung v. Werken aus d. Ges.-Geb. d. Rechts- u. Staatswiss. Zugest. v. R. L. Prager. (VI, 618 SS.) gr. 8. 1895. Lwd. Auf starkem Papier. 6 —
- Herr Professor Dr. K. Schulz, Bibliothekar am Reichsgericht, behandelt in dem Juristischen Literaturblatt 1896 No. 2 die „Bibliotheca“ und den „Bericht“ in einem längeren Aufsätze, in dem es u. A. heisst:
- „Unendliche Mühe und Arbeit steckt in diesen Verzeichnissen und „in dem seit 1886 vierteljährlich erscheinenden Bericht. Bibliotheken „und Bücherkäufer haben an einem blühenden Antiquarhandel ein

„grosses Interesse. Aus diesem Grunde möchte ich „Bibliotheca“ und „Bericht“, erstere als ein nützliches Handbuch für jede juristische „Bibliothek, letzteren als eine zweckmässige Uebersicht neuer Er-scheinungen und neuer antiquarischer Erwerbungen, welche die Biblio-theca dauernd ergänzt, der Aufmerksamkeit der Juristen empfehlen.“

Bibliotheca juridica et oeconomico-politica. Verzeichniss ein. Sammlung v. Werken a. d. Gesamtgeb. d. Rechts- u. Staatswiss. Vorr. a. d. Lager v. R. L. Prager in Berlin. (406 SS.) 8. 1886. Cart. 2 —

Bibliothek der Volkswirtschaftslehre und Gesellschaftswissenschaft. Be-gründet von F. Stöpel. Fortgeführt von R. Prager.

Von dieser Bibliothek, welche sich zum Ziel gesetzt hat, die hervor-ragenden Werke der nationalökonomischen und sozialen Schriftsteller aller Nationen in billigen und schönen Ausgaben und in guten Uebersetzungen zu veröffentlichen, sind bisher die folgenden Bände erschienen:

Bd. I. *Carey, H. C.* Die Einheit des Gesetzes, nachgewiesen in den Be-ziehungen der Natur-, Sozial-, Geistes- u. Moralwiss. Nach d. amerik. Orig. v. F. Stöpel. (XX, 434 S.) 8. 1878. br. M 5; eleg. Halbfzbd. 6 —

Bd. II. *Malthus, T. R.* Versuch über das Bevölkerungsgesetz. Nach d. 7. Ausg. d. engl. Orig. übers. v. F. Stöpel. 2. Aufl., durchges. und verb. v. R. Prager. (XVI, 866 S.) 8. 1900. br. M 10; eleg. Halbfzbd. 11 25

„Die 1879 zuerst erschienene Uebersetzung Stöpels ist die einzige deutsche, die den definitiven Text des klassischen englischen Werkes enthält. Es ist deshalb mit Dank zu begrüssen, dass nach dem Tode Stöpels diese Ausgabe nicht vom Bücher-marke verschwunden ist, sondern von anderer Hand in verbesserter Form dem Publikum von Neuem vorgelegt wird.“ (LitZtg. 1900, No. 39.)

Bd. III—VI. *Smith, Adam.* Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Volkwohlstandes. Deutsch v. F. Stöpel. 2te Aufl. durchgesehen und verbessert von Robert Prager. 4 Bde. (1263 S.) 8. 1905—07.

br. M 7; in eleg. Halbfzbdn. 9 —

„Zu dem Vorzuge der Stöpelschen Uebertragung gehört eine gewisse Schlichtheit in der Ausdrucksweise, wobei mehr auf die richtige Wiedergabe des Textes als auf glatte Darstellung hingezielt wird.“

(A. Oncken-Bern in den krit. Blättern f. d. ges. Sozialwiss. April 1905.)

Bd. VII. *Smith, E. Peshine.* Handbuch der politischen Oekonomie. Nach d. amerik. Orig. v. F. Stöpel. (XVI, 398 S.) 8. 1878.

br. M 5; eleg. Halbfzbd. 6 —

Bd. VIII. *Blanc, Louis.* Organisation der Arbeit. Nach der 9., umgearb. u. durch ein Kap. vermehrten Ausg. des Orig. übers. v. Rob. Prager. (X, 332 S.) 8. 1899.

br. M 5; in eleg. Hfz. 6 —

Bd. IX. X. *Sismondi, J. C. L. Simonde de.* Neue Grundsätze der politischen Oekonomie. Nach d. 2. Ausg. (1827) übers. v. Rob. Prager. In 2 Bdn. (XXVIII, 359 S. u. VI, 369 S.) 8. 1901—2. br. M 10; eleg. Hfzbd. 12 —

„Neue Grundsätze Sismondis . . . „dass diese auch heute noch von Interesse sind „und dass wir uns freuen, sie in einer neuen gut verdeutschten Ausgabe begrüssen „zu können.“ — (Lit. Mitt. d. Annalen d. DR. 1901, 7.)

„Die Arbeit ist die einzige Quelle des Reichtums, die Sparsamkeit das einzige „Mittel, ihn zu bewahren. Aber Reichtum ist nicht Selbstzweck, der einzige Zweck „seiner Anhäufung ist der Genuss. Ein Wachsen des Nationalreichtums ohne gleich- „zeitiges Wachsen der nationalen Genüsse ist ein nationales Uebel. Darum kein laissez „aller laissez faire, keine ziellose Konkurrenz. Der Staat hat zu intervenieren. Er „muss die Entwicklung des Reichtums und seine gerechte Verteilung überwachen, die „Schwachen und Armen durch Fürsorge im Fall von Krankheit und Altersschwäche „schützen gegen die Starcken und Reichen, er muss neben die egoistische Berechnung „des Einzelnen, die nur auf Vermehrung der Produkte gerichtet, eine das Gemeinwohl „berücksichtigende Berechnung treten lassen, die die Vermehrung der Genüsse und „des Wohlbefindens Aller verfolgt. So den ethischen Charakter der Volkswirtschafts- „lehre betonend, erscheint Sismondi, der in seinen früheren Werken noch vollständig „auf dem Staudpunkt der Adam Smithschen Lehre steht, in seinen Nouveaux principes „in entschiedenem Gegensatz zu Smith. Ebenso aber auch zu den Sozialisten. Gleich- „sam ein Vorgänger der sogenannten Kathedersocialisten hält er an der Grundlage „und den Einrichtungen des heutigen Gesellschaftslebens fest und ist immer nur be- „müht, durch besonnene Reformen die Teilnahme der Allgemeinheit an den Cultur- „fortschritten zu fördern. Die deutsche Uebersetzung seines obgenannten trefflichen „Werkes wird hoffentlich zur richtigen Würdigung des häufig falsch beurteilten fran- „zösischen Nationalökonomien erheblich beitragen.“ (Liter. Centralbl. 1901 No. 3.)

„Der Leser mag darauf hingewiesen werden, dass sich die bedeutungsvolleren Partien im 2. Band vorfinden; nam. im 7. Buch, das von der Bevölkerung handelt. Hier spielt sich vornehmlich die Polemik mit Malthus, Ricardo und Say ab, die eine dogmengeschichtliche Bedeutung besitzt“

Bibliothek der Volkswirtschaftslehre etc. (Fortsetzung.)

„Von erheblichem wirtschaftsgeschichtl. Interesse ist Sismondis Verhältnis zu Ricardo im besondern. In seinen „Principles of Political Economy and Taxation“ (1817) hat Ricardo das ältere Werk Sismondis „De la richesse commerciale“ mit Auszeichnung zitiert. In den „Nouveaux principes“ wurde bei aller persönlichen Hochachtung niemand schärfer angegriffen als Ricardo.“

(A. e. ausführl. Besprechung A. Onekens in d. Dtschn. LitZtg. 1902, No. 42.)

„Eine Biographie und kurze Darstellung der Lehre Sismondis leitet das Werk, das uns hier in guter Uebersetzung geboten wird, ein. Der Herausgeber erblickt in Sismondi einen Vorgänger der Kathedersozialisten, dem die deutsche Arbeiterversicherung als Ideal vorgeschwebt habe.“ (Soz. Praxis 1902, No. 17.) — „Mit dem zweiten Band kommt die Neubearbeitung des Hauptwerkes des franz. Nationalökonomens zum Abschluss. Ein sorgfältig bearbeitetes alphab. Sachregister erleichtert die Benutzung des Werkes. Die Uebersetzung, die Herr Prager besorgt hat, liebt sich leicht und gut.“

(eb. 1902, No. 20.)

„... liegt nun auch der 2. Teil vor. ... Die Uebersetzung von Robert Prager ist gut und lässt vergessen, dass man es mit einem fremdsprachlichen Werke zu thun hat.“

(Litt. Mitt. d. Annalen d. D.R. 1901, 12.)

Bd. XI. Kowalewsky, Maxime. Die ökonomische Entwicklung Europas bis zum Beginn der kapitalistischen Wirtschaftsform. Mit Genehmigung des Verf. aus dem Russ. übersetzt von L. Motzkin. In 6 Bdn. Bd. I.: Röm. u. German. Elemente in der Entwicklung der MA. Gutsherrschaft u. der Dorfgemeinde. (VIII, 539 S.) 8. 1901. br. M 7,50; eleg. Hfzbd. 8 75

Bd. XII. — — Bd. II.: Die Feudalisierung des Grundbesitzes in ökonom. Beziehung. (VII, 466 S.) 8. 1902. br. M 6; eleg. Hfzbd. 7 —

Bd. XIII. — — Bd. III.: Englische, Deutsche, Italienische und Spanische Wirtschaftsverfassung in der zweiten Hälfte des Mittelalters. (VIII, 504 S.) 8. 1905. br. M 7,50; eleg. Hfzbd. 8 75

Bd. IV erscheint Ende des Jahres 1907.

„Die Arbeit Kowalewsky's darf in gewisser Beziehung als bahnbrechend bezeichnet werden, sie ist der erste grosse Versuch, mit Hilfe der vergleichenden Methode eine Geschichte des Immobiliärbesitzes und Immobiliärrechts in Europa zu schreiben. Der Verfasser beherrscht die deutsche, frz., engl. etc. Litteratur über die einschlägigen Fragen ebenso wie die Rechtsquellen. Der Rechts- und Wirtschaftshistoriker wird aus dem Werke reiche Anregung und Belehrung empfangen.“

(Litt. Mitt. d. Annalen d. D.R. 1901, 7.)

„Der Verfasser hat sich die verdienstliche Aufgabe gestellt, in der Geschichte des Eigentums vornehmlich das Verhältnis der beiden streitenden Faktoren des römischen und des deutschen R. zu einander zu beleuchten. In dem vorliegenden ersten Bande behandelt er römische und germanische Elemente in der Entwicklung der mittelalterlichen Gutsherrschaft und der Dorfgemeinde. ... Durchweg lässt das Buch ein ernstes, wissenschaftliches Streben und eingehende Studien erkennen. Der Schwerpunkt liegt weniger in neuen Forschungen, als in der eigenartigen, vergleichenden Methode, die den doppelten Einfluss römischer und germanischer Kultur auf die Entwicklung des ImmobiliärgüterR. ebenso klar wie anziehend und in fließender Darstellung zur Anschauung bringt.“ Schück. (CBl. f. RWiss. 1901, Hft. 10.)

„L'opera ci sembra molto importante, frutto di ricerche solide. Di essa dovrà tener conto chiunque nell' avvenire si occuperà dell' ordinamento della proprietà medievale. E da questo primo volume è lecito ritenere che la storia del K., che va fino all' avvento del capitalismo, risecirà all' altezza del difficilissimo tema.“ Gius. Salvioi.

(Schluss einer ausführl. Besprechg. in der „Cultura“ Roma.)

Bd. XVII. XVIII. Thompson, William. Untersuchung über die Grundsätze der Verteilung des Reichtums zu besonderer Beförderung menschlichen Glücks. 2 Bde. N. e. Einleitung: Gesch. der sozialist. Ideen in England von H. S. Foxwell. Uebers. n. d. engl. Orig.-Ausg. (1824) von O. Collmann. (XCII, 457 S.; VIII, 555 S.) 8. 1903—1904. 2 Bde.

br. M 15; eleg. Hfzbd. M 17 50

„Das Buch ... nimmt in der Literatur des Sozialismus keinen unbedeutenden Platz ein. Sein Verfasser, der als ein äusserst edler, hingebender Charakter geschildert wird ... war ein sehr begabter Schüler und Freund des englischen Sozialphilosophen Bentham einerseits und des Sozialisten Robert Owen andererseits. Man könnte sagen, dass sein Hauptwerk, mit dem wir es hier zu tun haben, eine Synthese von Bentham und Owen darstellt. ... Die Skizze des Prof. Foxwell über die Geschichte der sozialistischen Ideen in England, die der Deutschen Ausgabe vorangeschiekt ist, ist ... in Einzelheiten nicht einwandfrei, aber voll interessanter Angaben über den englischen Sozialismus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dessen Literatur wohl niemand so gut kennt, wie der Verfasser.“ (Dok. d. Sozial. Bd. III. 4. IV. 1903.)

„Die Bibliothek der Volkswirtschaftslehre und Gesellschaftswissenschaft, welche uns schon manche hervorragende Werke in billigen und gut ausgewählten Deutschen Ausgaben gebracht hat, bietet uns nun William Thompson, Untersuchung über die Grundsätze der Verteilung des Reichtums in einer von O. Collmann veranstalteten Deutschen Uebersetzung.“ „... Vielmehr ist die Frage nur die, ob sein Werk über die Verteilung des Reichtums einer erneuten Ausgabe bedürftig und wert war. Nach

beiden Richtungen hin ist die Frage zu bejahen, denn Thompsons Werk ist die bedeutendste wissenschaftliche Leistung des englischen Sozialismus. Zum Verständnis des Thompsonschen Gedankenkreises trägt die Einleitung von H. S. Foxwell über die Geschichte der sozialistischen Ideen in England wesentlich bei. Die Uebersetzung ist lobenswert.“ (Lit. Mitt. d. Ann. d. Dtsch. R. 1903, No. 5.)

- Blanc, Louis.** Organisation der Arbeit. Bibl. d. VWL. u. GW. Bd. VIII.
Blondel, G. De l'enseignement du droit dans les universités allemandes. (XVI, 88 pp.) gr. in-8. Paris 1885. 2 40
 — La réforme des études juridiques en Allemagne. (16 pp.)-gr. in-8. Par. 1887. (Extr.) — 80
 — Etude comparée sur le développement constitut. de la France et de l'Allemagne. (15 pp.) Roy.-8. Paris 1891. — 80
Blume, Fr. Iter Italicum. Bd. I. Archive, Bibliotheken und Inschriften in den sardinisch. u. österr. Provinzen. (XXX, 272 SS.) 8. 1824. (M 4,50) 3 —
 — — Bd. III. Archive, Bibliotheken und Inschriften der Stadt Rom. (IV, 230 SS.) 1830. (M 3,75) 2 —
 — — Bd. IV. Königreich Neapel, n. Nachträgen u. Regg. zu allen 4 Bden. u. z. Bibl. LL. MSS. Ital. (X, 364 SS.) 8. 1836. (M 6) 4 —
 Bd. II ist vergriffen.
 — De geminatis et similibus in Digestis invent. capit. (68 SS.) 8. Jen. 1820. 1 —
 — Der burgundische Reichstag zu Amberg 501. (30 SS.) 8. Lpz. 1847. 1 —
Bluntschli, J. C. Geschichte des schweizer. Bundesrechtes von den ersten ewigen Bündnen bis auf die Gegenw. (2) 2 Bde. gr. 8. 1875. (M 21) 13 —
 — — Bd. I: Geschichtl. Darstellung. (IV, 571 SS.) (M-15) 8 —
 — — Bd. II: Urkundenbuch. (479 SS.) nicht einzeln.
Büdinger, M. Vorlesungen üb. engl. Verfassungsgesch. (X, 341 SS.) gr. 8. Wien 1880. (M 9) 4 50
(Cabet.) La femme, son malheureux sort dans la société actuelle, son bonheur dans la communauté. 8e éd. (31 pp.) 16. Paris 1848. 1 —
 (—) Le démocrate devenu communiste malgré lui etc. (31 pp.) 16. Par. 1847. 1 —
 (—) L'ouvrier, ses misères actuelles etc. 4e éd. (48 pp.) 16. Par. 1848. 1 —
Carey, H. C. Die Einheit des Gesetzes. Bibl. d. VWL. u. GW. Bd. I.
Chevalier, M. Des intérêts matériels en France. (558 pp. Avec une carte.) 8. Paris 1843. (3 fr. 50 c.) 1 —
 — La liberté aux Etats-Unis. (56 pp.) 8. Paris 1849. — 60
Daniels, A. v. Alter u. Ursprung d. Sachsenspiegels. (XVIII, 132 SS.) 8. Berl. 1853. — 80
 — De Saxonici Speculi orig. (288 SS.) 8. Berl. 1852. (M 6) 1 —
Dechesne, L. La conception du droit et les idées nouvelles. Indép. individ., inégalité naturelle des hommes, solidarité sociale, justice distribut. (146 pp.) 8. 1902. 2 —
 — L'Evolution écon. et sociale de l'industrie de la Laine en Angleterre. (300 pp. av. 2 diagr.) gr. 8. 1900. 3 —
Deutsch, H. Die Vorläufer d. heutigen Testamentsvollstrecker im Römischen Recht. (VIII, 40 SS.) gr. 8. 1899. 1 20
Doren, A. Deutsche Handwerker und Handwerkerbruderschaften im mittelalterlichen Italien. (VI, 160 SS. mit Tabellen.) gr. 8. 1902. 5 —
Duncker, L. Das Gesamteig. (VII, 231 SS.) 8. Marb. 1856. (M 3) 1 80
 — Die Lehre v. d. Reallasten. (XIII, 240 SS.) 8. Marb. 1837. (M 3) 1 80
Einhard. Leben Karl's d. Gr. Einleitg., Urschrift, Erläuterg., Urk.-Samml. hrsg. v. J. L. Ideler. 2 Bde. (XVI, 276 SS.; VI, 364 SS.) 8. Hamb. 1839. (M 9,75) 6 —
Elvers, R. Die röm. Servitutenlehre. (XIV, 862 SS.) 8. Marb. 1856. (M 11) 5 —
Fahlbeck, P. E. La Royauté et le droit Royal Francs durant la première période de l'existence du royaume. (486—614.) Trad. par J. H. Kramer. (XV, 346 pp.) gr. 8. Lund 1883. (M 9) 4 50
 — Beovulfsqvädet såsom Källa för Nordisk fornhistoria. (90 SS.) gr. 8. (Separat-Abdruck aus der Antiq. Tidskrift för Sverige.) 1884. 2 —
Ferrari, J. Les philosophes salariés. (VIII, 168 pp.) 8. Par. 1849. (2 fr. 50 c.) 1 —
Franck, A. Le communisme jugé p. l'histoire. (100 pp.) pet. in-8. Par. 1849. — 60
Franklin, O. Beiträge zur Geschichte der Reception des röm. Rechts in Deutschland. (VI, 186 SS.) 8. Hann. 1863. (M 3) 1 50

- Friedemann, A.** Die Selbsthülfe in rechtshistorisch-dogmatischer Darst. unter bes. Berücksichtigung d. Römischen Rechts. (VI, 34 SS.) gr. 8. 1898. 1 —
- Friedlaender, E.** Die Lehre v. d. unvordenkl. Zeit. (X, 101 SS.) 8. Marb. 1843. 1 20
- Fröbel, J.** Kleine polit. Schriften. 2 Bde. (VIII, 390 SS.; IV, 413 SS.) 8. Stuttg. 1866. (M 9) 3 —
- Gatti de Gamond.** Fonrier et son système. 5e éd. (384 pp.) 8. Paris 1842. 1 80
- Réalisation d'une commune sociétaire, d'après la théorie de Ch. Fourier. (VI, 409 pp.) 8. Paris 1840. Presque épuisé. 5 —
- Goldenweiser, A.** Das Verbrechen als Strafe und die Strafe als Verbrechen. Leitmotive in Tolstois „Auferstehung“. Vortrag gehalten in einer Anwaltsversammlung in Kiew. (72 SS.) gr. 8. 1903. 2 —
- Zurechnung und strafrechtliche Verantwortlichkeit in positiver Beleuchtung. Zwei Vorlesungen gehalten in d. russ. Hochschule für Socialwiss. in Paris. (72 SS.) gr. 8. 1903. 2 —
- Golovine, I.** Esprit de l'économie politique. (363 pp.) 8. Paris 1843. 1 50
- Göschel, G. J.** Theorie der auswärtigen Wechselcourse. Nach der 2. französ. Ausg. Leon Say's von Dr. F. Stöpel. (XII, 132 S.) gr. 8. Frankf. a. M. 1875. (M 2,40) 1 50
- Gossen, H. H.** Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln. Neue Ausgabe. (VIII, 278 SS.) 8. 1889. 5 —
- Dieses lange verschollene, bei Vorkommen im Antiquarhandel hoch bezahlte Buch wird hiermit in seiner neuen Ausgabe den Volkswirten und Mathematikern zugänglich gemacht. Das Werk prüft an der Hand der Mathematik die wirtschaftlichen Vorgänge und sucht für sie die feststehende Formel zu finden. Auch der Besitz an Grund und Boden und die Möglichkeit, diesen in das Eigentum des Staates überzuführen, findet eingehende Prüfung und mathematische Behandlung.
- Grätzer, R.** Die Organisation d. Berufsinteressen. Die deutschen Handels- u. Gewerbekammern. Die Landwirthschafts- u. Arbeiterkammern. Der Volkswirtschaftsrath. Ihre Geschichte u. Reform. (VIII, 346 SS.) gr. 8. 1890. 6 —
- In dieser Schrift wird der Stand der Gesetzgebung, die Geschichte und die Reformtendenzen der einzelnen deutschen Berufsvertretungen (Handels-, Gewerbe-, Landwirtschaftskammern) dargestellt und eingehend kritisiert. Desgleichen wird der Volkswirtschaftsrath und die preussischen Gewerbekammern besprochen. Endlich ist ein Abschnitt den Bestrebungen zur Herstellung von Arbeiterkammern gewidmet.
- Guillard, E.** Les opérations de Bourse. Histoire, pratique, législation, jurisprudence, morale, économie politique, réformes. 2. éd. augm. (596 pag.) gr. 8. Paris 1877. 8 —
- La Bourse, les agents de change et les opérations de Bourse en Belgique. (48 pag.) gr. 8. Paris 1878. 1 50
- Halban, A.** Zur Geschichte des deutschen Rechtes in Pödotien, Wolhynien und der Ukraine. (XII, 135 SS.) gr. 8. 1896. 4 —
- Heydemann, L. E.** Anklänge d. Preuss. Landr. an d. Dtsche. Parentelenordng. (12 SS.) 4. Berl. 1871. 1 —
- De systemate jur. Bor. comm. (16 SS.) 4. Ber. 1851. 1 —
- De jure success. ex stat. march. antiq. (54 SS.) 8. Ber. 1840. 1 —
- Hirsch, Dr. H.** Socialpolitische Studien. Beiträge zur Politik, Geschichte u. Ethik der socialen Frage. Zwei Bücher. (VIII, 144 SS.) gr. 8. 1897. 3 —
- Huschke, Ph. E.** Das alte Röm. Jahr u. seine Tage. Chron.-rechtsgesch. Untersuchg. in 2 Büchern. (X, 380 SS.) 8. Bresl. 1869 (M 8,50) 4 —
- Ueber den zur Zeit d. Geb. Christi gehalt. Census. (X, 125 SS.) 8. eb. 1840. (M 2,75) 1 —
- T. Flavii Syntrophii Donationis instrumentum ed. illustr. (56 SS.) 8. ib. 1838. (M 2) 1 —
- Ad leg. XII tab. de tigno juncto comm. (30 pp.) 4. Vrat. 1837. — 80
- De privileg. Feceniae Hispalae SC. conc. (Liv. XXXIX, 19.) 8. Gött. 1822. 1 —
- John, V.** Der Name Statistik. (16 SS.) gr. 4. Bern 1883. (S.-A.) — 80

- M. Pf.*
- Jollos, B. G.** Pisma is Berlina (Briefe aus Berlin; russisch). (VIII, 497 SS.) gr. 8. 1904. 4 50
- Katzenstein, R.** Die Todesstrafe in einem neuen Reichsstrafgesetzbuch. (VI, 34 SS.) gr. 8. 1902. 1 20
- Kowalewsky, M.** Die ökonom. Entw. Europas siehe Bibl. d. VWL. u. GW. Bd. XI—XIII.
- Kromrey, M.** Baugenossenschaften und der Berliner Spar- und Bauverein. (VIII, 96 SS.) gr. 8. 1904. 2 —
- Kussaka, J. T.** Das Japanische Geldwesen. Geschichtlich und kritisch dargestellt. (VII, 100 SS.) 8. 1890. 2 80
- Laistner, L.** Das Recht in der Strafe. Beitr. z. Geschichte d. Philosophie u. Versuch einer Dialektik d. Strafrechtsproblems. (IV, 198 SS.) 8. Münch. 1875. (M 3) 1 20
- Landau, G.** Die Territorien in Bezug auf ihre Bildung und Entwicklung. (VIII, 392 SS.) 8. Hamb. 1854. (M 7,50) 4 —
- Leroux, P.** Le carrosse de M. Aguado. Fragment. (141 pp.) 8. Boussac 1848. 1 —
— D'une religion nationale ou du culte. (XVIII, 144 pp.) 8. Bouss. 1846. 1 50
- Le Rousseau, J.** De l'organisation de la démocratie. (XII, 480 SS.) gr. 8. Paris 1850. (7 fr. 50 c.) 3 —
- Liebknecht, K.** Vorbehaltszahlung und Eventualaufrechnung nach heute geltendem und künftigem Reichsrecht. (XII, 217 SS.) gr. 8. 1899. 5 —
- Lioy, D.** Die Philosophie des Rechts. Nach der 2. Aufl. des Orig. mit Genehmigung des Verf. übersetzt von Dr. M. di Martino. Neue wohlfeile Ausgabe. (VIII, 352 SS.) gr. 8. 1906. br. M 4; geb. 5 —
- Malthus, T. R.** Bevölkerungsgesetz. siehe Bibl. d. VWL. u. GW. Bd. II.
- Marwitz, B.** Der Bühnengagements-Vertrag. Ein Handbuch für Juristen und Laien. Unter Berücksichtigung der Rechtsprechung des Bühnenschiedsgerichts. (VIII, 222 SS.) 8. 1902. br. M 4; eleg. Lwd. 5 —

Das Buch giebt eine eingehende systematische Darstellung der vertraglichen Beziehungen zwischen Theaterunternehmer und Schauspielern. Ausgehend von den Bestimmungen der Vertragsformulare des deutschen Bühnenvereins und der Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger, sucht es unter Benützung der Entscheidungen des Bühnenschiedsgerichts sowie der in- und ausländischen Litteratur zu allgemeinen gültigen Resultaten zu kommen, die als Richtschnur bei Streitigkeiten zwischen Unternehmer und Schauspieler dienen können. Am Schluss giebt der Verfasser einen Vertragsentwurf, der die berechtigten Wünsche der Bühnenleiter und der Bühnenmitglieder gleichmässig berücksichtigt. Ein ausführliches Sachregister wird die Benützung des Buches wesentlich erleichtern.

„Herr R.-A. Dr. Marwitz, der schon in so manchem die Bühnenkreise betr. Prozess plaidierte, hat soeben im Verlage von R. L. Prager, Berlin, ein Werk erscheinen lassen, das seinen Untertitel „Ein Handbuch für Juristen und Laien“ mit Recht führt. Es behandelt den „Bühnen-Engagementsvertrag“ und bildet einen an der Hand der gesamten einschlägigen Litteratur und Rechtsprechung aufs sorgfältigste ausgearbeiteten Leitfaden durch die vielverschlungenen Pfade dieses Gebietes. Das Buch gewinnt dadurch an Wert, dass es klar, leicht fasslich und nichts weniger als trocken geschrieben und ausserdem von grosser Uebersichtlichkeit ist. Das Werk kann allen, die es angeht, warm empfohlen werden.“

Berliner Börsen-Courier 1902, No. 34.

- Mascher, H. A.** Die Preussisch-Deutsche Polizei. Polizeigesetzbuch für den prakt. Gebrauch syst. zusammengestellt. 4./5. Aufl. (72 Bog. = 1147 SS.) 1885. br. M 13,50; geb. 15 —
- Maurer, E.** Die Nikobaren. Colonial-Geschichte und Beschrbg., nebst motiv. Vorschläge z. Colonisation dieser Inseln durch Preussen. Mit 4 Karten. (X, 320 S.) 8. Berl. 1867. (M 4) 2 —
- Mayet, P.** Landwirtschaftliche Versicherung in organischer Verb. m. Sparanstalten, Bodencredit und Schuldenablösung. (XIV, 449 SS. u. 9 Bl. Tab.) gr. 8. 1888. 12 —
- Im Anhang: Bauernvergantungen und Colonisation. — Ablösg. v. Pachtrenten. — Die Landesculturrentenbank. — Die Communaloblig. — Die Bodencreditanstalt und ihre Beihülfe zur organ. Colonisation des Hokkaido. — Die Ermässigg. der Grundsteuer. — Das System des Mittern-Deckungsfonds in Japan.
- Die Collectivversicherung der Gebäude in Japan. (12 S.) gr. 4. 1878. 1 50
- Dasselbe in engl. Uebersetzung. (33 pag.) gr. 8. 1878. 1 50
- Dasselbe in japanischer Uebersetzung. (47 pag.) 8. 1878. 1 50

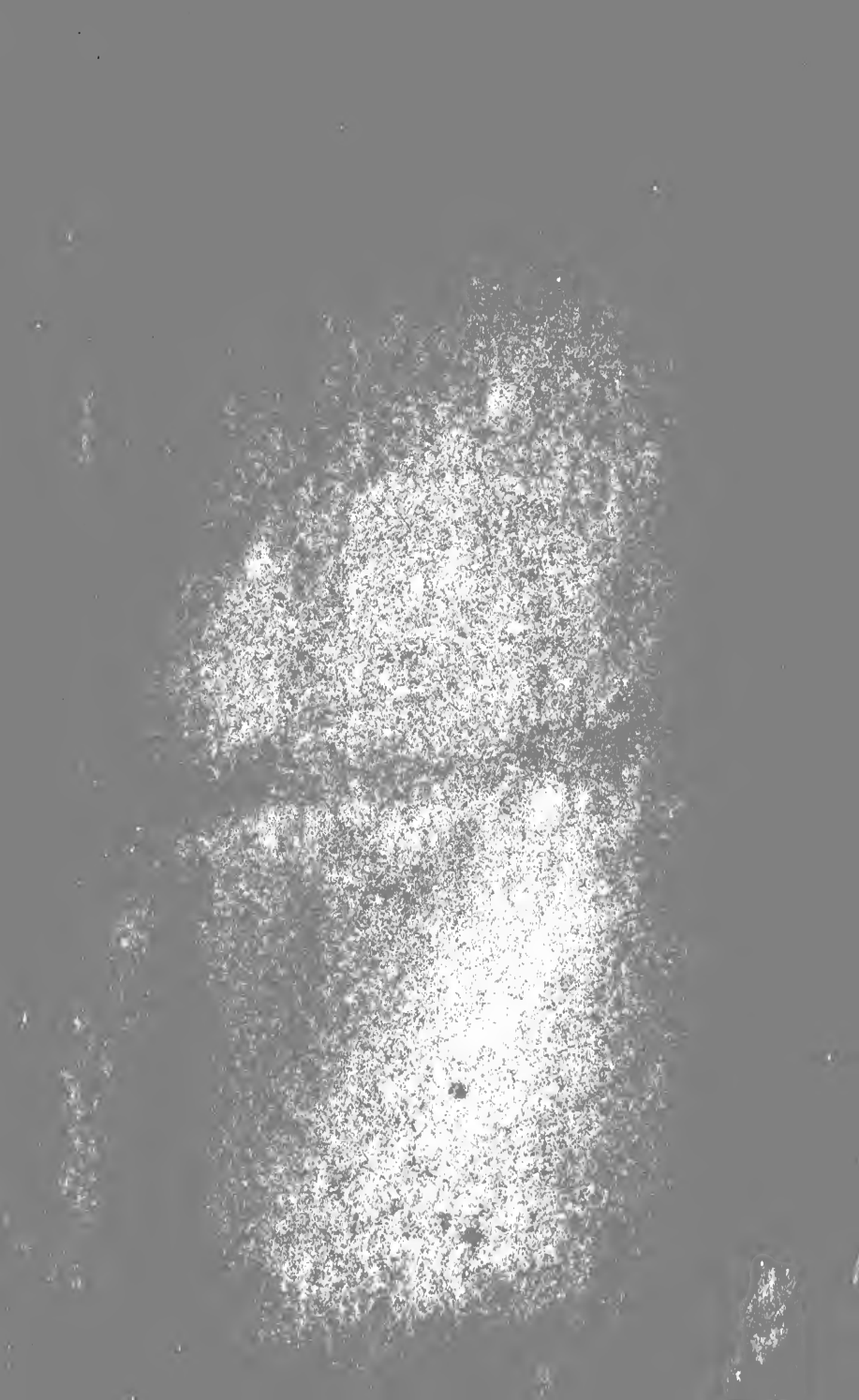
- M. Pf.*
- Mayet, P.** Japanische Bevölkerungsstatistik. Historisch, mit Hinblick auf China, u. kritisch betrachtet. (20 SS.) gr. 4. 1888. 1 50
- **Kioikuka Hike.** Ekitekiyoku Gakko Chokin Ho. Die Post-Schul-Sparkasse. Uebers. v. N. Omura. (300 SS.) 8. Tokyo 1886. Hfz. In japan. Sprache. 3 —
- Die japanische Staatsschuld. Zwei Vorträge. (48 SS.) gr. 4. 1879. 3 —
- Meding, W. F. C. L. v.** Geschichte des im Fürstenthum Lüneburg heimischen altadeligen Geschlechts derer v. Meding. Thl. I (einz.). (XII, 348 SS.) Mit Holzschnitten u. Urkunden. gr. 8. Lpz. 1866. (M 7,50) 4 —
- Meidinger, K.** Ueb. d. Rechte an Kirchenstühlen nach kath. u. prot. KR. (76 SS.) 8. 1891. 1 60
- Mellien.** Die Postverwaltung u. die Wechselproteste. (14 SS.) 8. 1877. — 50
- Morpurgo, E.** Die Statistik und die Socialwissenschaften. A. d. Ital. (VIII, 550 SS.) M. 3 Tfn. u. 1 Karte. gr. 8. Jena 1877. (M 11) 5 —
- Munk, W.** Wesen u. Voraussetzungen der mora creditoris im gemeinen Recht u. im BGB. für das Deutsche Reich. (IX, 72 SS.) gr. 8. 1898. 2 —
- Mutzl, Seb.** Die Lex Baiwariorum als geschichtl. u. sprachl. Urkunde. (13 SS.) 4. Eichstätt 1859. — 60
- Neff, P.** Beiträge z. Lehre von der fraus legi facta in d. Dig. (X, 75 SS.) gr. 8. 1895. 1 60
- Negropontes, M.** Zuständigkeit der Staaten für die auf d. Meere begang. Verbrechen. (VIII, 62 SS.) gr. 8. 1894. 1 60
- Njålsage,** Die, insbesondere in ihren juristischen Bestandtheilen. Ein kritischer Beitrag zur altnordischen Rechts- u. Literaturgeschichte von Karl Lehmann und Hans Schnorr von Carolsfeld. (VIII, 234 SS.) 8. 1883. 6 —
- Organisation communale et centrale de la république.** Gouvernement direct. (IV, 421 pp.) 8. Paris 1851. (4 fr. 50 c.) 2 —
- Oertmann, P.** Die Volkswirtschaftslehre d. Corpus iur. civ. (VI, 154 SS.) 8. 1891. 4 —
- Osenbrüggen, E.** Deutsche Rechtsalterthümer a. d. Schweiz. 3 Hefte. (165 SS.) 8. Zür. 1858—59. (M 4,20) 2 50
- Pecqueur, C.** De la république de Dien. (XII, 320 pp.) pet. in-8. Par. 1844. (2 fr.) — 80
- Pergament, Joseph.** Social problems of the Bar. Lecture delivered on the 13th February, 1905. (32 pp.) 8. (1405.) — 80
- Pergament, M.** Konventionstrafe und Interesse in ihrem Verhältniss zu einander. (XI, 106 SS.) gr. 8. 1896. 3 —
- Prager, Robert.** Die „Ausschreitungen des Buchhandels.“ Antwort auf die Denkschrift des Akademischen Schutzvereins. (IV, 142 SS.) 8. 1903. 1 20
- Das Recht am eigenen Bilde. Bibliotheken, Bibliothekare u. Buchhandel. Die Bibliothek des Börsenvereins. (44 SS.) 8. 1903. 1 —
- Bücher — Menschen — Dinge. Besprochen. (IV, 116 SS.) 8. 1907. 2 —
- Die Organisation des Deutschen Buchhandels. Die Verleger-Erklärung und die Rechtsprechung. Wissenschaft und Buchhandel. (IV, 163 SS.) gr. 8. 1905. 2 —
- Urheberrecht und Buchhandel in sozialistischer Beleuchtung. Kleinhandel, Warenhäuser, Rabatt. Studien. (34 SS.) 8. 1900. — 60
- Das Recht der Handlungsgehilfen nach dem neuen HGB. 2 Votr. (17 SS.) gr. 8. 1898. — 60
- Zum § 38 d. n. HGB. u. zur Buchführung überh. (10 SS.) 8. 1898. — 40
- Warenhäuser u. Buchhandel. Eine Osterbetrachtg. (8 SS.) 8. 1901. — 40
- Preuss, Hugo.** Das Recht d. städt. Schulverwaltung in Preussen. (99 SS.) gr. 8. 1905. 1 50

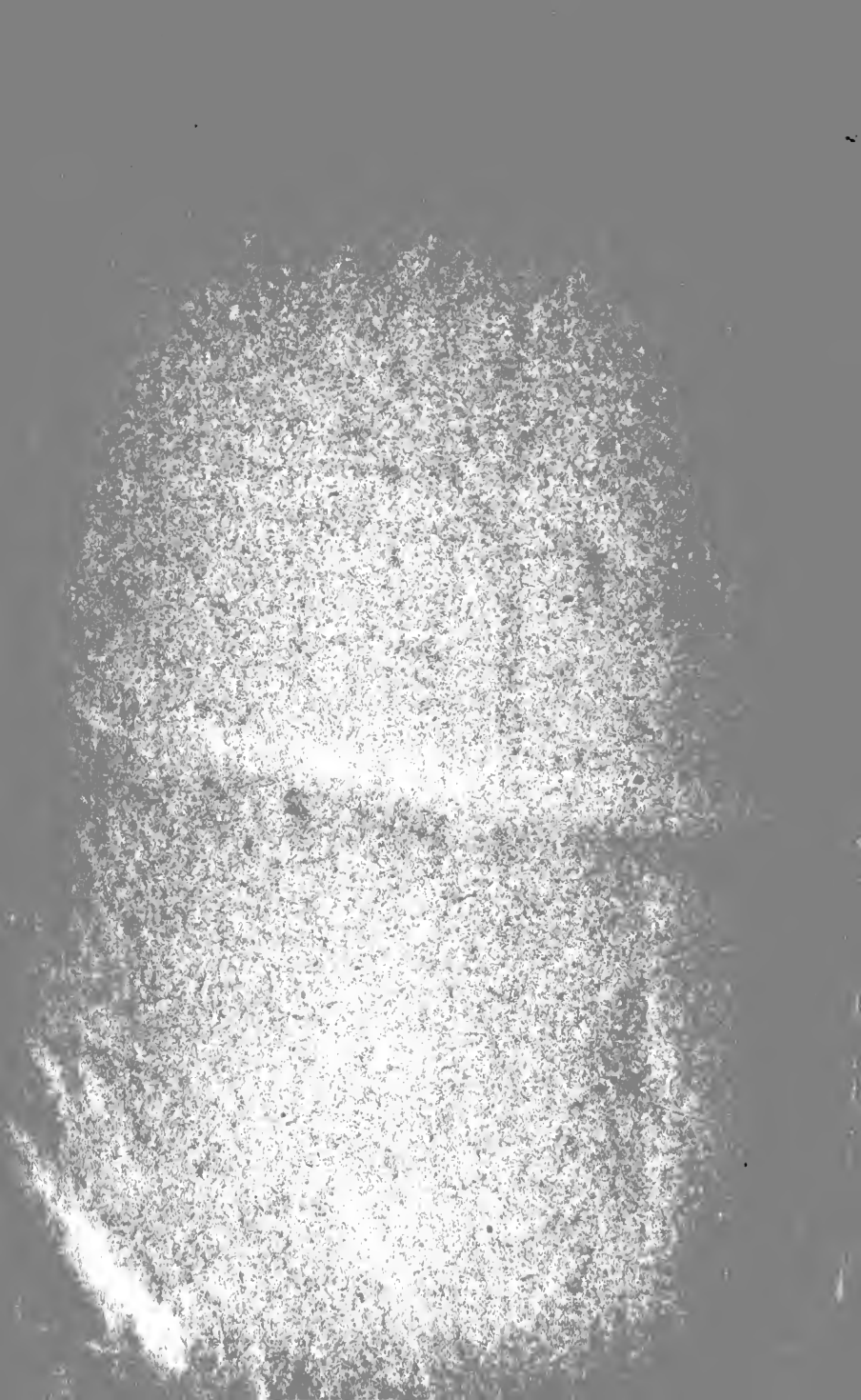
Der Schulkonflikt in Berlin hat weit über die Grenzen der Hauptstadt hinaus Aufmerksamkeit erregt. Deshalb wird die obige Schrift des Verfassers des „städtischen Amtsrechts“, des bekannten Privatdozenten der Rechte und Stadtverordneten nicht nur in Preussen, sondern auch in ganz Deutschland, Interesse finden. Aber auch im Auslande folgt man den Vorgängen mit Spannung, namentlich in der Schweiz, in dem das Thema der **Schulaufsicht**, das die Preuss'sche Schrift an der Hand der Gesetzgebung und der Akten eingehend untersucht und in ganz neuer Weise beleuchtet, gegenwärtig aktuell ist.

- Privatbeamten-Pensionsversicherung.** 3. Fassg. e. Referenten-Entwurfes, bearb. n. d. Beschl. des v. sozialpolit. Ausschusses des österr. AbgH. am 5. V. 1905 eingesetzten Unterausschusses. (32 SS.) 8. 1905. — 25
- Ranke, Leopold von.** Lichtstrahlen aus seinen Werken. Gesammelt und mit einem Lebensabriss herausgegeben von Arthur Winckler. (XXXII, 176 SS.) kl. 8. 1835. eleg. br. M 3; geb. 4 —
- — Dreissig Expl. auf Büttenpapier, auf der Presse numeriert und in Pergamentumschlag. à 10 —
- „Ranke selbst soll eine lebhaftere Freude empfunden haben, als er zu seinem neunzigsten Geburtstage die „Lichtstrahlen“ erhielt. Er schien darin eine Ehre zu erblicken, die bisher nur den grössten Geistern der Nation zu Theil geworden ist. Wir besaßen „Lichtstrahlen“ aus den Werken Goethes und Schillers, Lessings und Kants, aber noch keine aus den Werken eines Historikers. In den zahlreichen Schriften Rankes finden sich wie dazwischen gestreute Perlen tiefe philosophische Betrachtungen über den Menschen und seine Entwicklung, über Religion und Politik, über Staat und Kirche, über Kultur und Sitte, über Staatsformen, über die öffentliche Meinung und die Parteien, kurz über Alles, was im Verlaufe seiner historischen Darstellung einer verallgemeinernden Betrachtung werth erschien. Mit grossem Fleiss und ebenso grosser Liebe hat sich Winckler in das Studium sämtlicher Schriften des Meisters vertieft und die darin befindlichen Stücke von allgemeiner Bedeutung gesammelt und nach ihrer Zusammengehörigkeit geordnet. Wer das Buch besitzt, wird es oft und gern zur Hand nehmen; wo man es auch aufschlägt, überall findet man Gedanken, die zum Nachdenken auffordern. Als Einleitung ist der Lebensabriss Rankes vorangeschickt.“ (Nord und Süd.)
- Rectitudines singularum personarum** n. einer einleit. abhandlung üb. landansiedlung, landbau, gutsherl. und bäuerl. verhältnisse der Angelsachsen. Hrsg. v. H. Leo. (XIV, 252 SS.) 8. Halle 1842. (M 4,50) 2 —
- Rein, W.** Das Privatrecht u. der Civilprocess der Römer von der ältesten Zeit bis auf Justinianus. (XIV, 978 SS.) gr. 8. Lpz. 1858. (M 15) 6 —
- Richelot, H.** Crise du Mont-de-piété de Paris. (68 pp.) gr. 8. Paris 1844. — 60
- Rubo, E. T.** Zur Lehre von der Verleumdung mit besonderer Bezugnahme auf alle gegenwärtig geltenden deutschen StrGB. (VIII, 160 SS.) 8. Berl. 1861. (M 2,25) 1 —
- Sammlung der deutschen Strafgesetzbücher.** Hrsg. v. M. Stenglein. 13 Hfte. cpl. (2497 S.) 8. München 1868. Schreibpapier. (M 19) 4 —
Fast vergriffen.
- Sarrazin, R.** De partu vivo non vitali. (30 S.) 8. Berl. 1870. — 80
- Saxl, Max.** Zur Duplik des Herrn Professor Schücking. Streiflichter. (65 SS.) gr. 8. 1905. 1 50
- Materialien und Gesetz. Eine staatsr. Abhdlg. (76 SS.) gr. 8. 1905. 1 50
- Schüler, H.** Die Liter. oblig. d. ält. röm. Rechts. (VI, 98 SS.) 8. Bresl. 1842. (M 2) 1 50
- Sell, W.** Ueber bedingte Traditionen zugl. als Revision der Lehre von der Wirkung der Bedingung bei Verträgen. (XXIII, 290 S.) 8. Zür. 1839. (M 2,40) 1 —
- Ueber die röm.-rechtl. Aufhebungsart der Oblig. durch concursus duarum causarum lucratio. (XII, 190 S.) 8. Zür. 1839. 1 20
- Senga, Ts.** Gestaltung u. Kritik der heutigen Konsulargerichtsbarkeit in Japan. (VI, 160 SS.) gr. 8. 1897. 4 —
- Simon, C. G.** Etude sur le Compagnonnage et s. qq. autres assoc. d'ouvriers. (VI, 166 pp.) 8. Paris 1853. — 80
- Sismondi, J. C. L. Simonde de.** Neue Grunds. d. polit. Oekonomie. 2 Bde. siehe Bibl. d. VWL. u. GW. Bd. IX. X.
- Sládeček.** Zur Lehre der Pressdelikte. (25 SS.) gr. 8. 1896. — 60
- Smith, Adam.** Unters. üb. d. Wes. u. die Ursachen des Volkswohlst. 4 Bde. siehe Bibl. d. VWL. u. GW. Bd. III—VI.

- Smith, E. Peshine. Handb. d. polit. Oekonomie. siehe Bibl. d. VWL. u. GW. Bd. VII.
- Stölzel, A. Die Lehre von der operis novi nunciatio und dem interdictum quod vi aut clam. (XII, 632 SS.) gr. 8. Cass. 1865. (M 8) 3 —
- Stöpel, F. Betrachtungen üb. d. Handelsbilanz Deutschlands im J. 1873. (2) (89 SS.) 8. Fft. 1875. — 60
- Freihandel u. Schutzzoll. (VIII, 134 SS.) 8. Fft. 1876. (M 1,50) 1 —
- Die Handelskrise in Deutschland. (61 SS.) 8. Fft. 1875. (M 1) — 60
- Die Industrie u. Handelspolit. d. Schweiz. (IV, 84 SS.) 8. Fft. 1876. (M 1,20) — 80
- Landwirthschaft u. Industrie. (IV, 87 SS.) gr. 8. Fft. 1876. (M 1,50) 1 —
- Die fünf Milliarden. Geg. L. Bamberger. (22 S.) gr. 8. Fft. 1873. — 40
- Adam Smith im Lichte d. Geg. (IV, 135 SS.) 8. 1879. (M 2) 1 50
- Storch, H. Handbuch d. Nationalwirthschaftslehre. A. d. Franz. m. Zus. v. K. H. Rau. 3 Bde. (XX, 492 SS.; VIII, 518 SS.; VI, 498 SS. u. Tfn.) 8. Hamb. 1819–20. (M 22,50) 5 —
- Streit, W. Die Heeres-Reorganisation des Augustus. (28 S.) 8. 1876. — 80
- Sturm, A. Recht u. Rechtsquellen. (VIII, 199 SS.) gr. 8. Kassel 1883. (M5) 2 50
- Sudendorf, H. Berengarius Turonensis od. e. Sammlung ihn betr. Briefe hrsg. (XVI, 240 SS.) 8. Hamb. 1850. (M 3,20) 1 50
- Sullivan, E. Schutz für die heim. Industrie. A. d. Engl. v. F. Stöpel. (XII, 96 SS.) 8. Fft. 1876. (M 1,50) — 80
- Temme, J. D. H. Die Lehre von der Tödtung n. Pr. R. (XIV, 242 SS.) 8. Lpz. 1839. (M 3) 1 20
- Thompson, William. Unters. üb. die Grundsätze d. Vert. d. Reichthums zu bes. Beförd. menschl. Glücks. 2 Bde. siehe Bibl. d. VWL. u. GW. Bd. XVII. XVIII.
- Thorsch, O. Materialien z. e. Gesch. d. öst. Staatsschulden vor d. 18. Jahrh. (V, 117 SS.) gr. 8. 1891. 3 —
- Tornauw, N. v. Das moslem. Recht. (XXIV, 258 SS.) gr. 8. Lpz. 1855. (M 7) 4 —
- Totomianz, V. u. E. Toptschjan. Die social-ökonomische Türkei. (VIII, 128 SS.) 8. 1901. 2 —
- Vidal, F. Vivre en travaillant. (324 pp.) 8. Paris 1848. (3 fr. 50 c.) 1 20
- Villegardelle, F. Histoire des idées sociales avant la révol. frç. ou les social. mod. devancés et dépassés par les anc. penseurs et philos. Avec textes à l'appui. (220 pp.) 12. Paris 1846. — 80
- Walther, F. Die Rechtsmittel im Strafverf. n. d. Grunds. des englisch-franz. StrPR. Mit Vorwort v. C. J. A. Mittermaier. 2 Abthlgn. (XXVII, 447 S.) 8. Münch. 1853–55. (M 7,60) 3 —
- Weissenfeld, E. G. Der „geweihte Degen Dann's“. Eine historiographische Darlegung. (16 SS.) 8. 1883. — 50
- Winavert, M. Témoins testamentaires. (20 pp.) gr. 8. 1900. — 60
- Winckler, A. Die deutsche Hansa in Russland. Hrsg. mit Unterstützung des Vereins für Hansische Geschichte. (VI, 153 SS.) 8. 1886. 4 —
- Ziegler, F. V. v. Ueber die Behandlung des Civilrechts in der Gegenwart. (48 SS.) 8. Dessau 1876. — 60
- Denkschrift üb. d. Revision e. Universitäts-Statuts. (48 SS.) 8. eb. 1876. — 60
- Zobkow, M. Die Theilpacht n. röm. u. österr. Recht. (XII, 156 SS.) gr. 8. 1895. 4 —
- Zucker, Al. Ein Beitrag zur Entwicklung e. richt. Rückfallsstatistik. (16 SS.) gr. 8. Wien 1894. — 60
- Keine Berufung in der Schulfrage. (22 SS.) 8. 1895. — 60

Buchdruckerei Hans Adler (Inh.: Puff & Panzig), Greifswald.





HB
161
S655
1905
Bd.1-2

Smith, Adam
Untersuchung über das
Wesen und die Ursachen des
Volkswohlstandes 2. Aufl.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW



39 12 02 03 03 013 6
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C